Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Hundertneununddreißigster Band

36. Jahrgang : 1911 : Oktober – Dezember

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 30 / Traunsteinerstr. 3

Inhalt des 139. Bandes:

Oktober / November / Dezember 1911

Politik, Geschichte und Volkswirtschaft: Seite

Wissenschaft und Reisebeschreibungen:

Seite

Romane, Novellen und Skizzen:

Gedichte:

Literatur, Theater und Musik:

Bildende Kunst:

Musikbeigabe:

Seite

Kunstbeigaben:



Zeichnung von Heinrich Kley.

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G.m.b.H.
Berlin W. 30, Traunsteinerstr. 3

35. Jahrgang. Bd. 139 Heft 439-440.
Erstes und zweites Oktoberheft 1911.

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Oberstleutnant Rogalla von Bieberstein:
Die Ueberschätzung der schwarzen Gefahr

Die Gefahr, welche Deutschland aus den französischerseits bereits eingeleiteten und den ins Auge gefaßten Maßregeln für die Bildung und Verwendung von Negertruppen droht, bildet seit geraumer Zeit den Gegenstand lebhafter Erörterungen in der deutschen Presse. Diese Gefahr wird in erster Linie durch die Bevölkerungszahl der der Rekrutierung Frankreichs in jenen afrikanischen Gebieten zur Verfügung stehenden Eingeborenen, ferner aber auch durch ihre Geeignetheit für den Kriegsdienst und durch die Kriegsleistungen der bisher zu diesem Dienst verwandten, aus ihnen gebildeten, einzelnen Truppenteile begründet. Man weist darauf hin, daß der Rekrutierung Frankreichs schon jetzt im Sudan, Algerien und Tunis 22 Millionen Menschen zur Verfügung stehen, Marokko würde weitere sieben Millionen hinzufügen, damit würde aber der Ueberschuß Deutschlands an Menschenmaterial völlig ausgeglichen sein. Frankreich aber sei das Zeugnis auszustellen, daß es dieses Gut zu Rüstungszwecken wesentlich besser ausnutze als Deutschland. In den Plänen Frankreichs mit seinen afrikanischen Truppen liege für Deutschland zweifellos eine ernste Gefahr, der rechtzeitig vorzubeugen sei. Nun ist jedoch die Organisation und die Kriegsbereitstellung der aus jenen 29 Millionen möglicherweise hervorgehenden Streitkräfte eine ungemein schwierige und bei hoher Dotierung ihrer Cadres, sowie im Kriegsfall auch ihrer Mannschaften, eine voraussichtlich recht kostspielige, namentlich aber ist die rechtzeitige Verwendung ihrer Hauptmasse im Kriegsfall auf dem europäischen Kontinent so gut wie ausgeschlossen. Denn sie ist auf die ungeheueren Gebiete Algiers, Tunis, Französisch-Westafrikas d. h. Senegambiens, das Nigergebiet, Französisch-Guinea, die Elfenbeinküste, Dahomey, Französisch-Kongo, die Somaliküste und künftig nunmehr auch auf Marokko verteilt, so daß in Anbetracht der Schnelligkeit der deutschen Mobil-

machung nicht einmal für die algerischen und tunesischen Streitkräfte und einen Teil der in Marokko etwa zu bildenden Eingeborenentruppen bei plötzlichem Kriegsausbruch auf ein rechtzeitiges Eintreffen zu den ersten großen Entscheidungen an Frankreichs Nordostgrenze zu rechnen ist. Denn diese Truppen sind sämtlich auf den Seetransport nach Frankreich verwiesen, und es stehen ihnen für den Transport zur Küste und zu den Mobilmachungszentren nur die beiden langen Bahnstrecken Tunis—Algier—Oran und Ain—Sefra—Oran und die kurzen von Biskra, Tebessa, Kairouan, Biserta, Gassa-Sfax und von 1915 ab die Senegal-Nigerbahn zur Verfügung. Oberstleutnant Mangin berechnet in seinem Werke: „La force noire", daß nach Maßgabe der von ihm geforderten Ausgestaltung der westafrikanischen Sudan-Truppen im Jahre 1915, wenn die Senegal-Nigerbahn vollendet ist, bis zum sechsten Mobilmachungstage eine Division für Europa zur Verfügung gestellt werden könne, die am 14. Mobilmachungstage in Bordeaux oder Marseille eintreffe. Eine zweite derartige aus Reservisten und Veteranen gebildete Division würde Ende 1914 nicht vor dem vierzigsten Tage, nach voller Entwickelung der Organisation aber gleichzeitig mit der ersten Division in Frankreich sein können. Eine dritte Division aus den Gebieten Dahomey, Mauretanien, Timbuktu, Zinder usw. würde vor Ablauf des zweiten Monats in Frankreich sein. Eine vierte Division, gebildet aus den in die von Frankreich entsandten Cadres aufzunehmenden und dort zu instruierenden Rekruten, würde im vierten Kriegsmonat nach Frankreich oder von Beginn der Mobilmachung ab, nach Algerien zu entsenden sein, um die dortige Division zu verdreifachen, und sie in den Stand zu setzen, eine fünfte und sechste Division nach Frankreich in Transport zu setzen. Oberst Mangin zufolge stehen in Nord-Afrika 32 000 Franzosen (13 000 aus dem Mutterlande, 11 000 algerische, 8000 Angeworbene und Rengagés), ferner 25 000 angeworbene Eingeborene, 10 000 Mann Fremdenlegion, 5000 Mann der Bataillons d'Afrique, in Summa 72 000 Mann. Bei Einführung der obligatorischen Dienstpflicht wie in Tunesien, würde man nach und nach noch 25—30 000 Mann unter den Fahnen, 70—80 000 Mann in der Reserve haben können, die zu 25 000 Mann angeworbenen algerischen Tirailleurs und Spahis hinzukämen. Das 19. französische Armeekorps würde bei Heranziehung der Sudanesentruppen, Mangin zufolge, nach und nach nach

Frankreich zurückgesandt werden können. Ob aber die von den Arabern und Berbern Algiers verachteten Negertruppen des Sudan dem großen französischen Kolonialbesitz, Algier, wenn dort das 19. Armeekorps fehlt, den erforderlichen politischen Halt verleihen würden, muß als fraglich erscheinen. Wenn man die Leistungen der bisherigen afrikanischen Truppen, die der Zuaven und Turkos, in der Türkei und Aegypten, der Krim, in Mexiko und Italien und 1870 bei Weißenburg, Wörth und an der Loire hervorgehoben hat, so ist zu bemerken, daß dieselben keine Neger, sondern Eingeborene Algiers und somit Araber und Berber waren, die Zuaven aber schon seit 1839 und ihren vielen Desertionen zu Abdel Kader nur aus Franzosen rekrutiert, und die Algerier zu den Turkos, den heutigen „Tirailleurs algèriens", versetzt wurden. Die sudanesischen Bataillone Oberst Mangins aber sind eine Negertruppe, und Frankreich entsandte bereits im Frühjahr des Vorjahres ein Bataillon von 800 Senegalschützen nach Algerien an die marokkanische Grenze, und beschloß 1650 Mann in Westafrika einzustellen, und im laufenden Jahre zwei weitere Bataillone nach Algier zu schicken. Bis 1915 sollen dann drei weitere Regimenter folgen, so daß sich dann etwa 10000 Mann in Algier befinden würden. Dem Plan Mangins zufolge würden von 1914 ab außer den erwähnten algerischen Truppen 60000 Mann sudanesischer Truppen für einen Angriffskrieg gegen Deutschland verfügbar gemacht werden können. Sowohl in Algerien wie in Französisch-Südwestafrika würde mit jedem Jahre über 1914 hinaus bis zur vollen Entwickelung der Neuorganisation die Zahl der verfügbaren afrikanischen Truppen noch weiter steigen, und schon in wenigen Jahren für den Kriegsfall in Europa mehrere Armeekorps afrikanischer Truppen verfügbar sein. Daß die in der Ausführung begriffenen und geplaten Maßregeln gegen Deutschland gerichtet sind, darüber herrscht in Frankreich kein Zweifel, und man hofft, durch sie das militärische Gleichgewicht auf dem europäischen Kontinent wiederherzustellen. Allein wir betonen nochmals, daß von den neu zu schaffenden afrikanischen Armeekorps nur diejenigen Truppenteile, welche an oder nahe der Bahn Tunis—Algier—Oran stationiert sind, und auch diese nur für die Kämpfe an der französischen Südostfront, der italienischen, eventuell zurecht kommen könnten, jedoch nicht für die rapiden, gewitterartig erfolgenden, großen Entscheidungen auf der Nordostfront. Eine etwa verborgen bleibende

Mobilmachung dieser Truppen ist beim heutigen Stande des internationalen Nachrichtenwesens ausgeschlossen und die zeitraubende Ein- und Ausschiffung großer Truppenkörper mit ihrem gewaltigen Train ist nicht zu umgehen, von einer etwaigen Störung ihres Transports durch gegnerische Geschwader sehen wir dabei in Anbetracht des den Transport schützenden französischen und eventuell selbst des englischen Mittelmeergeschwaders ganz ab, zumal jene Geschwader der französischen Mittelmeerflotte gegenüber nicht sämtliche Einschiffungsstellen zu sperren vermögen. Jene erwähnten ersten großen Entscheidungen aber sind in der Regel die wichtigsten und maßgebendsten der heutigen Kriege, und überliefern den Unterliegenden meist dem Verhängnis einer, wenn auch hie und da offensiv geführten (Gambetta) allgemeinen, schließlich aber erfolglosen Defensive. Wenn daher hervorragende französische Generale wie Lacroix, Langrois und Bonnal fordern, 15000 Mann schwarzer Truppen müßten zur See — durch das Bündnis mit England ermöglicht — im Bedarfsfall nach Frankreich, nach dessen Ostgrenze gesandt werden, wo sie für die ersten Schlachtentscheidungen unentbehrlich seien, so würden dieselben doch nur zur Verstärkung der in zweiter Linie auftretenden Streitkräfte dienen und kaum an der französisch-italienischen Südostgrenze, falls Italien dort energisch angreift, rechtzeitig eintreffen können. Somit aber kann man auch an dieser Grenze nicht mit Bestimmtheit im wichtigsten Moment auf sie rechnen, und etwa an ihrerStelle Truppen Südfrankreichs nach der Nordostgrenze entsenden. Immerhin würden jene 150 000 Mann, von einigen selbst auf die doppelte Stärke veranschlagt, den Widerstand Frankreichs, ähnlich den Armeen Gambettas, erheblich zu verlängern, und damit politische Chancen zu eröffnen vermögen. Daß das Menschenmaterial der Sudanesen, namentlich das der Senegalneger, sich für den Kriegsdienst physisch und intellektuell vortrefflich eignet, haben die Leistungen der Negerbataillone im amerikanischen Sezessionskriege und einiger in Mexiko, in der Türkei und Aegypten, der Krim, in Italien und Madagaskar bewiesen, jedoch darf man annehmen, daß damals nur Elitematerial zur Verwendung gelangte. Der französische Offizier kann sich jedoch unbedingt auf sie verlassen, die Senegalesen besitzen selbst einen gewissen Nationalstolz, und halten,

wie die Franzosen unter den Weißen, sich für die ersten unter den Negern. An der Möglichkeit der Akklimatisierung der Neger in Algier und selbst in Europa zweifeln in Frankreich nur wenige, zumal die Negertruppenteile der Union in Nordamerika akklimatisiert seien. Man glaubt jedoch, daß sie nur dann Tüchtiges leisten werden, wenn man ihnen ihre nationale Gewohnheit, ihre Weiber und Kinder mit ins Feld zu nehmen, läßt, damit die ersteren dort für ihre Verpflegungs- und andere Bedürfnisse sorgen, das Gepäck und die Patronen tragen und den Schützen zutragen, und wenn man sie nicht in Kasernen, sondern in den ihnen gewohnten Hütten unterbringt. Ein derartiges Lagern aber würde zwar in Algier angängig sein, jedoch auf europäischem Kriegstheater mannigfache Unzuträglichkeiten haben. In Algier, wo sie heute bereits mit drei Bataillonen in Probeversuch sind, sprechen bei einer weiteren Verstärkung bis auf 60 000 Mann und mehr, die nationalen Empfindungen der algerischen Araber gegen sie. Den algerischen Arabern sind die Herrscher, die Franzosen, immer noch innerlich fremd, und sie würden in einer starken, Frankreich blindlings ergebenen Sudanesentruppe nur die Streitmacht erblicken, die dazu bestimmt ist, sie, die Araber, niederzuhalten, und zugleich Frankreich die Möglichkeit zu gewähren, die 32 000 unbestraften Franzosen, welche in Algier im XIX. Armeekorps dienen, nach der Heimat zurückzuziehen, so daß nur die 15 000 Mann der Fremdenlegion und der fünf Disziplinarbataillone in Algier an französischen weißen Truppen zurückblieben, um dort im Verein mit den Negertruppen die französische Herrschaft zu behaupten. So wird denn vorgeschlagen, keine muhamedanischen Sudanesen, sondern nur Fetischanbeter nach Algier zu senden, um dort einer schon in den muhamedanischen Arabern bestehenden muhamedanischen Gefahr vorzubeugen. Ueber die Verwendung schwarzer Truppen in Frankreich spricht sich in der „France militaire“ ein Oberst folgendermaßen aus: „Ich habe die Senegalesen in Friedens- und Kriegszeiten kennen gelernt, [illegible] sind schlechte Schützen und vermögen keine Feuerdisziplin zu [illegible] Europäischen Truppen gegenüber würden sie im Feuerge[illegible]agen. Dagegen wären sie gewissermaßen als Sturmbock beim Angriff für die nachfolgenden Truppen vorzüglich zu verwerten.“ Der Oberst schließt mit der Ansicht, daß der Platz für den sudanesischen Krieger nicht in Europa sei. Ferner wird zugegeben, daß die bisherigen Versuche mit senegalesischen Truppen während des

marokkanischen Feldzuges nicht völlig befriedigt haben. Die beiden bei Casablanka verwandten Negerbataillone haben sich modernen Gefechtsanordnungen trotz ihrer Tapferkeit nicht gewachsen gezeigt, und außerdem wiederholt schwere Ausschreitungen gegen die Bevölkerung begangen. Aus letzterem Grunde besonders hätte man sie wieder zurückschicken müssen. Es würde sich nun erst zeigen, ob das Selbstgefühl und der Fanatismus der Algerier nicht in noch höherem Maße durch die Verwendung dieser barbarischen und verachteten Negertruppen gereizt werden würde. Eine weitere Schwierigkeit aber besteht in der kriegsmäßigen Ausbildung großer Verbände der Negertruppen, der vier Divisionen, die der Plan Mangins ins Auge faßt. Dieselbe würde voraussichtlich in beiden Kontinenten mannigfachen Schwierigkeiten begegnen, da ihre wilden Krieger, wenn auch in starke französische Cadres gestellt, sowohl in Frankreich wie in Algerien bei der Bevölkerung bei zuweilen nicht zu umgehender Unterkunft, Durchmärschen durch Ortschaften und dortigen Requisitionen, starker Abneigung, Widerstand und Händeln begegnen würden. Ferner würden durch deren Ausbildung sich die Unterhaltungskosten beträchtlich steigern. Oberst Mangin berechnet zwar die jährliche Mehrausgabe auf nur 46 Millionen Franken, und zwar in Verbindung mit dem Plan des früheren Deputierten, des heutigen Kriegsministers Messimy, über den Militärdienst der algerischen Eingeborenen. Das würde ihm zufolge Frankreich einen Truppenzuwachs von zusammen 200 000 Mann sichern. Ob jedoch in jener Summe die Kosten für die Ausbildung in großen Verbänden, für die Unterbringung und die verschiedenen Militäretablissements, wie Proviant-, Fourage-, Munitions- und Bekleidungsmagazine, Lazarette und die sonstige hygienische Pflege und für die von anderer Seite in der „Revue de Paris“ für etwa 150 000 Pensionsberechtigte auf rund 26 Millionen berechneten Pensionen sämtlich enthalten sind, erscheint fraglich. Die Organisation der von Oberst Mangin geforderten schwarzen Armee, ohne die vom Kriegsminister ins Auge gefaßte der algerischen Arabertruppe auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht würde zwar, Mangin zufolge, nur eine vermehrte Ausgabe von jährlich höchstens sieben Millionen Franken die ersten Jahre erfordern, und bis ihre vollständige Stärke erreicht wird, d. h. in 12 Jahren, 27 Millionen. Dagegen würde infolge der stetigen Abnahme der Rekrutenzahl in Frankreich auch die Ausgabe für die Armee im

Mutterlande vermindert, und die Ersparnis in diesem Punkte schon in 10 Jahren 70 Millionen betragen.

Aus Paris wird berichtet: Die Begeisterung für das Negerheer, das im Kriegsfalle den Fehlbetrag der französischen Rekrutierung ausfüllen soll, ist bei weitem noch nicht so allgemein, wie es nach den Darstellungen seiner Freunde den Anschein hat. So beruft sich General de Torcy auf seine Erfahrung in den Kolonialkriegen, um die militärische Tüchtigkeit des Negers viel geringer anzuschlagen als Oberst Mangin es getan hat, von dem die erste Anregung zur Bildung eines Negerheeres ausging. Er findet heute die Unterstützung eines anderen kolonialen Fachmannes, des Dr. L. d'Anfreville de la Salle. Dieser behauptet, daß der Geist der Disziplin unter den schwarzen Soldaten der Kolonien nicht im Zunehmen, sondern im Abnehmen begriffen sei, daß die Verwendung schwarzer Truppen in Algerien den Haß der Eingeborenen gegen Frankreich vermehren würde, und sagt dann über die Verwendung der Schwarzen in einem europäischen Kriege: „Ein schwarzes Heer würde nicht viel ausrichten gegen europäische Gegner, die nach der besten heutigen Methode verschanzt und durch Kanonen beschützt werden, die auf mehrere Kilometer treffen. Unsere Schwarzen sind weder Japaner noch Russen. Sie würden nie einen „Hügel 203" oder einen „Putilow-Hügel" mit Sturm nehmen. Sie können nie in Europa den menschlichen Sturmbock bilden, dessen wir früher oder später bedürfen. Wir müssen, wie unsere Vorfahren, selbst den Degen ziehen, wenn die Schlacht richtig geführt werden soll."

Der frühere Kriegsminister General Brun war seinerzeit dem Plan, aus im Sudan- und Senegalgebiet rekrutierten Negerbataillonen ein, sogar zwei Armeekorps zu bilden, die schon im Frieden ganz oder teilweise nach Algerien oder Tunesien verlegt würden, und die dadurch freiwerdenden algerischen Eingeborenentruppen im Kriegsfall auf einen europäischen Kriegsschauplatz zu werfen, ablehnend gegenüber getreten, hatte sich jedoch schließlich auf Andrängen General Langlois und des damaligen Deputierten Messimy bereit finden lassen, einen Versuch mit einem sudanesischen nach Algerien verlegten Bataillon zu machen, dem, wenn es sich dort akklimatisierte, später weitere Bataillone folgen sollten. Er hatte geltend gemacht, daß es noch nicht erwiesen sei, daß sich die Neger an das kühlere und trockenere Klima Algeriens und gar erst Frankreichs gewöhnen

würden, daß die budgetären Schwierigkeiten nicht unterschätzt, und die Größe der franko-negerischen Menschreserve des Sudans nicht überschätzt werden dürften. Hinsichtlich des Kostenpunktes wurde ihm erwidert, daß ein Senegalneger dem Staate im Senegal- oder Sudangebiet jährlich etwa 550 Franken koste, in Algerien und Tunesien 810 Franken kosten würde, während dagegen ein französischer Soldat in Frankreich jährlich 1137 Franken, ein Algerier in Nordafrika sogar 1500 Franken koste. Der Minister machte ferner Vorbehalte zu der an gewisse Bedingungen geknüpften Disziplin der Sudanneger und ihrer gewissen Beschränkungen unterworfenen, strategischen Verwendbarkeit, wie endlich zu ihrer moralischen Bewertung in Anbetracht ihrer Berührung mit dem nordafrikanischen Muhamedanismus. Mit dem erfolgten Eintritt Messimys ins Kriegsamt erwartet man jedoch in weiten Kreisen Frankreichs mit Bestimmtheit, daß schon in den nächsten Jahren alle europäischen Truppen in Nordafrika, mit Ausnahme der Fremdenlegion und der Disziplinarbataillone, durch Neger ersetzt werden, um das immer größer werdende Defizit der Präsenzstärke in Frankreich selbst auszugleichen. Allein es stehen der schließlichen Durchführung des Plans noch mannigfache andere Schwierigkeiten wie die bereits erwähnten gegenüber. Das marokkanische Kontingent der sieben Millionen Marokkaner würde das muhamedanische Element Französisch-Nordafrikas noch verstärken, und im Islam vollzieht sich zurzeit eine vorwärtsstrebende Bewegung, so daß manche annehmen, daß ein durch europäische Truppen nicht in Schranken gehaltenes Ueberhandnehmen des Muhamedanismus in Nordafrika zum Zusammenbruch des dortigen Kolonialreiches führen könne. Die Marokkaner militärisch zu organisieren und gehörig zu bewaffnen (mit Artillerie), sei ein gefährliches Experiment, und die Unterwerfung der großenteils unabhängigen Stämme Marokkos werde auf viele Jahre hinaus eher eine Schwächung der in Europa verfügbaren militärischen Macht Frankreichs mit sich bringen. Frankreich dürfte daher, wenn ihm Marokko politisch zugewiesen werden sollte, bis auf weiteres vollauf mit dieser neuen Kolonie zu tun haben, und seine Pläne hinsichtlich des Negerheeres einschränken müssen. Ueberdies steht es vor der wichtigeren Aufgabe einer gründlichen Reform seiner Seemacht und der Schaffung einer neuen Schlachtschifflotte. Auch seine gewaltigen Mittel sind nicht unerschöpflich und: „qui trop embrasse mal étreint". Ferner herrscht in weiten politischen

Kreisen Frankreichs die Besorgnis, daß eine starke Anzahl, sei es im Kriegsfall oder im Frieden, in Frankreich auftretender Negertruppen leicht ein „Prätorianerheer" ergeben könnte, das, seinen Führern blind ergeben, die Republik zu stürzen vermöchte. Ferner kommt für die geplante Bildung der Negertruppen und der algerischen Eingeborenentruppen der starke Gegensatz in Betracht, der hinsichtlich ihrer Besetzung durch das französische Offizierkorps in diesem selbst besteht. Das Offizierkorps der französischen Kolonialtruppen, das mit Ausnahme Algeriens und Tunesiens, diese Truppen überall in den Kolonien, in Tonkin, Madagaskar und dem Sudan befehligt, beansprucht, als mit Neger- und mit farbigen Truppen vertraut, die Führung der künftigen schwarzen und farbigen Truppen Algeriens und Tunesiens und damit die ihm daraus erwachsenen Vorteile für sich. Dieselben bestehen namentlich auch in einem weit bessern Avancement, so daß es vorkommt, daß ein aus Saint-Cyr in die Kolonialarmee eingetretener Offizier, dessen Kameraden in der Armee des Mutterlandes erst Hauptleute sind, bereits Oberst, ja General ist. Es besteht zwischen der Armee des Mutterlandes und der Kolonialarmee eine unbestreitbare Rivalität; die erstere wacht aber um so eifriger über ihren Rechten auf Nordafrika, als sie nach und nach aus den anderen Kolonien verdrängt wurde, ferner aber auch, da sie seit über einem halben Jahrhundert ihre Aufgabe in Algerien in glänzender Weise gelöst hat, und weil der Dienst daselbst für die höheren Führer und die Cadres aller Waffengattungen eine ausgezeichnete Schule war, und noch ist. Aus den französischen Truppen in Algier und ihren Kämpfen ging eine Reihe der besten französischen Generale der Neuzeit hervor. Wir nennen nur Bugeaud, Lamoricière, Cavaignac, Changarnier, Pélissier, Saint-Arnaud, Bosquet, Randon, Mac-Mahon, Chanzy, Saussier und Gallifet. Für die etwaige Verlegung des XIX. Armeekorps nach Frankreich kommt daher die Bedeutung Algeriens als dessen Kriegsschule sehr in Betracht.

Von besonderem Gewicht für die Lösung der Frage der Negertruppen ist der Inhalt des unlängst vom Senator Gervais dem Senat vorgelegten Berichts über das Kolonialbudget. Ihm zufolge ist der Zweck der bis jetzt in West- und Aequatorialafrika vorhandenen Negertruppen dort der, das Land in friedliche Bahnen zu bringen, unzureichend gesicherte Gebietsteile zu schützen, mit einem

Wort, den ungeheuren Kolonialbesitz in West- und Südafrika zu nutzbringendem Eigentum zu entwickeln. Vorläufig sei man aber noch weit davon entfernt, alles Land mit diesen Truppen besetzt zu haben, und selbst in den besetzten Abschnitten herrsche noch lange nicht überall Ruhe. Schon deshalb allein könne noch von nennenswerten Abgaben oder Entsendungen nach anderen Kolonien oder gar auf europäischen Boden keine Rede sein. Oberst Mangin zufolge stellte Westafrika zu Anfang des Vorjahres 20 000 Mann Negertruppen auf, und zwar in vier senegalesischen Schützenregimentern und fünf desgleichen Bataillonen, mit in Summa 16 Bataillonen, ferner in einer Spahi-Eskadron und einer Schutztruppe den „gardes indigènes", von welch ersteren nur ein Schützenregiment in Madagaskar und zwei Bataillone am Tschadsee stehen, überdies drei Kongo-Schützenbataillone. Da aber die Bevölkerung Französisch-Westafrikas auf 8 300 000 Bewohner, die Französisch-Kongos auf 5—10 Millionen geschätzt wird, und selbst die Senegambiens und des Nigergebiets allein etwa $4^1/_2$ Millionen beträgt, so erschiene es, was die Ziffern betrifft, nicht schwierig, selbst wenn man nur auf das geeigneteste Material, die Neger des Senegal und des Niger, rekrutierte, die zunächst für Nordafrika geforderten neuen 20 000 Mann aufzubringen. Denn die Geschlechtsziffern und die der nichtwehrfähigen Greise und der Kinder dürften am Senegal und Niger annähernd dieselben wie anderwärts sein, und zwar die Hälfte der Bevölkerung aus Männern, die Hälfte aus Frauen bestehen, und von der zwei Millionen Männern ein Viertel Kinder, ein Viertel nicht mehr wehrfähige Männer und Greise sein, so daß noch eine Million Wehrpflichtiger verfügbar sein könnte. Wie groß aber die Zahl ihrer Diensttauglichen sein würde, läßt sich auch nicht annähernd schätzen, und wahrscheinlich beansprucht der, wenn auch leichte Erwerb des Lebensunterhalts in dem weiten Gebiet zahlreiche Kräfte der Diensttauglichen. Senator Gervais bezweifelt aber, ob es möglich sein wird, in Westafrika ein so zahlreiches schwarzes Truppenaufgebot zusammenzubringen. Voraussetzung dafür sei, daß die Rekrutierung auf bisher noch nicht in Anspruch genommene Landstriche ausgedehnt, und nach neuen Grundsätzen geregelt wird. Bisher erfolgt die Anwerbung Freiwilliger, die sich oft und gern stellen, derart, daß sich die französische Behörde mit den Dorfältesten über die Personen und die näheren Bedingungen des freiwilligen Eintrittes

einigt. Das ist jedoch kein System, das auf Zuverlässigkeit Anspruch machen kann, und deshalb in sehr vielen Fällen versagt hat. Statistische Bevölkerungslisten fehlen gänzlich. Allein selbst, wenn sich hinreichender Ersatz für ein über 20 000 Mann starkes Negerkorps finden sollte, ist, Gervais zufolge, damit noch nicht gesagt, daß es für die Verwendung auch nur in Nordafrika brauchbar ist. Denn die senegalesischen Schützen haben in Colomb-Beschuar, im südwestlichen Algerien noch sehr unter Kälte zu leiden gehabt, so daß der neue Versuch in wärmeren Gegenden im Süden der Provinz Konstantine erfolgen soll.

Noch stehen daher der Aufbringung und Formierung eines Negerarmeekorps in Westafrika und seiner Verwendung in Algerien oder Frankreich die mannigfachsten Schwierigkeiten entgegen, und es ist fraglich, ob der neue Versuch mit den senegalesischen Schützen überhaupt glückt, zumal ihre Mannschaften weniger für den Friedensdienst wie vielmehr für Kriegszüge inklinieren, bei denen, wie in Madagaskar, auf Raub und Plünderung zu rechnen ist. Gelingt jedoch der Versuch, und schafft sich Frankreich im Laufe der Zeit eine Negerarmee, und verlegt es sein XIX. Armeekorps und einen Teil seiner algerischen und der Negertruppen nach Europa, um sie im Kriegsfall rechtzeitig zur Hand zu haben, so wäre es für Deutschland bei seiner schnellen Bevölkerungszunahme und seinem Ueberfluß an vom Heeresdienst befreit bleibenden Mindertauglichen und Tauglichen nur eine Geld- und wirtschaftliche Frage, diese Maßregel mit entsprechender Neubildung einheimischer und daher jenen überlegener Streitkräfte zu beantworten. Somit aber hat „die schwarze Gefahr“ auch nicht das mindeste Bedrohliche für Deutschland und höchstens dasjenige, eventuell zu erneuten, gesteigerten Forderungen für das Heer Anlaß zu bieten.

Dr. Kuno Ridderhoff:
Neue Briefe von Sophie von Laroche

Sophie von La Roche! Wer außer denjenigen, die den Werdegang deutschen Geistesleben verfolgen, besitzt heute noch eine eingehende Kenntnis von der Bedeutung dieser Frau? Wohl wissen manche, daß sie die glühend geliebte Braut des jungen Wieland war, daß sie sich der Freundschaft des jungen Goethe rühmen durfte, daß sie die Großmutter von Clemens und Bettina Brentano war; wer aber weiß heute noch, daß der Name Sophiens in der ganzen Kulturwelt des 18. Jahrhunderts einen hellen Klang hatte, nicht nur um des trefflichen Erstlingswerkes willen („Geschichte des Fräuleins von Sternheim"), das Sophie als die erste deutsche Romanschriftstellerin 1771 erscheinen ließ und das in alle Kultur-Sprachen überging, sondern ganz besonders um der belehrenden, erziehlichen Schriften willen, durch die sie zu den Frauen und Mädchen Deutschlands und des Auslandes in das Verhältnis einer mütterlichen Freundin und Beraterin trat.

Diese Frau, die mit dieser führenden geistigen Stellung eine so hohe soziale verband, daß ihre Enkelin Bettina noch 1804 erzählen konnte, es seien „siebzehn Fürstlichkeiten" eines Tages zugleich bei der Großmutter zu Besuch gewesen, verdient wohl, daß ihr Andenken hochgehalten, ihr Name der Vergessenheit entrissen wird. —

Die Briefe, die hier veröffentlicht werden, hat Sophie von La Roche in den Jahren 1791 bis 1796 geschrieben, also in Jahren, in denen dieses reiche, interessante Frauenleben sich seinem Ende zuzuneigen begann, in den Jahren abnehmender Kraft. Sie reichen naturgemäß an Geist und an Lebhaftigkeit der Empfindung, an Energie und Selbstbewußtsein bei weitem nicht an die Briefe heran, die die auf der Höhe ihres Lebens, ihres Glückes, ihres Ruhmes Stehende schrieb. Und doch haben auch diese Briefe der alternden Frau einen eigenen Reiz. Nicht nur lassen sie jene Lebensjahre der



Zeichnung von Heinrich Kley

Verfasserin in einem ganz neuen Lichte erscheinen; es spricht aus ihnen vor allem eine unendliche Mutterliebe, eine Liebe, die trotz aller Tröstungen der Religion, trotz eines nach dem Vorbilde großer Menschen aller Zeiten, nach dem Vorbilde vor allem des eigenen Gatten zu hoher Selbstbeherrschung gefestigten Charakters, doch in immer wieder ausbrechendem Schmerze klagt um den in seiner Jugendblüte dahingerafften Lieblingssohn.

Wenn wir dieses hoffnungsvolle Leben, das die unglückliche Mutter neben dem Grabe des Gatten auf dem stillen Landfriedhofe zu Bürgel bei Offenbach der Erde übergeben mußte, zurückverfolgen, so werden wir in die Jahre zurückgeführt, die Sophie von La Roche stets als ihre glücklichsten betrachtet und gepriesen hat, die Jahre des Aufenthalts auf dem Schlosse Warthausen bei Biberach.

Unter Verzicht auf eine verheißungsvolle Laufbahn war Sophiens Gatte 1761 dorthin seinem Herrn, dem Grafen Friedrich von Stadion, gefolgt. Dieser Mann, den wir zu den bedeutendsten Staatsmännern jener Zeit rechnen müssen, hatte bis zu seinem durch die Klerikalen herbeigeführten Sturze als Großhofmeister, Kanzler und erster Staatsminister am Kurmainzischen Hofe gewirkt. Mit außerordentlicher Sorgfalt hatte er die Erziehung und staatsmännische Ausbildung La Roches geleitet, Erfolge und Ehren waren diesem in seinen arbeitsreichen und verantwortlichen Aemtern im vollen Maße zuteil geworden. Wenn er diese aufgab, um dem Grafen nach dem stillen Warthausen zu folgen, so wissen wir jetzt, daß ihn hierzu nicht nur Dankbarkeit und Anhänglichkeit bewogen, daß es auch die Stimme des Blutes war, die in ihm sprach. Denn wir dürfen jetzt als ziemlich feststehend betrachten, daß La Roche ein natürlicher Sohn Stadions war.

Seit dem 27. Dezember 1753 war La Roche mit Sophie Gutermann von Gutershofen vermählt. Sophie war schon zweimal verlobt gewesen. Das Verlöbnis mit dem Italiener Bianconi, einem Manne, dem sie nach ihrem eigenen Zeugnis reiche geistige Anregung und Belehrung verdankte, hatte sich am Widerstande ihres Vaters gegen den von dem katholischen Bräutigam verlangten Ehepakt zerschlagen. Das liebevolle und zärtliche Verhältnis zu Wieland hatte durch einen „Konkurs der seltsamsten Widerwärtigkeiten", an denen Wielands Mutter nicht ohne Schuld war, sein Ende gefunden. Wer könnte es dem jungen Mädchen, dem das Elternhaus

durch eine Stiefmutter verleidet, dessen Herz mit Leid und Bitterkeit erfüllt war, verdenken, daß es dem Werben des angesehenen Mannes Gehör schenkte, dessen gleichmäßiges, vornehmes Wesen und dessen menschenfreundliches Wirken ein ruhiges, stetes Glück versprachen? Kein Wunder auch, daß sie, die ohne eigentliche Liebe diesen Bund geschlossen und reiches Glück in ihm gefunden hatte, später bei der Verheiratung ihrer Töchter sich durch die günstige Erfahrung ihres eigenen Lebens allzusehr hat leiten lassen.

Sophie schenkte ihrem Gatten acht Kinder, von denen aber drei schon im zartesten Alter starben. Von den fünf überlebenden sind drei in Mainz geboren: 1756 Maximiliane, die „Maxe", das Vorbild zur Lotte in Goethes „Werther", die Mutter von Clemens und Bettina Brentano; 1757 Fritz; 1759 Loulou. Die jüngeren Söhne Karl (1766?) und Franz Wilhelm (April 1768) sind beide in Warthausen geboren. Sämtliche Kinder erhielten ihre Vornamen von Angehörigen der Familie Stadion, so der jüngste Sohn Franz, der uns hier interessiert, von dem jungen Grafen Franz von Stadion.

Was wir über das Leben des jungen La Roche wissen, schöpfen wir fast alles aus den Schriften seiner Mutter, die nach dem Tode des Sohnes ihre literarische Tätigkeit zum großen Teil seinem Andenken geweiht hat. In rührender Liebe stellt sie immer aufs neue sein Bild den Zeitgenossen vor die Augen, und es ist nicht zu leugnen, daß ihre Schriften, die mit dem zunehmenden Alter schon an sich eine abnehmende Gestaltungsfähigkeit zeigen, gerade durch diese stete, oft aufdringliche Trauer etwas Monotones, Ermüdendes bekommen.

Seine ersten Kindheitsjahre verlebte Franz mit seinen Geschwistern und den Kindern des jungen Grafen von Stadion in Warthausen und in Binnigheim, einer württembergischen Besitzung der Familie Stadion. Diese verlor durch den im Oktober 1768 erfolgten Tod des alten Grafen ihr bisheriges Oberhaupt, La Roche seinen treuen, väterlichen Beschützer. Sein Verhältnis zu dem Erben von Warthausen war nicht nur nicht herzlich, es war vielmehr mit der Zeit so unhaltbar, daß er mit Freuden die Gelegenheit ergriff, um wieder in den Staatsdienst zu treten. Zwei geistliche Fürstenhöfe bewarben sich um ihn, Kur-Mainz und Kur-Trier. Er entschied sich für Trier, und so finden wir die Familie seit Ende März 1771 in Thal-Ehrenbreitstein, wo ihr Haus ein Sammelpunkt für Künstler,

Dichter, Gelehrte und Staatsmänner ward. Und wer nicht persönlich erschien, der stand doch brieflich mit der Frau dieses Hauses in Verbindung. So konnte Bretschneider an Nicolai schreiben: „Ich wünsche, daß Sie hier in Koblenz wären und sich hier einen Monat aufhielten. Wer auf einmal die wahren Charaktere der jetzt lebenden Geister in Deutschland durchschauen will, der darf nur die Korrespondenz der Frau von La Roche mit Fleiß und in der Reihe durchlesen."

Welch reiche Fülle von Eindrücken schon damals für das weiche, empfängliche Gemüt des jungen Franz! Daß er eine treffliche Erziehung und guten Unterricht genoß, dafür sorgte der Vater, der gerade für Erziehungs- und Unterrichtsfragen ein ausgeprägtes Interesse hatte. Von 1771—1773 leitete den Unterricht der La Rocheschen Kinder Joseph Schwarz, ein ehemaliger Jesuitenzögling, späterer Schüler Wielands, der ihn seinem Freunde La Roche empfahl. Vielleicht hat auch Franz schon an dem Unterricht des offenbar tüchtigen Lehrers bescheidenen Anteil genommen. Neben einem gründlichen Unterricht in den Sprachen, Geschichte, Religion, Philosophie und den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern sorgte La Roche, der selbst eine große Vorliebe für die Kunst besaß, für Zeichenunterricht und Pflege aller künstlerischen Gaben und Neigungen. Schmerzlich kann daher Sophie von La Roche dem toten Sohne nachrufen [1]: „Ach! die Flöte, das Klavier meines Franz schweigen auch; seine Reisfeder, und das artige Talent niedliche Verse zu dichten, schlafen mit ihm."

In seinem sechsten Jahre besuchte der schöne [2]) Knabe mit seinen Eltern die ihnen befreundete Familie von Stein in Nassau, wo, wie die Mutter mit verzeihlichem Stolz erzählt [3]), „Lavater durch seinen Maler ihn zeichnen ließ, da er in dem holden, sechs Jahre alten Knaben die Blüte jeder Kenntnis der Tugend keimen sah."

Aus demselben Lebensjahre übermittelt uns die Mutter auch einen für die religiöse Anschauung des Knaben bezeichnenden Ausspruch. Sie erzählt [4]), daß er „bey einem Bilde vom Götzendienst in Picards Darstellung aller Gottesverehrungen trauerte. Weil die

[1]) Erinnerungen aus meiner dritten Schweizreise. Offenbach 1793. S. 497.
[2]) A. a. O. S. 53.
[3]) Liebe-Hütten, Leipzig 1803 und 1804. II, 164.
[4]) a. a. O. II, 185—186, 328.

Menschen so schön und gesund aussahen, Bäume und eine fruchtbare Gegend um sich hatten, die Sonne ihnen leuchtete, alles, selbst Sandkörnchen und die Keime von Gras sehen konnten, und von dem wohlthätigen Urheber so falsche, häßliche und grausame Ideen hatten."

Jäh brach in diese schöne, glückliche Kindheit das Unglück herein. Nach jahrelangen, stillen, emsigen Bemühungen gelang es den Klerikalen am Trierer Hofe, den freigeistigen Minister, der durch seine „Mönchsbriefe" ihren grimmigen Haß sich zugezogen hatte, zu stürzen. Im September 1780 erhielt La Roche von seinem Fürsten den Abschied. Er zog sich mit seinem Freunde, dem Minister von Hohenfeld, der ihm zu Liebe gleichfalls seinen Abschied nahm, nach Speier zurück, wo die Familie La Roche in Hohenfelds Domherrnhof ihren Wohnsitz aufschlug. Hier war es, wo der preußische Minister von Heinitz dem gestürzten Kanzler seine Hilfe anbot und den zweitjüngsten Sohn Karl in das Bergfach übernahm, in dem dieser bald zu der Eltern Freude zum Bergrat emporstieg. Hier erhielt Franz seine weitere sorgfältige Erziehung, in der wieder der Zeichenunterricht nicht fehlte, den ihm ein Lehrer namens Ruland erteilte. Vermutlich fällt in diese Zeit auch der mathematische Unterricht, den er bei Professor Wucherer genoß.[1])

Von Speier aus begleitete der sechzehnjährige Jüngling die Mutter auf einer Reise in die Schweiz, 1784.[2]) Mit inniger Freude bemerkte Sophie von La Roche den tiefen Eindruck, den die Majestät des Gebirges auf ihn machte, namentlich bei der Besteigung des Montblanc, die sie als erste deutsche Frau unternahm, und sie versäumt nicht zu berichten, wie der Sohn die erworbene Fähigkeit im Zeichnen zur Anfertigung von Skizzen verwandte.

Den Rückweg nahm Sophie über Kolmar, und hier übergab sie ihren Franz dem befreundeten Pfeffel zu weiterer Ausbildung. In ihrem „Tagebuch"[3]) entwirft sie eine sehr anschauliche Schilderung von Pfeffels Erziehungsinstitut, in dem Hofrat Kerße, Hofrat Lerse, Professor Wild und andere Lehrer dem Gründer und Leiter

[1]) Erinnerungen aus meiner 3. Schweizerreise. S. 5. Liebe-Hütten I, 9; II, 41, 390.

[2]) Tagebuch einer Reise durch die Schweiz, von der Verfasserin von Rosaliens Briefen. Altenburg 1787.

[3]) a. a. O. S. 404 f.

zur Seite standen. Wie Sophie erzählt,[1]) sagte sie zu Franz, ehe sie ihn Pfeffel übergab: „Lieber Franz! nun trittst du aus meinen Augen unter die leitende Hand eines ehrwürdigen Mannes. Herr Pfeffel wird mich nach deinem Charakter und deinen Neigungen fragen; was willst du, daß ich ihm antworte, denn ich will nicht mehr versprechen, als du halten willst." Er faßte meine beiden Hände, und herzlich mit seinem wahren offenen Gesichte sagte er: „Liebe Mama, sagen Sie nicht zu viel Vorteilhaftes von mir, nur daß mein Herz gut ist, und daß ich die Begierde habe, ein geschickter, rechtschaffener Mann zu werden." Als ein weiteres Zeugnis für des Sohnes trefflichen Charakter und seine frühe Selbstbeherrschung berichtet die Mutter an einer anderen Stelle[2]) eine Aeußerung von ihm· „Nie mehr soll ein witziger Gedanke über meine Lippen kommen, der irgend jemand schaden könnte," und fügt hinzu: „Hofrat Lerse sagte auch: Hundertmal sah ich bey Fehlern, die er bemerkte, Witz und lebhaften Tadel in seinem Auge, auf seiner Stirn und in seiner Miene, aber nie sprach er ihn aus."

Im Jahre 1786 siedelte La Roche mit Gattin und Sohn nach Offenbach über, und bald darauf finden wir den Jüngling in Marburg, wo er unter Jung-Stilling die Forstwissenschaft studierte. Nach dem im Jahre 1788 erfolgten Tode des Vaters fand er an dem Landgrafen von Hessen einen gütigen Gönner und Förderer, der seine Gunst mit den Worten begründete: „Ich bin überzeugt, daß Ihr verehrungswürdiger Vater einen geschickten und rechtschaffenen Mann in Ihnen erzog."

In Darmstadt hat Franz infolgedessen seine forstmännische Ausbildung vervollständigt. Vielleicht gehört aus der Reihe der Lehrer, die Sophie gelegentlich aufzählt [3]): „Wucherer, Pfeffel, Lerse, Wild, Luce, Jung, Mönch, Busch, von Zanthier, von Landwust, von Hagen", der eine oder der andere nach Darmstadt; mit Bestimmtheit lernen wir als Franzens Vorgesetzte und Lehrer die „Vorgesetzten des Oberforstamtes in Darmstadt", den Oberjägermeister von Baumbach und den Forstmeister Gerlingshausen, kennen. Ihnen

---

[1]) a. a. O. S. 413.

[2]) Liebe-Hütten II, 147.

[3]) Erinnerungen aus meiner 3. Schweizerreise, S. 88.

ruft die La Roche zu[1]): „Haben Sie Dank für die letzte wahre Freude, welche ich genoß, als Sie wenige Wochen vor dem gewiß unerwarteten Tod des geliebten jungen Mannes, mir mündlich so viel Gutes von seiner Wissenschaft, Diensteifer und Sitten sagten: Dank sey Ihnen für das glückliche Gefühl der treuen Mutter, mit welchem ich ihn für dieses Zeugniß segnete. Dank sey Ihnen für den wehmuthvollen Trost, den Ihre Briefe über den Verlust meines Franz mir gaben, da Sie ihn, als einen edlen, Ihrer Liebe würdigen Pflegsohn betrauerten, und seinem Andenken das Zeugniß gaben: daß Sie ihn als künftigen, nützlichen, rechtschaffenen Nachfolger ansahen."

Außer diesen Männern stand Franz dem Geheimrat Petersen in Darmstadt nahe.[2])

Eifrig ist der junge Forstmann damals in und außer seinem Beruf auf der Bergstraße gewandert, deren Schönheiten er nicht genug bewundern konnte.[3])

1790 hielt er sich in Stolberg-Wernigerode auf, um die Forstwissenschaft noch weiter praktisch zu studieren.

Dort hatte der berühmte Forstmann Hans Dietrich von Zanthier den Forstbetrieb auf ganz neuen Grundlagen aufgebaut, eine große Zahl Schüler um sich gesammelt, ja sogar eine forstliche Meisterschule eingerichtet. Wenn diese auch nach dem Tode ihres Gründers (1778) wieder eingegangen war, so war doch das Werk Zanthiers im übrigen erhalten geblieben. Der junge La Roche hat dort fleißig zugelernt, so daß seine Vorgesetzten mit ihm zufrieden waren Mit Stolz berichtet die Mutter[4]): „Es schrieb mir die Gräfinn Anna (von Stolberg) auf Befehl ihrer Frau Mutter, einen Glückwunsch wegen dem guten Zeugniß des Fleißes und der Kenntnisse, welches mein Sohn von den Forstbeamten erhielt." Dort fand wahrscheinlich Franz auch die junge, geliebte Braut, Henriette von Bültzingslöwen.

Als der Jagdjunker und Oberforstamtsassessor nach Darmstadt zurückkehrte, konnte er frohgemut in die Zukunft blicken. Eine gesicherte, glänzende Laufbahn lag vor ihm. Wie das einer der bei-

---

[1]) a. a. O. S. 87—88.

[2]) Liebe-Hütten II, 41.

[3]) a. a. O. II, 405, 409.

[4]) Erinnerungen aus meiner 3. Schweizerreise. S. 92.

gefügten Briefe zeigt, stand seine Ernennung zum Oberforstmeister bevor. Er entwarf bereits Reise-Pläne; nach Holland und England stand sein Sinn.[1]) Da vernichtete das Schicksal alle diese Hoffnungen. „Auf einer kleinen Reise, die er aus Eifer für seine Pflichten übereilte," auf der er, „um bald wieder bei seinem Amt zu seyn, sich übertrieben und erhitzt hatte"[2]), holte sich Franz den Keim zu einer tödlichen Krankheit. Die Mutter erzählt[3]): „Mein theurer, edler Franz war 8 Tage lang krank, sah ihn kommen den Tod, hatte fürchterliche Leibschmerzen, mit Engels Geduld getragen. Es war kindliche Liebe für mich, wenn er bei dem Eintritt in das Zimmer mir entgegenlächelte, wenn er allerlei Veranstaltungen machte, durch die ich abgehalten wurde, immer um ihn zu seyn, damit ich ihn nicht so oft im Kampfe mit seinem Schmerz sehen sollte." Am 11. September 1791 verschied Franz.

Dem Toten widmet die Mutter unter vielen anderen Liebesworten folgenden Nachruf[4]): „Mein Franz! Tugend leitete dein ganzes Leben, es war billig, es war natürlich, daß sie dich an die Pforte des Todes brachte. Gott lohne dich, daß du so treu der Tugend folgtest, daß du 23 Jahre hindurch, deinen verehrungswürdigen Vater und mich durch deine Folgsamkeit, deine Wahrheitsliebe, deinen Fleiß, und deine Herzensgüte, zu den glücklichsten Eltern machtest, alle Hoffnungen erfülltest, die wir von deinem Geist, und deinem Herzen gefaßt hatten — Seegen ruhe auf deinem Andenken, weil du den Beweiß gegeben: daß Heiterkeit der Seele, Güte, Tugend, große nützliche Kenntnisse, und angenehme Talente, in der Blüte des Lebens vereint seyn können."

Wenn auch alle diese angeführten Aeußerungen, die die Mutterliebe diktiert hat, selbstverständlich nicht als unbefangene Zeugnisse gewertet werden können, so dürften sie uns doch immerhin zu dem Urteile berechtigen, daß mit Franz von La Roche ein trefflicher und tüchtiger Mensch dahingegangen ist, der seiner Eltern wohl würdig war.

* * *

1) Liebe-Hütten I, 31—32.
2) Erinnerungen aus meiner 3. Schweizerreise. S. 38, 24.
3) a. a. O. S. 8.
4) a. a. O. S. 25.

offenbach im mai 1792

Mein Schäzbares Fräulein von Zanthier, entschuldigt gewiß Ihre alte Freundinn, daß sie Ihnen nicht so gleich nach ihrer ankunft in dießem Trauer Hauße schrieb: Die Reiße war so übereilt daß schon diese mich angriff, und nachdem wurde mein Herz durch die rükerinnerung zusamen gepreßt, so das ein Nerven Fieber daraus entstund, welches mir drey wochen lang alles schreiben und leßen verbot nun bin aber wohl genug, um Ihnen für Ihren mir so werthen Brief zu danken, und auch Ihnen die vollkomne Herstellung Ihrer gesundheit zu wünschen — so wie Sie würdige Freundinn meines ewig geliebten Franz mir eine beruhigte Seele wünschen: ach Charlotte! wie vieles denken und reden habe ich nötig mit mir vorzunehmen, um dießе gemüths ruhe festzuhalten — und meinem Herzen zu entgehen:

Der Zufall wolte das gerad der erste Brief den mir meine Tochter Brentano schikte von der lieben Henriette war — und gewiß, das holde liebe geschöpf erhielt einen antheil meiner Thränen denn ich hörte beynah noch die stimme meines Engels Franz mit welcher Er noch eine Stunde vor seinem Tod, mit mir von ihr sprach — — und mit den letzten Thränen seines schönen augs — ach jette jette sagte — möge sie geliebt und glüklich werden wie mein Herz wünscht. Sagen Sie mir einmal liebe Charlotte — ob Henriette etwas von meinen Schriften besitzt — denn ich habe eigenliebe genug zu denken, daß sie alles lieben wird was von der mutter des tugendhaften Franz la Roche komt ich hatte ihr als seiner Braut ein Souvenir bestimmt und dieß muß sie noch anehmen aber ich würde dieß was sie von meinen schreibereyen wünschte nebst Franzens Portrait dazu legen — so bald Sie mich werden unterichtet haben — Sagen Sie mir auch den nächsten und sichersten weg, zu Henriettens und Ihrem kleinen paquet — Nun komt im July mein Carl zu mir, und führt mir eine Schwiegertochter zu — **Friederike von Stein** aus dem Hauß Milsiz[1]): dießer Sohn Carl wird allen meinen jammer durch den seinen erneuren denn die Brüder liebten sich so innig war einer des andern so werth: wie weit bin ich entfernt — edle liebe C. übel zu nehmen daß Sie so zärtlich von einem Ihrer Brüder schrieben ich freute mich darüber: Gott Seegen dem edlen jungen Mann — und schenke ihm die Jahre, die ich gern meinem Franz zugemessen hätte, wenn es die vorsicht gut gefunden — leid ist mir gute Charlotte — daß ich selbst die Silhouette deß verewigten Franz nicht so habe wie

[1]) Vgl. über Carl von Laroche, seine Ehe mit Friederike von Stein-Milsitz, sowie über deren Familie und Heimat: Sophie von La Roche, Schattenrisse abgeschiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck im Jahre 1799. Leipzig 1800. S. 108, 131, 135 f, 223. Erinnerungen aus meiner 3. Schweizerreise, S. 433.

Sie die von Ihrem würdigen Bruder — sonst solten Sie sie gleich erhalten:

Kommen keine Ihrer Bekanten mit der gesandschaft nach Frankfort? schiken Sie mir welche zu, ich bitte Sie, und lassen Sie mich grüßen — — wie gerne möchte ich die Zeit bestimmen können wo ich Sie und meine gewiß immer geliebte Tochter Henriette sehen u. sprechen will aber ich kann es erst, wenn alles mit meinem Carl berichtigt, und in ordnung seyn wird. wie vieles kann man über die moralische Hefe sagen, die über das ende dieses Jahrhunderts ergossen scheint und in verbrechen aller art ausgährt, wie in Frankreich, doch wird wohl dießer Sommer, die ruhe in dießer zerütteten monarchie etwas herstellen wenn östreichs waffen sieghaft bleiben wie bißher Leopold hat wenige Stunden vor seinem Tod [1]) — einem vertrauten gesagt — Er glau-
be bey seiner Krönung in prag — gift bekommen zu haben,
denn von dort an war seine gesundheit geschwächt —

unerforschlich sind die rathschlüsse des Himmels — der gute neue Kayser Franz wurde letzt gewarnt — sich bey vorkommenden Feuer brünsten in wien, oder großen volks Haufen nicht mehr so oft zu wagen denn man würde ihn einmal bey einer solchen gelegenheit ermorden — u. der Tod des Königs von Schweden [2]), giebt diesem Brief ein fürchterlich gewicht. ach Charlotte! was werden die menschen —

was thun sie? wenn sie Gottes vergessen — Ist gräfinn anna Stollberg [3]) auch mit nach Schleßien? versichern Sie doch dieße ganze Familie meiner verehrung Dank sey Ihnen Schäzbare Freundinn für den Zuruf weine nicht! beten Sie für mich — wünschen Sie mir das ich meine Tochter Henriette die erwälte meines Franz — und Sie seine so verehrte Freundinn bald sehen, bald

---

[1]) Leopold II. gest. 1. März 1792. Vgl. Erinnerungen aus meiner dritten Schweizerreise. S. 367—368.

[2]) Gustav III. von Schweden, gest. 29. März 1792 als Opfer einer Adelsverschwörung. Vgl. Erinnerungen aus meiner dritten Schweizerreise, S. 262, 445, 494.

[3]) Vgl. das in der Einleitung zu diesen Briefen über Franzens Aufenthalt in Wernigerode Gesagte. Zu den Erinerungen aus meiner dritten Schweizerreise, S. 92, schreibt „die würdige Gräfinn Anna von Stollberg-Wernigerode" an Sophie von La Roche:

„Wiedersehen sey mir geseegnet!
Entzückungsvolles Wiedersehn —
Wenn unser Freund uns dort begegnet
Und Engel liebend um ihn stehn."

umarmen könne. erhalten Sie mir immer die gesinungen der Freundschaft, und liebe die Sie mir schenkten — und nehmen meine zärtliche Hochachtung für Sie, immer gerne an

Ihre ergebene Freundinn

v. la Roche.

vergeben Sie mir den
einschluß u. geben mir die
nächste adresse an Henriette

*

offenbach im 8br 1792

die würdige Freundinn von Franz la Roche, muß seiner Mutter verzeyhen — das Sie so nicht schriebe selbst ihre anstalt von den zwey monat unterbrach — thun Sie es theure edle Charlotte! und helfen Sie sorgen das auch meine geliebte Henriette ihrer Mutter verzeyht — denn die gute beste hat eben so viele ursache zu klagen, als ich erkenne daß Sie haben:

o wie viel meine theure Freundinn! ist indessen durch meine Seele gegangen — würde ich auch nur an die erscheinung meines Carls mit seiner Frau denken — was für idéen wurden mir dadurch zurük gerufen — wie viel Thränen verbarg ich wenn ich Franz und Henriette dachte ——— ach Charlotte! ich muß, ja ich muß einmal Henriette an meine Brust drüken, muß einige Zeit mit ihr Leben — ja ich habe schon die idée gefaßt — Sie, wenn Gott noch bey meinem Leben ihre Frau Mutter nähme, und Henriette nicht mit einem würdigen gemahl Glüklich wäre — zu mir zu bitten so lang sie sich gefallen wolte — doch ich sehe Sie Charlotte und meine Henriette früher, wenn es der vorsehung gefällt unßerm Teutschland Friede zu geben:

meine erstere unteredungen mit meinem Sohn Carl, waren in der That zerreissend, da mir die seelige Tage in erinnerung kamen wo ich die beyden schäzbaren Brüder aufblühen, wachsen, in Tugend u. Geist weteifern sah, mich so glüklich fühlte in ihrem verdienst und ihrer Liebe unter sich und für mich ———

Ein höchst rührender Theil unßerer unterhaltung entstund bey dem ersten Anblik des über allen ausdruk ähnlichen Portrait seines Bruders Franz — Carl war äußerst erschüttert — aber nachher als ich ihm sagte es sey das für Henriette bestimte Bild — so bat er mich es ihr ja nicht zu schiken ehender einen Kupferstich, welches nicht so eindringend seyn würde — — nun habe ich immer auf den Kupferstich gewartet — weil ich meine schreibereyen, und das Beste das aus meiner Seele kam — meinen Franz zugleich

an Henriette schiken wolte meine Luiße[1]) ist mit einer Freundinn nach maynz wo sie noch ist — und ich arbeite an endigung meiner lezten schweizer Reiße — Sagen Sie mir, wer hat recht ich — die Henrietten das Bild schiken will, um ihre Seele vom quälenden Sehnen zu befreyen — oder mein Carl um ihrem schmerz die nahrung des lebendigen Andenkens zu nehmen — Sie kennen die edle liebe Henriette besser als ich — u. können mir schreiben was besser ist denn in dießem paquet erhalten auch Sie, die Zeichnung die Sie mit so viel güte auf nehmen wollen, aber mein Franz verdient von Charlotte Zanthier die er verehrte in allem geschäzt zu seyn.

Henriette soll ein francösisch Dictionaire bey meinen Büchern finden — haben Sie Dank Liebe! das Sie mir anlaß gaben, dem theuren Mädgen ein vergnügen zu machen ich freue mich das sie noch nichts von meinen vielen schreiben hat als Miß Lony[2]) die gewiß durch Franz in ihre Hände kam — habe ich Ihnen gesagt das Franz ursach war, das ich bey der Composition der Lony sie sterben ließ — ich gab ihm die Hälfte zu leßen und bat ihn mir seine empfindungen zu sagen! er lobte es, und Lony intereßirte ihn sehr — Soll ich sie verheurathen oder sterben lassen?

ach mama! es ist schade — geben Sie mir aber die Bläter noch einmal biß morgen nun bringt er sie mir: Es ist mir leid um Lony — sagte er

aber lassen Sie sie sterben — was soll ein solches Herz auf Erden und dann wird es intereßanter[3]) —— ich muß hier aufhören es kommen zu viel erinnerungen nach —

ich umarme Sie edle Liebe! Gott gebe Ihnen wohlseyn ich will in Zukunft nicht mehr saumseelig seyn!

einschluß an meine Herzens Tochter — Henriette —

antworten Sie mir bald wegen dem Portrait — und sagen mir auch, ob die edle Stolbergs wieder aus Schleßien zurük sind —

O Charlotte! die göttliche vorsehung hat eine änderung mit unserm Europa beschlossen — denn warum scheinen die großen alle verblendet Leßen Sie Hallers Gedicht über die Ehre — Sie finden viel wahrheit mich belehrt die geschichte verfloßener jahrhunderte, über die auftritte in dießem — aber mich dünkt auch eine moralische Hefe über diesen lezten Theil ausgegossen zu seyn — welche überall alles schlime gähren macht

---

[1]) Sophiens Tochter Loulou. Sie war seit 1797 mit dem kurtrierischen Hofrat Möhn verheiratet gewesen, lebte seit dem Tode ihres Mannes bei ihrer Mutter. Eine spätere Ehe mit einem russischen General von Hessen war ebenso unglücklich wie die erste.

[2]) Geschichte von Miß Lony und der schöne Bund. Gotha 1789.

[3]) Vgl. die ähnliche Erzählung: Liebe-Hütten II, 53.

das gute wird folgen so wie es die allmacht bestimte —
adieu Schäzbare Liebe Freundinn meines entschlafnen Engels Franz

Gott Seegne Sie wie ich wünsche Ihre ergebene

La Roche

offenbach den 30 Jully 1793

Kann — will die edle gütige Charlotte von Zanthier mir vergeben das ich ihr so lang nicht schriebe — so lang nicht das Bild schikte so ich versprach — aber liebe! ich hatte meine Seele durch die Leiden meiner Schwester [1]) gepreßt die langsam an einem Krebschaden dahin starb — u. dann hatte ich das original des allegorischen Bildes dem Kupferstecher gegeben, der es für meine dritte Schweizerreiße fertig machen solte, und ich bekam es noch nicht zurük ——— wollen Sie Theure edle Freundinn! dieß als entschuldigung gelten lassen — mir wieder ganz gut seyn? so werde ich Ihnen danken —— zugleich wünsche ich daß Sie mir sagen in welcher Gelegenheit eine Ihrer Reißen Sie in die nähe von Frankfort bringen würde — mein Lieber Franz sagte mir einmal davon mich dünkt es würde mir so süß seyn, Sie dort abzuholen und einige Tage bey mir zu haben ——— von Franz und Henriette zu sprechen — — sie wird Ihnen geschrieben haben die gute Henriette das ich ihr Bücher und Franzens Portrait schikte — ach Charlotte! dießes Bild kam gerad um die Zeit nach Haynrode da man mir von Darmstadt schriebe —

O Freundinn! lebte unßer verewigter Franz noch — so hätten Sie in dießem Brief das decret zu der oberforstmeister Stelle zu Battenberg für ihn gefunden — Charlotte! ich weiß Er ist bey gott glüklicher — aber das Bild der einst so schön vor mir stehenden Hofnung schwebte um mich — das ich nun meine absicht ausgeführt hätte — in dießem Fall um Franz und Henriette zu erleichtern, mit meubles und Silber und Büchern zu ihnen auf das Forstamt gezogen wäre — — — — — —

Süsser schöner Traum meines lebens! in unendlichen schmerz aufgelößt ——— aber wir werden uns wieder sehen! Gottlob. indessen sah ich einen Bruder von Henrietten — Ein intereßanter mann der mir mit seiner Liebe für wehmuths volle Freude gab — u. aber meinen Kummer bey jedem Canonen schuss vermehrte — denn ich hörte in meinem Hauß u. garten, jeden wiederhall davon, und dachte dann — ach wie viele Söhne guter Mütter fallen nun in dießem augenblik zu Boden — vielleicht viele in dem alter

[1]) Gemeint ist wohl Sophiens Schwester Katharina (meist Cateau genannt). Sie war mit dem Bürgermeister von Biberach, von Hillern vermählt, seit 1765 verwitwet. In ihren „Schattenrissen", 1799, S. 388, spricht Sophie von ihr als ihrer „wie lang verstorbenen Schwester von Hillern."

meines Franz —— und ich weyhte dießen Müttern, und mir noch Thränen ach Charlotte! das glük dießer Erde ist noch mehr Stükwerk als unßer wissen es in der Zeit des apostels seyn konte ——— möchten nur die Begebenheiten der welt nicht beweißen, das unßere Menschen Tugenden auch nur Stükwerk sind —— also würde man sagen können — ist es gerecht, das es mit dem glük eben so ist.

adieu Liebe! Früher als ich wolte aber der augenblik, komt Lavater in meine Stube — adieu u. Zärtlicher Seegen auf die Tage von Charlotte Zanthier von

Sophie la Roche.

*

offenbach den 20. Jenner 1795—

Theures edles Fräulein von Zanthier! ich binn in dem Fall eine Tugendhafte Hand zu suchen, welche sich gerne mit mir vereinte, um einen sehr rechtschafenen jungen Freund meines verewigten Franz durch eine fürsprache zu unterstüzen

Herr Hengstenberg — der mit Franz Studirte, ein Tugendhafter, und gelehrter — sehr gutartiger — im umgang angenehmer Theologe, hoft und wünscht, als Reformirter Prediger in dem Stift Freudenberg an die Stelle seines 80 Jahr alten oncles zu kommen — Er glaubte ich hätte bekante da, aber nicht eine der Damen, ist mir bekant — und da der schäzbare Herr Hengstenberg wirklich — achtung, vertrauen und das Glük verdient in seinem Vatterland zu leben welches er so sehr liebt — So bitte ich Sie liebes gütiges Fräulein von Zanthier — suchen Sie dem würdigen jungen Mann ein paar Stimmen der Reformirten Damen zu erhalten — Es sind v. Reke von Siburg da — Thun Sie es Liebe — dem edlen Herzen meines Franz so Theure Freundin! Thun Sie es — und glauben Sie das ich unfähig binn Sie in einer so wichtigen Sache irre zu führen ich entschuldige mich nicht wegen dießer bitte — denn es ist um etwas gerechtes und gutes zu thun — sagen Sie mir auch in Ihrer antwort wie Sie leben — und ob Franz la Roche Mutter noch immer auf Charlotte von Zenthier Freundschaft zälen kann —

ob Franz la Roche Mutter noch immer auf Charlotte von Zanthier
Henriette v. Bülzingslöwen — bey ihrer verbindung Sie hat es mir ganz edel töchterlich entdekt — und ich habe Ihr mütterlich geantwortet — Gott Seegne sie — Gewiß sagen Sie Herzlich Amen —

möchten Sie liebe theure etwas von mir wissen — so melde mit Dank gegen den Himmel, der mir mein leben ohne das ich es bat verlängert — das ich wohl, und heiter genug binn, um meine

arme Feeder zu einem neuen product verwendet zu haben ——— die Resignation[1]) — welche eine jezt so nöthige Tugend ist, wird auf die Oster Messe erscheinen, und ich wünsche das dießes u. 2 band der Briefe an Lina — auch Ihnen gefallen möge — der verlust des Trierischen Landes hat auch den verlust meiner einkünfte nach sich gezogen — also ist dieße arbeit meines Kopfs und Herzens eine art von Hülfe — die nebst der Pension von dem Sohn einer Freundin[2]) mit seinem Hofmeister — mich, eine alte 76 jahr zälende Nichte von meinem Mann[3]) — und meine Köchinn erhält — ohne den Schmerz zu fühlen etwas zu lehnen, oder von meinem Tochtermann zu borgen — diesen Trost gönnen Sie mir sicher — und verzeyhen, das ich davon sprach — meine Luiße ist bey der Frau des Kayserlichen Confonichärs in Regensburg als gesellschafterinn — biß der Friede — oder besseres glük der Teutschen waffen uns ruhe am Rhein schenkt ——

O wenn man sich nicht sagte — immer gab es Epoken unter den menschen — wo Gott eine änderung machte — und menschen werkzeuge der Prüffung und Strafe — für andre werden keine nation konte eine ändrung schneller hervorbringen, als die unruhige, zapelnde leichtsinnige Französische — aber wie viel weh für viel Tausend unschuldige — möge unßer aller Ewiger und allmächtiger Vatter sich aller erbarmen — und Hülfe geben — gewiß sagen Sie Herzlich amen —
ich umarme Sie edle verehrungs werthe Charlotte! so als ob ich das glük hätte Ihre Tante oder großmutter zu seyn

alte Sophie v. la Roche —

---

[1]) Schönes Bild der Resignation, Leipzig 1795 und 1796. 2 Bände.

[2]) Diese Freundin war Elise von Bethmann, mit der Sophie 1785 eine Reise nach Frankreich unternommen hatte. Vgl. Journal einer Reise durch Frankreich. Altenburg 1787. Schattenrisse, S. 223, 243. Vgl. auch den nächsten Brief.

[3]) Schon im Tagebuch einer Reise durch die Schweiz, 1787, S. 5, heißt sie „Die erlebte Baase Kordul."
Bettina Brentano, die Günderode, Grünberg und Leipzig 1840, erzählt in den Briefen aus den Jahren 1804—1806 oft von der „hundertjährigen Cousine".

Zeichnung von Heinrich Kley

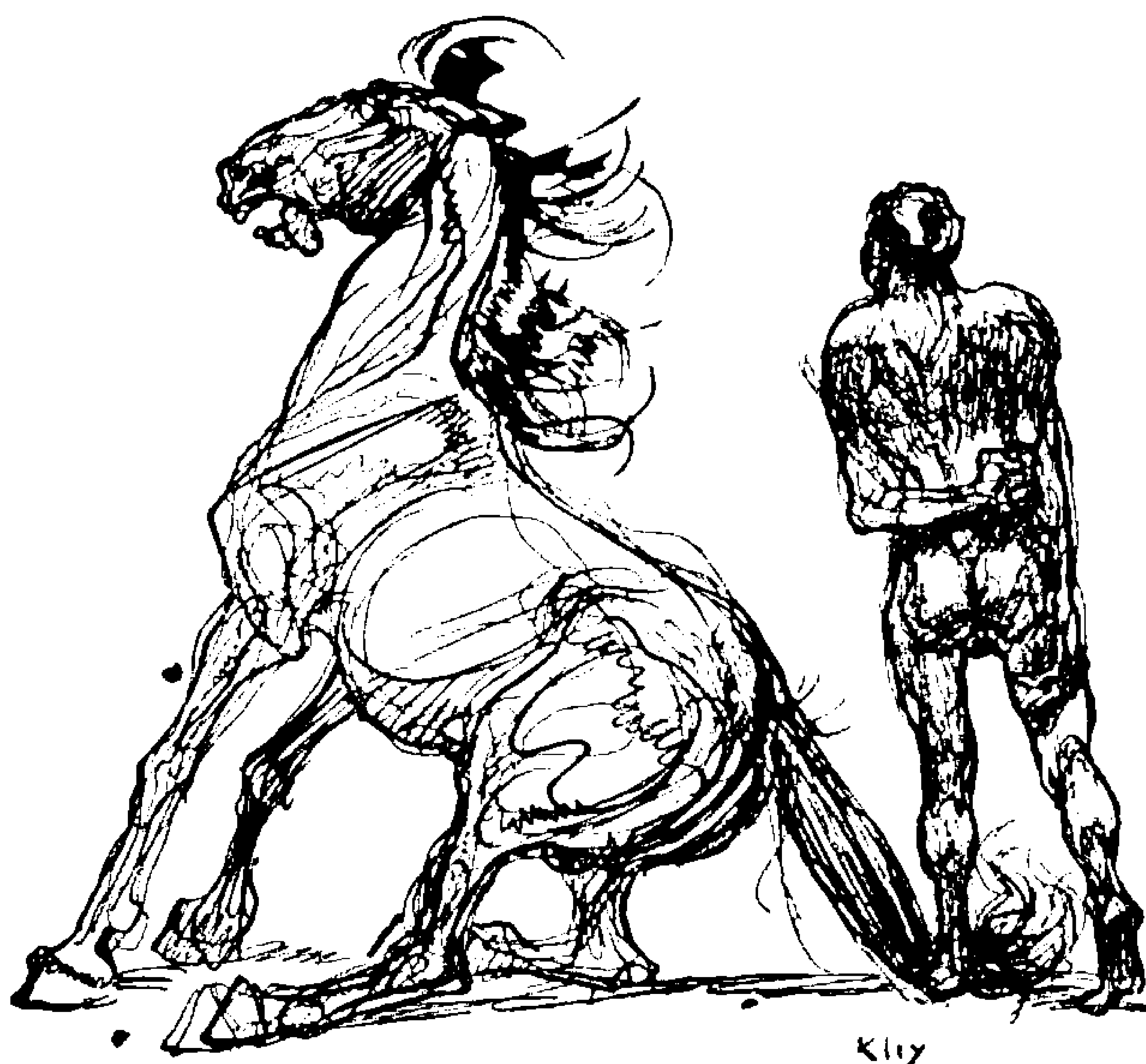


Alfred Mayer-München:
Heinrich Kley

Hyperion, die inzwischen wieder eingegangene literarische Zeitschrift Münchens, hat sich in München mit der Einführung zweier eminenten Zeichnerbegabungen ein schönes Andenken gesichert. Max Mayrshofer und Heinrich Kley traten, beide nicht mehr in der Jahre Maienblühe stehend, als reife Künstler in die Reihe der bedeutenden deutschen Graphiker. Beide suchten den Werdegang ihres künstlerischen Schaffens möglichst lange dem Urteil des Publikums zu entziehen. Während wir oft genug genötigt werden, alle Anfänger- und Entwicklungsstadien langsam reifender Kunstbeflissenen durchzukosten — überraschten uns diese zwei Zeichnertalente mit dem Ereignis fertiger Kunstleistungen. Den mühsamen Weg der Arbeit und Studien, der sie ans Ziel brachte, gingen sie ohne Begleitung. Unvergeßlich prägt sich daher diese Begegnung dem Gedächtnis ein, denn Meteore, deren Erscheinen nicht vorher angekündigt wird, interessieren doppelt.

Heinrich Kley, dem wir heute unsre Aufmerksamkeit zuwenden wollen, ist 1863 geboren und hat bis vor seiner vor drei Jahren erfolgten Uebersiedlung nach München sein Leben in seiner Vaterstadt Karlsruhe verbracht. Er hatte frühzeitig für sich zu sorgen und widmete sich dem Künstlerberuf ohne große Ambitionen nähren zu dürfen. Er bleibt in Karlsruhe sitzen. Anläßlich der Jubiläumsfeier der Universität Heidelberg — 1886 — beteiligt sich Kley am Entwurf zu einem von Prof. Hoft arrangierten Festzug. In dieser frühen, in der Reproduktion vorliegenden Zeichnung, wirkt ein wenig der Geist Makarts nach. Der pompöse Zug wird ihm aus zweiter Hand, durch seinen Lehrer Ferdinand von Keller, übermittelt, dem er bis heute eine gute handwerkliche Schulung verdanken will. Bei näherem Betrachten erspürt man trotz allem den kommenden Zeichner an der lebendigen Strichführung. Andere zeichnerische Vorlagen aus

den 80er Jahren existieren nicht. Kley hat das meiste vernichtet. Das Zeichnen war ihm damals mehr Beschäftigung im Nebenberuf. Er geht zwar von Jugend auf der Naturbeobachtung nach, hat immer sein Skizzenbuch in der Rocktasche, wendet sich aber mit Vorliebe der Landschaftsmalerei zu und sucht allerorten sympathische Motive mit Wasserfarben festzuhalten. Seine Aquarelle bekunden, daß er viel auf Reisen war. Sie tauchen heute wieder auf und einzelnes (z. B. die Pariser Erinnerungen) erhebt sich über die ihm, auf dem malerischen Gebiet, zuerkannte schöne Durchschnittsbegabung. In



Zeichnung von Heinrich Kley

den neunzigerJahren aber wird der Name Kley in Verbindung mit der damals aufblühenden Ansichtskartenindustrie häufig genannt. Die künstlerische Qualität der Kleyschen Landschaftspostkarten übertraf bei weitem alles, was den Markt überschwemmte. Den schöneren Erfolg aber bereitet ihm die Münchner Sezession, die 1894 zum ersten Male einige Portraits und Studien Kleys annimmt.

Von den mit großer Feinheit gezeichneten und auch farbig delikaten Bildnis des schwarzgekleideten, von der Rückseite gesehenen, jungen Mädchens mit dem schönen Kopfprofil hat sich der Künstler

nie trennen können. Es gilt ihm persönlich heute mehr, als die Zeichnungen, die ihm die Berühmtheit verschafften.

Vorübergehend hat der Künstler die Lehrtätigkeit an der Karlsruher Kunstgewerbeschule ausgeübt, der er sich aber — ein für Ungebundenheit eintretender Freiheitsschwärmer — schleunigst zu entziehen verstand. Ein Zufall führte vor wenigen Jahren den Hofschauspieler und Sammler Konrad Dreher in die Nähe Kleys und machte ihn mit seinen, sonst immer verborgen gehaltenen Skizzenbüchern, bekannt. Auf Empfehlung Drehers veröffentlichte dann der „Hyperion" zum ersten Male Kleysche Federzeichnungen. —

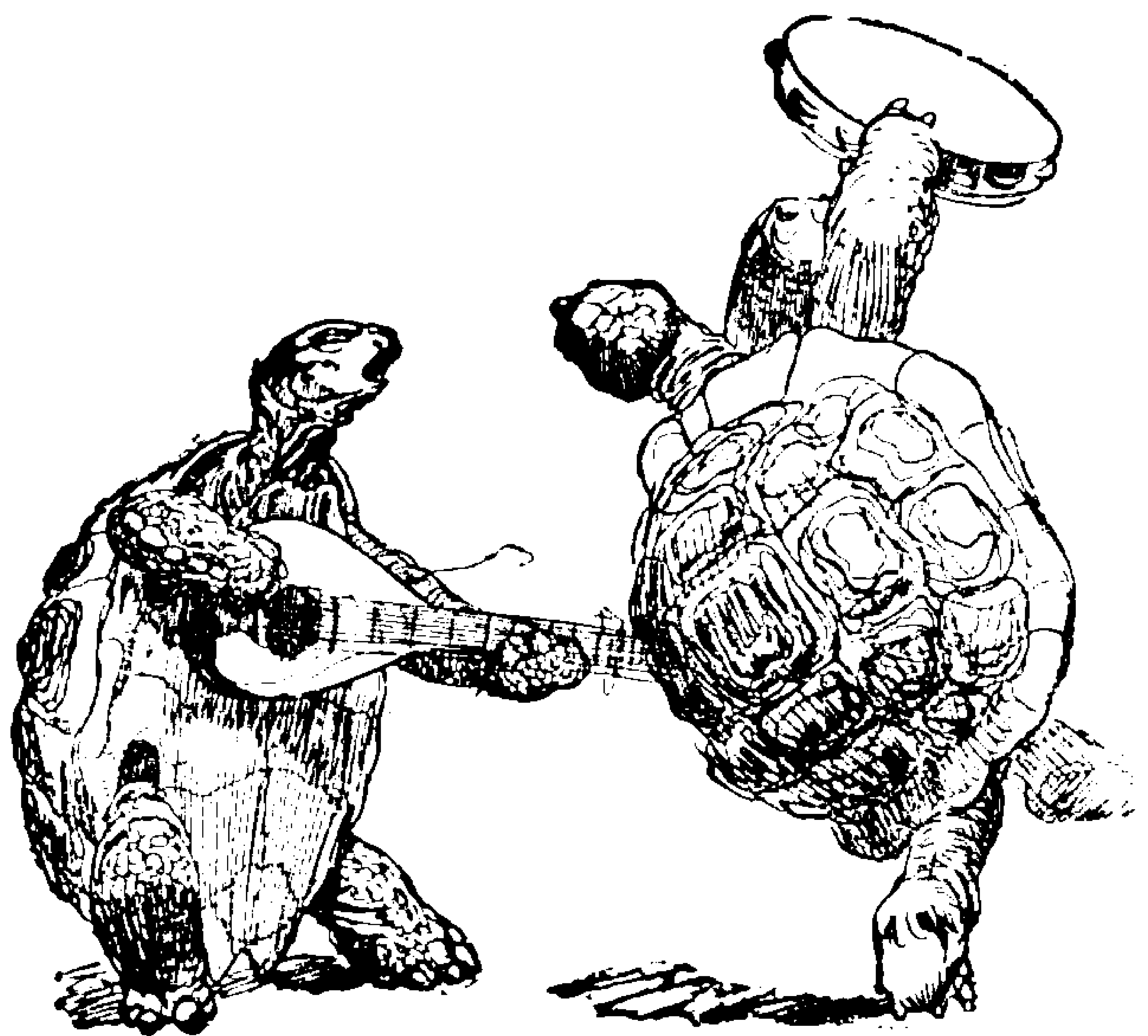
Das glückliche Debut als Zeichner besserte mit einem Schlage die Lebenslage des Künstlers auf. In rascher Folge bewarben sich die ersten Blätter wie „Simpel" und „Jugend" um Beiträge aus seiner Feder. Kunsthändler und Amateure räumten sein Lager aus und für die weitere Verbreitung seines Ruhmes sorgten der Münchner Kunstsalon Bradl und der Verlag Albert Langen.

Das ist der ziemlich trockene Verlauf eines Künstlerdaseins, der zu der alten Erkenntnis den neuen Beweis liefert, daß der Zufall im Leben eines Künstlers eine wichtige Rolle spielen kann.

Was ist nun das verblüffend Anziehende, das Neue, im Kleyschen Zeichnerstil? Zunächst ist es die neuzeitlich geartete Interpretation, hinter der eine geniale innere Schöpferkraft spürbar wird. Die Interpretation wird mühelos — kraft einer virtuosen Technik — erreicht, die einen nicht zu unterschätzenden Bestandteil der Wirkung ausmacht.

Beschaulichkeit und Können einen sich zum harmonischen Gefüge. Es gibt nichts Gewaltsames in dieser zeichnerischen Kunstfertigkeit. Buchillustrationen, Witze und Bonmots der anderen bereiten dem Künstler Hemmungen. Er bescheidet sich bei seinen eigenen Einfällen, und mögen sie auch noch so bescheiden sein, die Kunst der Darstellung vergeistigt sie. Durch andauernde Naturbeobachtung und durch das Zeichnen nach dem Gedächtnis hat sich in erstaunlicher Weise die Sicherheit des Könnens herausgebildet. Sein Augenmerk hing auch nicht oberflächlich an der äußeren Erscheinung, er war immer bemüht, die innere Organisation in der lebendigen Natur zu erfassen. Nicht nur die Umrisse von Menschen und Tieren hat er beobachtet, sondern auch die Struktur der tierischen und menschlichen Skelette. Lionardo ist ihm Führer gewesen. Nicht anders kommt

man dazu, kühnste Bewegungsmotive so spielerisch wie er behandeln zu können, kommt man dazu, animalische und menschliche Wesenszüge so eklatant zu vermählen, daß eine Satyre entsteht. Kley parodiert mit Vorliebe Allzumenschliches in Tierdarstellungen. Bei keinem andern Zeichner kommt beides, die Tierdarstellung und die menschliche Parodie besser zur Geltung als in den witzigen Kombinationen und Kompositionen Kleys. Elefanten bei der Schönheitspflege, im Bette, beim Tanz und beim Schlittschuhlaufen bleiben Elefanten, auch wenn wir die spezifische Schwere dieser Tiere nicht mehr emp-



Zeichnung von Heinrich Kley

finden, und Eidechsen sind es, die da wie deutsche Professoren debattieren. Im tollsten Unsinn steckt immer noch Methode, weil die Struktur der Körper, die Gelenke, verständlich gemacht werden, weil im Betrachten das beruhigende Gefühl entsteht, daß jede Hand greifen und die Körperlichkeit genau so existieren kann, wie sie der Künstler hinzeichnet.

Kley hat seiner Kunst zwar nichts von der Weltpoesie hinübergerettet, mit der der größere Rudolf Wilke noch ein Strolchendasein verklären konnte, fehlt ihm auch der Welthumor, der uns Wilhelm Busch und Olaf Gulbransson so nahe bringt, so rivalisiert er nicht immer, aber doch zuweilen, durch köstliche Einfälle mit der

treffsichern Schärfe Thomas Theodor Heines. Auch Kley hat aus eigener Erfahrung die Welt von der verächtlichen Seite kennen gelernt und es gibt Stunden, wo er sich diesem „Ameisenhaufen" gegenüber vom Druck der Seele befreien muß. Auffällig ist es, daß er beim Thema „Pferd" seine Spottlust eindämmt. Die Pferde liebt und bewundert er, sie sind ihm Gegenstand liebevollster Behandlung und bieten ihm — ähnlich wie Liebermann und Slevogt — die verlockendsten Bewegungsmotive, je kühner um so reizvoller.



Zeichnung von Heinrich Kley

In den Kleyschen Skizzenbüchern (veröffentlicht durch Albert Langen Verlag, München) finden wir ein Bild unserer neuzeitlichen Kultur witzig aneinandergereiht.

In den letzten Jahren hat sich Heinrich Kley als Maler einem Gebiet zugewandt, das merkwürdigerweise in unserer Zeit noch immer Neuland bedeutet. Wir leben im Zeitalter der Technik, sie bestimmt unsere Kultur von heute und doch haben wir noch keinen Künstler unter den Malern, der aus dieser Welt der Maschinen und Hochöfen, aus Fabriksanlagen und Schiffswerften — zur Bereicherung unseres modernen Formenschatzes — den Nutzen gezogen hätte.

Kley hat bei Anfertigung perspektivischer Zeichnungen von Krupps Werken Anknüpfung gefunden und Annäherung an Fabrikswerkstätten gesucht, so daß er sich viele Jahre lang frei sogar in unseren größten Werften bewegen konnte und dort arbeiten durfte. Unter körperlichen Strapazen, die für seine robuste Gesundheit sprechen, hat er sich den Hochöfengluten ausgesetzt, um in nächster Nähe Modellstudien anfertigen zu können. So ist er einer der ersten, die sich einem Stoffgebiet zukehren, das noch unentdeckte Möglichkeiten birgt.

Darf man Kley als Zeichner auch direkt in der Nähe von Menzel nennen — den Menzel der „Schmiede“ hat er noch nicht erreicht, obwohl viele seiner Studien die Bewunderung der Techniker hervorgerufen haben.

Wir aber erfreuen uns noch nicht lange genug an den Gaben, die uns der spät erkannte Zeichner Kley gebracht hat, und möchten von einer zu großen Zersplitterung seiner Kräfte abraten. Jetzt verlieren wir ihn nicht mehr aus dem Auge.

Maria Janitschek:
Heimweh
Roman.

Alberta konnte es nicht schwer fallen, bei ihm vorgelassen zu werden. Er hatte sich für die Zeit über, die der König anwesend war, in einem der Klöster mit seiner Begleitung niedergelassen. Man meldete ihm die Gräfin Traarn. Da dieser Tag indes schon bis zu den späten Abendstunden besetzt war, so ließ er sie bitten, am nächsten zu kommen. Er empfing sie im Presbyterium. Nur ein junger Mönch, er, der in der Folge sein treuester Freund und Jünger werden sollte Bruder Eadmer, befand sich bei ihm. Auf den verzagten Blick Albertas zu diesem Zweiten hin, winkte der Erzbischof, und Eadmer entfernte sich. Sie war nun allein mit ihm, den sie nicht kannte, nach dem sie sich indes schon seit langem gesehnt hatte. Sie fiel vor ihm nieder und blickte in sein schönes, ruhiges Gesicht. Eine kleine Weile wartete er darauf, daß sie zu sprechen beginnen würde, dann fragte er sie gütig nach ihrem Begehr.

„Ich wünsche einen ehrlichen Menschen zu sehen, nichts weiter, Herr Erzbischof, schenkt mir Euern Segen und entlaßt mich wieder."

Als sie das gesagt hatte, brach plötzlich die Erinnerung an alle Enttäuschungen dieser zwei Jahre in ihr hervor, Tränen drängten sich in ihre Augen und sie verbarg ihr Gesicht in die Hände.

Er betrachtete ihre junge Schönheit, ihre kostbaren Gewänder, das Ausländische, das sich in ihrer Art kundgab und als Seelenkenner begriff er, daß es sich da um kein gewöhnliches Menschenschicksal handeln mochte.

„Vor allem, erhebt Euch, Gräfin." Er bot ihr die feine Hand hin. „Mich dünkt, der Trubel und die Aufregung der letzten Tage hat sich Euch schwer auf die Nerven gelegt. Seid Ihr mit Eurem Gemahl hier?"

Albereta fuhr sich mit dem Saum ihres Aermels über die nassen Augen, stand auf und bejahte.

„Ja, ich bin mit ihm hier. Seit zwei Jahren ihm angetraut, habe ich mich noch immer nicht mit den Sitten und Gebräuchen hier befreunden können."

„Kommt Ihr aus dem Orient?"

„Meine Vorfahren, mein Vater war Krieger in Ibrahims Diensten. Später hat er sich mit seinem Hause taufen lassen. Er und Mutter sind gestorben. Ich lebte bei einer Muhme in Alia. Graf Troarn hat mich von dort geholt."

„Und nun gefällt es Euch hier nicht, das begreif ich wohl. Der Himmel Siziliens geht Euch ab."

„Nein Herr Erzbischof," sie schüttelte das Haupt, „der Himmel, den man *sieht*, geht mir nicht ab. Die Verworfenheit der Menschen mit denen man hier leben muß, stößt mich zurück."

„Hattet Ihr als Mägdlein vielen Verkehr?"

„Sehr wenig. Meine Muhme war fast mein einziger."

„Nun seht, da ist es, däucht mich, nicht billig von Euch, daß Ihr gerade *hier* die Menschen so verworfen findet. Hättet Ihr daheim so regen Umgang, wie auf Eueres Gemahls Schloß gehabt, so würdet Ihr finden, daß die Menschen hier den Menschen dort sehr ähnlich sind."

„Das kann nicht sein, Herr Erzbischof", rief sie freimütig, „sonst wären dort die Kirchen verödet, die Landstraßen anstatt mit Bäumen und freundlichen Marienbildern mit Galgen bepflanzt, die Schlösser von einer Unzahl Verhungerter belagert, die lieblichen Wälder von Frevlern geschändet, ach — Ihr seid kaum zwei Jahre lang hier, mein Fürst, wäret Ihr länger da, Ihr würdet verzweifeln in diesem Lande leben zu müssen."

Er hatte sie ruhig ausreden lassen, jetzt richtete er die milden Augen auf sie.

„Ich glaube, Ihr habt eine kleine Gruppe Menschen ins Aug gefaßt, die Ihr so herb verurteilt. Sie verschwindet im Vergleich mit der großen Menge des Volkes, mit den vielen Tausenden und Abertausenden, die Euch fremd geblieben sind und die Ihr daher nicht beurteilen könnt. Tretet in die elenden Hütten der Hörigen, in die dumpfen Stuben des Dienstvolkes, besucht die Stätten der Barmherzigkeit, wo unbeachte Dienerinnen Christi Aussätzige pflegen und Straßenbettlern mit dem notwendigsten auch noch ein Lächeln der Liebe darreichen. Nicht von einem Fürstenhof hat sich der Herr seine Apostel geholt. Aus der Schar der Verachteten, Uebersehenen, Ungekannten, aus den Armen hat er sie erwählt. Bei ihnen findet Ihr ihn, sucht nur. Unter hnen werden Euch Helden der Barmherzigkeit, der Liebe und Selbstaufopferung, der Treue und Wahrhaftigket begegnen."

Sie sah ihn zweifelnd an.

„Gelten Euere Worte auch von hier, von England?"

„Von der ganzen Welt, meine Tochter. Ihr seht nur falsch, und bildet Euch ein unrichtiges Urteil."

„Aber," warf sie zaghaft ein, „ist es notwendig, daß, wenn das Volk gut ist, seine Leiter verdorben sein müssen?"

„Nein, das ist nicht notwendig. Aber ist es notwendig, daß Ihr Euch mit dem Richteramt befaßt? Hold und jung, wie Ihr seid, solltet Ihr nichts als Liebes und Gutes sehen, wohin Ihr blickt, anstatt dessen gebt Ihr Euch Mühe, das Gegenteil zu entdecken."

„An König Rufus Hofe Liebes und Gutes? Ach, Herr Erzbischof, zeigt mir etwas derartiges, und ich werde Euch dankbar sein."

„Darf ich sagen, blickt — Euch selbst an, um der Gerechtigkeit, Tugend und Güte, so wie Ihr sie von andern fordert, zu begegnen?"

„Mich selbst?" Leichter Schreck durchfuhr sie. „Nein!"

„Nein! ruft Ihr? Nun, Ihr wißt doch, nur wer sich selbst rein weiß von jeder Schuld, darf einen Stein gegen seinen Nächsten erheben. Zieht die Folgerung daraus und erfreut Euch an all dem Guten, das Ihr plötzlich erkennen werdet."

Er neigte leicht das Haupt und wollte sich entfernen. Sie machte eine bittende Geberde nach ihm hin.

„Verlaßt mich noch nicht. Wer weiß, w a n n in meinem Leben ein Diener Gottes mir Worte der Güte und Aufmunterung, wie Ihr, sagen wird."

„Kennt Ihr Bischof Gandulph nicht?" Ein Ausdruck der Zärtlichkeit brach aus Anselmus Augen, als er des Freundes gedachte. „Gewiß aber habt Ihr einen Geistlichen in Euerer Kapelle."

„Den haben wir, doch — soll ich Euch Namen nennen, damit Ihr begreift, daß mein Vertrauen zu den geistigen Führern dieses Landes nicht groß ist."

„Seid Ihr genötigt, über sie zu Gericht zu sitzen?"

„Nein, aber —"

„Dann nehmt das, was sie Euch nicht aus sich selbst, sondern aus der Macht Christi geben, und um das übrige bekümmert Euch nicht."

„Hat sich nicht einer aus ihnen jüngst als — Dieb erwiesen?"

„Unleugbar. Ein junger Kleriker hat sich eines Diebstahls schuldig gemacht. Welch glänzendes Zeugnis für die Sitten der Diener der Kirche, daß dieser Fall so ungeheures Aufsehen erregt und so große Empörung hervorgerufen hat."

„S o denkt Ihr?" Sie blickte sinnend vor sich. „Ach, weshalb darf ich nicht öfter in Euerer Nähe sein, um von Euch zu lernen!"

„Kommt wieder, wenn Ihr Euch nicht zu raten wißt."

„Ach, noch eins, mein Vater. Helft mir, legt mir das Wort auf die Lippen, damit sie wagen, es auszusprechen."

„Bleibt gelassen, i ch richte Euch nicht."

„Ach."

„Sprecht, die Zeit drängt, viele Arbeit harrt meiner noch."

Sie sah sich schüchtern in dem hohen, mit dunklen Schränken versehenen Raum um.

„Ich liebe einen Mann , der mir nicht gehört, was kann ich ihm sein?"

„Was Ihr ihm sein könntet, wenn Ihr tot wäret."

Ein leichter Schauer durchflog sie. Sie verstand.

Ohne Erwiderung tastete sie nach seiner Hand, um sie an die Lippen zu führen und zu gehen.

Er hob die Rechte segnend auf.

„Christus beruhige Euere Seele."

Troarn war besorgt um seine Gemahlin geworden, als sie solange ausblieb. Und als sie endlich erschien, überhäufte er sie mit allerlei Fragen.

Sie war zerstreut, bewegt. „Zürnt nicht, wenn ich jetzt nicht zum Sprechen aufgelegt bin. Ich möchte einen langen Ritt in den Frühling hinaus tun."

„Soll ich Euch begleiten?" Das gewöhnliche Grinsen lag um seinen Mund, indeß seine Augen ängstlich auf ihr ruhten, was sie antworten würde. Ohne ihn anzublicken, sagte sie:

„Wenn Ihr so gefällig sein wollt, zu schweigen, dann bitte ich um Euere Begleitung."

Später ritten sie hinaus, gegen die Wiesen zu, die hie und da noch kleine Schneefelder aufwiesen. Doch schon nach kurzem brach sie selbst das Schweigen und sagte:

„Was ists nun? Wann gehen die Schiffe ab?"

Troarn fuhr aus seinen Gedanken empor. „Morgen gedenkt der König aufzubrechen."

„Morgen schon! Ich wollte, ich dürfte mit, um Seeluft um meinen Kopf zu spüren."

„Nach Frankreich zu möchtet Ihr? Und ich erwog eben —" er hielt sein Roß zu langsamerer Gangart an, „ob ich Euch nicht für eine Zeitlang in Euere Heimat zu Eurer Muhme bringen soll. Vielleicht fändet Ihr dort Euere Frohheit wieder."

Gestern noch hätte eine Aufwallung des Mißtrauens ihr ein bitteres Wort auf die Lippen gelegt. Heute schwieg sie und sann still vor sich hin. Wollte er allein mit Frau von Threll sein? Und wenn es der Fall wäre, dachte sie, da ich ihn von mir weise, weshalb soll ich ihn der andern nicht gönnen? Dann aber sagte eine Stimme in ihr: Wie, wenn dein Argwohn falsch wäre, und nur seine Güte ihn zu diesem Vorschlag bestimmt hat?

„Möchtet Ihr nicht die Goldapfeldüfte Euerer Heimat wieder atmen?"

„Nein, mein guter Gilbert, augenblicklich habe ich keine Sehnsucht nach Sizilien. Vielleicht kommt sie später einmal."

„Sie ritten schweigend ein Stück weiter, durch die Wiesen dem Wald zu. Mehrere Herren kamen ihnen plötzlich auf ihren Pferden entgegengesprengt. Troarn legte die Hand über die Augen, um besser zu sehen.

„Tyrell, wenn ich nicht irre, und — welches Wunder! Der finstere Robert Mowbray an seiner Seite."

Die Herren begrüßten einander. Mowbray und die übrigen ritten weiter, indeß Tyrell sein Pferd anhielt.

„Wohin? Dort längs des Waldes gibts böse Wege. Knietiefer Morast hemmt das Weiterkommen."

„So weit wollten wir auch nicht. Was treibt Ihr, man hört und sieht Euch nicht mehr." Albereta blickte ihn freundlich an. „Müßt Ihr nicht in der Nähe des Königs sein und stiebt da so leichtfertig umher? Werden ihn seine Lieblingsrosse begleiten? Wird viel Jagdgerät mitgenommen? Geht die Meute mit?"

„O, gnädige Frau, ich bin tiefbeschämt, Euch gestehen zu müssen, daß ich auf Euere Fragen keine Antwort geben kann." Troarn und er hatten Albereta in die Mitte genommen und ritten weiter. „Ihr wißt ja, der König hat mich aus seiner Nähe entfernt, er fragt nicht nach mir und hat mir sein Vertrauen entzogen."

„Aber sagt wenigstens, führt er St. Cuthberts Fahne mit sich, die ihn immer geschützt hat?"

„Auch das weiß ich nicht."

„Wahrhaftig, dann wißt Ihr wenig, ja gar nichts mehr."

„Es ist so, Gräfin. Ich weiß gar nichts mehr, nicht einmal, weshalb auch Ihr mich aus Euerm Antlitz verbannt habt, Ihr —"

Troarns Roß machte einen Seitensprung und fing an zu galoppieren.

„Was tut Ihr, Ilbert?" Albereta ließ die Gerte auf ihre Stute niedrsausen und suchte ihren Mann einzuholen. „Wir werden uns das Genick brechen auf diesem elenden Weg."

Sie jagte, Tyrell zunickend, Troarn nach.

Etliche Tage später lag Hastings wieder ruhig und verlassen da. Der König und seine Truppen waren fortgezogen und die königliche Burg sah nur das graue Volk der Mäuse in ihren Räumen sich vergnügen.

* * *

Der Mai kam.

Unten grünte der Rasen und Sonnenstrahlen ruhten still darauf und Albereta neigte heimlich das Haupt vor ihnen und grüßte sie. Sie fühlte sich als eine jüngere Schwester von ihnen. Manchmal glitten ihre Hände streichelnd über die goldnen Kleidsäume der Stillen, dann kams den kleinen Vergißmeinnicht und Gräserchen zugute, die gleich mit liebkost wurden.

In keinem Jahr noch war der Frühling so sanft und schön gewesen wie in diesem. Eine fast unirdische Ruhe lag über dem Park und den nahen Wäldern von Winchester. Wars, weil das Gehetze und Getriebe des königlichen Hofes ruhte? Keine Ruchlosigkeit die Schatten der Wälder noch finsterer machte? Kein Schrei der Verwünschung ihre Rachegeister weckte?

Umherstreifendes Wild richtete auf den mageren Feldern der kleinen Pächter Schaden an, aber selbst den eigenen Boden durfte keiner gegen den Uebermut der Tiere verteidigen.

Man erzählte sich tausend Geschichten über die Grausamkeit, womit die königlichen Forstbeamten im Auftrag ihres Herrn die kleinsten Schutzmaßregeln der Geschädigten ahndeten. Und man erzählte andere dunkle Geschichten, wie die wilden Gelage, die nach großen Jagden in den Tiefen der Wälder veranstaltet wurden, die diabolischen Instinkte der Zecher entfesselten, daß sie zum Scherz die eigenen Leute als Ziele ihrer Pfeile erkoren und manch unschuldiges Blut der Laune seines Herrn zum Opfer fiel. Albereta traten Tränen der Entrüstung in die Augen. Wenn sie mit ihren Frauen ab und zu in die Hütte eines Kleinpächters tretend, solche Erzählungen vernahm.

Weshalb blickte der Bettler, der am Waldrand Holz sammelte, sich scheu und ängstlich um, bevor er den Mut fand, ein dürres Zweiglein aufzuheben? Weshalb erzählten Waldhüter umheimliche Geschichten, die sie auf ihren Gängen erlebt hatten? Hatten sie, die da in den Schatten getötet worden waren, ihre Lippen nach der letzten Verwünschung zu einer allerletzten geöffnet?

Albereta begriff, daß trotz mancher Vorteile, die das Amt mit sich brachte, der König nicht leicht Leute fand, die den Dienst in seinen Wäldern versehen wollten. Mehr als einmal sollte es vorgekommen sein, daß ein königlicher Jäger, robust und fröhlich, nach kurzem elend und siech, ja geistesverwirrt wurde.

Sie sahen, hörten und erlebten mehr als andere Leute, und das verträgt die menschliche Natur auf die Dauer nicht.

Doch — ich soll ja nicht richten, dachte die Gräfin, Schutzengeldienste sind mir erlaubt. Wohlan, ich will suchen, sie zu erfüllen. Das häßliche Gelichter, das durch Verbrechen ins Leben gerufen worden ist, das körperlos, Unsegen stiftend und Verwirrung säend, in den finstern Schatten umherirrt, soll gebannt werden. Nicht mehr mit Entsetzen, mit Freude sollen die Waldhüter und Jagdmeister ihre einsamen Gänge vollenden.

Und Albereta ließ Wolken feinen weißen Stoffes kommen, setzte sich in ihren alten königlichen Sessel und begann zu nähen. Um sie her hatten ihre Frauen Platz genommen, denen sie geboten hatte, dasselbe wie sie zu tun. Auch in den Mägdestuben unten flog die Nadel auf- und nieder. Es wurden Kinderkleider verfertigt, weiß

und fein und durchsichtig, und Troarn glaubte, seine Gemahlin habe den Verstand verloren, denn er konnte sich nicht erklären, wozu die dienen sollten.

Als der ganze Stoff verarbeitet war, schickte sie ihre Dienerinnen mit Körben auf die Wiesen hinaus, damit sie Vergißmeinnicht heimbrächten und Kränzlein daraus flechteten. Sie selbst aber nahm Basilia, ging in die Dörfer und Ortschaften um Winchester und trat in jedes Haus ein, in dem ein Kindlein wohnte. Und Mutter und Muhme mußten es ihr leihen für einen Tag. Sie lächelte dabei die Kleinen so holdselig an, daß sich alle rauhen und feinen Händlein willig in die ihren legten.

Dann erschien der letzte Tag der Woche und, wie immer, war dieser von besonders andächtiger Schönheit. Kein Lüftchen regte sich, der Himmel prangte ganz in Blau und viele Millionen junger Knospen waren in der Nacht aufgebrochen und sahen jetzt am Morgen voll dankbarer Seligkeit ins Licht.

Da kamen alle die Kindlein mit frischgewaschenen Gesichtern und hellen Augen und stellten sich brav in den Gesindestuben auf, und jedes erhielt ein weißes Kleid und ein Vergißmeinnicht-Kränzlein.

Und während Troarn ganz verdutzt herabblickte und nicht imstand war, sich zu erklären, was das alles bedeutete, nahte seine Gemahlin. Auch sie hatte ein weißes Kleid an und einen Kranz auf dem niederwallenden Haupthaar, nur war ihr Kranz nicht aus Vergißmeinnicht, sondern aus kleinen weißen Rosen. Sie sah sehr hold und lieb aus und trug eine Fahne in der rechten Hand. Darauf war ein schönes Bild zu sehen: im blauen Mantel unsere hehre Frau Maria mit ihrem Söhnlein. Albereta trat an die Spitze ihrer Kinder und dann zogen sie alle hinaus in den Sonnenschein. Wie sie weiter draußen waren, begann sie mit ihrer weichen Stimme ein Lied zu singen und die Kinder fielen ein, glücklich, daß sie nun singen durften.

Am Forst angelangt, links von der königlichen Burg, hielten alle an und die Fahne zauderte ein wenig. Aber dann sah man sie tapfer in die Waldhalle einbiegen und die Kleinen folgten ihr nach.

Wo die süße Frau Maria in ihrem blauen Mantel erschien, ging ein Wehen der Liebe durch die alten Bäume hindurch, die Wilfel neigten sich, aber so leise, daß kein Kindlein erschrack. Und weiter, weiter ging der Zug. Sie sangen und riefen: Ave, ave, Maria! Und was nicht von Gott war, das verkroch sich oder floh, was aber edler Art war, das stimmte in seiner Sprache mit ein. Plötzlich aber hielt die junge Gräfin und sagte: „Horcht, horcht!" Es war, als ob Glockenklänge ertönten, zuerst die *einer* Glocke, dann die mehrerer, dann klang es wie ein wundersamer Choral. Die alten im Waldboden begrabenen Glocken waren aufgewacht bei den Worten:

Ave Maria! und hatten zu klingen angefangen und läuteten und läuteten in sehnsüchtiger Freude. Albereta sank nieder und drückte die Hände an die weinenden Augen.

„Herr, vergib ihm, vergib ihm!" . . . Die Kinder sprachen andächtig die Worte nach, ohne zu wissen, was sie sagten.

Da brannte es goldrot zwischen den Wipfeln auf. Es war aber nicht der unheimliche Feuerschein, den böse Gewissen hier zu erblicken pflegten. Es war die Sonne, die von Westen aus warnend einige Strahlen herübersandte, damit die Kinder rechtzeitig umkehrten, bevor die Nacht sie überraschte. Und so kehrten sie um und riefen mit ihren unschuldigen Lippen den Bäumen und Wegen und Eichkätzchen und Hirschen, den Wildkatzen und Rehen, den Raben und allem andern Viehzeug, das hier hauste, ein letztes Friedens- und Segenswort zu.

Wie sie aber schon fast den Wald hinter sich hatten und die Wiese und das Schloß vor ihnen aufstieg, da hielten sie bestürzt inne über ein Bild, das sich ihnen bot. Ein Weib, schrecklich anzuschauen, mit uraltem, verwittertem Gesicht, in das ein unergründliches Leid tausend Furchen gegraben hatte, kauerte am Waldrand, den Kopf auf die Hände gestützt, und starrte finster auf die Zinnen der Burg hinüber. Albereta schauerte es. So hatte sie sich die Vergeltung gedacht, mit so ehernen, unerbittlichen Zügen, mit diesem zielsichern Blick, der unter buschigen Brauen hervordrang. Wehe demjenigen, den er traf! Albereta umschloß fester ihre Fahne. Wußte man bestimmt, ob das Weib Fleisch und Bein war?

Die Kinder und ihre Führerin, sie alle atmeten erleichtert auf, als de Erscheinung weit hinter ihnen lag.

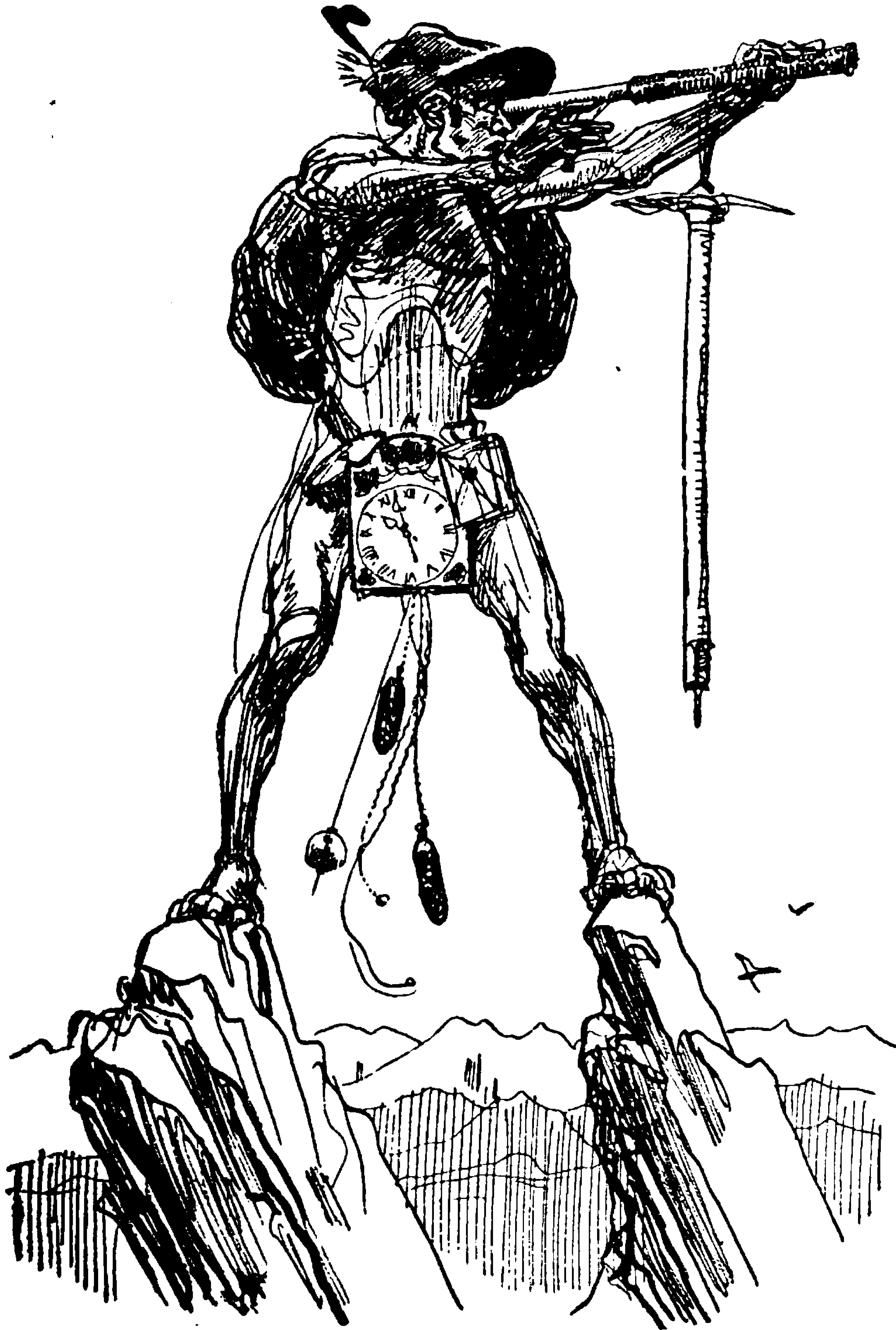
Bald war die Wiese überquert. Heute Nacht sollten all die kleinen Pilger Gäste auf Troarn sein.

Am nächsten Morgen verließen sie, mit Geschenken bedacht, die freundliche Schloßfrau. Und sie erzählten daheim von ihr und wie sie den traurigen Wald hatte froh machen wollen.

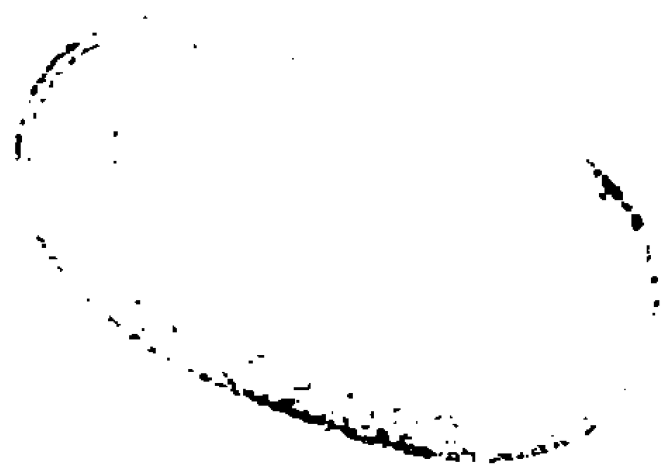
* * *

Einige Zeit später verspürte Albereta den Wunsch, Tyrells zu besuchen, um ihnen ein gutes Wort zu sagen.

Nach Glück hatte es in der letzten Zeit nicht bei Tyrells ausgesehen. Gautier kam aus seiner Mißstimmung nicht heraus und Adgise wußte nicht, was sie anfangen sollte. Konnte sie der Gräfin Troarn noch mehr Spielraum im Herzen ihres Mannes geben? Ihr noch mehr zeigen, daß sie bescheiden ihr wich, um ihn glücklich zu wissen? Was sollte sie beginnen, um sein Gesicht wieder strahlen zu sehen? Denn so sehr ihn auch die Laune des Königs schmerzte, so kannte Adgise ihn doch zu gut, um nicht zu wissen, daß dieser



Zeichnung von Heinrich Kley





Kummer allein ihm nicht nahe ging. Ein anderer schwererer mußte auf ihm lasten.

Da ereignete sich Folgendes:

Gautier kam in bösester Laune aus einer Gesellschaft heim. Adgise bemühte sich vorsichtig, zu erfahren, was ihn so aufgebracht hätte. Er erzählte zwischen langen Schlucken aus seinem Becher und gewaltigem Würgen, denn er war wie ein Kind, und wenn ihn etwas ärgerte, so konnte er in Schluchzen ausbrechen — daß diese glatte Larve, der byzantinische Knabe, anwesend gewesen wäre, angeblich, um mit Prinz Henry zusammen zu kommen, der übrigens in London saß und Unsinn trieb und nicht daran gedacht hätte, bei Bellesme Klatsch über seinen Bruder anzuhören. Frau Adgise begriff nicht im geringsten, wie der kleine Titus ihren strahlenden Gautier in diese Stimmung versetzen konnte. Sie forschte weiter und erfuhr, daß Herr Titus heute nichtso schüchtern wie sonst gewesen war, er hätte sich sehr viel und sehr lang mit Frau von Bray unterhalten. Unüberlegt warf Adgise hin:

„Was kann Dir daran liegen, ob diese beiden Katzen sich anmiauen oder nicht?"

Da stieß er den Becher brüsk auf den Tisch, erhob sich brauenrunzelnd und ging heftig hinaus.

Adgise legte die Hände an die Stirn. Nun helfe ihr einer, diesen Menschen verstehen lernen! Was hatte sie nun wieder verbrochen? Tränen drangen ihr in die Augen. Sie mochte tun und sprechen was sie wollte, mit allem erregte sie Widerspruch, stieß sie an. In diesem Augenblick wurde Albereta gemeldet.

Tiefes Erstaunen bei Adgise, dann eilte sie ihr höflich entgegen.

Albereta wollte nicht in den Saal, sondern zu ihr in ihre lauschige Kemenate geführt werden. Dort setzte sie sich ihr gegenüber und bemerkte die frischen Tränenspuren an ihren Augen.

„Ich wünschte, der König wäre wieder zurück," rief Adgise, „die Erwartung, was nun eigentlich wird, lastet schwer auf allen."

„Bis auf Euch." Albereta lächelte. „Ich glaube, Euch ist es höchst gleichgültig, ob Robert und Rufus einander die Schilde zerhauen."

„Wenn mein — Gemahl mir Sorgen machte, dann trügt nur Ihr die Schuld daran."

„Ich? Weshalb ich?"

„Ihr irrt. Euer Gautier fragt nach mir ebenso wenig, wie ich nach ihm. Ihr seid das Gegenteil von dem, was man eine Menschenkennerin nennt."

„Wie?" Adgise sprang auf und trat dicht vor Albereta hin. „Was sagt Ihr? Mein Gemahl wäre Euch gleichgültig? Weshalb wärt Ihr ihm dann so freundlich begegnet? Weshalb sucht er Euere Nähe auf?" . . .

„Das hat andere Gründe, Frau Adgise."

Albereta richtete ihre Augen auf die feine Stickerei, an der die Schloßfrau vorher gearbeitet hatte. „Ihr werdet es wohl einmal erkennen. Uebrigens, wo ist Euer Gemahl, ist er abwesend?"

„Er hat mich soeben in schlechter Laune verlassen."

„In schlechter Laune, weshalb?"

„Ach, ich weiß es nicht," Adgise fühlte ihre Augen wieder naß werden, „er erzählte von Bellesme, bei dem er verschiedene Leute getroffen habe. Da warf ich ein paar Worte hin, die ihn empört hinausgehen machten."

„Ist es unbescheiden zu fragen, wem diese Worte gegolten haben?" Die Gräfin Troarn blickte halb neugierig, halb mitleidig auf Adgise. Diese ließ sich wieder nieder und griff ärgerlich zu ihrer Handarbeit.

„Ach, diesem verwünschten Knaben aus Byzanz. Ich weiß wirklich nicht, weshalb der herkam, ich glaub, er war schon einmal Ursache eines Zwistes zwischen uns."

„Des Jünglings wegen?" Albereta schüttelte ungläubig den Kopf.

„Auch von Giffiu von Bray war die Rede. Ich begreife nicht — weshalb lächelt Ihr so seltsam, Albereta?"

„Ach, Adgise, daß Ihr doch mehr begriffet, als Ihr begreift. Seid Ihr wirklich so kurzsichtig oder stellt Ihr Euch so, um besser beobachten zu können?"

Adgise warf ihre Arbeit weg und ergriff Alberetas Hände.

„Was bedeutet Euere Rede?" Ihre niedere Stirn bedeckte sich mit Glut und die trüben Augen richteten sich flehend auf die Freundin.

Albereta sah eine milde Gestalt vor sich auftauchen und dachte, gleichsam sich rechtfertigend, nicht wehtun will ich, ich will nur Aufklärung schaffen. „Merktet Ihr denn nicht längst, daß Euer Gautier Frau Giffiu nachseufzt? Sie hats ihm angetan und er steht in ihrem Bann."

„Giffiu?" Adgise schlug die Hände zusammen. „Die einzige von allen, die ich verabscheue, der ich allen Unsegen auf den Weg wünsche, die, gerade die! Allen bin ich gewichen, wenn er die Arme nach ihnen ausstreckte, an sie kam mir kein Gedanke. . . . Aber wie konnte er — sie im Herzen tragend, Euch mit seinem zärtlichsten Lächeln grüßen und locken, und wie konntet Ihr, ohne ihn zu lieben, auf dieses Lächeln antworten?" . . . ."

„Gute Adgise, wir haben Komödie miteinander gespielt, ich weiß nicht, ob er mich verstanden hat, ich habe ihn verstanden."

„Nicht allein ich, alle haben geglaubt, daß er Euch nicht gleichgültig sei, daß Ihr ihn nur deshalb, weil der König ihn fallen ließ, von Euch weist."

Albereta machte eine Bewegung des Unmuts. Zum ersten noch dies zweite!

„Ihr seid blinder als der Maulwurf."

„Ach, Albereta, auch Graf Troarn, Euer Gemahl, hat geglaubt, was ich glaubte."

„Und Ihr gabt so bereitwillig hin, was Euch als das Höchste und Beste gilt? Saht geduldig zu, wie wir uns zurückzogen, um allein miteinander zu sein? Pfui, über ein solches Sichselbstaufgeben."

„Albereta," Adgife richtete die Augen warm auf sie, „wißt Ihr, was Liebe ist? Die Liebe, Albereta? Dann müßt Ihr auch wissen, daß sie bereit ist, sich nicht einmal, sondern tausendmal für das Geliebte zu opfern. Ich weiß es, daß ich häßlich bin, ich weiß auch, daß mein Gemahl schön ist. Ich kann ohne ihn nicht leben, er kann es ohne mich. Widersetzte ich mich seinen Neigungen, so würde er mich aus seiner Nähe verbannen, vielleicht aus seinem Hause stoßen. So habe ich mir angewöhnt, mit ihm zu lieben, was er liebt, um ihn nicht zu verlieren. Ich kann seine hellen Augen, die das Schöne schön finden, nicht blind machen. Albereta, mehr als einmal stand ich schon, wenn wieder eine neue Neigung ihn ergriffen hatte, auf dem Söller und sah sehnsuchtsvoll in die Tiefe hinab. Aber dann fiel mir ein, daß der Tod ja Trennung sei, und ich kehrte, meine Tränen verbergend, zu ihm zurück und legte ergeben mein Schicksal in seine Hände. Albereta, ich habe sein Haus mit Schönheit angefüllt, man sagt mir, jede Magd von uns wäre wert, einen Edelmann zum Gatten zu bekommen, ich pflanze ihm Blumen in jedes Gemach, die ihn mit seinem Lieblingsduft grüßen, ich richte kleine Vöglein ab, seinen Namen auszusprechen, ich tu alles, um sein Lächeln, seine frohe Laune mir zu erhalten. Begreift Albereta, und verachtet nicht."

Tränen traten in Alberetas Augen.

„Ich begreife Euch besser, als Ihr meint, Adgife. Ihr habt recht, das ist die Liebe. Ich nehme den Argwohn gegen Euch zurück, der mich glauben ließ, daß Ihr Troarn mehr als freundschaftliche Neigung entgegenbrächtet."

„Das habt Ihr geglaubt? Nun, jetzt versteht Ihr, warum ich mich Troarn so enge anschloß. Ich zitterte vor ihm. Wenn seine Eifersucht erwachte, welche Gefahr für Gautier. Ich suchte durch alle möglichen Mittel ihn gut und friedlich zu stimmen . . . ."

„Redet nicht mehr davon, ich versteh Euch, sprechen wir lieber von — Giffin."

„Ach!" Adgife stieß die Zähne zusammen. „Die, die! Ich habe ihn erzürnt, weil ich verächtlich über sie gesprochen habe. Wie mach ichs wieder gut? Helft mir, gebt mir Rat!"

„Ich weiß Euch keinen." Das schöne Gesicht Alberetas senkte sich sinnend, ein Zug der Härte trat darauf. „Wenn —" sie sprach jedes Wort langsam und zögernd aus — „Diebe meine Schatzkammer berauben, so ist es mir erlaubt, sie niederzustrecken. Ist mein Gatte weniger wert als der Inhalt meiner Schatztruhen? So würde ich denken und — danach handeln, wäre ich Adgise Threll."

„Habt Ihr vergessen, daß ich ihn träfe, träfe ich den Dieb."

Ihr habt recht. Nein, Ihr dürft Euch nicht schützen, Arme."

Albereta trat ans Fenster und sah nach dem wolkenbedeckten Horizont.

Adgise schritt eine Weile auf und nieder, ihr Gesicht war bleich geworden. Endlich näherte sie sich der Gräfin.

„Verzeiht mir, wenn ich Euch verlasse, Albereta, ich reite nach Bray. Ich will versuchen — ihre Freundin zu werden."

Albereta sah sie unsicher an.

„Zu Giffiu wolltet Ihr?" Dann umspannten ihre Hände mit stummen Druck die Adgisens und sie entfernte sich.

* * *

Giffiu saß in ihrem holzvertäfelten runden Erkergemach, ein Bein übers andere geschlagen, die Arme auf die Lehne ihres Sessels gestützt und spach mit dem rosenroten Papagei, der auf ihrem Knie saß.

„Du bist ein dummer Junge, Du wirst nie reden lernen. Du sollst nicht andere Vögel oder gar das Wiehern der Pferde nachäffen, sprechen sollst Du. Sag: Giffiu!"

Da pochte es bescheiden an. Die Kammerfrau steckte den Kopf herein und meldete Frau von Threll.

Giffiu kniff die Augen zusammen.

„Frau von Threll?"

„Frau von Threll."

„In den kleinen Saal."

Giffiu sah ihren Vogel an. „Verstehst Dus? Ich verstehs nicht."

Sie warf eine ärmellose Tunika über ihr meerblaues Kleid, raffte die Schleppe auf und stieg ins untere Stockwerk, in dem die Empfangsräume lagen.

Wahrhaftig! Frau von Threll! Sie verneigten sich voreinander. Adgise bemühte sich, ihrer Stimme einen ruhigen Klang zu geben.

„Weshalb empfängt Ihr mich so förmlich hier im Saal? Habt Ihr oben Besuch?"

Fortsetzung im nächsten Heft

Kapitän Leonhard Karow: Der deutsche Kaiser in Marokko

Man kann sich denken, welcher Jubel ausbrach, als Mitte März 1905 bekannt wurde, daß der deutsche Kaiser Tanger einen Besuch abstatten wolle.

Zuerst teilte Herr von Kühlmann die Freudenbotschaft der deutschen Kolonie und den marokkanischen Behörden streng vertraulich mit. Das war am 19. März. Doch bald wußte es die ganze Stadt, und in allen Schichten der Bevölkerung, bei allen Nationen und Konfessionen herrschte freudigste, gehobenste Stimmung, nur die Franzosen natürlich schlichen trübe umher und ärgerten sich.

Die Ankunft Sr. Majestät war auf den 31. März festgesetzt, und es begann ein eifriges Treiben in der Stadt, um alles für einen würdigen Empfang vorzubereiten. Dem Sultan wurde die Nachricht durch einen Eilboten überbracht, und auch in Fes und bei Hofe herrschte allgemeine Freude darüber. Da Abdul Asis nicht imstande gewesen wäre, Tanger in der kurzen Zeit zu erreichen, — denn der Sultan von Marokko muß und kann immer nur langsam reisen wegen des großen Trosses — sandte er zu seiner Vertretung einen seiner Oheime, Mulai Abdel Malek, der am 29. in Tanger eintraf.

Am 20. hatte ich durch Herrn Hornung den Times-Korrespondenten Harris kennen gelernt, der damals noch nicht ganz im französischen Fahrwasser schwamm, sondern noch auf dem Standpunkte eines „unabhängigen Marokko unter einem selbständigen Herrscher" stand. Harris entwickelte uns seine Ansichten ungefähr folgendermaßen:

Er habe seinerzeit die Franzosen in der Times wiederholt gewarnt und erklärt, Deutschland werde später in Marokko die beste Position haben, doch da hätten sie ihn einfach ausgelacht. Deutschland sei bisher in Bezug auf Marokko von Frankreich einfach igno-

riert worden, und das hätte sich nicht die kleinste Macht gefallen lassen, viel weniger eine Großmacht wie Deutschland. Heute sähen die Franzosen aber ein, daß sie töricht gehandelt hätten, und ihr Unwille werde sich nicht gegen Deutschland richten, sondern gegen Delcassé und dessen Helfershelfer, da Deutschland nur offen und nach Verträgen gehandelt habe. Der Kaiserbesuch sei ein großartiger Gedanke, und die französische Wut darüber sei unbeschreiblich. Die Marokkaner würden die Tragweite des Besuches zu würdigen wissen, und nicht nur unter ihnen, sondern unter allen hiesigen Nationen — außer den Franzosen — herrsche große Freude darüber. Der Kaiser werde den hiesigen Deutschen versprechen, ihre Interessen zu schützen, und dadurch würde die französische „Pénétration pacifique" einfach kaltgestellt. Natürlich müsse der Sultan reformieren, am besten mit Offizieren und Beamten neutraler Mächte, etwa Belgiern oder Schweizern; dieser Ansicht sei auch Kaid Maclean. Englands Haltung für Marokko sei keine Hilfe für Frankreich; denn es würde höchstens dem Sultan raten, mit Hilfe Frankreichs Reformen einzuführen, was der Sultan natürlich nicht tun werde. England sei nicht verpflichtet, Frankreich im Falle von Komplikationen außerhalb Marokkos zu helfen; es sei im übrigen mit Aegypten zufrieden. Eine internationale Konferenz in Paris würde am besten die marokkanische Frage lösen. M. Harris meinte dann, daß Frankreich deshalb Deutschland beim Marokko-Abkommen übergangen habe, weil man in Paris gefürchtet habe, es werde in der Kammer zu große Opposition dagegen gemacht werden, falls man Deutschland irgendwelche Zugeständnisse machen wolle, da dieses, außer kommerziellen, keine Interessen in Marokko habe. Zum Schluß meinte Harris, daß wir Deutschen in Tanger und Fes ausgezeichnet durch von Kühlmann und Dr. Vassel vertreten seien. So wurde also damals die marokkanische Frage im Lande selber beurteilt!

Je näher der große Tag der Kaiser-Ankunft heranrückte, um so mehr nahm die freudige Aufregung und die Feststimmung zu. Die deutsche Kolonie errichtete eine Ehrenpforte in unmittelbarer Nähe der deutschen Gesandtschaft, die englische eine solche auf dem Wege nach dem Marchandplateau, und die Spanier endlich spannten in einer der Hauptstraßen einen schönen Triumphbogen von Haus zu Haus. Der Machsen hatte alles Geld bewilligt, das erforderlich war, um den Empfang würdig zu gestalten. Die von ihm ausge-

führten Ehrenpforten waren allerdings primitiv, einfache Holzgerüste, mit buntem Tuch geschmückt. Er ließ in aller Eile die Hauptstraßen neu pflastern, kaufte Teppiche, um die ganze Landungsbrücke vom Steg bis an das Zollamt, auf einer Entfernung von hundertfünfzig Metern damit zu belegen, ließ ein neues Geländer an dieser Brücke anbringen und die Einfassung auf beiden Seiten über und über mit grünen Guirlanden umwickeln. Die öffentlichen Gebäude wurden ausgebessert und neu getüncht, und auch alle Privatleute gaben ihren Häusern neuen Anstrich und schmückten sie teilweise festlich mit Grün und mit Flaggentüchern.

Am 30. kamen viele Deutsche von der Küste auf einem vom Geheimrat Schulze zur Verfügung gestellten Dampfer der Oldenburg-Portugiesischen Dampschiffs-Reederei in Tanger an. Diese Linie ließ vier ihrer Schiffe für den Tag des Kaiserbesuches vor Tanger liegen, um die deutsche Marokko-Schiffahrt würdig zu vertreten.

Kaid Maclean erhielt für diese ganze Zeit den Oberbefehl über alle Truppen in Tanger, worüber die französischen Militärkommandanten etwas verschnupft waren. Ueberhaupt wurden alle Vorbereitungen von den Franzosen mit scheelen Augen angesehen, und auch von dieser Seite eifrig Intrigen gesponnen, um die Festesfreude zu stören. Es war aber vergebliches Bemühen, denn niemand ließ sich dadurch die Stimmung trüben. Die ältesten Leute behaupteten, Tanger nie in einem solchen Taumel der Freude und Begeisterung gesehen zu haben. Es waren herrliche Tage!

Endlich brach der Morgen des sehnlichst erwarteten 31. März an. Der Kaiser, der auf dem Dampfer „Hamburg" der Hamburg-Amerika-Linie reiste, und von dem großen Kreuzer „Prinz Friedrich Karl" begleitet wurde, hätte programmäßig schon früh um 6 Uhr ankommen sollen. Doch ein steifer, den Schiffen gerade entgegenwehender Ostwind verzögerte die Ankunft um volle zwei Stunden. Die im Hafen liegenden Schiffe und Kriegsschiffe hatten bereits um 7 Uhr Flaggengala angelegt, und an der Brücke wartete die deutsche Kolonie, das diplomatische Korps und Mulai Abdel Malek mit den anderen arabischen Würdenträgern schon seit kurz nach 6 Uhr mit größter Ungeduld. Endlich, kurz vor 8 Uhr kamen die Schiffe um die Nord-Ost-Ecke der Stadt in Sicht. Von den französischen

Kriegsschiffen und der Hafenbatterie dröhnten je dreiunddreißig Salutschüsse.

Doch nun begann ein neues Warten, denn der Wind wurde heftiger, und es schien überhaupt fraglich, ob der Kaiser bei solchem Wetter an Land fahren könne. Mit dem ersten Boot kamen nur Herr von Kühlmann, Graf Tattenbach (damals deutscher Gesandter in Lissabon, früher in Tanger) und einige wenige andere Herren des Gefolges herangefahren.

Die unglaublichsten Gerüchte liefen im Nu in der ganzen Stadt um. Man sprach sogar von einem beabsichtigten Attentat. Jedenfalls ist sicher, daß die französischen Kommandanten von einem Landen des Wetters wegen abgeraten hatten. Doch gab der Kaiser schließlich mehr auf das Urteil der ortsansässigen Europäer, die einstimmig der Ansicht waren, daß eine Landung ungefährlich sei.

Um 11 Uhr endlich kam der Kaiser an Land gefahren, abermals von den französischen Kreuzern und der Hafenbatterie mit je dreiunddreißig Salutschüssen begrüßt. Die fremden Diplomaten waren schon vorher nach Hause gegangen. Doch die Deutschen und Araber hatten ausgehalten. An der Landungsbrücke begrüßte der Kaiser zuerst den Vertreter des Sultans, dann hielt ein Deutscher eine kurze Begrüßungsansprache und brachte ein Hoch aus. Darauf erwiderte Sr. Majestät, daß er sich freue, die Deutschen Marokkos zu sehen, die tüchtig und fleißig gearbeitet hätten; man möge sich auf Ihn verlassen, und Er werde unsere Interessen schützen und nicht dulden, daß eine fremde Macht die Unabhängigkeit Marokkos antaste. Mit einer scherzhaften Handbewegung meinte er zum Schluß: „Aber zusammenhalten!" Dann setzte sich der Zug zu Fuß die Landungsbrücke entlang nach dem Zollamt in Bewegung, während gleichzeitig Tausende am nahen Strande aufgestellte Berber beständig Salven abgaben.

Im Zollamt wurden die bereitstehenden Pferde bestiegen und dann ging es durch die Stadt, zwischen unzähligen, dem Kaiser zujauchzenden Christen, Arabern und Juden hindurch, hinauf zur Gesandtschaft Beritten waren außer dem Kaiser nur das Gefolge und einige Herren der Gesandtschaft. Wir übrigen mußten zu Fuß hinterher und kamen in ein derartiges Gedränge, daß es mir heute noch unklar ist, wie ich habe glücklich zur Gesandtschaft gelangen können. Wegen der vorgerückten Zeit war es nur möglich, von dem ursprünglichen langen

Programm den Besuch auf der deutschen Gesandtschaft auszuführen, sehr zum Leidwesen aller an den übrigen Wegen aufgestellten Zuschauer. Die Hauptsache war und blieb aber doch der Besuch als solcher; hatte doch jeder das Gefühl, daß ein Herrscher dem andern einen Besuch abstatte, und daß unser Kaiser dadurch die Unabhängigkeit des Sultans ganz besonders betone.

In der Gesandtschaft ließ sich Se. Majestät einige der fremden Diplomaten, mehrere Herren der deutschen Kolonie, dann einige arabische Würdenträger und zum Schluß die Damen der deutschen Kolonie vorstellen. Mit allen sprach er einige freundliche Worte. Nach allen diesen Vorstellungen und Gesprächen begab sich der Kaiser dann in die an den großen Soko anstoßende Wohnung des Geschäftsträgers und sah sich die arabischen Festspiele eine Zeitlang an. Der Soko war so voll Menschen, daß kaum eine Stecknadel hätte zur Erde fallen können.

Um $1^1/_2$ Uhr setzte sich der Zug wieder nach dem Hafen in Bewegung, um 2 Uhr schiffte sich der Kaiser ein, und kurz nachher erfolgte die Abfahrt. Und abermals dröhnte der Salut der Kriegsschiffe und der Hafenbatterien.

Es war ein kurzes, aber schönes Fest, von dem man in Tanger noch lange geredet hat. Alles war glatt verlaufen, und kein Mißton hatte in die fröhliche Feststimmung hineingeklungen. Selbstverständlich waren dem Kaiser von den verschiedenen deutschen Kolonien, sowie vom Sultan Geschenke überreicht worden, auch hatten die Schiffe eine reichliche „Muna" erhalten. Die Eingeborenen, denen völlig klar zu sein schien, was der Kaiserbesuch für sie bedeute, feierten noch acht Tage lang große Feste.

---

*) Im Leben des Seemanns spielt der Zufall oft eine entscheidende Rolle. Eine solche Schicksalsfügung brachte den Kapitän Leonhard Karow, aus dessen Buch: „Neun Jahre in marokkanischen Diensten" wir obigen Abschnitt mit gütiger Erlaubnis des Buchverlegers abdrucken, — brachte also diesen Kapitän im September 1899 gerade zu einem Zeitpunkt nach Tanger, als dort für einen marokkanischen Regierungsdampfer ein neuer Offizier gesucht wurde. Bald darauf begann der Verfasser, seine täglichen Erlebnisse aufzuzeichnen, und jetzt, zu einer Zeit, wo der Name Marokko in aller Munde ist, tritt er damit an die Oeffentlichkeit.

Das Buch ist im Verlage von Wilhelm Weicher, Berlin, erschienen und kostet Mk. 3.—. Leicht und anziehend geschrieben, führt es den Leser ohne sonderliche Mühe in die Sitten und Gewohnheiten der Bewohner Marokkos ein und wird sicherlich ein gut Teil dazu beitragen, viele zur Zeit noch bestehenden irrigen Ansichten über Land und Leute zu berichtigen, sowie Sympathien und Interessen für das so schwer geprüfte Scherifenreich zu gewinnen.

Ernst Wachler:
Der grüne Baum zur Nachtigall

Novelle

Ein tiefblauer Frühlingshimmel leuchtete über den Rändern des Saaltals, als ein ältlicher Mann, gefolgt von einem schottischen Schäferhunde, langsam den Bergweg heraufstieg, der von der Stadt Jena nach dem Dorfe Cospeda führt. Am höchsten Punkte des freien Feldes erhebt sich eine Mühle; unweit davon steht, wo drei Straßen sich vereinigt haben, eine einzeln ragende Linde; ein Gehölz ist dabei und ein Wirtshaus mit einem alten buntbemalten Schilde. Man sieht darauf die Landstraße und den Blick ins Weite, zur Linken den grünen Baum, in dessen Geäst ein kleiner Vogel sitzt, und rechts oben die Inschrift: Gasthof: Der grüne Baum zur Nachtigall.

Wenn man die heitere Inschrift liest und sich dem stillen Zauber dieses weltverlornen Fleckchens Erde hingibt, dann überkommt einem ein seltsames Gefühl bei dem Gedanken, daß diese Stätte Teil hatte an dem furchtbaren Kampfe von einst. Denn das Dorf liegt im Gebiet des Schlachtfeldes von Jena, wo am nebligen Morgen des 14. Oktober 1806 Napoleon das Heer der Preußen und Sachsen zertrümmerte. Ein Stein auf dem Hügel, der den Höhenzug nördlich der Stadt beherrscht, trägt seinen Namen. Und wenn die Mondnacht heraufzieht über die Berge, dann steigen die Schatten der Erschlagenen, die keine Ruhe finden, weil sie unaufgefunden oder unkenntlich durch ihre Wunden, keine Mutter, keine Braut im Tode umarmte, empor aus ihren Gräbern und irren geisterhaft auf den blutigen Gefilden umher, bis der erste Strahl der Frühe sie verscheucht.

Aber diese Bilder des Schreckens und Grauens gewannen keine Macht in der Seele des alten Mannes, die sich ganz dem tiefen Frieden der Natur eröffnete. Er setzte sich auf die Bank unter

der Linde, um auszuruhen; ein Plätzchen, das einem wohl lieb und vertraut werden konnte. Der Wirt kam, begrüßte ihn ehrerbietig und brachte eine Erfrischung, ohne viel zu fragen; offenbar an die einsilbige Art des sonderbaren Gastes gewöhnt. Ob er sonst noch mit etwas dienen könne? Der Alte schüttelte den Kopf und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er ungestört sein wolle. Da entfernte sich der Wirt, und der alte Mann überließ sich seinen Gedanken.

Wieder ist es Frühling; die Linde blüht und der Brunnen plätschert, wie einst. Aber damals war er jung, damals lachte ihm das Leben; heut ist er alt und das Leben ging vorbei.

Die Sonne sank, und die Abenddämmerung breitete sich über das Land: da begann in der tiefen traumhaften Stille die Nachtigall im Gebüsch ihr zauberisches Lied. Unbeweglich lauschte der Alte; und während der treue Hund sich zu Füßen des Herrn schmiegte, stieg die Erinnerung vergangener Tage vor seinem Auge auf.

* *
*

Es ist schon lange her; da rollte eines schönen Maitages vor das Gasthaus ein Wagen. Zwei Insassen entstiegen ihm: ein älterer Herr mit einem jungen Fräulein, die für einige Zeit hier Unterkunft begehrten. Der Wirt, ein ruhiger und verständiger Mann, richtete ihnen seine zwei besten Zimmer her und ließ sie gewähren, ohne viel nach dem Woher und Wohin zu fragen. Anders die Leute im Dorfe, die sich über die fremde Herrschaft nicht wenig die Köpfe zerbrachen. Soviel brachten sie bald heraus: daß der alte Herr ein Gelehrter sei, das Fräulein seine Tochter, und sie von weit her kämen.

Dennoch erfuhren sie nicht mehr über die Gäste, die, schweigsam gegen jedermann, in völliger Zurückgezogenheit ihre Tage verlebten. Nur dies fiel in die Augen, daß das Mädchen in rührender Weise um den Vater besorgt war: einen verschlossenen mürrischen Mann, dem niemand etwas recht zu machen schien. War ihm ein großes Unglück widerfahren?

Zuweilen kam ein Herr aus der Stadt herüber, der, obschon an Jahren dem Gelehrten nicht allzuviel nachstehend, doch einem weit jüngeren lebensfrohen Eindruck machte. Wie es schien, kam er in Geschäften: denn beide schlossen sich zu langen Verhandlungen

und Beratungen in ein Zimmer ein, das sie erst spät, nach lebhaftem Wortwechsel verließen.

In die Abgeschiedenheit dieses ländlichen Lebens, das einförmig genug war, um in dem Fräulein den Wunsch nach etwas Neuem fühlbar werden zu lassen, brachte das Erscheinen einer studentischen Verbindung erwünschte Abwechslung. Zwar nicht jedem erwünscht: denn dem Gelehrten machte diese Störung seiner Ruhe nur Aerger; indes sich die andern Hausbewohner, jeder nach seiner Art, mit den schmucken Musensöhnen willig abfanden. Lärm, Gelage und Lieder, Kurzweil und Schabernack folgten einander in bunter Reihe; und den schließlichen Aufbruch der muntern Schar sah jeder ungern, nicht zum wenigsten der Wirt.

Es war bei dieser Gelegenheit, daß einer der jungen Leute, ein stiller in sich gekehrter Mensch, den das laute Treiben der Gefährten oft mehr bedrückte als erheiterte, unter den Bäumen des Fräuleins ansichtig ward, und auch ihre Aufmerksamkeit erregte. Er war betroffen von dem Reiz der feinen anmutigen Erscheinung, die er hier im Dorfe am wenigsten vermutet hatte; und sie fühlte in seinem Wesen etwas, das ihn von den andern trennte und sie unbewußt anzog. Sie gestand sich im stillen den Wunsch, ihn wiederzusehen; aber dies schien nicht wahrscheinlich.

Indessen wiederholte der ältere Herr seine Besuche; und es ward mehr und mehr deutlich, daß ihn mit dem Gelehrten von früher her engere Bande verknüpften. Er verhandelte nicht nur mit ihm, sondern holte ihn auch zu Spaziergängen ab. Hierbei schloß sich das Fräulein an den Ohm, wie sie ihn nannte, um so eher an, als seine offene warme Gemütsart mit der ihrigen auf das glücklichste übereinstimmte. Er war nicht nur ein Freund der Natur, sondern ihr Erforscher; und die Pflanzen in ihrer unabsehbaren Mannigfaltigkeit bildeten den Gegenstand seines Fleißes.

Eines Tages, als er wiederkam, brachte er einen jugendlichen Begleiter mit; und es war niemand anders als eben jener Student. Der Vater des Fräuleins schien zwar wenig erfreut, ein fremdes Gesicht in seiner Nähe zu erblicken; allein, da der Freund den Jüngling als seinen Schüler einführte, konnte er nicht umhin, gute Miene zum bösen Spiele zu machen und den Gast willkommen zu heißen. Wenn er ihn nun schon dulden mußte, so kümmerte er sich doch möglichst wenig um ihn; so daß es, da er selbst den Gefährten

ganz in Anspruch nahm, dem jungen Mann zufiel, das Fräulein zu unterhalten.

Der war darob nicht böse. Aus dem ersten Besuch wurden mehrere; und es kam zu gemeinsamen Ausflügen in die Umgegend: Dörfer, Berge und Waldungen rings umher.

Es war natürlich, daß die beiden jungen Leute auf diesen Wanderungen allmählich vertrauter wurden; und, wenn schon ein geheimer innerlicher Zug sie von vornherein einander näherte, sich dieser mit jeder neuen Zusammenkunft verstärkte. Mochte die Schwere eines feindlichen Geschickes den Vater bedrücken, so waren doch wenigstens seinem Kinde freundlichere Stunden vergönnt; mochte sein Sinn umdüstert sein, so ward doch wenigstens ihr das Recht auf Glück zuteil.

Auf die Frage des Jünglings nach ihrem Leben erzählte sie ihm ihre Geschichte. Sie kam als kleines Kind, im zartesten Alter, aus dem Norden nach Oesterreich, wohin ihr Vater als Hochschullehrer berufen ward, und ist dort in einer schönen Stadt, die schneebedeckte Alpen überragen, aufgewachsen. Sie war das einzige Kind; nach dem frühen Tode der Mutter, die sie mit zwölf Jahren verlor, bei dem schweigsamen Vater vereinsamt. Sie lebten still, in einer kleinen Wohnung mit einem Garten; fast ohne Verkehr außer den engeren Freundinnen; nur zuweilen nahmen sie an einer Tanzfestlichkeit in gemieteten Räumen teil oder gingen auf Reisen, wie sie denn Fiume und Triest gesehen hat. Aber mit einem Schlage änderte sich dies alles, als das schwere Verhängnis über sie hereinbrach und der Vater, allzu freimütig und schroff in seinen Ansichten und Lehrmeinungen, auf Betreiben seiner Widersacher gemaßregelt und aus dem Amte entfernt ward. Seitdem ist er gebrochen, sein Wesen wie umgewandelt. Grausam herausgerissen aus dem altgewohnten lieben Wirkungskreise, hat er sein behagliches Heim aufgegeben und irrt nun ruhelos, mit der Welt zerfallen, von Ort zu Ort; seiner selbst nicht schonend und doch der sorgsamsten Pflege bedürftig. Wer kann ihm helfen, wer ihn heilen? Verbittert und menschenfeindlich wünscht er niemanden zu sehen, niemanden zu hören; und kaum kommt er mit dem Ohm aus, mit dem ihn alte Jugendbeziehungen verbinden.

Und warum wandte er sich hierher? fragte der Jüngling.

Ich möchte glauben, daß er sich mit dem alten Freunde aussprechen wollte, erwiderte das Mädchen, auch lockt ihn wohl die hohe Schule von Jena, die seit Alters im Rufe besonderer Freiheit steht.

Und doch kam er nicht in die Stadt, sondern nimmt hier in einem Dorfe mit wenigem vorlieb.

Er scheut die Menschen, deshalb sucht er die Einsamkeit. Und hat er nicht Grund genug dazu? Kann er vergessen, wie bitter sie ihn gekränkt, welch Unrecht sie ihm angetan haben?

Glauben Sie, daß er sich dauernd in diese Gegend zurückziehen wird?

Das weiß ich nicht, versetzte das junge Mädchen. Er sucht einen stillen Winkel, um sich vor dem Haß und Neid der Welt auszuruhen. Gebe der Himmel, daß er ihn finde.

Auch ich wünsche es von Herzen, sagte der Jüngling leise; und der Ton seiner Stimme verriet, daß dieser Wunsch nicht ganz uneigennützig war. —

Wie reizend lag das Dorf! Tief eingebettet in einem grünen waldumschlossenen Tale, das sich hinaufzog zur Höhe. Ein Bach durchfloß es; und mitten im Dorf befand sich ein alter Brunnen aus schweren Steinen geschichtet mit einem hohlen Baumstamm darauf; da rann aus kurzer Röhre immerdar das klare Wasser.

Aber die mannigfachen Ausflüge in die wechselvolle Landschaft vermochten nicht das Gemüt des Gelehrten aufzuheitern. Er blieb grämlich und verschlossen; und seine Umgebung versuchte vergeblich, ihn seiner Teilnahmlosigkeit zu entreißen.

Einstmals, nach einem dieser Ausflüge, als der Ohm mit seinem Begleiter heimwärts schritt, warf der Junge die Frage auf: Welchen Grund denn jenes seltsam finstere Wesen des alten Herrn haben möge und ob es nicht ein Mittel gäbe, ihn dem Leben zurückzugewinnen?

Der Ohm schwieg eine Weile; dann ließ er sich langsam dahin aus: Ich denke, daß Ihr durch das Kind schon genugsam erfahren habt; sie macht Euch mehr zum Vertrauten, als ihrem Vater lieb ist.

Daß ich nicht wüßte, versetzte der Jüngling betroffen. Aber wollt Ihr mir nicht Aufschluß geben über das herbe Schicksal, das den würdigen Mann verfolgt?



Zeichnung von Heinrich Kley

Ihr sollt alles hören, erwiderte der Ohm, wofern Ihr mir Schweigen gelobt.

Haltet Ihr mich für einen Schwätzer? sagte der Junge dagegen.

Dieser Mann, fuhr der andere fort, der jetzt hart und bitter erscheint — wie weich und warmherzig war er einst! Das Leben hat ihn verändert; so daß ich, sein alter Freund, ihn kaum wiedererkenne. Er war von je von scharfer, entschiedener Denkart und ließ sich auf seinem Felde, der Geschichte, ohne Scheu aus, was denn schließlich, durch Ohrenbläser hinterbracht, bei den Vertretern der Kirche Anstoß erregte. Ihr Widerspruch bestärkte ihn nur noch im starren Festhalten an gewissen verwegenen Behauptungen, durch die er dem herrschenden Bekenntnis Aergernis gab, sich ohne Not bloßstellte, und dem Staat, seinem Brotherrn, Verlegenheit bereitete. Aufs äußerste gereizt durch das Verbot seiner Vorlesungen, das die Kirche für ihre Jünger verhängte, ließ er sich zu unbesonnenen Schritten hinreißen, die seinen Gegnern leichtes Spiel verschafften und seine Stellung untergruben. Von allen Seiten gedrängt, unwillig gehalten, von der Niedertracht hämischer Feinde begeifert, mußte er schließlich von einem gesicherten ehrenvollen Platze weichen, um sich an der Schwelle des Alters einer ungewissen Zukunft zu überantworten. Ein Verfahren gegen ihn endete damit, daß man ihm zwar einen kleinen Teil seines Ruhegehalts beließ, da er auf den ganzen begründeten Anspruch hatte — indeß ihn nicht in seinen Aemtern wiederherstellte. Der Vorgang hatte unliebsames Aufsehen erregt, und, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, rückte alles von dem Unterlegenen ab. Tief verletzt in seinem Ehrgefühl, verließ der bejahrte Mann, gleich einem Flüchtling, die Stätte so langer Tätigkeit und wandert nun unstät und ziellos durch die Lande, ohne einen Fleck zu finden, wo er sein müdes Haupt zur Ruhe bette. Ich lag ihm an, in unserm traulichen Nest zu bleiben; umsonst: er will weiter, kaum daß er unsere Türme von ferne gesehen hat.

Der Jüngling schüttelte den Kopf. Und das Fräulein? fragte er.

Sie ist übel daran, erwiderte der Ohm. Was hilft es! Sie ist seine einzige Stütze; ohne das treue tapfere Mädchen, das sich so rührend zur Fürsprecherin des Vaters macht, hätte er längst den letzten Halt verloren.

Wäre ihm nicht zu helfen? forschte der Student.

Auf welche Weise? entgegnete der andere. Das Heilmittel, das seine Genesung bewirkte, können wir ihm nicht bieten: denn es steht außer unsrer Macht, ihm sein Amt und damit seine Ehre zurückzugeben. Und würde er, im vorgerückten Alter, leicht eine andere Stellung finden, gesetzt auch, daß er sich um eine solche bewürbe?

Der Begleiter wußte hierauf nichts zu antworten; und der Ohm fügte nachdenklich hinzu: Männer seiner Art, denen die gewohnte Tätigkeit plötzlich genommen wird, verlieren damit leicht den Inhalt ihres Daseins und sich selbst; sie treiben es wohl noch eine Weile, aber ohne eigentlich zu leben; bis es eines Tages mit ihnen ganz vorbei ist. So wird es, fürchte ich, meinem armen Freunde auch ergehen. —

Dergleichen Gespräche ließen dem jungen Mann das anmutige Mädchen nur noch anziehender erscheinen; denn, fand er vorher an ihrem feinfühligen Wesen Gefallen, so erregte sie nun seine geheime Bewunderung. Das Fräulein ihrerseits war froh, nach so langen Irrfahrten unter Fremden einen gleichaltrigen Gefährten gefunden zu haben, dem sie sich ohne Scheu eröffnen konnte. So entdeckte das junge Paar wechselseitig eine tiefere Neigung und verschwieg sie sich zugleich, im Gefühl ihrer Hoffnungslosigkeit. Denn da beide ohne Vermögen, und seine Aussichten für die Zukunft noch ganz ungewiß waren: wer hätte bei der trostlosen Lage des Vaters an eine Verbindung zu denken gewagt?

Es blieb dem Jüngling auch nicht verborgen, daß der alte Mann mit Argwohn und Eifersucht auf die Gunst sah, deren er sich bei seiner Tochter erfreute. Er nannte sich selbst mit bärbeißigem Scherz „den Wächter seines Schatzes", und zu dem Ohm äußerte er einmal: er nähme einen Prinzen gern zum Eidam, wenn einer käme; wobei denn der Student das Fräulein ansah und sie tief errötete.

Als Pfingsten herannahte, lud der Ohm seinen Schüler ein, mit ihm einige Zeit aufs Land zu übersiedeln. Der Vorschlag ward mit Freuden angenommen; und sie kehrten für eine Weile in dem Wirtshaus von Cospeda selbst als Herberge ein.

Für die Liebenden begann nun, bei der traulichsten Nachbarschaft, eine glückliche Zeit. Sie konnten fast den ganzen Tag bei-

sammen sein und ihre Gegenwart genießen. So kurz diese Sommertage waren, es dünkte sie doch, als ob sie eine Welt umschlossen. So geht es allen, deren Daseinsgefühl durch außerordentliche Menschen oder Vorgänge erhöht wird: sie erwachen gleichsam zum vollen Licht, und glauben nun erst im Anblick und Genuß des sonst Ungewohnten, wahrhaft zu leben.

Das Gleichmaß der Tage wurde durch Spaziergänge und Ausflüge belebt; zuweilen empfing man auch Besuch oder nahm an einer ländlichen Feier teil. Wenn es einen Bauerntanz gab, standen sie wohl mit dem leutseligen Ohm am Eingang des altertümlichen Saales unter den Bogen, die hölzerne Pfeiler verbanden, und sahen auf die bewegte Menge, die sich fröhlich bei munteren Weisen drehte, oder sie machten selbst eine heitere Runde unter dem bunt geputzten Volke. Die Spielleute saßen mit Pauke und Schlagbecken, Ziehharmonika, Triangel und Bummbaß, — das ist ein Saiteninstrument, in Markneukirchen gefertigt, an dessen Spitze vier Glöckchen und an dessen Fuß eine Trommel befestigt sind und das mit einem Streichbrett gespielt wird — saßen auf erhöhter Bühne und walteten mit Eifer ihres wichtigen Amtes. Kam ein Besuch, etwa die Schwestern eines Pfarrers aus der Nachbarschaft, ein Landwirt oder ein Arzt aus der Gegend mit seiner jungen Frau, deren Bekanntschaft sich bei der Kleinheit des Wirtshauses nicht umgehen ließ, so drängte sich dem Jüngling bei dem zwanglosen Verkehr im Freien unwillkürlich ein Vergleich zwischen den weiblichen Mitgliedern des Kreises auf; und er nahm freudig die Schönheit, Anmut und den edlen Anstand wahr, die die Geliebte vor den anderen Frauen auszeichneten. Jede Berührung, jeder Verkehr mit fremden Mädchen und Frauen ließ ihre Art reiner und seltner erscheinen; die kleinlichen, niederen und alltäglichen Züge, die den meisten ihres Geschlechtes eigen, schienen bei ihr ausgelöscht, und alles ins Freie und Hohe erhoben.

Mitunter fuhren Vater und Tochter im Wagen über Land; dann nahm das Fräulein die Zügel; ein Vergnügen, das sie sehr liebte, wie sie denn in mancher Uebung geschickt war. Wenn sie des Abends heimkamen, freute sich der Jüngling, ihr selbst nach dem Zimmer leuchten zu können; und vor der Nachtruhe lauschte er auf ihre liebe klare Stimme, die durch die Diele vernehmlich zu ihm empordrang. Des Morgens belustigten sie sich am Ballspiel

oder Wettlauf und anderem Uebermut; und sie ruderten des Abends, jung und alt, auf der nicht allzu entfernten Saale, zu deren Ufern man über das weite, einst vom Kampfgetöse erfüllte Feld hinabstieg. Wenn dann das Boot, von kräftigen Schlägen getrieben, über die leis bewegte Fläche glitt, die Wälder dunkelten und die Burgentrümmer auf der Höhe im letzten Strahle der sinkenden Sonne erglänzten: saßen die vier Insassen schweigend, in sich versunken, jeder mit anderen Gedanken an Vergangenheit und Zukunft erfüllt.

Ein andermal besichtigten sie ein benachbartes Gut: die Stallungen, Scheunen, Park und Gärten; und wie immer auf dem Hin- und Rückwege pflückte das Fräulein Feldblumen und wand sie zum Strauß. Das Rosental mit seinen steilen Felsen und schattigen Laubgängen suchten sie mit Vorliebe auf. —

Der Gelehrte zog sich viel zurück, so daß die zwei mit dem Ohm oft ungestört waren.

An stillen Abenden las das junge Paar mitunter zusammen, einträchtig unter der Linde sitzend, in Dichtungen, die sie beide liebten; und in jene wunderbare Szene aus dem „Kaufmann von Venedig", wo Lorenco und Jessica sich im Park von Belmont finden, konnten sie sich nicht oft genug vertiefen. Ueber ihnen im grünen Baum sang die Nachtigall, und sie selbst faßten ihre Hände und träumten! —

Aber die schönste Zeit geht vorbei; und hatten sich die Liebenden allmählich in ein Gefühl der Sicherheit eingewiegt, so sollte ein finstrer Ausbruch des Gelehrten die friedliche Eintracht der kleinen Gesellschaft auf das grausamste zerstören.

Mit unverhohlenem Grimme verfolgte der verbitterte alte Mann die Gunstbeweise, die der Jüngling von seiner Tochter empfing; und da er es nicht über sich brachte, das Mädchen, an dem er mit zärtlicher Liebe hing, zu schelten, so warf er seinen Zorn und Haß doppelt auf den unschuldigen Liebhaber. Ihn selbst zur Rede zu stellen, vermied er; und hielt sich fürs erste an den alten Freund, der ihm den unerwünschten Gast gebracht hatte. Unter vier Augen erging er sich in heftigen Verwünschungen gegen ihn. Ein Habenichts! rief er polternd aus. Was fällt ihm ein? Die Augen zu

meiner Tochter zu erheben! Sieh einer an; das möchte dem Herrn gefallen. Wer hat ihn geheißen herzukommen? Wir brauchen keine Gesellschaft, am wenigsten die solcher Windbeutel und Tagediebe!

Der Ohm trat auf das wärmste für seinen Zögling ein; er nahm alle Schuld auf sich, wenn eine Verwirrung durch das Eintreffen des jungen Mannes entstünde; schließlich aber, verletzt durch den starren Eigensinn und die Schroffheit des andern, gab er seine Zurückhaltung auf. Ich sehe wohl, sagte er bekümmert, daß dir nicht zu helfen ist. Wir haben uns bemüht, dich dem Leben zurückzugewinnen; ich habe dir einen lieben Schüler und Gefährten zugeführt, aber du hast ihm kaum eines Blickes gewürdigt und treibst ihn vor der Zeit hinweg; gleichgültig, welchen Schmerz du dadurch dem eigenen Kinde bereitest. Was hat es für einen Zweck, sich im Kampf mit der Welt aufzureiben! Du stehst an der Schwelle des Alters: warum gewinnst du es nicht über dich zu verzichten und dich ins Unvermeidliche zu schicken? Dich des Glückes der Jugend zu erfreuen? Würde dies deinen Jahren, deiner Einsicht nicht besser anstehen? Daß wir in Unfrieden auseinandergehen, unser stilles Dasein zerstört wird; soll das das Ende sein?

Ich will ein Ende machen, schrie der alte Mann. Schon allzulange rasten wir an diesem Ort. Wir werden reisen; heut noch; je eher, desto besser. Was sollen wir noch hier?

Du fliehst die Menschen, die dir ihre Liebe entgegenbringen, Unglücklicher, fliehst deinen alten Freund, entgegnete der Ohm. Wie sehr sich unsre Wege geschieden haben — ich erkenne es erst jetzt. Mir genügt die Welt, wenn sie mir Still-Zufriedenem einen Winkel darbietet; dir genügt sie nicht, und wenn du alle Breiten durcheilst. Welchem Trugbild jagst du in deiner Ruhelosigkeit nach? Warum lässest Du nicht das Vergangene vergangen sein und gibst dich einem neuen Leben hin?

Der Gelehrte lächelte ingrimmig. Einem neuen Leben! rief er. Dafür bin ich zu alt. Wer das hinter sich geworfen hat, was ich fortwarf: vor dem gähnt die Leere. Doch es ist besser, wir brechen dies Gespräch ab: es bleibt nutzlos. Wir werden reisen; und ich werde noch einsamer und unverstandner sein, als vorher. —

Einige Stunden später setzte der Ohm den Studenten von dem Vorgefallenen in Kenntnis; und so schonend er die mißliche Angelegenheit auch vorbrachte, so entging ihm doch nicht, welche

Beleidigung der Gelehrte dem jungen Mann zufügte, indem er ihn gleichsam wie einen Pestkranken floh. Er suchte, so gut es anging, das Verhalten des Freundes mit den Wunderlichkeiten des Alters und der Reizbarkeit, die Kummer und Leiden verursachen, zu entschuldigen. Der Jüngling schwieg, bestürzt und verletzt. Gewiß, spöttisch und geringschätzig von dem alten Mann abgewiesen zu werden, und zu stolz, sich demütigen zu lassen, eröffnete er dem Fräulein, das durch den erregten Auftritt und die plötzlichen Vorbereitungen des Vaters zur Abreise aufs äußerste erschreckt war, daß er von ihr scheiden müsse, da er nicht länger hier wohnen könne. Sie verfärbte sich, tief betroffen. Ahnte sie den Zusammenhang?

Nach einer Weile faßte sie sich und suchte den Ohm auf, der verstört in seinem Zimmer auf und abging. Ich wußte es wohl, sagte sie tonlos, daß es so enden würde. Der Vater wollte hier bleiben; und die Ruhe, die er suchte, wo soll er sie sonst finden, wenn nicht hier? Aber er ist argwöhnisch und menschenscheu; und die Ankunft des jungen Mannes ließ ihn auffahren. Er kam ihm nicht näher. Im Gegenteil, er suchte, ihn zu entfernen; und je länger, desto qualvoller wurde die Spannung. Er verträgt die Menschen nicht mehr, das fühlt er, deshalb treibt es ihn fort, deshalb müssen wir reisen.

Armes Kind, murmelte der Ohm, und strich wie begütigend über das Haar des Mädchens. Was mußt du leiden!

Was kommt's auf mich an, versetzte das Mädchen. Wenn er nur gesund, nur wieder fröhlich würde — wie gern wollt ich auf alles andere verzichten!

Doch wie sollten die zwei, die, so kurze Wochen sie auch auf diesem Fleck Erde zusammengeweilt hatten, immer mehr verwachsen und sich fast unentbehrlich geworden waren, sich mit einem Schlage so jäh trennen? Wie sollten sie einander zum letzten Mal die Hand reichen, die sich jüngst erst für immer gefunden zu haben glaubten? Sollte das Mädchen, das nach langer Irrfahrt mit dem kränkelnden alten Manne hier endlich mitfühlende Freunde und Berater, ein schlichtes Heim getroffen hatte, wieder in die Ungewißheit eines unsteten ruhelosen Lebens hinausgestoßen werden? Und indem sie dies harte Schicksal überdachte, überkam sie eine dumpfe Verzweiflung.

Der letzte Abend vereinte die kleine Gesellschaft noch einmal. Es herrschte eine gedrückte, traurige Stimmung. Das Fräulein ist

einsilbig und niedergeschlagen; und dem Jüngling mundet der Abschiedstrunk gar bitter, ob ihn auch die Geliebte selbst einschenkt. Einmal sagt sie ihm: wenn er, auf Reisen, in ihren Heimatort käme, müsse es das erste sein, daß er sie besuche. Glaubte sie wirklich, daß der Vater an die Stätte seines Glücks zurückkehren würde? Frohsinn und Laune sind entschwunden. Ein düsteres Schweigen lastete auf allen. Nur der Druck der Hand, der Glanz der Augen sprach aus, was den Lippen verwehrt war. Das Mädchen zieht sich blaß und verstört auf sein Zimmer zurück: es ist über und über mit Blumen geschmückt, und so drängt sich ihr darin selbst im Gleichnis die Gegenwart dessen auf, von dem man sie trennen will.

Der andere Morgen sieht ihre Abreise. Der Ohm und der Jüngling gehen zu Fuß. Der Wagen hält vor dem Wirtshaus, ihre Habe darauf, genau so wie bei der Ankunft in dieses Dorf. Wie anders Einzug und Abschied! Der Gelehrte scheint kalt und unbeweglich, als er dem alten Jugendfreunde die Hand drückt. Das Mädchen weint bitterlich, mühsam verhaltne Tränen. Es ist ein Gefühl, als ob das Herz springen müsse. Die Pferde ziehen an, fort rollt der Wagen, Taschentücher wehen von fern: Lebwohl, lebwohl! Vergiß mein nicht! scheinen sie zu rufen.

* *
*

Die Linde rauschte leis, der Vogel war verstummt; und die kühlen Schauer der Nacht weckten den Alten aus seinen Träumen.

Ich versprach, in ihre Heimat zu kommen, sagte er leise vor sich hin, und ich bin gekommen; aber ich traf niemanden mehr an, ihre Spur war verweht. Ich versprach ihr ein Zeichen zu senden; aber wo in der Welt sollt es sie finden? Nun sitz ich einsam und träume. Du bist nur ein Bild, aufgestiegen aus meinem Herzen, ein flüchtiges Gespinst meiner Seele, ein Geschenk der abendlichen Dämmerung, hier wo die Nachtigall schlägt im grünen Baum, wie einst — ach, wärst du ein Gruß, ein später, doch nicht minder inniger! — Das Leben ist Kampf und schmerzliches Verzichten; und daß wir träumen dürfen, ist vielleicht das Beste daran. Sind denn die Zeiten unsres höchsten Erdenglückes mehr als Träume, die versinken? —

Lange starrte er vor sich hin, dann strich er über seine Stirn, als wollte er die wehmütigen Gedanken verscheuchen, die dort aufstiegen, — oder war es eine Träne, die ihm die Wimper netzte?

Endlich stand er auf, griff nach Mantel und Stock, rief dem Hunde, der schnuppernd um das Haus gestrichen war, und machte sich auf den Heimweg. Der Mond schien und beleuchtete den betagten Wanderer und seinen treuen Begleiter; und die Schatten von Mann und Hund liefen wunderlich an dem Feldrain entlang, der den Weg an den Höhen säumt, bis sie das tiefe Dunkel des Waldes umfing.

Was ist das Glück?

„Was ist das Glück?“ Hab ich schon oft gefragt,
Der Eine dies, der Andre jenes sagt.
Der Arme meint: „Ja, Glück! das ist das Geld!“
Der Pessimist: „Glück gibts nicht auf der Welt!“
„Nein doch! Die Freiheit ist das höchste Gut!“
Verkündet stolz ein junges, feurig Blut.
Und einer spricht: „Wenn Ihr es noch nicht wißt,
So hört: das Glück allein die Liebe ist.“
Das sagten sie. — Jedoch sich keiner fand,
Der wirklich glücklich war im weiten Land.
Dann einst — in einer sternenhellen Nacht
Da hab ich an die Frage lang gedacht.
Glück ist nicht weltlich Lieben, Hassen,
Glück ist das Sichbescheidenlassen!
Glück ist die innere Zufriedenheit
In guten Stunden und in schwerer Zeit
Der G l a u b e ists, daß alles sich muß wenden,
Da unser Schicksal ruht in Gottes Händen.

Hilda Loewenherz.

Dr. Roderich von Mojsisovics: Max Reger

Ueberblicken wir die Entwicklung der Instrumentalmusik seit dem Tode Beethovens, so können wir an ihr deutlich zwei Richtungen unterscheiden: die „absolute", und die „darstellende". Stellt sich die absolute als die direkte Fortsetzung der Richtung der Klassiker dar, so ist die darstellende zum Teil auf den letzten Werken Beethovens fußend, zum Großteile ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, da zwischen den in früheren Entwicklungsperioden der Tonkunst bereits aufgetretenen vereinzelten derartigen Erscheinungen und den Vertretern der Programmusik im vorigen Jahrhunderte, kein direkter Zusammenhang besteht. Erweitern wir unsere These und wenden sie cum grano salis auf die Gesamtentwicklung der Musik im 19. Jahrhunderte an, so gewahren wir, daß wir auch in der Vokalmusik durchaus einen Unterschied zu machen haben, zwischen den Werken, welche Anhänger des in dem Schlagworte „absolute Musik" vertretenen Richtung geschaffen haben, und solchen aus der Feder ihres künstlerischen Antipoden.

Die glänzendsten Vertreter der ersteren Richtung sind (seit Beethoven): Schubert, Mendelssohn, Schumann und Brahms, die der zweiten (weit zahlreicheren): Berlioz, Liszt, Wagner, Bruckner, Hugo Wolf und (Richard) Strauß. Mit den oft mit großer Erbitterung geführten Kämpfen beider Richtungen, die ein kunstgeschichtlich hochinteressantes Problem betreffen, können wir uns hier nicht befassen: wir müssen nur konstatieren: daß die Meisterwerke beider Richtungen zur Entwicklung der Tonkunst gleich wichtig waren, wenn auch unserer literarisch-philosophisch angehauchten Zeit die letztere Richtung im großen und ganzen mehr zusagt. Sie ist eben aktueller. Auch schien ein Umstand den Anhängern der letztgenannten Richtung Recht zu geben: daß der Nachwuchs der klassizistischen Gruppe äußerst spärlich und mit verschwindenden Ausnahmen herzlich unbedeutend war.

Da kam Max Reger.

Ich muß offen gestehen, daß es mir als Anhänger der letztgenannten Richtung längere Zeit ein Rätsel war (und ich habe die Ueberzeugung, daß es vielen anderen gerade so ging), daß man heutzutage geschaffene Werke absoluter Richtung als „ausdruckswahr", als einer „inneren Notwendigkeit" entsprungen, betrachten könne, bis ich näher in die Werke dieses großen Künstlers eingedrungen war. Da sah ich nun, daß Regers Werke gerade so „modern" sind, als die besten der anderen Richtung; obwohl er sich ganz und gar auf den Standpunkt der absoluten Musiker stellt. Er tat dies mit vollstem Bewußtsein, da er als Kind seiner Zeit durchaus bewußt schafft, absolut nicht „naiv". Dies ist schon darum nicht möglich, da ihn seine ganze Begabung in erster Linie auf ein selten kultiviertes Spezialgebiet wies, welches ein durchaus bewußtes Schaffen zur Grundbedingung hat. Reger ist nämlich nach Bach und Beethoven einer der größten Bearbeiter aller Zeiten: seiner Tätigkeit als solcher vor allem hat er seine Bedeutung zu verdanken. Als Bearbeiter schuf er seine größten Werke. Phantasien, Choralbearbeitungen, Variationenwerke bezeichnen die Höhepunkte seines Schaffens. Er ist im modernen Sinne so recht das, was man im 16. Jahrhundert unter einem „Tonsetzer" verstand. So wurden nämlich die Meister der Kunst des kontrapunktlichen Satzes, welche die kunstvolle polyfone Gestaltung des vier- und mehrstimmigen a capella-Stiles zur höchsten Blüte entwickelten, genannt. Die Schöpfer der den betreffenden Werken zu Grunde liegenden Choral-Melodien hießen dagegen „Sänger". (Tondichter.) Wenn wir nun diesen Begriff im künstlerischsten Sinne auffassen, so haben wir ein nicht unrichtiges Epitheton für unseren Komponisten. Diese Seite seines Schaffens zeigt sich vor allem in seinen grandiosen Orgelwerken. Er ist der Orgelmeister der Gegenwart: seit Bach der bedeutendste Orgelkomponist. Zeigt er uns in seinen Orgelkompositionen mehr ein titanenhaft-mächtiges Profil, so beweisen hingegen seine sehr zahlreichen Lieder, daß seinem Wesen zarteste, in modern-dekadenter Weise bis zu den letzten Nervenregungen ausgeschöpfte Lyrik keineswegs versagt geblieben. Erreicht er hierin auch keineswegs Hugo Wolf, der ihm durch Plastik und Vielgestaltigkeit der Erfindung überlegen, so müssen wir ihm neben Richard Strauß

und Hans Pfitzner als Liederkomponisten die erste Stelle einräumen. Zahlreiche Werke für Klavier, Kammermusik und Chor vervollständigen das Bild seines Schaffens. Vor allem die Werke für Klavier und seine Kammermusik, in denen er direkt als Erbe und Nachfolger Beethovens anzusehen ist, sind Zeugnisse einer reichen, individuellen Schöpferkraft, in denen sich reiche Phantasie und glänzende, spielende Formbeherrschung offenbart. Hier ist er nicht nur „Tonsetzer", sondern Sänger. Erst in allerjüngster Zeit wandte er sich der Orchesterkomposition zu.

Wir sehen also: bis auf die Oper hat sich Max Reger so ziemlich in allen Kunstgattungen betätigt. So reiht ihn schon ein flüchtiger Ueberblick seines Schaffens Johannes Brahms an. Doch ist er nicht so einseitig wie jener, obwohl er auch in seiner inneren Entwicklung an diesen Meister anknüpft. Dies bezeugen vor allem die Werke seiner ersten Schaffensperiode, die, soweit sie nicht rein polyfon gehalten sind, undhierin sehr unter Bachschen Einfluß stehen, oft „beinahe zu sehr" an sein Vorbild gemahnen. Doch entringt er sich bald dieser geistigen Vormundschaft; früher wird er von Brahms als von Bach frei. Wollen wir das Gesamtschaffen Max Regers charakterisieren, so können wir ihn als einen der phänomenalsten Könner polyfon-harmonischer Satzweise bezeichnen. Fußt seine Polyfonie auf Bach und Wagner, so ist er in seiner Harmonik als direkter Weiterbildner von Brahms, Wagner und Wolf anzusehen. In seinen Werken vereinen sich die widerstrebendsten Elemente zu einem harmonischen Ganzen, und täuscht uns nicht viel, so können wir in Max Regers Schaffen den Schlußstein einer großen Entwicklungsperiode erblicken. Er vereint, wie eben angedeutet, die technischen Errungenschaften der „darstellenden" Kunstrichtung (Programmusik) mit den Kunstprinzipien der absoluten Richtung im äußerlichen. Innerlich schafft er aus sich selbst heraus, aus seinen Stimmungen, Seelenerlebnissen wie jeder ganze Meister und nicht etwa aus dem Prinzipe „tönend bewegte Formen" — wie Hauslicks böses Wort lautet — hervorzubringen. Möge dieses seltene Genie nur unbeengt durch Fesseln anderweitiger Berufstätigkeit zur Ehre deutscher Tonkunst der Welt noch so manches bedeutende Werk schenken!

Wie wir im Vorstehenden sahen, hat sich Max Reger auf allen Gebieten der Komposition — außer dem dramatischen — betätigt. Bei der großen Anzahl seiner bisher geschaffenen Werke teilen wir

sein Schaffen in fünf Gruppen (s. u.). Es kann daher aber auch in dem engen Rahmen eines Essays nur eine kursorische Charakteristik derselben, unter Hervorhebung der Hauptwerke, nicht eine eingehende Analyse sämtlicher Kompositionen statt haben. In obenerwähnten hundert Opuszahlen befinden sich überdies eine überwiegende Anzahl von Werken, die selbst über ein halbes hundert Kompositionen enthalten, der vielen ohne Opuszahl edierten Werke und Bearbeitungen (ohne die diversen Arrangements von Werken anderer Meister) gar nicht zu gedenken. Reger gehört zu den fruchtbarsten Meistern aller Zeiten und es ist bei der großen Kompliziertheit seiner Arbeiten und der überraschend kurzen Schaffenszeit, auf die sie sich verteilen, einem kaum erfindlich, wie unser Komponist nur die Zeit finden konnte, das alles niederzuschreiben; von seiner vielseitigen Berufstätigkeit ganz abgesehen. Nun zu den Werken selbst.

a) Orgelkompositionen.

Wie Reger nach Anton Bruckner der größte Orgelspieler der letzten hundert Jahre ist, so ist er auch seit J. S. Bach der größte Orgelkomponist. Seine Orgelwerke, getragen vom Geiste der Romantik, verkörpern so recht sein Schaffen: können wir in diesem bisher drei sich deutlich kennzeichnende Perioden unterscheiden, so zeigen dies auch seine Orgelwerke. Es gilt das hier Gesagte daher auch für die übrigen Kompositionsgattungen (vgl. sub. b, è, d, è.) Bis ca. op. 30 steht unser Meister unter dem Einfluß Bachs und Brahms, obwohl Bachscher Einfluß in der dritten Schaffensperiode, wenn auch in abgeklärterer Weise sich wieder mehr geltend macht. Die zweite Schaffensperiode, etwa weitere 40 Opuszahlen umfassend, ist charakterisiert durch reichere Farbenpracht, kühnere Kombinatorik und hervortretendere Eigenart: sie ist die Zeit des sich Selbst-Suchens und -Findens. Reizende Einzelheiten von früher abgesehen, kann man erst hier das Wort „bedeutend" seinen Schöpfungen beilegen. Symbolisiert sich die erste Schaffensperiode in den an Brahms gemahnenden Klavierwerken und der an Bach herangereiften Choralphantasie op. 27; so wird die zweite durch die grandiose Inferno-Phantasie op. 57, vielleicht sein bedeutendstes Werk, und die Violinsonate op. 72 verkörpert. Ist in diesen Werken auch vielleicht ein Ueberschäumen des Ausdruckes, ein für manchen

allzu heftiger „Sturm und Drang" zu bemerken, der in allerlei harmonischen Seltenheiten und in einem kaum mehr zu überbietenden Apell an die Aufnahmsfähigkeit des Hörers zum Ausdrucke kommt, — so zeigen die nun folgenden Werke bedeutendere Klarheit; eine früher nur vereinzelt vorkommende Durchsichtigkeit des Stimmengewebes tritt an Stelle des oft bisher — besonders in der tiefen Lage — auffallend „dick" gehaltenen Satzes, so daß die polyfone Bedeutung der Einzelstimmen nun viel subjektiver zum Vorscheine kommt .—

Regers Orgelwerke scheiden wir in zwei Hauptgrupepn: in solche, die auf einen Cantus firmus aufgebaut sind, (das sind: die sieben großen Choralphantasien, die 52 Choralvorspiele und die freien Phantasien (Variationen) und in völlig frei erfundene Kompositionen. zwei Orgelsonaten (op. 33 und 60) und eine große Anzahl von Vortragsstücken, welche sowohl die alten Formen des Orgelstiles als auch die modernen Liedformen verwenden.

Unter den Choralphantasien ragen als besonders bedeutend hervor: op. 40 Nr. 1. Wie schön leuchtet der Morgenstern, und vor allem die beiden herrlichen Schwesterphantasien op. 52 Nr. 1 und 2. („Alle Menschen müssen sterben", „Wachet auf, ruft uns die Stimme".) Besonders die letztere ist ein Werk von eigenartiger Poesie und wirkt wie eine Apothese des wunderschönen Chorales. Der Komponist bietet in diesen Werken eine neue Gattung Programmusik, in dem er den Text der einzelnen Choralstrophen seiner Komposition als „Vorwurf" unterlegt. Da aber nun die Choraltexte im Volke bekannt sind — oder es wenigstens sein sollen — so ist der Verständlichkeit dieser Art Programmusik bedeutend Vorschub geleistet. In den Choralvorspielen reiht sich ein Edelstein dem anderen an. Gerade sie sind aber, wegen ihrer Klarheit sehr zur Einführung in die Kunst des Meisters geeignet. Unter den freien Phantasien ist neben der Inferov-Phantasie, welcher „keine spezielle Szenerie" sondern nur der „allgemeine Gefühlsinhalt" aus Dantes divina commedia zu Grunde liegt, die wunderschöne Phantasie und Fuge über den Namen Bach (op. 46) hervorzuheben. Auch die anderen Phantasien beschließt eine Fuge. (Desgl. die Variationen op. 83.) Von den dreisätzigen Orgel-

sonaten op. 33 (Fismoll) und op. 60 (D-moll) verwendet nur die zweite im ersten Satze andeutungsweise die überkommene klassische Sonatenform. Die Mittelsätze sind frei gehalten, die Schlußsätze auf alten Formen aufgebaut. (Passacaglia. Fuge.) Musikalisch bedeutsam, sind sie allen Orgelspielern sehr zu empfehlen. Aus der großen Zahl der Vortragsstücke hebe ich nur die Stücke op. 59 und diie herrlichen Monologe op. 63 hervor. Die Vielseitigkeit des Meisters, seine reiche Erfindung und eigenartige Kombinationsgabe zeigt sich bei diesen zahlreichen Stücken auf das deutlichste. Selbst den schon ziemlich verbrauchten alten kontrapunktischen Formen weiß er immer wieder neue Seiten abzugewinnen.

Zu erwähnen ist noch die originelle Schule des Triospieles, in welcher unser Meister zu Bachs zweistimmigen Inventionen, eine dritte Stimme „aufgefunden", in genialer Intuition erfunden hat. Auch ein Meisterstückchen!

b) Klavier- und Kammermusik.

Wollte man nur annähernd die große Menge kammermusikalischer und Klavierwerke Regers würdigen, man würde eine Broschüre damit füllen, die weit den dieser Arbeit gesteckten Rahmen übertreffen würde. Es können daher auch hier nur Hinweise gegeben werden. Vor allem eine Bemerkung: es gibt nicht bald einen Komponisten, der klaviermäßiger zu schreiben versteht, als Reger. Die kompliziertesten Notengebilde entwirren sich bei einiger Ueberlegung spielend, und man steht staunend vor den seltenen, echt klavieristischen Effekten, die der Meister anwendet. Reger, einer der bedeutendsten Klavierspieler —im Bülowschen Sinne — der Jetztzeit, stellt ja mitunter große Anforderungen an Technik und Fähigkeit im Blattlesen von Seiten des Spielers. Aber: die meisten Stücke sehen, eben weil sie so wohldurchdacht sind, am Papiere viel schwieriger aus, als sie in der Tat sind. Vor allem unsere deutschen Klavierpädagogen sollten sich mal des Meisters Werke gründlich ansehen. Welcher Formenreichtum, welche Abwechslung und Mannigfaltigkeit der Ideen! Man gerät stets in neue Ueberraschung, nimmt man ein neues Opus zur Hand. Zur Einführung in seine Klavierwerke empfehle ich: Bunte Blätter op. 36. (Besonders die „Humoreske" I., der graziöse „Reigen" IV., das schwungvolle „Valse



Zeichnung von Heinrich Kley

Impromto" VII.), oder für technisch weniger Fortgeschrittene die äußerst anregenden „Zehn kleinen Vortragsstücke" op. 44 und vor allem „Aus meinem Tagebuche" op. 82 (2 Bände, enthaltend 22 Stücke). Erfindung, formale Abrundung, abwechslungsreiche, und doch innerlich empfundene und nie überladene Harmonik und originelle Rythmik verleihen dem letztgenannten Werke einen ganz besonderen Wert. Kein Sammelwerk Regers enthält so viele erstklassige Stücke: es zeigt uns seinen Schöpfer in der Vollkraft des Schaffens, und als den berufenen Meister musikalischer Kleinkunst. Mit diesen Werken reiht er sich würdig den größten Meistern aller Zeiten an. Aus op. 82 I. Band hebe ich hervor Nr. III, V (ein Meisterwerk, man beachte den Mittelsatz), den packenden Ländler VII, X, XII. Bd. II: II, III, IV, VIII (die Melodik des kurzen Mittelteiles [Andante] reiht sich den bedeutendsten „Adagiothemen" an!) und das Schlußstück X, zu dem der Komponist, mit echtem Humor, die Bemerkung macht: „Ich bitte, dieses Stück nie vor „Sachverständigen" zu spielen!" Jawohl! unsere zünftigen Theorie„meister" und „Auch"komponisten würden in diesem genialen Stück viel „zu verbösern" haben. —

Technisch größere Anforderungen stellt der Komponist in den köstlichen, von wirklichem Witz erfüllten „fünf Humoresken" op. 20. (Besonders I. II. IV.); den „Intermezzi" (op. 45), den empfindungsvollen „Silhouetten" (op. 53) und den „Sieben Charakterstücken" (op. 32). — Für Spieler ersten Ranges sind die großartigen „Variationen und Fuge über ein Thema n. J. S. Bach" op. 81 nicht genug zu empfehlen. Sie reihen sich den Variationswerken der Klassiker würdig an.

Als Kuriosum erwähne ich noch „4 Spezialstudien für die linke Hand" (ohne Opuszahl. Enorm schwer). Sie geben einen Begriff von Regers pianistischem Können. — Für Klavier zu 4 Händen schrieb er mehrere Werke, von denen die „Cinq Pieces pittoresques" (op. 34, 2 Hefte) in keinem musikalischen Hause fehlen sollten. Sie sind bei aller Originalität so gehalten, daß der eigenartige Gehalt jedem musikempfindenden Menschen zum Bewußtsein kommen muß, und dabei nicht schwer. (Desgleichen die Walzer.)

Dr. Roderich von Mojsisovics

Im Werdegang Regers bilden op. 81, 82, 86, (das Chorwerk op. 71, die Sinfonietta op. 90 nebst op. 86) einen entscheidenden Wendepunkt: indem sie den Weg zu höchster Meisterschaft eröffnen. —

Regers Titanennatur offenbart sich aber beinahe noch mehr in seinen zahlreichen Kammermusikwerken. Und da muß man sagen, daß er der Wiedererwecker eines schon seit 50 Jahren in den letzten, mattesten Zügen liegenden Kunstzweiges geworden: und dies zwar lediglich durch die Kraft seiner Persönlichkeit. Ja, gerade zu so intimer Kunst, wie die kammermusikalische es ist, gehört vor allem: Physiognomie, Persönlichkeit, Eigenart. Man muß etwas zu erzählen haben, will man fesseln. Leere Phrasendrescherei, die gerade die sonstige nachschumannsche und zum Teil auch Brahmssche Kammermusik uns kredenzt hat, tut es nicht. Darin lag ja der Hauptfehler der nachklassischen Kammerkomposition, daß sie in der Suche nach der Form, immer fragten: wie soll ich mich ausdrücken, und nicht vorher an ihr Herz klopften: hab' ich denn überhaupt etwas zu sagen, was nicht nur mir, sondern auch anderen Freude macht? Und da muß man, mit einziger Ausnahme Hans Pfitzners, leider konstatieren, daß die nachbrahmsschen Kammermusikkomponisten, einander an Sterilität der Gedanken, und Phrasenhaftigkeit des Ausdrucks übertreffen. Ich selbst habe eine Weiterentwicklung der nachbeethovenschen Kammermusik in den alten Formen und der überkommenen Besetzung für ausgeschlossen gehalten,[1]) muß aber, freilich unter Wahrung meiner an unten zitierter Stelle ausgesprochenen Behauptung sagen, daß die machtvolle Persönlichkeit Regers alle formalen und klangtechnischen Bedenken zum Schweigen bringt. Violin-, Violoncell-, Klaviersonaten, — sehr vorgeschrittene Geiger seien auf die Soloviolinsonaten aufmerksam gemacht! — Trios — in verschiedener Besetzung, aber vor allem auch Streichquartette und ein Streichquintett op. 69 sind die reiche Ausbeute auf diesem Gebiet. Dabei sind es durchaus umfangreiche Werke, die der Meister schrieb. Freilich sind die meisten ziemlich schwierig, aber wer sich an Beethovensche und Brahmssche schwierigere Kammermusik herantraut (bei Beethoven liegt die Schwierigkeit zum Großteile auch auf rein geistigem Gebiete) kann auch an Regers leichteren Werken sich versuchen. Hier nur einen Fingerzeig zu geben, ist schwieriger, da die technischen Erfordernisse nicht

in allen Sätzen bei allen Partnern, trotz der gleichmäßig polyfonen Satzweise die gleichen sind. Der formalen Anlage nach ist Dreisätzigkeit häufiger. Die größten Anforderungen stellt der Komponist in der Violinsonate op. 72, die er wohl in ironischer Absicht „in Cdur" benannte: sie bewegt sich jedoch durchaus in atonalen Gefilden (hat übrigens für Leute, die zu hören verstehen, ein wirklich tiefempfundenes Largo!); nicht viel leichter eingänglich ist ihre nächstfolgende Schwester (in Fismoll op. 84), die früheren Sonaten hingegen stehen technisch nur zu sehr unter dem vorwiegenden Einflusse von Brahms.

Unter den Streichquartetten — es bedarf freilich sehr musikalischer und technisch ausgereifter Spieler — ist das in Dmoll op. 74 ein Werk von eminenter Bedeutung. Mich entzückt darin besonders der reizende zweite Satz (Vivace, schließt in Cdur), mit seinen graziös-pikanten Themen und seiner durchsichtigen Stimmenführung. Wer solche Sätze und dann ein Thema, wie das den nun folgenden Andantevariationen zu Grunde Liegende erfinden kann, der ist ein Auserkorner, denn er hat nicht nur „etwas" zu sagen, sondern es ist innerste Empfindung, die zu uns spricht. Besonders empfohlen seien ferner die zwei Trios op. 77. a) ist für Flöte, Violine und Bratsche, b) für Violine, Bratsche und Cello geschrieben. Meisterstücke modernen dreistimmigen Satzes.

c) Werke für Orchester allein.

Unser Meister ist in seiner ganzen Entwicklung nach eigentlich kein Orchesterkomponist: die reiche Koloristik der Orgel, die wir fast in jeder Kompositionsgattung bei ihm nachwirken sehen, überträgt er mit einer Kühnheit ins Orchester, die ihres gleichen sucht, aber leider — dies muß man gestehen — oft nicht befriedigt. Reger ist zu sehr Detailmaler, zu sehr Meister der Kleinkunst, er liebt viel zu sehr subtile Feinheiten, die aber einfach im Orchester untergehen. Man hat immer die Empfindung, der das geschrieben hat, ist nicht mit dem Orchester aufgewachsen. Nun ist es aber gerade bei der Verwendung orgeltechnischer Effekte im Orchestersatze sehr interessant zu vergleichen wie Anton Bruckner die Orgelwirkung ins Orchestrale überträgt und wie dies Reger tut. Es würde zu weit führen, diese Parallele weiter auszuführen,

es sei nur darauf hingewiesen. Auch ist die ganze Orchesterbehandlung eine so minutiöse, auf zierliche Effekte abgerechnete, daß bei der Art seiner Kompositionstechnik das Orchester nie so ganz zum Leuchten, glänzen kommt. Er erinnert darin an Brahms. Aber Brahms war bewußter Asketiker, Melancholiker. Reger ist dies nicht. Die Sinfonietta (Adur) op. 90. (Komp. 1905) hat eine relativ kleine Besetzung: je zwei Flöten, Hoboen, Klarinetten, Fagotte, C-Trompeten, vier F-Hörner, Pauken, Harfe und Streichorchester. Auf den etwas weit ausgesponnenen ersten Satz, welcher die klassische Sonatenform erkennen läßt, folgt attocca eine Art Scherzo (in Dmoll) mit einem Trio (Bdur) mit den obligaten Wiederholungen. Der dritte Satz die Larghetto (Fismoll) — eine erweiterte Liedform — und schließlich das Finale. Was die Thematik anlangt, so berührt sie uns dadurch merkwürdig: echt volkstümlicher Charakter, — aber dies in edelstem Sinne! — und dabei eine hermonisch-polyfone Ausdeutung desselben, die in uns etwa das Gefühl „zwei Seelen wohnen ach, in meiner Brust" hervorruft. Der Stimmung nach ist der erste Satz, wie Max Hehlmann in seinem lesenswerten Regerartikel[1]) treffend bemerkt, eine durchaus behagliche. Das Scherzo erinnert an andere Regersche Scherzi in seinem derben Humor. Eine Melodie seltener Schöne ist das Hauptthema des Larghetto: es zeigt so recht die gesunde Melodik des Meisters, die nur aus der Harmonik verständlich wird. Der Schlußsatz gehört wieder dem Humor. Die Sinfonietta ist in der ganzen modernen Literatur schon dadurch ein Unikum: in dem sie die modernen Instrumentationskünste, die starke Blechbesetzung, die diversen Schlaginstrumente vermeidet, und eben nur mit rein musikalischen Mitteln arbeitet.

Bedeutend klarer und einheitlicher gibt sich die Serenade (Gdur). Die Besetzung hier ist noch bescheidener: außer den gewöhnlichen Holzbläsern (wie bei op. 90) nur zwei Hörner, Harfe, Pauken und Streichorchester: letzteres freilich in zwei Gruppen geteilt: rechts vom Dirigenten Streicher (ohne Kontrabässe) gedämpft; links das vollständige Streichorchester (ohne Dämpfer). I. Der erste Satz ist eine der reizendsten Idyllen, die je geschrieben wurden: dem intimen Charakter einer „Serenade" mit ihrer verliebten Nachtstimmung entspricht das orchestrale, wie zarte polyfone Gewand ganz außerordentlich. Man denke nur an den entzückenden Hauptgedanken,

welch' klare Melodik spricht hieraus! Ebenbürtig ist das zweite Hauptthema. Mit der genauen Analyse der kunstvollen polyfonen Verschlingungen, harmonischen Pikanterien, könnte man eine kleine Broschüre füllen. II. Vivace alla Burlesca. $^{6}/_{8}$ (Bmoll) ist der zweite Satz gehalten: er führt uns in dem archaisierend-pastoralen Charakter des munteren Hauptgedankens in die Rokokozeit zurück. Aeußerst feinsinnig ist die Rückerinnerung an das Hauptthema des ersten Satzes knapp vor dem Schlusse (Adagio): ein inniger Gesang. III. Andante semplice $^{3}/_{4}$ (Adur). Auf einer erweiterten zwölftaktigen Periode baut sich in freien Variationen, welche das sehr hübsche Thema zu weiterer Entfaltung bringen, der dritte Satz auf IV. Der Schlußsatz Allegro con spirito (Gdur C) krönt das Werk in meisterhafter Weise. Auf drei Themen (das Hauptthema teilt sich überdies in zwei Teile: einen trotzig dahinstürmenden Gedanken, und eine zarte, entzückende Violinphrase) aufgebaut, von denen das sehnsuchtsvolle (chromatische) zweite Thema besonders erwähnt zu werden verdient, bringt es in seinem Verlaufe u. a. ein Fugato von meisterhafter Plastik. Zum Schlusse erscheint — in der Coda der frei verwendeten Rondoform — wieder der Hauptgedanke des ersten Satzes. Ich halte das Werk für eines der bedeutendsten seines Schöpfers, aber jedenfalls rangiert es unter den Serenaden der letzten 100 Jahre — die Brahms nicht ausgenommen — an erster Stelle: denn trotz seiner kunstvollen Harmonik und Polyfonie ist es auch in Bezug auf Stilreinheit ein Meisterwerk.

d) Lieder.

Als Liederkomponist hatunser Meister bisher die weiteste Verbreitung gefunden, und dies mit Recht: denn unter der großen Menge seiner einstimmigen Lieder mit Klavier befinden sich sehr, sehr viele, die dank ihrer eigenartigen Schönheit, ihres aparten Stimmungsgehaltes, ihrer rythmischen, harmonischen oder lautmalerischen Pointen fesseln. Noch mehr als an den Orgel- und Klavierstücken können wir hier Regers Vielseitigkeit bewundern. Ist er auch — und dies ist der einzige Vorwurf, den wir manchmal erheben müssen — in der Wahl der textlichen Unterlage oft nicht allzu kritisch, so müssen wir über die stets neuen Einfälle durch eine eigenartige Begleitungsfigur, durch Wahl einer harmonischen Pikanterie auch ein minderwertiges Gedicht uns als interessantes, fesselndes Tonbild herzu-

stellen, bewundern. Daß unser Komponist hierbei — bei Texten, die ihm minder zusagten — öfters in Manierismus verfällt (indem er z. B. die Liedtechnik Schumanns oder Brahms zu kopieren scheint, oder sich in rein technische Spielereien verliert) können wir als objektive Beurteiler nicht verschweigen. — Vor allem fällt dem Hörer die große Anzahl von Liedern, welche weiche, schwüle Stimmungen zum Ausdrucke bringen, auf. Der Komponist liebt dabei kleine Notenwerte, glitzernde Harmonik und zarte bescheidne Begleitfiguren. Eines der besten dieser Gattung ist Bierbaums: „Traum durch die Dämmerung" (op. 35 III), welches in weichen, melodischen Linien die landschaftliche Stimmung zu schönstem Ausdruck bringt; oder gleich die beiden nächsten (op. 35 IV. VI.) „Flieder"; „Wenn lichter Mondenschein", melodisch hervorragend, dabei in Harmonik von unglaublicher Plastik. „Frauenhaar" (op. 37 IV) mit seinem zart-zitternden Zweiunddreißigstel Motive, und der glutvollen Steigerung vor dem Schlusse; oder die ätherische „Verklärung" (op. 55 VI).

Hierher gehören auch die zum Teil lautmalerisch ausgezeichneten Landschaftsbilder, wie „Am Dorfsee" (op. 48 VI. Man beachte die frei eintretenden Grundakkorde der kleinen Dreiklänge!), ferner die plastischen Begleitfiguren von: „Frühlingsregen" (op. 51 IX), „Weiße Tauben" (op. 51 XII) und vergleiche damit die machtvollen Kontraste im „Schmied Schmerz" (op. 51 VI), oder die von köstlichem Humor erfüllten: „Zwei Gänse" (op. 55 VIII), oder den „tapferen Schneider" (op. 55 III), der an Drastik nichts zu wünschen übrig läßt. (Die jammervolle Schlußphrase: „O Schneiderfluch! Verschnitten ist der Frack!")

Die weitaus größte Zahl geben schlicht und treuherzig lyrische Stimmungen wieder. So das reizende „Vom Küssen" (op. 23 IV), das durch herbe Harmonik (man beachte die geniale Interpretation der Stelle: „und die heißen Tränen bringen bitterlich zum Aug' empor"), ausgezeichnete „Allein" (op. 31 I), eines seiner besten Lieder; das neckische: „Ich glaub' lieber Schatz (op. 31 II), oder die im Volkston gehaltenen: „Du liebes Auge" (op. 35 V), „Ein Vöglein singt" (op. 37 II), das reizende „Wiegenlied" (op. 43 V), „Hütet Euch" (op. 48 I), ferner: „Mein Herz" (op. 43 VIII dissonierende große Septime!), das lebhafte

„Mädchenlied" (op. 51 V). Tief melancholisch gehalten sind: „Gleich einer versunkenen Melodie" (op. 51 VIII) und „Verlorene Liebe" (op. 51 X); archaisierend das beliebte „Viole d'Amons" (op. 55 XI). —

Die nun folgenden Liederhefte des jungen Meisters zeigen deutlich die zwei Hauptrichtungen seiner lyrischen Entwicklung und zwar jede gesteigert: die zum Volkstümlichen neigende Liedergruppe zeigt bedeutendere, konsequentere, ich möchte sogar sagen, bewußtere Einfachheit, die Harmonik ist einfacher, wenn auch dafür die Stimmführung bedeutend durchsichtiger geraten ist; die andere Richtung, in welcher unser Komponist zur Naturschilderung greift, zur plastisch-realistischen Ausmalung der seelischen Vorgänge sich veranlaßt fühlt, ist ebenfalls bedeutend gesteigert: konzentriert. Doch sind diese Gesänge zum Teile dadurch recht schwer eingänglich geworden. Der letzteren Gattung gehören zum Großteile die Liederhefte nach op. 62 an, (außer op. 76). Ich nenne nur die anmutig zarte Vertonung von Dehmels „Waldseligkeit" (op. 62 II), das trotzig leidenschaftliche Poem: „Mensch u. Natur" (op. 62 IV.), oder die erschütternde „Totensprache"[1]), ferner: „Sehnsucht", „Freundliche Vision", „Die Liebe", „Erlöst" (op. 66. I. II. VII. IX.). Vgl. weiter op. 68, 70, 75. Die erstere Gattung repräsentiert hauptsächlich die berühmte Liedergruppe „Schlichte Weisen" op. 76. So entzückende Liedchen wie „Waldeinsamkeit" (III), „Herzenstausch" (V), „Einen Brief soll ich schreiben" (VIII), „Des Kindes Gebet"[1] (XXII) müssen weiteste Verbreitung finden. Das Werk ist zur Einführung in Regers Lyrik besonders gut geeignet. Schließlich hebe ich noch op. 97 hervor, da sich darin eine Vereinigung beider Techniken anzeigt: wie das Morgenrot einer neuen Entwicklungsphase, die uns den Meister in reichstem abgeklärten Schaffen wiederspiegelt. —

e) Chöre a capella und mit Begleitung.

Relativ groß ist die Zahl von Volksliederbearbeitungen für gemischten oder Männerchor, die Max Reger publiziert hat. Daß diese leider viel zu wenig beachteten Bearbeitungen, die erst recht den Geist des Volksliedes erschöpfen und den geistlosen Bearbeitungen à la Koschat, wie sie Pommer und Anhänger produzierten, entschieden vorzuziehen sind, in ihrer Art meisterhaft sind, ist klar.

Freilich: leicht sind sie nicht. Aber wenn einmal doch noch die Zeit kommen sollte, wo unsere gemischten Chorvereine in der Provinz — die großen à capella-Chöre in den deutschen Kunstzentren, wie der Philharmonische Chor in Berlin, oder der Porgeschor in München, sind selbstredend ausgenommen — sich mehr dem Studium Bachscher Polyfonie ergeben würden, so ist auch für Regers Chorwerke die Zeit da. Denn, vorherrschend in den Bearbeitungen, fußt er in seinen Originalchorwerken auf Bachscher Technik. So vor allem in der großen Zahl direkt dem praktischen Gebrauche bei dem evangelischen Gottesdienste gewidmeten Werke, unter denen die vier Choralkantaten allen leistungsfähigen Kinderchören dringend empfohlen seien, hingegen die 40 geistlichen Kirchengesänge („Der evangelische Kirchenchor") so leicht gehalten sind, daß auch der wenigst geschulte Chor sich daran wagen kann; und dann entspricht diese Sammlung durchaus dem praktischen Bedürfnisse. Ein Gegenstück hierzu bilden die für den katholischen Gottesdienst geschriebenen 38 „leicht ausführbaren Kompositionen", op. 61. (Welche zwar auch geistliche Lieder für eine Singstimme und Duette enthalten.) Sie sind ihrer Sangbarkeit und einfachen Melodik halber auch für schwächste Chöre zu empfehlen; auch sind sie bereits im amtlichen Caecilienvereinskatalog aufgenommen, also liturgisch zugelassen.

Von Originalkompositionen ist die äußerst wirkungsvolle, gut liegende „Hymne an den Gesang" für Männerchor und großes Orchester, op. 21, leider gar nicht genug gewürdigt. (Meist wird die bombastische aber in der Erfindung sehr dürftige Hegarsche Vertonung desselben Textes gesungen.) Für Männerchor ohne Begleitung veröffentlichte Reger 15 Originalchöre, worunter besonders (freilich für leistungsvolle Männerchöre) op. 83 zu empfehlen ist. Zum Teil sind sie leider so dicht gesetzt, daß nur bei tadelloser Wiedergabe, die großen Schönheiten, die auch in diesen Werken liegen, zur Geltung kommen können.

Sein Hauptwerk für Chor ist der „Gesang der Verklärten" auf eine kurze Dichtung Karl Busses für fünfstimmigen Chor (zwei Soprane, Alt, Tenor und Baß) und großes Orchester, op. 71. Es ist dieses Werk mehr eine Phantasie über diese 12 Gedichtzeilen, die mehr als programmatischer Vorwurf einer symphonischen Dichtung für Chor und Orchester dienen, als der bisher meist gebrauchten

Art der Orchesterchöre gleicht. Aber schon in seiner Tendenz ist das Werk eminent modern. Entgegen dem kleinen orchestralen Apparate bei seinen Orchesterwerken (vgl. sub. c) hat unser Meister hier einen kolossalen Orchesterapparat beschäftigt: je drei große Flöten, Hoboen, Klarinetten, Fagotte, überdies je ein Englisch-Horn, Baßklarinette, Kontrafagott, je drei Trompeten, Posaunen, sechs Hörner und Baßtuba; Pauken, Trommel, Tamtams, zwei Harfen, Streichorchester. Schon das Hauptthema, welches mehr harmonischer als melodischer Natur ist, weist auf die visionäre, in apartesten Klängen schwelgende Tonsprache dieses äußerst stimmungsvollen Werkes hin, dessen Aufführung kein leistungsfähiger Oratorienverein unterlassen sollte. Bei reichster Anwendung der Chromatik, der durchaus polyphonen Tonsprache und dem glänzenden orchestralen Gewande ist das Werk doch immer Ausfluß tiefster Empfindung; freilich stehen der Ausführbarkeit große Schwierigkeiten gegenüber, da man die Sänger erst an diese neuartige Satzweise gewöhnen muß.

Dr. Paul Liman:
Bethmann-Hollweg und seine Zeit

Das Bild des Herrn von Bethmann Hollweg kann heute in sicheren Strichen noch nicht gezeichnet werden, nur die Umrisse werden sichtbar. Und sie deuten auf einen Mann, dessen Blick nicht, wie der des vierten Kanzlers, an der Oberfläche der Dinge haftet, der nicht gleich dem Grafen Caprivi im Gehorsam die erste Christenpflicht erkennt, der aber auch nicht wie Fürst Clodwig Hohenlohe sich genügen läßt, nur als Arabeske zu dienen. Man hat ihn einen Philosophen genannt, meist wohl in spöttischem Sinne, und er fühlte sich gekränkt. Aber auch Solon ist ein Philosoph gewesen, und er war doch zugleich der Schöpfer des Staatsgebäudes von Athen, dessen Spitzen und Kuppeln durch Jahrhunderte leuchten. Er sprach das Wort, daß „eine stolze, starke und freie Kultur des Geistes das Fundament auch der politischen und wirtschaftlichen Leistungen des deutschen Volkes sein und bleiben muß“ und er hat es begrüßt, daß der „platonisch-fichtesche Irrtum, der die Grenze zwischen Erkenntnis und Tat verwischt und die Philosophie zur Leitung des Staates berufen will, unsere den materialistischen Wertungen allzu geneigten Zeit fern liegt.“ Aber der vornehmen Geradheit seines Wesens fehlt doch selbst das Starke, Stolze und Freie; er reißt nicht fort, er sucht nur durch kluge Deduktionen zu überzeugen, er begeistert nicht und er vergißt, daß auch die Phantasie eines Volkes angeregt und beschäftigt werden muß. Er glaubt schweigsam durch die Welt gehen, im stillen Kämmerlein den Faden des Schicksals spinnen zu können, aber das Volk will seine Helden lebendig, stolz und frei vor Augen sehen, es harrt nicht auf Gedankenmenschen. Er ist zweifellos innerlich wahrhaft, ein Staatsmann,

der nicht in der Schule Talleyrands gebildet ist, aber er ist kein Lord Feuerbrand, kein Gigant, der den Pelion auf den Ossa wälzt und den Himmel erstürmt. Er wird in der Bitternis der Enttäuschung nicht wie Bismarck am Gallenfieber erkranken und auch im heißen Zorne niemals eine Türklinke zerbrechen. Aber gerade in seiner sachlichen Ruhe, in der Abneigung gegen alles äußere Gepräge, in dem sittlichen Ernst, mit dem er an alle Aufgaben des politischen Lebens herantritt, liegt wohl der Grund, der ihn zum besten Repräsentanten der neuen kaiserlichen Regierung, aber auch zu ihrem sichersten Hüter und Schützer macht. Der Kaiser wird sich ihm nie vertraulich zeigen, er wird schwerlich verängstet, wenn ihn ein Unfall trifft, zu ihm mit dem Rufe eilen: „Ich will meinen Theobald sehen," aber er wird ihn respektieren und ihm gerade deshalb einen weiteren Kreis der persönlichen Betätigung, als seinen Vorgängern gönnen.

In der Persönlichkeit seiner ersten Diener spiegelt sich auch die Entwicklung des Kaisers wieder: In dem stürmischen Proteste gegen die gewaltigen, weithin in seine eigene Zeit ihren Schatten werfende Gestalt des Fürsten Bismarck, den er, der doch ein Herrscher von Gottes Gnaden war, nicht zu überwinden vermochte; in der Wahl des an Gehorsam gewöhnten, vor dem obersten Kriegsherrn in Ehrfurcht schweigenden Generals, der nur das Werkzeug seines nach allen Sternen langenden Willens, nur ein Handlanger seiner Erfolge werden sollte; in dem Fürsten Chlodwig Hohenlohe, der nur als ein Schatten durch die Hallen des Kanzlerpalastes strich und niemals Glauben finden konnte, wenn er Ruhm und Verdienst einer Tat für sich in Anspruch nahm; in dem Fürsten Bülow, dem gewandten Regisseur prunkhafter Ausstattungsstücke, diedas Auge blenden und doch, wenn der Vorhang sinkt, dem Beschauer nur das Gefühl der Schalheit und Leere lassen. Selbst die Tragik des Novembertages in aller ihrer erschütternden Größe gewann durch ihn einen leisen Zug der Theatralik. Herr von Bethmann Hollweg aber ist kein Mann, der wie Bismarck sein Jahrhundert beherrscht, keiner, der wie Graf Caprivi auf Kommando einschwenkt oder wie Fürst Hohenlohe sich mit dem Schatten der Macht begnügt, er blendet auch nicht, um schließlich zu enttäuschen, gleich dem Fürsten Bülow. Er wird auch seinem Herrscher gegenüber den Mut der

Ueberzeugung haben, und er wird gerade darum auf ihn eine stärkere Wirkung üben, als die drei Männer, die seine Vorgänger waren. Wohl fehlt ihm der Hauch aus göttlichem Munde, der afflatus divinus des Genies; aber es kann doch auch ein großer Mann werden nicht nur wer viele Ideen, sondern auch wer eine Ueberzeugung hat.

Ein Zeichen gewandelter Anschauungen liegt schon in der neuen Gestaltung des Systems der Ministerauslese. Hatte hier früher, nicht nur in den Tagen der Berlepsch und Heyden und selbst der Miquel, kaiserlicher Wunsch und Geschmack allein entschieden, so tritt in der Auswahl der neuen Männer, die den Kanzler umgeben, deutlich das Bestreben hervor, die Ressorts nach rein sachlichen Gesichtspunkten mit Männern zu besetzen, die ihm als die wertvollsten Gehilfen seiner Pläne erscheinen. Größer ist die Einheitlichkeit geworden, stärker als sonst tritt die Gemeinsamkeit des gleichen Wollens hervor. Und doch sind die Persönlichkeiten der neuen Männer, der Dallwitz und Schorlemer, stärker geprägt, als etwa die der Armin und Moltke. Und schon die ersten Taten des Herrn von Kiderlen-Wächter beweisen, daß auch in der auswärtigen Politik ein anderer Geist weht, als einst unter Schön und seinem vielgewandten Meister, dem Fürsten Bülow. Das Lohengrinschiff nach Tanger wird nicht mehr gerüstet, um in Algeciras zerbrochen zu landen, es wird kein tönender Protest mehr erhoben, um im Nebel der Phrase zu zerstieben, wohl aber tritt der deutsche Wille wieder als aktives Element auf den Plan der Entscheidungen und der Filzschuh fliegt in den Winkel. Das Lob der Sparsamkeit hatte Fürst Bülow immer wieder gesungen, und bergehoch türmten sich die Schulden des Reiches; zur Tat ist das Wort erst geworden, als der neue Kanzler kam und sich in Herrn Wermuth einen Mann nach seinem Herzen und zugleich von starker persönlicher Prägung erkor. Und Herr von Bethmann Hollweg besaß auch den Mut, sich von Dernburg zu trennen, an dem so viel Erinnerungen der Dezemberzeit hafteten, von dem Manne, der einst als Führer im Sturme sich ungeheure Volkstümlichkeit erwarb, der jedoch die Kraft nicht besaß, sich in ihrem Besitz zu erhalten. Auch hier hat nicht der Kaiser, sondern sein Kanzler die Initiative ergriffen. Gefallen ist auch Herr von Rheinbaben, der Rival im Kampfe um das Kanzleramt. So hat sein Kabinett den Mann von der am stärksten kon-

servativ gearteten Färbung, Herrn von Rheinbaben, ebenso wie in Dernburg den Liebling der bürgerlichen Linken verloren, damit der Kanzler auch äußerlich den Ernst seiner Absicht feststellen konnte, unabhängig von allen Parteien und nur nach sachlichen Gesichtspunkten zu regieren.

Und je mehr dieser Gesichtspunkt hervortritt, desto seltener sind auch die großen Emotionen geworden, die noch immer vorher das persönliche Auftreten des Kaisers, seine starke Betonung des Königsrechts hervorrief. Nur selten noch hat seit den Novembertagen eine Kaiserrede die Nation in Erregung gesetzt; das Bedürfnis, mit seinem Volke Frieden zu haben, das ergreifend aus der Neujahrsrede des Jahres 1909 hervortrat, ist auch später siegreich geblieben. Darf man ihn tadeln, daß er am Neujahrstage zu seinen Generalen sprach? Diese Rede war nicht bestimmt, über den engen Kreis der Hörer hinauszudringen, eine politische Wirkung zu üben; sie durfte nur tadeln, wer die kaiserliche Würde zu einem Schatten herabdrücken wollte. Was er sagte, war sicherlich bedeutsam. Nicht nur als charakteristisches Merkmal seiner Stimmung, sondern auch deshalb, weil es bezeichnend war für die pessimistische Auffassung der Resultate, die in all den langen Jahren seiner eigenen politischen Arbeit erreicht worden waren. Denn die Gefahr, daß Deutschland unter unglücklichen Verhältnissen in einen Weltkrieg verwickelt werden könnte, war doch das eigentliche Thema der Rede, auch wenn die militärischen Fragen formell im Vordergrunde standen. Was freilich der Kaiser selbst dort festgestellt hat, das haben die „Nörgler", die einst gemahnt wurden, den Staub des Vaterlandes von ihren Pantoffeln zu schütteln, schon vorher durch lange Jahre warnend betont, sie haben wohl nur mit einem Gefühl der Wehmut jetzt den Kaiser in ihren Reihen begrüßt. Der Pessimismus des Kaisers aber und seines Volkes begann erst zu weichen, als in der Zeit der bosnischen Krise das deutsche Schwert entschlossen in die Wagschale geworfen und der Welt bewiesen wurde, daß „der deutsche Hund nicht nur zu bellen, sondern auch zu beißen versteht."

Dann hat die Rede von Karlsruhe einen Sturm erweckt. Aber dieser Sturm drang über den Raum eines Wasserglases nicht hinaus, und alles Bestreben der Demagogie, die an die badischen Sol-

daten gerichteten Worte als eine Rückkehr zum persönlichen Regiment, als eine neue Bekundung absolutistischen Wollens darzustellen, sind an der inneren Unwahrhaftigkeit des Beweises zugleich und an dem entschlossenen Willen der Nation gescheitert, nur in der Stunde äußerster Notwendigkeit die Erregungen der Novembertage wieder heraufzubeschwören. Wenn in der badischen Hauptstadt der Kaiser eine Wendung gebrauchte, die als eine Ablehnung des utopistischen Gedankens erscheinen konnte, das rauhe Handwerk des Kriegers aus der Welt zu schaffen und die Turteltaube zum allgemeinen Symbol des Völkerlebens zu erheben, so traf dieser Appell überdies auf eine harmonisch wiederklingende Saite der deutschen Seele. Es ist selbstverständlich, daß ein deutscher Kaiser sich zu den Grundsätzen bekennen muß, auf denen die Entwicklung des Deutschen Reiches gleich einem historischen Leben beruht. Und wenn der Kaiser die Deutschen ein waffenfreudiges Volk genannt hat, daß im Falle der Not unter Gottes Hilfe und unter Gottes Schutz die schwersten Proben bestehen werde, wenn er erklärt, daß „so lange es Menschen gibt, es auch Feinde und Neider geben wird, gegen die man sich schützen muß," wenn er hinzufügt: „Infolgedessen wird es auch Kriegsaussichten und Kriege geben, und wir müssen auf alles gefaßt sein," und wenn er dann mit der Versicherung schließt, daß das Heer vor allem den rocher de bronce bilde, auf dem sich der Frieden Europas gründet und mit dem niemand anzubinden die Absicht hat, so wird durch solche Worte die deutsche Politik nicht eigenwillig festgelegt, sondern nur im Gegensatz zu den zahlreichen Beteuerungen der Friedensliebe das Bekenntnis abgelegt, daß die germanische Waffenfreude noch nicht gestorben ist, daß wir zwar den Krieg nicht suchen dürfen, aber in ihm noch immer den letzten Beweisgrund erblicken müssen. Es war psychologisch nur natürlich, daß der Kaiser in jenen Tagen, in denen er als oberster Kriegsherr dem Manöver der süddeutschen Truppen beigewohnt hatte, seine Gedanken durch das weite Reich der kriegerischen Möglichkeiten schweifen ließ.

Der Gottesfriede blieb ungestört, all die Erschütterungen, die sich so oft an das persönliche Eintreten des Kaisers, an seine Reisen, Reden und Telegramme knüpften, wurden vermieden. So stark auch die Vorgänge namentlich auf dem Boden der auswärtigen Politik



Zeichnungen von Heinrich Kley

den Kaiser locken mochten, in temperamentvollen Worten seine innersten Anschauungen zu offenbaren und vor allem jener Periode, in der Oesterreich an die deutsche Nibelungentreue appellierte, die persönliche Note zu geben, so hat er sich dennoch bezwungen und gerade hierdurch unsere Politik vor Mißdeutung und Mißverständnis geschützt. Er ist gewiß nicht in dem Ringen jener Tage ein unbeteiligter Zuschauer gewesen, aber der Staub des Kampfplatzes hat doch seinen Mantel nicht berührt. Und als dann an seinem nächsten Geburtstag die Festartikel erschienen und die Festreden erklangen, da war gerade deshalb die Feier besonders herzlich, weil man erkannte, wie schwer das Opfer war, das der Kaiser durch seine Zurückhaltung brachte, daß aber erst dieses Opfer die letzte Scheidewand einriß, und Wahrheit und Klarheit schuf. Freilich erklang beim Festmahl des Reichstages nicht wieder der Panegyrikus des Grafen Ballestrem auf den Absolutismus, der Hymnus auf die große Individualität und die großen Intentionen des Kaisers, der in allen Dingen, den politischen, sozialen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Fragen „die geistige Standarte erreichte", wohl aber nannte es der Redner, der gleichfalls ein Zentrumsführer war, ein großes Ergebnis, daß jetzt die gleiche verfassungsmäßige Gesinnung das Volk und seinen Kaiser vereine.

Und es kam eine Zeit der Ruhe, der vollen inneren Versöhnung. Bis dann plötzlich im Sommer zuerst der Kronprinz gute jugendfrische Worte zu den Kommilitonen von Königsberg sprach und der Kaiser mit dem Worte von den Instrumenten des Herrn folgte.

Aber schon vorher, als er die erregende Wirkung der Kaiserrede von Königsberg spürte, hat der Kanzler versucht, durch offiziöse Noten Oel auf die Wogen zu gießen. Er stellte fest, daß „die Rede kein Regierungsakt, sondern ein persönliches Bekenntnis des Monarchen sei, daß der ein schlechter König wäre, der die Ansichten des Tages zur Richtschnur seines Handelns nähme", daß ein historischer Exkurs noch keine Mißachtung von Volksrechten und Volksbeschlüssen bedeute. Und sicherlich war es auch eine Frucht seiner ehrerbietigen, an den Kaiser gerichteten Vorstellungen, wenn der Monarch selbst in einer neuen Rede zu Marienburg den Kommen-

tar. die authentische Interpretation zur Königsberger Rede lieferte. Hier erklärte der Kaiser, er habe nur gemeint, daß Deutschtum und Christentum untrennbar voneinander seien, daß das Kreuz der Ordensritter die Unterordnung unter den Willen des Himmels bedeute. Und wie er sich und seinen Großvater als im Auftrage unseres Herrn und Gottes arbeitend dargestellt habe, so nehme er das von jedem ehrlichen Christen an. Der Betonung der Rechte also schließt sich hier das Bekenntnis zu Pflichten an, und wenn dort jede Rücksicht auf Tagesansichten und -meinungen verworfen wurde, so erweist sich doch die Marienburger Rede selbst als das Produkt einer solchen Rücksicht. Das hat das deutsche Volk freudig vernommen, und durch solches Bekenntnis ist der Glanz der Krone nicht vermindert, sondern nur erhöht worden. Königen ist es ja leicht die Dankbarkeit ihres Volkes zu erwerben; sie werden sie stets besitzen, wenn sie seine Rechte achten. „Und ist der gute Wille eines Volkes nicht das sicherste, das edelste Pfand? Wann darf sich ein König sicherer halten, als wenn sie alle für einen, einer für alle stehen?" so heißt es in Goethes „Egmont".

Später aber wurde ein neues Wort, eine neue Rede des Kaisers bekannt, und abermals gedachte man des Wortes, das Heinrich von Treitschke einst von einem anderen Hohenzollern sagte: „Auf den Widerstand seiner Räte ließ er wohl einen Lieblingsplan plötzlich fallen, bis sich mit einem Male zeigte, daß er an seinem ursprünglichen Gedanken mit einer seltsamen stillen Zähigkeit festgehalten hatte und trotz allem, was dazwischen lag, zu ihm zurückkehrte." So klang es uns plötzlich aus dem Klostersaale von Beuron genau so entgegen wie einst, da noch Herr Benzler dort Erzabt war. Wieder wurden die Mitglieder eines katholischen Ordens als Kulturträger, als Vorkämpfer der Kunst und der Wissenschaft gepriesen, und doch waren vorher in der Enzyklika zu Ehren des heiligen Borromäus die Begründer der evangelischen Lehre, auf der doch das Kaisertum ruht, als faule Bäuche geschmäht und mit grimmigen Scheltworten überhäuft worden. Die Genugtuung aber blieb aus. Wieder vernahmen wir, daß es das vornehmste Ziel eines Monarchen sei, dem Volke die Religion zu erhalten, und daß nur mit ihrer Hilfe die Gedanken, die „das zwanzigste Jahrhundert ausgelöst hat", und die Bestrebungen der Sozialisten bekämpft werden können. Da ver-

nehmen wir, daß der Kaiser dem Kloster ein Kreuz gestiftet habe, um zu beweisen, daß „die Regierungen der christlichen Fürsten nur im Sinne des Herrn geführt werden können, und daß sie helfen sollen, den religiösen Sinn, der den Germanen angeboren ist, zu stärken und die Ehrfurcht vor Thron und Altar zu vermehren.“ Da kehrte der Gedanke zurück, den der Kaiser in Metz aussprach, daß der Bischof, der auch Herr Benzler war, die Eintracht fördern und die ihm anvertrauten Diözesanen mit dem Geiste der Ehrfurcht gegen die Krone erfüllen möge. Diese Mahnung freilich fand keinen Gehorsam. Denn wenn in den Reichslanden die gegen das Deutsche Reich gerichteten Kräfte sich in ungewöhnlichem Maße mehrten, so sind sie gerade durch Herrn Benzler gefördert worden.

Wenn aber der Kaiser sich hier als gläubigen Christen bekennt, so wird man dies zwar in Ehrfurcht vernehmen und von neuem erstaunt sein, daß dieses Bekenntnis immer wieder mit weithin schallender Stimme abgelegt wird. Sonst werden religiöse Empfindungen in den engsten Schrein des Herzens oder doch ins Kämmerlein gebannt. Aber der Kaiser legt auch besonderen Wert auf die Bekundung seiner paritätischen Fürsorge für alle christlichen Konfessionen, er bekennt sich immer wieder als Gegner jeder konfessionellen Entzweiung, er sprach schon in Münster laut von der Sehnsucht, daß das schöne Bild versöhnlicher Einheit, wie es Westfalen dem Beobachter zeigt, auf das gesamte Vaterland übertragen werden möge. Er hat vom Fürstbischof Kopp den Orden der Ritterschaft vom Heiligen Grabe entgegengenommen, er hat die Benediktiner von Montecassino begeistert gepriesen, er hat der katholischen Kirche die „Dormition“ geschenkt und in Straßburg von „den edlen Herren der Kirche“ rühmend gesprochen. Dann aber kamen die Dezembertage und mit ihnen die scharfe Abkehr von dem Kurse, in dem das Zentrum die Führung hatte, vom Ultramontanismus, den der Kaiser jetzt von neuem an sich heranzieht. Der Gegner war „niedergeritten“ und jetzt hob ihn der Reiter selbst wieder aufs Pferd.

Der Glaube, daß der Klerus die sicherste Stütze der Monarchie sei, ist irrig. Schon das Bild, das heute Portugal bietet, schon die Geschichte Spaniens muß solchen Glauben zerstören. Daß aber der Klerus aus reiner Absicht gerade zur sichersten Stütze des evan-

gelischen Kaisertums der Hohenzollern zu werden gewillt sei, das zu glauben verbietet die Vergangenheit wie die Geschichte der Gegenwart im gleichen Maße. Denn überall steht er im engsten Bündnis mit den gegen die Einheit des Reiches gerichteten Bewegungen: nicht aus Zufall war der erste Führer des Zentrums ein Welfe. Und ein Irrtum ist es, daß die katholischen Orden Vorkämpfer der Kultur, der Kunst und Wissenschaft seien. Wo hier noch Zweifel bestanden, da muß sie der Modernisteneid zerstören, der jede selbständige geistige Regung vernichtet, jeden Fortschritt im Reiche der Gedanken ausschließt. Der blinde Gehorsam gegen die Hierarchie ist der Anfang und das Ende alles römischen Wollens, und wenn das Mittel dem Zwecke dient, dann schließt man wohl auch den engsten Bund mit der roten Mütze der Republikaner. Das hat wiederum Portugal bewiesen.

Der Kaiser hofft viel von der Hilfe des Klerus im Kampfe mit den Gedanken, die das zwanzigste Jahrhundert „ausgelöst" hat, im Kampfe mit dem Sozialismus. Und es ist nicht zu bezweifeln, daß das Christentum in diesem Kampfe ein starker Bundesgenosse ist. Aber nicht jenes Christentum, das Klöster baut, Nonnen einkleidet und Bettelmönche durch das Land schickt; nicht das Christentum, das sich den Formeln und dem Zwange von Beuron fügt, das in Springprozessionen nach Echternach zieht, das seine Gebresten im heiligen Wasser von Lourdes zu heilen versucht. Mit Klöstern und Klostergedanken werden keine die Menschheit bewegenden Ideen, wie sie doch auch im Sozialismus ruhen, erdrückt und keine geistigen und wirtschaftlichen Probleme gelöst. Das Kompromiß in Bayern, das einst zwischen Herrn Schädler, dem Domdechanten von Bamberg, und dem sozialistischen Führer von Vollmar abgeschlossen wurde, deutet kaum auf eine pupillarische Sicherheit des Zentrums, auf die Zuverlässigkeit der römischen Sympathien. Einst rief der Kaiser eienm Prälaten zu: „Wenn alle Geistlichen Ihrer Konfession im Lande so denken wie Sie, dann ist es um die Zukunft wohl bestellt." Und doch hat eben dieser Prälat gelehrt, daß die Kirche die unbedingte Oberhoheit über den Staat, daß der Papst das Absetzungsrecht über alle weltlichen Fürsten besitzt, ja daß ihm sogar das Recht zusteht, „in gewissen Fällen" vom Eide der Treue zu entbinden. Die Kirche ist und bleibt eben, auch nach der Rede von Beuron,

eine politische Institution, und zu ihren unveränderlichen Eigenschaften wird jetzt und immer der Trieb zum Umsichgreifen gehören. Das hat uns Fürst Bismarck eindringlich noch in seinem letzten Vermächtnis gelehrt. Darum wird auch die Sicherheit der Throne niemals ihr letztes Ziel, wenn auch zuweilen ein willkommenes Mittel sein, um die eigenen Früchte zur Reife zu bringen.

Aber wenn auch zuweilen ein kaiserliches Wort Erregungen weckte und Erinnerungen an die Vergangenheit heraufbeschwor, so ist die heilsame Wirkung der Novembertage doch nicht verschwunden, und trotz aller Wirrungen trägt das innere politische Leben der Nation doch nicht mehr den Stempel jener nervösen Reizbarkeit, die seit den ersten Märkerreden des Kaisers auf ihr lag. Diese Wandlung tritt noch stärker hervor in der Entwicklung der auswärtigen Politik, die freilich durch den Tod König Eduards von England und durch das Ausscheiden seiner gegen Deutschland gerichteten Betriebsamkeit ohnehin in das Zeichen veränderter Tendenzen trat. Hier hat der Kaiser bewundernswerte Zurückhaltung geübt, hier mußten aber auch die Ereignisse des November eine besonders eindringliche Lehre geben. Die Zustimmung, die der Artikel des Grafen Schlieffen fand, diese pessimistische Betrachtung über den tiefverdüsterten Horizont, ist zugleich das Eingeständnis gewesen, daß die bisherige Methode der äußeren Politik uns nicht zu glänzenden Zeiten geführt, sondern in schwere Gefahren gebracht hat. Man hörte wohl noch von persönlichen Briefen des Kaisers an den Zaren in den Tagen, als Iswolsky und Aehrenthal ihren Zweikampf ausfochten, aber die Nachricht wurde alsbald dementiert. Und auch in den Zeiten der bosnischen Krisis vernahm man nichts von eisenklirrenden Reden, von heftigen Wendungen, die Haß und Mißgunst stets nach eigner Weise auslegen konnten. Schweigsam wie er der großen Krise des Blocks gefolgt ist, folgte der Kaiser auch den Ereignissen am Balkan, und zum erstenmal seit langen Jahren begann man sich in Europa zu erinnern, daß man mit dem deutschen Schwerte nicht spielen darf. Wir sprachen nicht, sondern wir handelten wie wir mußten, und das Wort, das Franz Moor an den Bastard Herrmann richtet: „Du bist ein entschlossener Kerl — Soldatenherz — Haare auf der Zunge" gewann dort Geltung, wo man der Rolle des miles gloriosus seit langem satt war. Auch hier präsentiert sich der Wechsel der Zeit in der Persönlichkeit der Kanzler und ihrer Gehilfen: Herr

von Bethmann Hollweg wird niemals einer Politik in Glanz und Flitter zustimmen, und Herr von Kiderlen-Wächter hat in dem heimlichen unterirdischen Kampfe mit Frankreich Erfolge errungen, die Deutschlands Politik seit langen Jahren nicht kannte. Gewiß war in dem erbitterten Ringen der Diplomaten der Kaiser nicht nur ein unbeteiligter Zuschauer, aber er blieb dem Staub des Kampfplatzes dennoch fern, und wenn sich in der marokkanischen Frage und in dem Verzweiflungskampf der Mannesmanns um ihre Rechte in der Nation starke Erbitterung erhob, so war nicht mehr die Person des Kaisers in der Schußlinie, und der monarchische Gedanke wurde nicht von neuen Gefahren bedroht.*)

---

*) Unfruchtbar und geringen Dankes wert mag der Wunsch erscheinen, die Geschichte der eigenen Zeit zu schreiben. Denn tief in den Archiven und unzugänglich dem Forscher ruhen noch die Dokumente; die Kämpfe des Tages erfassen und erschüttern die Seele des Schreibenden, und gerade der Mann, der selbst in diesen Kämpfen steht, wird allzuleicht das Opfer der vorgefaßten Meinung werden.

Auch Kaiser Wilhelm bleibt stets ein Werdender, auch sein Bild wird erst einer der Enkel vollenden. Und doch ist es von äußerstem Reiz, aus den reich gegebenen Linien schon jetzt das Wesen dieses Mannes zu erfassen, wie sie der zeitgenössischen Welt sich darstellt.

Dieses Bild hat Dr. Paul Liman in seinem im Verlage von Theod. Thomas, Leipzig, erschienenem Buch in außerordentlicher Vollendung gezeichnet. Der Reiz dieses Buches liegt darin, daß Dr. Paul Limans Schreibweise sich nicht in dem trivialem Biedermannston gefällt, den so gern das Geschichts-Schulbuch wählt, und ebenso wenig den bewundernden Ton des ordensgierigen Hofschranzen annimmt. Freimütig, ohne unehrerbietig zu sein, schreibt Dr. Paul Liman, und deshalb kann uns sein offenes ehrliches Wort, das stets die Grenzen des Anstandes zu wahren versteht, niemals unangenehm berühren. In Limans reinem Spiegel erblicken wir ein Bild unseres Kaisers: nicht nach der Weise des Panegyrikers, der in Ehrfurcht ersterbend nur die Sonnenseiten in dem Wesen des lebenden Herrschers erblickt, und der darum zum Frevler an der Geschichte wird — nein, im Rahmen vornehm abwägender Kritik scheut sich Dr. Paul Liman nicht, auf die Schwächen in dem Charakter und auf die Irrtümer in der Weltauffassung des Kaisers hinzuweisen; die Nation zur Selbstbesinnung zu spornen, daß sie nicht in blindem Vertrauen auf den Führer die Arbeit an sich selbst vergesse.

Dem Verlage sei Dank, daß er uns gestattete, einige Seiten aus dem interessanten Werke als Kostprobe für unsere Leser zu entnehmen.

Rundschau

Hellenisches Pech.

Die Grenze zwischen Türkei und Griechenland ist durch das Schauspiel, das griechische Banditen mit der Gefangennahme Richters der zivilisierten Welt vorführten, in eine etwas unrühmliche Aktualität geraten. Dieser Räuberstreich wurzelte ja nicht allein in der Romantik eines Ueberfalls auf einen harmlosen Reisenden, sondern gerade von ganz offiziellen türkischen Stellen wurde wiederholt darauf hingewiesen, daß hier auch politische Intrigen griechisch-nationaler Art mit im Spiele gewesen wären. Tatsächlich bewies dann auch bei der Verfolgung der Banditen die Bevölkerung jenes Grenzgebietes eine auffallende Indolenz; jeder wußte von nichts und keiner von etwas. Eine solch eigenartige Zurückhaltung der kompakten Einwohnerschaft ganzer Landstriche gegenüber schurkischen Verbrechen dürfte doch noch andere Beweggründe gehabt haben als die rein persönlichen der Furcht vor Rache. So tauchten ganz folgerichtig in der internationalen Presse Gerüchte auf, daß die Banditen im Auftrage eines griechisch-nationalen Komitees gehandelt hätten, um neue Mittel für politische Propaganda zu erlangen. Wenn die Gerüchte selbstverständlich auch stark übertrieben waren, so lassen sich doch gewisse Verdachtsmomente nicht umgehen, die darauf weisen, daß zwischen Griechen und Banditen — wenn auch nicht ein direktes Bündnis — so doch ein allgemeines Sympathie-Verhältnis herrschte. Mit anderen Worten: die Griechen freuten sich, daß den Türken innerhalb des ottomanischen Reiches ein böser Schabernack gespielt worden ist. Auffallend hierzu stimmt die Aussage Richters nach seiner Befreiung, daß die Banditen wohl eine höllische Angst vor türkischen Gendarmen gehabt hätten, bei Sicht von griechischen Soldaten aber nicht im mindesten in Aufregung geraten seien.

Und so sehr die Sache bei den Haaren herbeigeholt zu sein scheint — es läßt sich nicht leugnen, daß in diesem Schurkenstreich der alte Grenzkonflikt zwischen Türkei und Griechenland wieder einmal ein Ausdrucksmittel bekam, das einen Moment lang mit warnender Helligkeit die Großmächte darauf aufmerksam machte, wie tief und unauslöschbar der nationale Haß in jenen Grenzgebieten unter der Asche des scheinbar friedlichen Nebeneinander glimmt.

Seitdem der griechische Ministerpräsident Trikupis die Intervention der Mächte anrief, deren Bevollmächtigte im Juli 1888 zu einer Konferenz zusammentraten, seitdem dieses internationale Schiedsgericht dem hellenischen Reich fast ganz Thessalien und das südliche Albanien mit Joannina zugesprochen hatte und seitdem das Ergebnis dieser Konferenz von der türkischen Re-

gierung trotz all diesem Aufwand nicht beachtet wurde — seit dieser Zeit sieht sich Griechenland in seinen Rechten für geschmälert an und empfindet der Türkei gegenüber ein Gefühl der notwendigen Revanche. Allerdings rüsteten sich damals die Griechen, trotz ihrer großen finanziellen Notlage, zu einem Kriege, für welchen sie eine Operationsarmee von rund 60 000 Mann mit 95 Geschützen aufstellten; allerdings wurde durch ein königliches Dekret die provisorische Nationalgarde in der Stärke von zirka 30 000 Mann organisiert, so daß das griechische Landheer einen Gesamtstand von etwa 110 000 Mann erreicht hatte, aber trotzdem konnte es das Wagnis nicht unternehmen, ganz allein mit der Türkei einen Krieg zu beginnen.

Die Westmächte weigerten sich entschieden, den Hellenen beizustehen, obgleich das Wort der Mächte es war, das die türkische Regierung nicht beachtet hatte. Es wurden hierauf neue Verhandlungen in Konstantinopel eröffnet, welche am 24. Mai 1881 ihren Abschluß fanden und folgendes Resultat hatten: Die Pforte trat fast das ganze Thessalien, hingegen vom Epirus oder Südalbanien nur den Distrikt von Arta, — mit im ganzen 13 200 Quadratkilometern und 390 000 Einwohnern, — an Griechenland ab.

Die griechische Regierung sträubte sich zwar anfangs, diese dem Berliner Kongreß-Protokoll nur teilweise entsprechende Zession anzunehmen; als jedoch die Mächte gegen Griechenland die entschiedene Drohung aussprachen, dasselbe in einem eventuellen Kriege gegen die Türkei allein zu lassen, da bequemte es sich schließlich dennoch, dieser Konvention beizutreten.

Selbstverständlich war durch diese Entscheidung die Frage wegen der einstmaligen Einverleibung des Epirus in das Königreich Griechenland nicht aus der Welt geschafft, im Gegenteil ist sie heute brennender, denn je. Gewiß dürfte die Sehnsucht der griechischen Patrioten nach dem Epirus mindestens ebenso groß sein, wie jene nach der Erwerbung Kretas, während man sich hinsichtlich der Aufteilung Macedoniens, — aus Ursache der hier in Betracht kommenden Lebensinteressen anderer Staaten, — in Athen gewiß noch für längere Zeit in Geduld fassen dürfte. (A. T. von Waldkampf, Griechenland, Macedonien und Süd-Albanien.)

Der griechische Haß gegen die Türkei wuchs aber grenzenlos, als nach Beendigung des kretischen Krieges am 19. Mai 1897 der für Griechenland so schmähliche Friedensvertrag mit dem osmanischen Reich geschlossen werden mußte. Griechenland hatte an die Türkei eine Kriegsentschädigung von vier Mill. türk. Pfund (75 Millionen Mark) zu zahlen und außerdem an der thessalisch-makedonischen Grenze dem osmanischen Reich wichtige Berichtigungen zuzugestehen.

Der Tripolis-Feldzug der Italiener entfacht in dieser glimmenden Asche griechischen Hasses neue Glut. Obwohl die griechische Regierung ausdrücklich versicherte, daß sie während des italienisch-türkischen Krieges strenge Neutralität zu bewahren gedenkt, lebt im Volke und in der Presse Griechenlands doch schon

deutlich und drohend der Revanche-Gedanken auf, vereint mit der süßen Verlockung, dem bösen Türken endlich einmal das so lang entbehrte Epirus entreißen zu können. Tragikomisch erscheint demgegenüber, daß von Seiten der türkischen Regierung erwogen wurde, den Italienern nun doch Tripolis zu überlassen, dafür sich aber auf Kosten Griechenlands von den Westmächten ganz bestimmte Garantien für die Uebernahme **Kretas** geben zu lassen. In diesem Falle wäre der Besiegte im italienisch-türkischen Krieg einzig und allein Griechenland. Wahrhaftig: ein ausgesuchtes Pech für die armen Hellenen!

Dr. C. R.

Von der Balkanhalbinsel.

Für mehr als einen Zweig moderner Wissenschaft bietet die Balkanhalbinsel mehr Interesse als irgend ein anderer Teil Europas.

Zunächst ethnographisch. Die festen Staatsgefüge des nördlichen und des mittleren Europas, sowie die des Südwestens weisen fast sämtlich eine homogene, nur hier und da noch fremdartige Bestandteile einschließende Bevölkerungsmasse auf. Schweden, Norwegen und Dänemark zeigen überall gleichmäßigen Grundcharakter der Bevölkerung. In England hat zwischen Angelsachsen und Normannen eine so innige Mischung stattgefunden, daß es nur dem geübten Auge des Forschers noch gelingt, hier und da einen reinen Grundtyp zu erkennen, während Schotten und Iren sich ihre charakteristischen Stammeseigentümlichkeiten klar erhalten haben. Aehnlich, wie in England, haben sich die Mischungen zwischen Slaven und Germanen in der norddeutschen Tiefebene vollzogen, während weiter westlich das niederdeutsche Element sich scharf von dem gallischen Typ abhebt, so im heutigen Belgien die Flamländer von den Wallonen, und im Osten die Polen nicht nur den Germanisierungsversuchen hartnäckig Widerstand leisten, sondern sogar einen großen Teil der dort eingedrungenen germanischen Elemente allmählich polonisieren. Dem einheitlichen Grundcharakter des Deutschen Reiches tut dies jedoch keinen Abbruch, während im benachbarten Oesterreich die Czechen in Böhmen und Mähren, sowie die Slovenen im istrischen Küstenland und dem alten Friaul, die Dalmatiens, Südslaven Bosniens und der Herzegowina, die Polen Galiziens, ferner die Italiener in Südtirol und der Triestiner Gegend so mächtig auftreten, daß von dem einstigen germanischen Grundcharakter Oesterreichs keine Rede mehr sein kann. Auch in den Ländern der ungarischen Krone stehen sich die eigentlichen Ungarn und die Kroaten und Slavonier, sowie die Bruchteile fremder Stämme im Süden Ungarns zwar unversöhnt gegenüber, aber die Gegensätze gelangen nach außen hin wenig zum Ausdruck. Weniger noch in Rußland, am wenigsten in Frankreich, wo Normannen und Burgunder vollständig in dem französischen Volkscharakter aufgegangen sind, der in den Nachbargebieten der Schweiz beständig Fortschritte auf Kosten des Deutschtums macht. Auch Italien, Spanien und Portugal weisen, höchstens abgesehen von den Basken der westlichen Pyrenäen,

keine sich scharf von einander abhebenden Stammesunterschiede auf.

Ganz anders auf der Balkanhalbinsel. Hier, in dem Kontaktgebiet Europas und Asiens, derjenigen beiden Weltteile, in denen die moderne Kultur erwuchs und erstarkte, finden wir unmittelbar neben den Abkömmlingen der Ureinwohner Europas, den Ghegen Nordalbaniens, die sich Dank der Unzugänglichkeit und der von Eroberungszügen abschreckenden Armut ihres rauhen Berglandes in unvermischter Reinheit erhalten haben, neben den Enkeln der Helden des klassischen griechischen Altertums, denjenigen der weltbeherrschenden Römer im Süden der einstigen Provinz Dacien, dem heutigen Rumänien, nicht allein die von der Wolga hergezogenen Slaven, sondern in noch viel schärferem Kontrast Türken tartarischer Herkunft. Nicht nur in Europa steht diese Erscheinung einzig da, sondern in der ganzen Welt, und die Eigentümlichkeiten der hieraus sich entwickelnden Verhältnisse verdienen umsomehr ein Interesse lebhaftester Art, als sie es sind, die auch in politischer Beziehung zu stetiger Beunruhigung Anlaß geben.

Charakteristisch für alle Balkanstaaten mit alleiniger Ausnahme Montenegros und Nordalbaniens ist das Gepräge, das die lange Zeit türkischer Herrschaft ihnen aufgedrückt hat, und das auch in kultureller Beziehung sich ganz besonders bemerkbar macht. Um es richtig einzuschätzen, muß man erwägen, daß der Koran nicht, wie häufig irrtümlich angenommen wird, lediglich ein religiöses Lehrbuch ist, sondern die Grundlage für alle politischen und juristischen Anschauungen der Mohammedaner bildet.

Je eingehender man sich mit dem Koran beschäftigt, desto höher steigt die Bewunderung, die man für seinen genialen Schöpfer empfindet. Gewiß, der Koran ist nicht überall Original; Mohammed hat viel aus der Bibel, aus dem Talmud, anscheinend auch aus dem Vedas der Inder und den Lehren des Con-fu-tse entnommen. Aber in der Tat bewundernswert ist der Scharfblick, mit dem er aus jenen umfassenden und zum Teil in direktem Kontrast zu einander stehenden Werken das herausgriff, was der Eigenart seines Volkes entsprach, und es zu einem harmonischen Ganzen verschmolz. Daß er dem Talmud, dem gedankenscharfen moralphilosophischen und sozialpolitischen Lehr- und Leitbuch des „auserwählten Volkes", den Grundgedanken der starren Intoleranz, der Verachtung jedes Andersgläubigen, entnahm, war die Quelle der erobernden Kraft des Islam zur Zeit seiner Entstehung und noch Jahrhunderte nach derselben, und die Ursache seiner Schwäche in späterer Zeit. Denn diese Intoleranz, die auch den besten Schutz gegen Sektenbildungen bot, so daß wir im Islam nur die eine große Spaltung in Sunniten und Schiiten finden, machte jede organische Weiterentwicklung unmöglich. Das einst auf die Jesuiten geprägte Wort: Sint ut sunt aut non sint! paßt — weit mehr als auf jene — auf die Lehren des Koran. Sie sind die streng logische Konsequenz ihrer Grundprinzipien, sie stehen und fallen mit diesen, mit dem ganzen Koran. Darum ist eine Reform im

islamitischen Staat ein Ding der Unmöglichkeit, darum ist eine Zivilisation der Türkei absolut ausgeschlossen, darum muß sie der abendländischen Kultur weichen, darum müssen die Türken aus Europa hinaus! Dieser Prozeß vollzieht sich langsam, weil die europäischen Großmächte ihn aufzuhalten bemüht sind, vergeblich! Was sie nieten und leimen, das kracht und bricht immer wieder auseinander, bis von einem Zusammenfügen überhaupt nicht mehr die Rede sein kann.

Und die Jungtürken? Sie bilden doch eine Reformpartei, und sie sind doch an das Ruder gelangt!

Ja wohl! Sie haben sich durch einen Putsch in den Besitz der Macht gesetzt. Und wie erhalten sie sich in diesem Besitz? Dadurch, daß sie, an sich gewiß Reformfreunde und deshalb weit davon entfernt, noch echte Türken zu sein, in der Erkenntnis, daß ihnen der Anhang der Massen fehlte, daß sie Offiziere ohne Soldaten seien, den panottomanischen Gedanken zu ihrem Parteidogma erhoben. Sie sind damit sich selbst untreu geworden. Der panottomanische Gedanke, das Streben nach Wiederherstellung des türkischen Reiches über alle Bekenner des Islam zum mindesten, oder gar bis zu den Grenzen, die es zur Zeit seiner größten Blüte hatte, also über die ganze Balkanhalbinsel nebst Ungarn, Kroatien und Dalmatien, wie die Fanatiker des Panottomanismus es erträumen, ist in unseren Tagen eine Utopie. Was zu den Zeiten Solimans, den die Geschichte den Großen nennt, obwohl er nur ein großer Eroberer war, den Halbmond bis vor die Tore Wiens führte, das war die Ueberzeugung von der welterobernden Kraft des Islam. Wer kann heutzutage diese Ueberzeugung noch haben? Niemand, der auch nur mit der Geschichte der letzten hundert Jahre vertraut ist, niemand, der von der heutigen militärischen Macht der europäischen Staaten auch nur eine leise Idee hat.

Griechenland, Serbien, Bulgarien, Rumänien haben sich dem türkischen Szepter ebenso entrungen, wie Bosnien und die Herzegowina es getan haben, und in absehbarer Zeit Macedonien, Kreta, Albanien es tun werden. Letzteres Land war dazu ausersehen, das ungeduldige Drängen nach der Verwirklichung des panottomanischen Gedankens wenigstens in etwas zu beschwichtigen. Der Aufstand der Molissoren und der ihnen nachfolgenden ghegischen Stämme wurde durch die Forderung der Waffenablieferung hervorgerufen. Man wußte in Konstantinopel ganz genau, daß in Nordalbanien die Waffe das Ehrenzeichen des freien Mannes ist, daß er lieber das Leben hergibt, als diese. Man wußte ebenso genau, daß die Eroberung des rauhen und unwirtlichen Landes auch nicht im entferntesten die verhältnismäßig kolossalen Opfer lohnen würde, die ihr gebracht werden mußten. Wenn die Jungtürken trotzdem dieses Experiment wagten, so kann es nur in der Hoffnung geschehen sein, den ungestümen Drängern nach einer Tat im Sinne des panottomanischen Gedankens wenigstens einen mageren Brocken hinwerfen zu können — und wie kläglich ist dieses Experiment gescheitert! Die Ghegen er-

freuen sich jetzt größerer Freiheit als zuvor — die Jungtürken haben einen Mißerfolg erlitten, den zu beschönigen der ganzen Kunst ihrer Presse schwerlich gelingen wird.

Und ihm werden andere nachfolgen, bis ihre Herrschaft, bis das türkische Reich in Europa zusammenbricht!

Der Stempel aber, den ihre lange Herrschaft den Balkanvölkern aufgeprägt hat, ist unverkennbar. Noch über diese hinaus zeigt er sich. So im kroatischen Küstenland, und zwar ganz besonders in der Stellung der Frau. Sie ist — abgesehen natürlich von den höheren Ständen, deren Angehörige die sozialen Anschauungen des zivilisierten Europa angenommen haben — eine durchaus untergeordnete. Die kahlen Abhänge des Karst werden allmählig mit Anpflanzungen bedeckt. Wer trägt mühsam in Rückenkörben die fruchtbare Erde hinauf? Wer schützt sie durch Steinmauern vor der Abspülung durch die heftigen Regengüsse der Winterzeit? Die Frau. Wer trägt die heimischen Produkte zu Markt und bringt die Einkäufe heim? Die Frau. Wer schleppt bei Bauten Steine und Mörtel herbei? Die Frau. Der Mann übt höchstens den wenig anstrengenden Fischfang oder ein Handwerk aus; als billiges Lasttier aber dient die Frau, der natürlich außerdem noch die gesamte Sorge für den Haushalt zufällt. Ein rasches Verblühen ist die naturgemäße Folge. Die jungen Mädchen bieten oft sehr hübsche, gutgewachsene Gestalt und angenehme, von großen, dunklen Augen belebte Gesichtszüge; die Frauen in ihrer dunklen Tracht mit der gebeugten Haltung und den hageren, scharf geschnittenen Gesichtern erscheinen viel älter, als sie wirklich sind. Ihre Bildung ist in fast sämtlichen Balkanstaaten eine sehr mangelhafte, nur Griechenland und Rumänien ausgenommen. Vertreterinnen der Frauenemanzipation haben versucht, Wandel zu schaffen, die soziale Stellung der Frau in den breiten Schichten des Volkes zu heben, sind aber auf absolute Verständnislosigkeit gestoßen.

Alles dies ist auf die Niedrigkeit der Stellung zurückzuführen, welche Mohammed im Koran der Frau zuweist. Sie ist nur um des Mannes willen auf der Welt, und selbst im mohammedanischen Paradiese werden reizende Houris ihm Wonne bereiten, während von der Ehefrau nicht die Rede ist. Daß es langer Zeit bedarf, ehe der herrschende Mann sich dazu entschließt, der Frau eine Art Gleichberechtigung einzuräumen, darf um so weniger verwundern, als Ehen aus Liebe die Ausnahme, solche der Bequemlichkeit in der Führung des Haushalts halber die Regel bilden.

Ist es nun aber eine jedem Forscher bekannte Tatsache, daß eine Zivilisation ohne tätige Mitwirkung der Frau unmöglich erscheint, so folgt hieraus, daß in den Balkanländern eine solche erst dann in einem rascheren Tempo sich ermöglichen lassen wird, wenn die soziale Stellung der Frau eine gehobenere sein wird. Dies ist sie nur in den Hauptstädten, in schon abgeschwächteren Maße auch in den größeren Ortschaften; in den kleineren aber und gar auf dem Lande

finden wir häufig noch volle Barbarei. Der Fremde, der nur die ersteren kennen lernt, läßt sich leicht blenden, zur Ueberschätzung des Kulturzustandes verführen.

Die besten Beweise, wie kulturell rückständig die Balkanstaaten noch sind, bieten ihre parlamentarischen Vertretungen und die Wahlen zu diesen. Die Beeinflussung der Wahlen seitens der Regierungen ist eine ganz unglaubliche. Ist die Wahl ausgeschrieben, so ergeht von dem Ministerium des Innern an die Bezirksbehörden die peremptorische Weisung, dafür Sorge zu tragen, daß mindestens eine genau bestimmte Anzahl Stimmen für den Regierungskandidaten und höchstens eine ebenfalls genau bestimmte Anzahl Stimmen für den Kandidaten der Opposition abgegeben werden. Ersteres wird mit Hilfe des Kandidaten selbst bewerkstelligt, der es sich eine ganz gehörige Summe Geldes kosten lassen muß, um die Wähler, die von der Wahl zum allermindesten einen vergnügten Tag mit reichlichem Wein- und Speisegenuß verlangen, wenn nicht eine bare Beihilfe, und die aus den vom Wahlort entfernteren Ortschaften durch Wagen herbeigeholt sein wollen, auf seine Seite zu bringen. Der Oppositionskandidat macht natürlich ähnliche Anstrengungen, und es kommt häufig nur darauf an, wer am meisten Geld springen läßt. Die Agitatoren müssen natürlich gut bezahlt werden, und so häufen sich die Kosten derart, daß nicht selten eine einzige Wahl gegen zwanzigtausend Mark nach unserem Gelde und mehr verschlingt. Die Bekämpfung der Opposition aber läßt sich insofern billiger bewerkstelligen, als der Bezirkschef stets Mittel und Wege findet, dem oppositionellen Kandidaten wenigstens teilweise den Boden abzugraben. Es ist schon an sich nicht ratsam, sich in diesen Ländern mit den Behörden zu verfeinden, vor den Wahlen aber nimmt der Bezirkschef oft ganz absonderliche Manipulationen vor. Er läßt z. B. durch einen Beamten nachts einen Haufen Kehricht vor die Türe des Hauses eines Oppositionsagitators schaffen, am nächsten Morgen das Vorhandensein des Schmutzes durch die Polizei konstatieren und den Betreffenden zu sich kommen. Ihm sagt er dann ganz freundschaftlich: „Vor deiner Tür ist ein großer Haufen Schmutz gefunden worden. Derlei nimmt überhand und muß exemplarisch bestraft werden; ich werde dich einsperren lassen. Wenn du jedoch dich bei den Wahlen der Agitation gegen die Regierung enthältst oder für uns stimmst, so werde ich noch einmal ein Auge zudrücken.“ In den meisten Fällen wirkt dies.

Der gewählte Abgeordnete will natürlich das verausgabte Geld wieder einbringen — wer zahlt, der hat ihn. Aber auch abgesehen hiervon beweisen die parlamentarischen Verhandlungen in den Balkanstaaten nur zu klar die politische Unreife der Bewohner derselben. Alles wird auf das persönliche Moment zugespitzt und sachlichen Erwägungen kein Raum gelassen; drei Viertel der Zeit werden mit unnützen Zänkereien vergeudet. Beschimpfungen und selbst Schlägereien sind nichts Seltenes. Man erfährt nur im Auslande wenig davon, denn auch ein

großer Teil der Korrespondenten auswärtiger Blätter ist von der Regierung abhängig, insofern wenigstens, als man ihnen nur dann regierungsseitig Neuigkeiten von allgemeinerem Interesse mitteilt, wenn sie über derartige diskreditierende Vorfälle hübsch schweigen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß die Parlamente der Balkanstaaten geradezu eine Satire auf den Parlamentarismus sind.

Konsul A. von Schlieben.

Magyarische Geschichtsklitterung.

Die Schöpfung Karls des Großen, die avarische Mark, der heutige Habsburgerstaat, die südöstliche deutsche Rückwanderung wird deutsch sein oder nicht sein. Das böhmische und ungarische sog. Staatsrecht, in Wirklichkeit ein fortgesetzter Rechtsbruch zu Gunsten minderwertiger Völker, zum Schaden ihrer deutschen Lehrmeister und Staatsgründer oder wenigstens -erneuerer, sind ein Schwindel, der auch durch das Kriegsrecht längst beseitigt ist. Die geistige, wirtschaftliche und leibliche Frische schwäbischer Bauern[1]) im Südosten Ungarns, dessen Boden sie erst der Kultur gewonnen haben, ist die Gewähr für die deutsche Zukunft des ostdeutschen Kaiserreiches, dessen Antlitz vergeblich slawisch und mongolisch gefärbt wird, weil seine undeutschen Herrscher aus deutschem Stamme es nicht für nötig gehalten haben, dem deutschen Gründervolk sein Herrenrecht zu wahren. Wie die spanischen und österreichischen Habsburger und Lothringer die Südniederlande bewußtermaßen haben verwelschen lassen und letztere ihr von ihnen französiertes Stammland leichtherzig für Toskana und den deutschen Kaiserthron aufgegeben haben, so wurzelt der Regierungsklüngel mit seinem schwarzgelben Herzen trotz deutschen Blutes und deutscher Bildung in gleicher volksverräterischer Bahn fort.

Am schlimmsten steht es in Ungarn, wie das ziemlich wissenschaftliche Lehrbuch eines „vaterländischen" Geschichtsprofessors[2]) beweist, der seinen guten deutschen Namen „Marschall" so hübsch türkisiert hat. Denn er erzählt selbst die türkische Herstammung der heutigen Magyaren. Er gibt auch zu, daß die größten Adelsgeschlechter dieser „Türken" eingewanderten Deutschen entsprossen sind, während die eingewanderten magyarischen Geschlechter stark verdeutscht und slawisiert sind. Die Türkenkriege wurden nicht etwa von den edlen, ritterlichen Magyaren, sondern den Deutschen mit deutschem Blut und Geld geführt. Er muß zugestehen, daß Ungarn nur noch im Westen in der Türkennot als Habsburgerreich auf deutschem Volksboden Westungarns, dem Hienzenland, fortbestanden hat. Von dort aus wurde es erobert. In der Mitte gebot der Türke, wo wirklich das magyarische Volk hauste. Im Osten herrschte der Fürst von Siebenbürgen, ein türkischer Lehnsmann und aufrührerischer

[1]) Marizali, Ungarische Verfassungsgeschichte, Tübingen 1910 Mohr.

[2]) Adam Müller-Gutenbrunn, Schwaben im Osten, ein deutsches Dichterbuch aus Ungarn, Heilbronn 1910, Salzer. National wie literarisch eine bedeutsame Sammlung, die jeder Deutsche erstehen sollte.

Magyar, der sich aber auf die deutschen Sachsen zur Aufrechterhaltung seiner halben Unabhängigkeit stützen mußte. Die westlichen Deutschen waren vor den Magyaren seit der Zeit Karls des Großen im Lande.

Gestützt auf die vormagyarische deutsche Bevölkerung eroberten die deutschen Kaiser wesentlich mit Reichshilfe selbst der protestantischen Stände, wie Brandenburg-Preußen das ehemalige Staatsgebiet der Stefanskrone, die schon seit Jahrhunderten in ausländischer Hand sich befunden hatte. Die tüchtigsten Herrscher waren nicht Argaden, sondern Angrus, denen schon früh die Luxemburger und ein früh verstorbener Habsburger folgten. Die Adelsverfassung, ursprünglich übrigens die germanische Gauverfassung der karolingischen Zeit, war keineswegs ein geheiligtes Volksrecht, sondern eine zeitweilige Anmaßung, die übrigens in den Türkenkriegen und durch das Kriegsrecht auch formell vernichtet worden ist. Die absolutistischen deutschen Kaiser haben sich nur immer wieder längst untergegangene Gerechtsame eines selbstsüchtigen Adels größtenteils nichtmagyarischer Herkunft entreißen lassen, die dann als nationale Güter künstlich dargestellt werden. Diese Vorrechte sind kaiserliche Gnadengeschenke, wie beispielsweise die Duldung erblicher Grafschaften und Obergespane (übrigens ein slawisches Wort). Diese habsburgische Schwäche wurde in eine nationale Errungenschaft verkehrt und geschichtswidrig als uralte Staatsverfassung dieses Nomaden- und Räubervolkes behauptet. Treulosigkeit und Verlogenheit sind ebenso ein Charakterzug der Magyaren, wie der Polen.

Mit Vorliebe riefen magyarische Edelleute die Türken ins Land und dachten unter der harten, aber stammverwandten Türkenfaust nicht an die Geltendmachung irgendwelcher Adelsrechte. Jedoch auch das Türkenblut der Magyaren hatte sich verändert, vielleicht gerade durch die türkische Eroberung, insofern nunmehr slawische Rückwanderer und deutsche Einwanderer auch im Gefolge der kaiserlichen und deutschen Reichsheere ins öde und stark entvölkerte Land strömten. Zu Hunderttausenden waren dagegen Magyaren in die türkische Sklaverei geschleppt worden. Von dem magyarischen Volkstum als nationaler Einheit zu reden, ist daher ebenso falsch, wie von dem magyarischen Adelsklüngel als einer Auslese des magyarischen Volkes, da er, wie aller österreichischer Adel, bunt zusammengewürfelt ist. Die uralten Geschlechter der Hunt, die Jahrhundertelang eine führende Rolle spielten, waren Deutsche. Noch jetzt erfolgt die Erneuerung des ungarischen landsässigen Adels größtenteils durch deutsches Blut, besonders aus dem Reiche, während auch die zahlreiche und von Galizien einwandernde Judenschaft erheblichen Landbesitz erwirbt. Der magyarische Adel, soweit überhaupt noch vorhanden, ist abgesehen von einzelnen großen Herren stark verschuldet.

Die ungarische Nation, die es gar nicht gibt, da in Ungarn bloß einzelne Völkerschaften leben, darunter auch die Magyaren, wird dargestellt durch ein wurzelloses Beamten-

tum, leider vorzugsweise deutschen, abtrünnigen Stammes, einen größtenteils besitzlosen oder verschuldeten Kleinadel, sowie hauptsächlich jüdische Anwälte und Geschäftsleute. Das tatsächlich, aber bloß in Stärke von sechs Millionen vorhandene magyarische Bauernvolk, ist ebenso von der Regierung ausgeschaltet, wie die übrigen Volksstämme. Daher könnte die Furcht vor dem feierlichst zugesagten allgemeinen Wahlrecht, obwohl die freche „Nation" die Kenntnis der ungeschlachten Türksprache, die nach Bau und Wortschatz hinter allen europäischen Sprachen zurücksteht, soweit sie ihnen nicht, wie der türkischen und finnischen verwandt ist, als Voraussetzung des Wahlrechts fordert und leider wohl durchsetzen wird, eine tüchtige österreichische Regierung wohl wirksam ausnützen. Die verfassungsmäßige und geschichtliche Gleichberechtigung aller Landessprachen steht in diesem Lande der sog. liberalen Verfassung mit aller europäischen trügerischen Tünche nur auf dem Papier. Die innere Regierung ist seit 1867 wieder ganz halbasiatisch, nachdem der absolutistische deutsche Minister Bach etwas europäische Gesittung in das verrottete Land gebracht hatte. Dieser Reaktionär aus deutschliberalem Lager war eben ein ordnungsliebender, tüchtiger österreichischer Beamter Natürlich ließ ihn der Kaiser auf Andrängen des höfischen Adelsklüngels fallen.

Nur der Einheitsstaat kann Oesterreich vor dem Zerfall retten und Ungarn der Gesittung zuführen, die bloß deutsch sein kann. Schon jetzt kommt der gebildete und geschäftlich tätige Magyare nicht ohne das verhaßte Deutsch aus. Den magyarischen Bauern und Handwerkern liegt dagegen dieser Deutschenhaß fern. Er wird bloß von selbstsüchtigen Geschäftspolitikern aufgewiegelt und ihr Stimmenfang muß ihnen die parlamentarische Vertretung sichern, während eine gewalttätige und gesetzwidrige Wahlkreiseinteilung dem chauvinistischen Magyarentum die unbedingte Mehrheit bei zahlenmäßiger Minderheit gewährleistet. Im Notfall helfen der Gendarm und das Militär nach. Diese wilden Zustände werden ängstlich abgeleugnet. Die Minister Apponyi und Andrassy, die als Beamte die schlimmsten Rechtsbrecher und Schrittmacher der ungesetzlichen Magyarisierung gewesen sind, fließen in unverbindlichen Reden im Inland und in der Ferne von Verehrung für die deutsche Sprache über, die sie sonst auf das schmählichste bekämpfen. Dieser politische Instinkt und die rücksichtslose Tatkraft der herrschenden Schicht haben leider seit 1860 eine derartige Zurückdrängung des Deutschtums herbeigeführt, besonders durch Abfall in den eigenen Reihen der höheren Bildung, daß man den Verlust auf eine volle Million berechnen kann, die dem äußern Firnis nach ihrem Volkstum verloren gegangen ist. Die Hauptmittel sind die Magyarisierung der Personennamen und der Ortsbezeichnungen. Die zweite Million stellt das Judentum, das aber bei einem Rückschlag sofort auch wieder zur deutschen Bildung zurückkehren würde.

Das Erwachen des Volksgefühls der banater Schwaben, also der südlichen ungarländischen Deutschen

ist ein gutes Zeichen. Noch schlummern die alten bodenständigen westungarischen Deutschen und die volklich schlappsten Zöpfer, die unter der polnischen Pfandschaft und der Regierung Maria Theresias sogar slowakisiert wurden. Mit Recht nennt sie Treitschke die unwürdigsten Deutschen, wovon man sich leider in der ganz deutschen hohen Tatra immer wieder überzeugen kann. Nicht einmal der deutsche Besitz und der reichsdeutsche Grundbesitz rütteln diese echten deutschen Michel aus ihrer nationalen Schande auf. Die Lässigkeit der Deutschen ist daher nicht zum geringen Teil an dieser Täuschung über die ungarische „Nation" schuld. Sie sollten sich diese ungesetzliche, zielbewußte Arbeit ihrer Volksfeinde zum Muster nehmen und mit gleicher Rücksichtslosigkeit vorgehen, zumal sie auf dem Boden der Verfassung stehen, während Rechtsbruch die Grundlage der Maßregeln der magyarischen Regierung bildet, die aber gesetzlich eine ungarländische sein soll. Die Hauptschuld liegt freilich an der Hofburg. Vielleicht bringt der Thronfolger schon im dynastischen Interesse Abhilfe. Er braucht sich bloß auf die Mehrheitsvölkerschaften zu stützen und das künstliche Magyarenstaatsgebäude bricht zusammen. Aber auch hier spielen höfische Rücksichten und Ränke des Adelsklüngels mit.

Reg.-Rat Kurd von Strantz.

Notiz.

„Die Redaktion von „Nord und Süd" stellt leider fest, daß sich in den Anfang und die ersten drei Fortsetzungen des Romans: „Heimweh" von Maria Janitschek zahlreiche sinnstörende Druckfehler eingeschlichen haben, weil es übersehen worden ist, der Verfasserin Korrektur-Bogen zuzusenden."

Die Fülle der Vergangenheit.

Wieviel ist schon über den Wert der Geschichte geschrieben worden! Es ist eine jener deutschen Streitfragen, die periodisch wiederkehren. Der eine sieht in der Historie eine Erweiterung des Horizonts, wo der andere nur eine Hemmung des gesunden Daraufloslebens erblickt. Der Künstler, als derjenige, welcher am stärksten die Notwendigkeit der Beschränkung und die Gefahr des großen Ballastes erkennt — nennt den Historiker den rückwärtsgerichteten Schematiker, und der Mann mit historischem Sinn dafür den Künstler den ewigen Triebmenschen, und beide verachten sich.

Wie in allen geistigen Fragen haben beide Unrecht und Recht, und die Synthese, die Versöhnung besteht darin, zugleich Historiker und Nichthistoriker zu sein, in die Vergangenheit die lebhafteste Eindrucksfähigkeit und in die eigene Welt die kühle Analyse zu tragen.

Wenn man nicht banal Geschichte treibt, um daraus zu „lernen", was man tun darf, und was nicht, wenn man sie also nicht grobpraktisch auf ihren Nutzen untersucht, sondern in ihr nichts anderes sieht als ein ungeheueres Material, dann wird sie zu dem, was so viele Dinge sein sollen und so wenige sind, einer Fundgrube des Menschlichen. Dann ist sie nichts mehr anderes als Leben schlechthin, genau das, was die Gegenwart auch ist: Material, aus

dem wir unsre Gefühle und Ausdrücke, sowie deren Quintessenz, die Ansichten und Ideen, ziehen. Steht man dem Leben überhaupt so gegenüber, geht man darauf aus, einen Geschmack von seiner Beschaffenheit, eine Meinung von seinem Wert oder Unwert davonzutragen — und das ist doch die zugleich realste und tiefste Art, sich in ihm einzurichten — dann ist auch die Vergangenheit nichts als glückliche und notwendige Erweiterung des Gebietes, auf dem wir den inneren Bergbau betreiben können.

Wenn ich alle Leidenschaften verstehe und durchkoste, wenn ich überall den Menschen finde (weil ich ihn überall suche), wenn vor allem meine Vorstellungskraft so geübt ist, daß sie nicht nur das erfaßt, was ist, sondern auch alles, was sein kann, wenn sie jegliche Einrichtung und Sitte, die Menschen erfunden, nachdenkt, wenn sie sich zwischen der Grausamkeit chinesischer Henker und der Nächstenliebe Christi, zwischen dem Taumel dionysischer Kulte und der gehässigen Trockenheit eines heutigen Kleinstadtbürgers mühelos bewegt, dann gibt es auch keine Schranken mehr, die gegen die Vergangenheit errichtet sein könnten. Was ist, ist viel, und doch nur wenig; was sein könnte, gehört dazu, um den Beweis zu schließen.

Allerdings findet man das, was sein könnte, alles, was sich von den Anschauungen und Einrichtungen unsres engen Lebenskreises unterscheidet, auch in der Gegenwart. Wir brauchen nur Paris statt Berlin zu sagen und es ist schon alles anders, statt Paris Konstantinopel: statt daß die Frauen die Straßen überfluten, sind sie hinter Mauern verwahrt (welche Wirkung auf öffentliches Leben und Kunst!); ja wir brauchen nur die Zeitung zu ergreifen, denn der Mord, von dem wir lesen, ist von einem ganz anders gewordenen Geschöpfe begangen worden, trotzdem wir vielleicht mit ihm zusammenarbeiteten. Wer in diesem Sinne die Geschichte ablehnt, weil sie unnötig sei, hat Recht, man kann die Welt auch im Lehnstuhl bei der einsamen Zigarre erleben; nur gilt hier, wie bei allen Erfahrungen, daß, je zahlreicher und vor allem typischer die Einzelfälle, desto eindringlicher der Eindruck, und daß Geschehnisse stärker als Vorstellungen sind.

Die eigenen Erlebnisse sind ja so problematisch. Nicht den hundertsten Teil von dem, was wir im untersten Schacht empfinden, fördern wir zu Tage, und von dem, was wir zu Tage fördern, gedeiht nicht der hundertste Teil zur Frucht, weil wir hilflos mit dem Ungekannten nichts anzufangen wissen, selbst wenn wir die Zeit dazu hätten, es zu pflegen. Dann tritt die Vergangenheit in ihr Recht, dann werden Abälard und Heloise, Leonardo da Vinci, Casanova, Napoleon, alle Träger und Empfänger von Leidenschaften, von tragischen Katastrophen und scheuer Zärtlichkeit zu Symbolen. Derselbe Grund, der zu den Dichtern treibt, treibt auch zur Geschichte: man will sich in anderen entdecken. Wer in diesem Sinne unhistorisch ist, ist vermeintlich auch kein starker Gegenwartsmensch, weil sein Gefühl nicht denkt, nicht in die Breite geht, und ich kenne keinen Schriftsteller, keinen Dichter, der nicht die menschlichen Dokumente der Vergangenheit geliebt hätte.

Man hat schon selbst gemerkt, daß hier unter Geschichte nicht die großen Haupt- und Staatsaktionen verstanden werden, noch die leeren Register von Thronbesteigungen, Römerzügen und Schlachten. Nicht die bloßen Geschehnisse sind interessant, sondern die Zustände, nicht die abstrakten Begriffe Fürsten, Heere, Minister, sondern die Menschen mit ihren Eigenarten, Begierden, Temperamenten im einzelnen, die Gesellschaft im ganzen. Was wir heute mehr als je suchen, ist also das Kulturgeschichtliche. Nur fassen wir diesen Begriff gewöhnlich noch zu eng, zumal in Deutschland, wenn auch freilich hier aus sehr begreiflichen Gründen. Dem dreißigjährigen Krieg verdanken wir, daß für unser Gefühl Kulturgeschichte immer etwas wie Kuriositätsgeschichte bedeutet, die sich im besten Falle unter der Hand eines lebhaften Schriftstellers zu „Bildern aus der Vergangenheit" verarbeiten läßt. Der Zustand der verarmten Bauern, das dumpfe Leben von Bürgern ohne Selbstbewußtsein, der angemaßte Glanz dieser und jener Residenz. das läßt sich rekonstruieren, aber der Stoff bietet sich nicht lockend von selbst dar, es ist keine Ordnung, keine Entwicklung in ihm. Es greifen nicht die Räder der verschiedenen sozialen Schichten ineinander, es wirken nicht die mannigfaltigen Betätigungen des Menschlichen, die Staatsidee, die Kunst, die Literatur, der soziale Verkehr einheitlich zusammen, es gibt keine Zentralisation der Kräfte, um ein geordnetes System zu erzeugen, in dem die Nation selbst zum Bewußtsein kommt. Es ist keine Kultur da, diesen Ausgleich von Kräften, diese Zusammenraffung aller Individuen zu einem sozialen Mikrokosmos.

Deutsches Schicksal, das! Frankreich wurde es gestattet, ein Organismus zu werden, der abstieß, was nicht zu brauchen war und beschränkte, was zu triebhaft war, wo wir in unsrem Blut alle Gewalttätigkeit des Ungeborenen mit uns schleppen. In Frankreich baute sich das soziale Gebäude Schicht auf Schicht auf und gab sich die krönende Spitze in jener Gesellschaft, die wir nie besaßen. Dabei stagnierte das Leben nicht in dem großen Bau; es war ein unaufhörliches Steigen der Säfte von unten herauf, die alle in die oberste Schicht zu gelangen strebten. Und diese nun, in welches Leben löst sie sich bei näherem Zusehen auf, wie taktlos sind die Individualitäten, wie scharf die Profile, wie mannigfaltig die Varianten. In einer Zeit, da die Stunde der Erhebung der unteren Klassen noch nicht gekommen war, darf man sich ohne schlechtes Gewissen der Lockung dieser Gesellschaft überlassen. Es ist nur mehr gewollt, gefühlt, erlebt worden. Wieviel Dutzende von Memoiren von Diplomaten, Herzoginnen, Schauspielerinnen, Kammerdienern, Abenteurern, Schriftstellern, Reisenden liegen ungenützt in den Archiven oder Bibliotheken. Welche Lebensumstände, welche Gegensätze, Wechsel, Geheimnisse. Gibt es etwas Romanhafteres als Mirabeaus Biographie, etwas Phantastischeres und Erstaunlicheres als diejenige Beaumarchais'?

Immer aber trägt dieses System seine Norm in sich, an der es gemessen wird: daß die gesellschaft-

liche, oberste Schicht der Sinn, der Zweck des menschlichen Zusammenlebens ist, die Blüte der Kultur. Es liegt daher auf der Hand, daß in unsrer Zeit, die die einzelnen Zweige des Kulturgeschichtlichen zu den ausführlichsten Monographien ausgebaut hat (Ehe, Prostitution, Aberglaube, Gebräuche, Folter usw.) über kurz oder lang auch eine Geschichte dieses Prinzips der Geselligkeit erscheinen werde, eben weil es den Vorteil hat, eine klare Norm zu sein, und sodann den anderen, daß auch die tiefergelegenen Teile des Baues beleuchtet werden.

Ein erster Versuch liegt aus der Feder Alexander von Gleichen-Rußwurms vor.[1]) Wie der Untertitel besagt, hat nicht die klassische Periode der Geselligkeit ihre Darstellung erfahren, sondern diejenige, welche der Zertrümmerung des sozialen Gebäudes folgte. Daß die Geselligkeit nicht mit ihm zugrunde ging, sondern von allen Einrichtungen des alten Regime weiterlebte, hat seinen Grund darin oder beweist vielmehr, daß sie das immenente Ziel jedes gesellschaftlichen Lebens ist. Sie mußte sich freilich den Aenderungen im Unterbau anpassen. Bereits mit dem Direktoire begann die Schichtbildung von neuem, und wenn die oberste auch alle möglichen Bestandteile des durchrüttelten Körpers aufwies, so war doch die Hauptsache, daß sie sich bildete; die Lagerung war anders geworden, das war alles, und Napoleon förderte die Schichtbildung mit seiner gewöhnlichen Imperatorentyrannei. Aber zum ersten Male machte sich der Einfluß einer anderen Nation bemerklich, der Engländer. Die Geselligkeit begann europäisch zu werden. Sie verlor dadurch ihre reine Stilmäßigkeit, gewann aber an Reiz und Entwicklungsfähigkeit. Andere Nationen folgten dem Beispiel der Engländer, so die Russen, die einen asiatischen Einschlag des Prunkes nie einbrachten und die Oesterreicher, die beim Wiener Kongreß Europa bewirteten.

Schien sodann die Reaktion den Schritt der Zeit zu bannen, so vollzog sich während ihr doch das folgenreiche Emporbringen der neuen Geldmächte; es blieb der Gesellschaft nichts übrig, als sich wie eine Auster für einen Augenblick zu öffnen, die Bankiers und Industriellen einzuschlucken und sich dann wieder zu verschließen. Die Sturmflut, die die Austernbänke, um im Gleichnis zu bleiben, fast vernichtete, kam erst. Mit dem Augenblick, in dem die langsam begonnene Industrialisierung und Verproletarierung der Welt in ein endgültiges gehetztes Tempo überzugehn begann, vollzog sich die Entthronung der Geselligkeit. Vielmehr, sie wurde aus einer absoluten Herrscherin zur Fürstin eines engen Kreises, der allein noch in der Lage war und ist, ihr zu dienen. Der alte Bau ist heute in seine Schichten zerfallen, die sich nebeneinander lagern. Die untersten, die Arbeiter, wollen nicht mehr willenloses Fundament sein und kümmern sich nicht den Deut um die „krönende Spitze"; die mittleren haben wohl noch den Willen zum Geselligen, aber nicht mehr die Zeit, die Muße, das Geld.

[1]) Geselligkeit. Sitten und Gebräuche der europäischen Welt 1789—1900. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.

Es gibt keine Geselligkeit mehr. Das Leben ist eine sinnlose Hetze nach der Arbeit geworden, denn die Arbeit dient nur noch dem Ziel der bloßen Daseinsfristung, die Menschen sind müde, häßlich, unwillig und vor allem es sind ihrer vieler. Die Industrie speit ihren Riesenschlund an Produkten aus, um die Millionen zu nähren, und die Millionen nähren sich nur, um die Maschinen zu bedienen — ein trauriger Zirkel, den nur ein Streik der Gebärerinnen lösen könnte. Aber ein Lob der vergangenen Zeiten wäre ebenso abgeschmackt wie eines der heutigen: — vielleicht birgt die Zukunft eine neue Synthese in ihrem Schoße, einen Ausgleich, der auch dem menschlichsten Erzeugnis der Kultur, der Geselligkeit, zugute kommt. Vorläufig bleibt uns Menschen des Uebergangs nichts übrig, als unser Verlangen nach Geselligkeit in Memoiren, Büchern, Darstellungen, in der Geschichte zu suchen. Es wird in ihnen mit ihren tausend Einzelheiten vielleicht besser gestillt, als es selbst jene vergangene Wirklichkeit vermocht hätte: in dieser wäre man immer nur im Strom geschwommen, in jener besitzt man Ueberblick, Zusammenhang und Fülle. Man blättere in Gleichen-Rußwurms „Geselligkeit", es fehlt freilich das so notwendige Namenverzeichnis: das Berlin der romantischen Jüdinnen, das Weimar Goethes, das Frankfurt des Bundestages, das Rom der Nazarener, das Venedig Byrons das Verona des Kongresses von 1822, das Baden-Baden Turgeniews, das London der ersten Weltausstellung — welche Fülle des Lebenden im Vergangenen. Otto Flake.

Ueber moderne Hast.

Die Schnellebigkeit, das Galopptempo, die heute nach und nach so ziemlich alle Gebiete menschlichen Schaffens erfaßt haben, fordern täglich neue Opfer. Kaum hat in der Gegenwart irgend ein Erfinder, ein Entdecker, ein Konstrukteur, ein Forscher in den vier Mauern seines Arbeitsraumes, ein vorläufig unter bestimmten Voraussetzungen für lebensfähig erachtetes Glied einer Kette oder Reihe festgestellt, wird es ihm von der überraschen Oeffentlichkeit entrissen und der modernen Reklame überantwortet. In neunzig von hundert Fällen zum Schaden der Erfindung, die an Unfertigkeit, an mangelnder Durchprobung, an Ignorierung der Bedingungen zur Wirksamkeit, rasch wieder zu Fall gebracht wird. Dies gilt auf den heterogensten Arbeitsfeldern. Von der Serumtherapie z. B., in der die moderne Hast die unerläßliche Versuchsreihe wiederholt unterbrach, um ein Mittel vorzeitig als heilbringend auszuschreien, das es nicht ist, wie von der Luftschiffahrt, in der irgend ein konstruktiver Versuch von hunderten, die das Warten nicht lernen können, gleich in die Praxis umgesetzt, ungezählte schwere Unglücksfälle zeitigt. Die Oberflächlichkeit, eine Nebenerscheinung der Raschheit, nimmt erschreckend zu. Beim Praktiker, wie beim Theoretiker. Ersterer greift sofort nach dem Unfertigen, fliegt, überbietet in irgend einer Anstrengungsekstase einen Konkurrenten, schlägt den Rekord und — verunglückt dann. Der Theoretiker, den der Dämon des raschen Erfolges fortgesetzt drängt, nimmt sich auch nicht mehr die Zeit, alle

Reibungen und Gegenkräfte ins Kalkül zu ziehn. Niemand hat mehr Zeit zu proben, zu prüfen, zu wägen, ehe er sein Werk hinausschickt in den Raum. Man hat „überhaupt" keine Zeit mehr.

Selbst das alte, typische Gelehrtenandante fängt an, sich in ein Allegro umzusetzen. Und dort, wo die Dringlichkeit des materiellen Erfolges nicht maßgebend ist und daher die Befähigung vorhanden wäre, dämpfend und mäßigend auf diese unheilvolle Beschleunigung zu wirken, dort wird sie oft mitgemacht und damit die Sache noch böser gestaltet. Staatsspitzen glauben rückständig zu sein, wenn sie solche Frühgeburten nicht mit Auszeichnungen und Anerkennungen begrüßen. Nur allzuoft folgt dann die Blamage.

Es wird keinem Vernünftigen einfallen, in das große Fortschrittsrad ganghemmend einzugreifen, sowie niemand die Bezwingung der Luft, wegen der täglichen Beweise, daß sich die Aeronautik noch nicht auf dem richtigen Wege befindet, der neben der Flugfähigkeit auch die Sicherheit verlangt, als aussichtlos bezeichnen darf, aber gegen die rücksichtslose Raschheit, mit der jedes noch im Versuchs- und Probestadium stehende Ding in die Hände der Allgemeinheit gegeben wird, dagegen wäre eine gesunde, mäßige Reaktion sicher am Platz. Keine Raschheit auf Kosten der primärsten Sicherheit, kein Experimentieren durch unberufene Oeffentlichkeit, kein Genügen des Erfinders an einer der Publizität verkauften Anregung, die auf dem Markt als fertiges Produkt gilt und doch von der Hand des Käufers erst erprobt werden soll — das täte, glaube ich, Not. Beim jetzigen Tempo kann es doch nicht bleiben. . . . v. S.

Bauernregel.

Fliegen die Hühner in einer Kette,
Rauche die feinste Zigarette:
„Salem Aleikum!"

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. Curt Radlauer, Berlin W., Traunsteinerstraße 3. — Redakteur für Kunstwissenschaft und künstlerische Naturbetrachtung: Prof. Hanns Fechner, z. Zt. Schreiberhau. —
Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.





natürliches Gesundheitsgetränk aus dem Königlichen Mineralbrunnen zu Fachingen (Reg.-Bez. Wiesbaden) von angenehmem Wohlgeschmack.

Von **vorbeugendem** und **heilwirkendem** Einfluß bei Gicht, Diabetes, Nieren-, Harn- und Blasenleiden, Sodbrennen etc.

Königl. Fachingen wirkt belebend und erhaltend auf den Organismus!
Appetitanregend Stoffwechselfördernd Harnsäurelösend

Tafelgetränk Sr. Majestät des Kaisers und Königs.

Seit Jahrhunderten bewährt und ärztlich empfohlen!

Bei Tausenden von Arzten im eigenen Gebrauch!

Literatur kostenlos durch die Brunneninspektion in Fachingen
(Reg.-Bez. Wiesbaden)





Memmling:
Ursula-Schrein.

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G.m.b.H.
Berlin W30/Traunsteinerstr. 3

36. Jahrgang. Band 139. Heft 441. Erstes Novemberheft 1911

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Regierungsrat Kurd v. Strantz: Deutsche Schwäche, italienische Dreistigkeit

Deutlicher kann die hohe Politik des heutigen kleindeutschen Reiches nicht gekennzeichnet werden, als durch das Verhalten des lieben italienischen Dreibundsgenossen, der uns in Algeciras verriet und den Franzosen zum Siege verhalf, der ihnen nunmehr durch unsere weitere Nachgiebigkeit und Ungeschicklichkeit vollständig in den Schoß fällt, indem wir förmlich gegen etliche schlechte Stücke des Kongosumpfes auf Marokko verzichten. Italien war dort gänzlich unbeteiligt, hatte nur die verdammte Pflicht und Schuldigkeit uns auf der Konferenz zu unterstützen. Statt dessen schickte es den größten Franzosenfreund als Vertreter nach Algeciras und ließ uns im Stich. Bismarck hatte in Vorbereitung des damals erwünschten Dreibundes Italien Tunis angeboten, ohne daß das innerlich zerrüttete Land zu dieser Kraftanstrengung fähig war. Daraufhin nahm es Frankreich mit unserer Zustimmung, da Bismarck des Irrglaubens war, den Erbfeind durch Kolonialerwerb, den er damals selbst verachtete, vom Vogesenloch abzuziehen. Die nie erloschene und stets wachsende Revanchelust jenseits der Vogesen ergibt, daß Bismarcks Hoffnung leider eine trügerische war.

Wir müssen es jetzt erleben, daß der beste französische, verhältnismäßig deutschfreundliche Diplomat der früheren Zeit, ein ernster Geschichtsschreiber, der Akademiker Hanotaux, ganz offen in einem für die Jugend bestimmten Buche*) von der unbestimmten Grenze im Nordosten und den französischen Flüssen der Mosel und Maas spricht, also ziemlich unverhüllt das linke Rheinufer und Belgien als Ziel der französischen Zukunft hinstellt, nachdem die südlichen Landstriche der südlichen Niederlande schon ein Raub Ludwigs XIV. geworden sind, ohne daß wir sie 1815 und 1871, eben-

*) Konstanz, Le Fleur des histoires françaises.

sowenig wie die Freigrafschaft und das französisch gebliebene Lothringen zurückgefordert haben. Unsere Diplomatie und unsere eigene öffentliche Meinung scheinen sich darüber noch völlig im Unklaren zu befinden, indem erstere immer wieder hofft Frankreich zu versöhnen, die Liebedienereien durch übertriebene Höflichkeiten immer von neuem, wie soeben, versucht werden, und an die Möglichkeit eines zuverlässigen Verhältnisses trotz aller grausamen Enttäuschungen, geblaubt wird, während der begehrliche und leider immer befriedigte Nachbar nur auf die Gelegenheit zur Rache lauert. Die Mittelmäßigkeiten der dritten französischen sozialistischen Rupublik, die innerlich schwach und zerbrechlich ist, erringen Sieg über Sieg über das innerlich so festgefügte deutsche Reich, weil es uns schon an bloßen zielbewußten Fachleuten fehlt, von Staatsmännern gar nicht zu reden. Der tüchtigste französische Diplomat sitzt natürlich in Berlin und lockt uns in den Kongosumpf, während wir eine anerkannte Null an die Seine senden. Abgedankte Staatssekretäre schickt man in den Ruhestand oder ungefährliche Stellen, aber nicht auf den zur Zeit wichtigsten Posten.

Wir haben wieder die Partie verloren und der gutmütige deutsche Michel läßt sich schließlich vorreden, die Niederlage sei zwar nicht so schlimm, obwohl diesmal in erster Reihe höchst folgenschwere wirtschaftliche Fragen zu lösen waren. Die Harmlosigkeit, ohne eigenen politischen Besitz die Nutznießung von Bodenschätzen zu sichern, indem man sich deren unbehinderten Gebrauch vertraglich gewährleisten läßt, bedeutet einen Krieg, falls die Gegenpartei den Vertrag verletzt, zumal sie unser Erbfeind ist, dem man nicht zutrauen darf, daß er uns gern wirtschaftlich stärkt, da dieser Kraftzuwachs doch politisch ausgemünzt wird. Dieser etwaige Kriegsfall ist die einzig erforderliche Folge, wobei freilich zu bedenken ist, daß ein Kampf um die marokkanischen Erzlager dann stets einen unangenehmen kapitalistischen Anstrich haben wird. Dies möchte ich auch den Beteiligten aus der Industrie bemerken, die da fälschlicherweise glauben, daß sie durch die vertragliche Gewähr ihr Schäfchen ins Trockene gebracht haben. Nur bis zum nächsten Streit oder nächsten Bündnis Frankreichs wird diese neue Abmachung halten ohne daß national und politisch die Aussichten so günstig werden, wie jetzt, wo das ganze deutsche Volk endlich einmal geschlossen hinter der Regierung stand, auch für den Kriegsfall, ohne daß diese es gewagt hätte, das Schwert

zu gebrauchen, mit dem nicht nur Frankreich, sondern sogar England trotz seiner völligen Ohnmacht zu Lande drohten.

Herr v. Tirpitz soll für seine Schiffchen gefürchtet haben. Er scheint nicht zu wissen, daß England bei abgeschnittener Zufuhr in 4 Wochen verhungert und London nur 8 Tage ohne solche bleiben kann. Ein Kreuzerkrieg mit diesen Schnelldampfern ist also keineswegs aussichtslos und eine Landung schon zur Beunruhigung ebensowenig unmöglich. Freilich gehört dazu ein kühner Unternehmungsgeist, der unserer Marineleitung zu fehlen scheint. Die Herren des Reichsmarineamtes sind dem stählenden Element der Salzflut zu sehr entwöhnt. Als ich jüngst den Aermelkanal befuhr, war er so spiegelglatt, daß Spreekähne zur Landung genügt hätten. Wir wollen uns daran erinnern, daß Boulogne-sur-Mer alter deutscher Volksboden ist, wo noch vlämisch gesprochen wird und das im Volksmunde Boonen heißt. Ueber Frankreich müssen und können wir uns auch mit England messen, was man dort genau weiß. Die von mir gefragten Cityleute lachten, als ich sie fragte, ob England wirklich einen Krieg wagen würde. Es war das leere Gerede eines im Britenreiche selbst nicht ernst genommenen sozialistischen Ministers, der sich im Dockerausstand als öder Schwätzer entpuppt hatte. Der fünffach größere englische Handel kann die Kriegsstörung viel weniger aushalten wie wir, denen neutrale Hafen zur Verfügung stehen. Aber wir ließen uns sogar von Frankreich selbst einschließen, obwohl Hungerrevolten, die die Presse selbst „émentes" nennt, Geldknappheit und schließlich die schweren Marinemängel mit dem letzten Unglück als tragischen Schluß das erkennen lassen müßten, daß der Erbfeind noch immer nicht zu fürchten ist und gerade jetzt ohne Rußlands Hilfe sicherlich den Tanz nicht wagt.

Aber wir haben ja selbst nicht den Mut zum Kriege noch überhaupt zum Handeln, ohne zurückzuweichen, was leider das patriotische Frankreich weiß. Solange dieser fast chronische Zustand bei uns besteht, wird Frankreich diplomatisch stets siegen. Dem Mutigen gehört die Welt, wenn es auch bloß eine etwas unechte Dreistigkeit ist, die jedem festen Willen weicht. Uns fehlt die Entschlossenheit. Unsere hohe Politik ist seit 1890 das Gebahren einer hysterischen Frau, die schreit, aber nichts tut. Vielgeschäftig, ohne ernstes Wollen und Handeln ist die Losung unserer leitenden Kreise seit Bismarcks Sturz, der der Beginn unseres nationalen Niederganges war, den

man nicht entschuldigen oder gar erklären sollte. Man muß das Triumphgeschrei auf den Pariser Boulevards gehört haben, als der Ruf erscholl: Bismarck chassé comme un chien. Da ging der neue Stern des Landes auf.

Ich glaube, kein vorurteilsloser Politiker wird von uns behaupten, daß wir seitdem irgendwelche Erfolge aufzuweisen gehabt hätten. Helgoland für halb Deutschafrika, zwei Drittel Samoa für die dreifache Landentschädigung an England, die Karolinen für den doppelten Preis, als ihn die Union zahlen wollte, die die größte Insel — umsonst behielt, während uns Spanien für ein wenig diplomatische Unterstützung die ganze Eilandsflur geschenkt haben würde. Diese Reihe sinnenfälliger, schwerer Einbußen läßt sich leider noch erheblich vermehren. Mit diesen Mißerfolgen eines starken Staatswesens voll blühender Gewerbetätigkeit vergleiche man den Fortschritt eines armen, aber glückhaften Landes, wie Italien.

Mangel an Eisen und Kohle, schlechte Regierung im Innern, Großmannssucht ohne greifbare Unterlage. So sieht das wahre Italien aus, das wir leider bloß infolge unserer humanistischen Vorbildung als Traumland kennen und deshalb so nachsichtig beurteilen. Seine staatliche Einheit, die wir bei unserer Kleinstaaterei immer noch nicht errungen haben, ist nicht das Werk der nationalen Erhebung, die sich bloß in feigen Verschwörungen äußerte, sondern der französischen und preußischen Waffen sowie englischen Schiffskanonen, die nach englischer Verblüffungsart bloß drohten. Stets unterlagen die Italiener auf dem Schlachtfelde und zur See dem österreichischen Doppelaar. Trotzdem wurde die mit unserer Hilfe frischgebackene, etwas überschätzte Großmacht in den Dreibund ohne andere Gegenleistung aufgenommen, als sich nicht mit unserem Erbfeinde zu verbünden. Bismarcks Weggang genügte, um selbst diese bescheidene Bedingung zu Schanden zu machen. Mit unserem guten, größtenteils nun verlorenen Gelde hatten wir dem verschuldeten Lande auf die Beine geholfen, damit es in Frankreich weiterpumpte. Dafür mußte es uns jedoch überall Schwierigkeiten machen, obwohl wir selbst wußten, daß es niemals gegen Frankreich marschieren würde. Andererseits schützt es der Dreibund gegen die verdiente Züchtigung durch Oesterreich für die geduldeten Frechheiten der Italia irredenta. Wir brauchen Italien gar nicht, da es weder zu Wasser noch zu Lande leistungsfähig ist. Gegen Frankreich gewinnen wir es stets durch

das Versprechen von Nizza, Korsika und Savoyen. Bei unserem Siege wird es sich tapfer nachher auf unsere Seite stellen, um nach alter Art ohne Gegenleistung seinen Lohn zu empfangen*).

Freilich hat es mit seiner Harmlosigkeit bisher Glück gehabt. Aber gegenwärtig läßt man ihm freie Hand. Unsere Stellung ist gegeben, wenn wir nicht Selbstlosigkeit als Sinnbild unserer Gefühlspolitik hinstellen wollen. Italien hat uns in Marokko geflissentlich geschadet. Jetzt fordert es ohne jeden Rechtsgrund friedensbrecherisch eine türkische Landschaft, anscheinend unter dem heuchlerischen Vorwande, daß auch wir für Marokko von Frankreich entschädigt werden. Die muselmanische Welt ist ein Mittel unserer Weltpolitik, das wir in Marokko freilich nicht angewandt haben. Lassen wir die Türkei im Stiche, so gefährden wir unsere ganze Orientpolitik, die noch am leidlichsten ausgefallen ist, weil ein tüchtiger Botschafter am goldenen Horn sitzt. Wir haben keinerlei Anlaß, Italien zu Tripolis zu verhelfen, wo wir uns selbst unklugerweise von Nordafrika ausgeschlossen haben. Wir müssen sogar die Türkei moralisch unterstützen durch recht kräftige Mahnung an Italien, um den Gegensatz zu den beiden Westmächten, die uns in Konstantinopel so gerne aus dem Sattel heben möchten, desto schärfer hervortreten zu lassen, die sich im Marokkostreit doch als unsere dauerhaften Widersacher erwiesen haben. Lassen wir England und Frankreich Italien unterstützen, uns nützt dieser unsichere Genosse nichts. Selbst der Krieg mit der Türkei kann uns gleichgültig sein, da Italien dann Tripolis nicht recht froh würde. Dem mohamedanischen Fanatismus würde das arme Italien mit seinen Kriegsmitteln nicht gewachsen sein, da Frankreich eben in Marokko als reiches Land ganz anders auftreten konnte. Also keine Gefühlsduselei! Sollte Oesterreich Italien auch gerne von Albanien nach Tripolis ablenken, so darf uns dieser Standpunkt nicht maßgebend sein. Das Deutschtum beider deutschen Kaiserreiche verlangt sogar einen tüchtigen Denkzettel für die Irredentisten, denen wir Schläge herzlich gönnen.

*) Nur Cavour machte als italienischer Bismarck eine Ausnahme, wie trefflich seine neueste deutsche Lebensbeschreibung von Friedenburg zeigt, die der Beachtung der Politiker wert ist.

Universitätsdozent Dr. Otto Braun:
Aus Schellings Nachlaß

Ich lege hier eine Reihe bisher ungedruckter Briefe von Steffens an Schelling vor. Die entsprechenden Briefe Schellings waren trotz aller Mühe nicht aufzufinden, Steffens Nachlaß ist offenbar in alle Winde verstreut, zum Teil wohl ganz vernichtet. Jedenfalls hat auch Plitt in seiner Ausgabe „Aus Schellings Leben" keine solchen Briefe. Wir müssen uns also mit dem halben Briefwechsel begnügen, um das Verhältnis der beiden Freunde bis ans Ende zu verfolgen. Aber auch für sich betrachtet bieten Steffens Briefe reiche Ausbeute.

Eine abschließende Darstellung dieser für die deutsche Geistesgeschichte so wichtigen Persönlichkeit existiert nicht mehr. Die Darstellung von Richard Petersen (Henrik Steffens, ein Lebensbild. Aus dem Dänischen von M. M. Michelsen, Gotha 1884) steht wissenschaftlich auf geringer Höhe: es fehlt dem Verfasser an Methode und — an Geist. So kann ich dann bei dem Leserkreis einer literarischen Zeitschrift leider nicht eine Bekanntschaft mit den Schicksalen von Steffens voraussetzen, trotzdem bei Diederichs eine hübsche Auswahl seiner Selbstbiographie jedermann zugänglich ist. Ich muß also die allgemeinen Züge des wechselvollen Lebens hier kurz angeben. Diesem Rahmen lassen sich die neuen Dokumente dann von selbst einpassen.

Henrik Steffens wurde am 2. Mai 1773 in Stavanger geboren, als Sohn eines tüchtigen Arztes, der selbst in Südamerika das Licht der Welt erblickt hatte, aber aus einer holsteinischen Familie stammte. 1779 siedelten die Steffens nach Helsingör über, wo ein abwechslungsreiches, buntes Leben den kleinen Henrik umgab. Schon 1784 mußte der Vater aber dem Regimente, bei dem er als Arzt beschäftigt war, nach Roskilde folgen, wo er sich 3 Jahre aufhielt. Während dieser Zeit waren die Studien in der Lateinschule tüchtig fortgeschritten, schon in Helsingör hatte sich in dem früh entwickelten Knaben ein lebhaftes Gefühl für die Schönheit

der Natur, besonders des Meeres entwickelt und in Roskilde wurde die erste Steinsammlung angelegt. Gleichzeitig trat ein anderer Grundzug in Henriks Wesen hervor, die tiefe Frömmigkeit. Die Kirche wirkte gewaltig auf das kindliche Gemüt, vor allem aber war es die Einwirkung der kränklichen, religiösgestimmten Mutter, die Henrik von Jugend an zur Religion führte. „Weibliche Liebe, Mutterliebe war es, was mich zuerst für die innere Wahrheit erzog, was mir Glauben einflößte an die siegreiche Macht der Liebe" (Steffens, Die vier Norweger, II, 317).

In dem zerstreuenden Treiben von Kopenhagen, wohin der Vater bald zog, trat das religiöse Gefühl immer mehr hinter dem glühenden Interesse für Naturwissenschaft zurück, das durch das Studium von Buffons Naturgeschichte, durch Verkehr mit Sammlern immer mehr gesteigert wurde. Während der Universitätszeit, die mit einem ehrenvollen Examen im Frühjahr 1794 abschloß, pflegte er gesellige und wissenschaftliche Interessen der mannigfachsten Art, hatte leidenschaftliche Freundschaften (z. B. mit den Brüdern Mynster), spielte leidenschaftlich Theater und wurde auch in die in Zusammenhang mit der Revolutionsbegeisterung stehende „Pophausfehde" verwickelt. Leidenschaftlich trieb er jedenfalls alles, was er vornahm, sein Freund Mynster schildert ihn folgendermaßen: „Er war jetzt ungefähr 20 Jahre alt, ziemlich groß und stattlichen Wuchses; die Züge seines Gesichts waren, ohne eigentlich hübsch zu sein, sehr ansprechend, die Augen lebhaft, die Nase ziemlich groß, das Haar mehr dunkel als hell. Dabei war er in auffallendem Grade lebhaft und beweglich; das Blut kochte in ihm, und sein Puls schlug oft 120, und viele meinten, wie er selbst, daß er eines frühzeitigen Todes gewärtig sein müsse. . . . . Wegen seiner freundlichen Gesinnung war er beliebt; aber er war auch rechthaberisch und zeigte oft eine unglückliche Neigung zu übertreiben."

Eine durch ein Stipendium ermöglichte Reise nach Norwegen hatte keinen großen Erfolg; aus Scham darüber beschloß Steffens nach Deutschland zu reisen, wohin ihn die Großtaten der Wissenschaft und Dichtkunst lockten — Steffens gehört zu den echten Verehrern des „Faust".

An der Elbmündung erlitt er Schiffbruch und kam mittellos nach Hamburg. Hier lebte er in den traurigsten Verhältnissen ohne rechte Beschäftigung, bis er sich dazu entschloß, seinen Vater wieder auf-

zusuchen, der in sehr beschränkten Verhältnissen in Rendsburg lebte. Dort begann er wieder zu lesen und zu arbeiten. Dann suchte er Kiel auf, erwarb sich das Vertrauen von Professor Fabricius, den er vertreten durfte, wurde auf Kant und Fichte näher hingewiesen und verfaßte 1797 seine erste deutsche Schrift: „Ueber Mineralogie und das mineralogische Studium". Später trat ihm Spinoza durch die Vermittlung Jacobis nahe, aber er wurde nur angeregt durch den großen Juden, nicht in seinen Bann geschlagen, da er ein viel zu offenes Auge für die Natur hatte. Ein Grundzug all seiner späteren Anschauungen begann sich aber hier schon zu bilden, nie ging ihm das Bewußtsein der großen, in der Walt waltenden Einheit verloren. Das war es auch, was ihn für Schelling gewann, dessen Schriften „Ideen zu einer Naturphilosophie" und „Von der Weltseele" er 1798 in die Hand nahm. Damit war die unbedingte Anhängerschaft besiegelt; es war jetzt Steffens einzige Sehnsucht, den so hochverehrten Denker, der soeben seinen Lehrstuhl neben Fichte in Jena eingenommen hatte, persönlich kennen zu lernen und zu seinen Füßen zu sitzen. Das war ihm ermöglicht durch die aufrichtige Freundschaft des Ministers Schimmelmann, desselben, der Schiller die hochherzige Gabe zukommen ließ. Nach einer Fußreise im Thüringer Wald kam Steffens glücklich nach Jena und dort trat er in enge Berührung mit Goethe, Schlegel, Fichte, Gries und vornehmlich mit Schelling. Hier entwickelte sich Steffens zum Naturphilosophen, hier entfalteten sich alle Kräfte seines Geistes zur schönsten Blüte. Er war der erste, der Schelling nach dessen Antrittsvorlesung begeistert aufsuchte und dieser Besuch begründete eine Freundschaft, die nie eine vollständige Störung erlitten hat.

1799 verließ Steffens Jena wieder, lernte in Halle seinen zukünftigen Schwiegervater Reichard, früheren Dirigenten der Berliner Oper, und den Arzt Reil kennen, über den er zuerst in seiner allzu raschen Art derb aburteilte, in dem er später aber einen stets hilfsbereiten Freund erkannte. In Berlin trat er zum ersten Male Ludwig Tieck und Schleiermacher nahe, mußte aber auf einen mahnenden Brief aus Kopenhagen hin, die geistig bewegte Hauptstadt verlassen, um zu seiner praktischen Ausbildung im Bergfache nach Freiberg zu Werner zu gehen. Bis 1801 blieb er dort, verfaßte die „Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde", die ihn berühmt machten und studierte u. a. Schellings „System des transzendentalen

Idealismus", über dessen Eindruck auf ihn er an den Verfasser schreibt: „Thränen der heiligsten Begeisterung stürzten aus meinen Augen, und ich versank in der unendlichen Fülle der göttlichen Erscheinung. Nicht eine Stelle in dem Buche war mir dunkel. Es ist das wichtigste Geschenk, der transzendentale Idealismus. — Und hier lege ich — ich darf mitsprechen — den Kranz vor Ihre Füße, den ein künftiges Zeitalter Ihnen, sicher reichen wird." (Steffens an Schelling, 8. August 1800, Plitt I, S. 304.)

Aus diesen Jahren stammen die Briefe, die Plitt abgedruckt hat und deren Originale mir vorliegen. An anderer Stelle werde ich diese Briefe noch einmal drucken müssen, denn manche Worte sind falsch entziffert, Steffens Sprachfehler sind willkürlich verbessert usw. Sie alle schildern uns jedenfalls den gewaltigen Eindruck, den Schellings Werke auf Steffens machen und wie sich diese Einwirkung in lebendige Produktion umsetzte. Denn Steffens war ein viel zu selbständiger Geist, um bloß „Schellingianer" zu sein. Was Schelling ihm im tiefsten Wesen gewesen, bezeichnet er selbst in „Was ich erlebte" VI, 38: „Wenn ich nun sagen soll, was ich Schelling verdankte, und zwar so, daß es nicht ein Geliehenes war, sondern ein Ursprüngliches, aus meiner eigensten Natur Entsprungenes genannt werden mußte, so glaube ich diese mir verliehene Gabe am deutlichsten zu bezeichnen, wenn ich sie als ein anschauendes Erkennen des ganzen Daseins, als eine Organisation auffasse." Es handelt sich um kein äußeres Uebernehmen, sondern um die Erweckung der gleichen seelischen Kraft bei Steffens.

Durch seine geistsprühende Art und seine genialen Einfälle in Gesprächen hatte Steffens einen größeren Einfluß auf das geistige Leben in Deutschland, als durch seine Bücher. „Seine Gedankenfunken flogen von Mund zu Mund," urteilt H. C. Oerstedt. Nachdem er sich eine Stellung in der Welt erworben, kehrte er 1802—1804 nach Kopenhagen zurück und erregte dort gewaltiges Aufsehen durch seine Vorlesungen, die unter dem Titel „Jubduing til filosofisk" 1803 erschienen sind. Man hatte noch nie einen Mann so reden hören, und wenn man auch nicht alles verstand, so fühlte man doch die gewaltige Begeisterung des Redners. Dasselbe wie von seiner Wirkung in Deutschland gilt auch für Dänemark: sein persönlicher Umgang war von noch größerem Einfluß als seine Vorlesungen.

Am 4. September 1803 heiratete er in Halle die Tochter Reichardts, Hanna, die ihm nach Kopenhagen folgte, wo sie sich aber nicht wohl fühlte. Deswegen war es für sie wie für ihren Mann eine Erlösung, als im Frühjahr 1804 von Reil ein Brief eintraf, der Steffens frug, ob er eine Professur in Halle annehmen würde. Mit Freuden sagte er zu, und so finden wir ihn im Herbst wieder in der Heimat seiner Frau, wo er durch seine Vorlesungen über Naturphilosophie gewaltigen Einfluß auf seine Hörer gewinnt (vgl. den Brief von Lion Baruck an Henr. Herz, 13. Nov. 1804).

Hier schloß sich der Freundschaftsbund mit Schleiermacher, den man sich nicht innig genug denken kann. Schleiermacher schreibt an J. C. Gaß, 6. Sept. 1806: „Ich freue mich immer mehr einer herrlichen Uebereinstimmung mit Steffens; während er von der Natur ausgeht, ich von der Geschichte, treffen wir stets überall zusammen; aber unser Empfinden ist auch so sehr dasselbe, wie ich vor der Bekanntschaft mit ihm niemals es bei einem lebenden Philosophen zu finden gedacht hatte." Und Steffens erzählt („Was ich erlebte", V, 143): „Wir schlossen uns ganz und unbedingt aneinander, und ich habe es nie auf eine entschiedenere Weise erfahren, daß eine unbedingte Hingebung die Selbständigkeit fördert, nicht unterdrückt."

In die arbeitsreiche Zeit führt uns der folgende Brief:

[1804. Halle.]

Bester Freund!

Du hast alle mögliche Ursache, mir böse zu sein — da ich Dir so lange nicht geantwortet habe — und doch, wie lieb war mir Dein letzter Brief. Du wünschest etwas für die Jahrbücher der Medizin[1])? — Ich will alles mögliche thuen, um so bald wie möglich einen Aufsatz zu verfertigen, der Dir vielleicht nicht unwichtig scheinen wird[2]). Ich habe überhaupt, wie ich hoffen darf, so mancherlei gefunden, daß der erste Theil meiner Beiträge doch wohl nur als eine erste schwache Oscillation zu bedeuten, deren

[1]) „Die Jahrbücher der Medizin als Wissenschaft", herausgegeben von Schelling und Marcus. Am 14. Juli 1804 sendet Schelling den Plan zu diesem Unternehmen an Windischmann, die Vorrede ist vom 5. Juli 1805. (Aus Schellings Leben II, S. 21.)

[2]) Steffens Beitrag erschien erst 1808, Bd. 3 Heft 2 „Ueber die Negation", siehe die folgenden Briefe.

Entdeckungen erscheinen wird. Ich glaube Dir schon vor mehreren Jahren gesagt zu haben, daß die westliche Abweichung der Magnetnadel nothwendig eine scheinbare sein müßte — (cum. gran. sal. versteht sich, denn die Nadel, die an den Abweichungen der Oberfläche der Erde Theil nimmt, wird durch die Oxydation (östliche Abweichung) des südlichen Pols eine größere westliche Abweichung als die der magnetischen Axe darstellen) — und eigentlich eine östliche Abweichung der nördlichen Halbkugel beweist. Ich kann dieses jetzt beweisen, wie vielleicht noch kein physikalischer Satz bewiesen wird. Ich bringe dieses mit der Abnahme des Wassers in Verbindung und Deine Theorie der Axendrehung, der Cohärenzverhältnisse des Mondes — (was Dir, nicht mir zugehört) soll, wills Gott, als ewiges, großes Gesetz den Naturforschern aufgedrungen werden. Solche allgemeinere Sachen würden vielleicht für die Jahrbücher nicht passend sein. Indessen bin ich auch, nachdem ich in das Wesen der Oscillationen tiefer eingedrungen bin, den Oscillationen der Organismen auf die Spur gekommen — in welche doch auch das Gesetzmäßige aller Krankheiten liegen muß — und wenn Dir etwas meteorologisch medicinisches lieb wäre, so würde ich dies — doch erst in einem Monath schicken können. Von meinen Vorlesungen kann ich Dir nichts schicken, weil ich für die Stunden mir nur notiere — und immer einen ganz freien Vortrag habe.

Ich habe unsägliche Arbeit auf mich gehäuft, und weiß kaum, wie ich frei atmen kann. Ich arbeite an einem Compendium, das bogenweise herauskömmt[3]) (ich schicke Dir erst, wenn es fertig ist) ich lese zwei Stunden täglich (für Halle mit vielem Beifall) ich arbeite an der Recension Deiner Schriften[4]), die jetzt bald fertig sein und ungefähr 12 Blätter füllen wird — ich arbeite an einem geognostisch empirischen Buche, das, durch einige Untersuchungen für die dänische Regierung veranlaßt, doch mit hohem Blicke (über die Verhältnisse der nördlichen und südlichen Gebirge Europas) endigen wird. Denke Dir dies alles — und dann noch eine Krankheit, die mir 3—4 Wochen raubte.

³) „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft." Goethe war mit dem Buche recht unzufrieden, vgl. „Goethe und die Romantik", Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 13, S. 283.

⁴) Für die Neue Jenaische A. L. Z. Goethes Aufforderung zur Mitarbeit, vgl. „Goethe und die Romantik", S. 277, Brief v. 7. Okt. 1805.

Ich freue mich sehr darüber, daß wir jetzt wieder in Verbindung erscheinen[5]) — waren wir nicht die ursprünglich verbundenen? — und wenn Dir die ganze Welt nachspräche und vergäße — so werde ich doch nie vergessen, daß ich meine Wissenschaft Dir verdanke. Deine herrliche große Entdeckungen werden, je weiter die Naturphilosophie sich ausspricht, desto höheren Sinn erhalten. Wie begierig bin ich auf Deine neuesten naturphilosophischen Ideen[6])? Zu lange hast Du geruht. Auch Reil[7]) arbeitet sehr gern mit, hat sich über Deinen Brief sehr gefreut und wird Dir antworten. Nur wünscht er, daß Marcus[8]) nicht dabei wäre. Ich gestehe dies, auch mir ist der gute Mann nicht sonderlich lieb. Für die Wissenschaft hat er doch bis jetzt nichts Bedeutendes geliefert, und seine letzte Geschichte erscheint, wenigstens in der Ferne, in keinem günstigen Lichte. Verzeihe mir, lieber Schelling, daß ich dieses grade heraus sage.

Daß Du so viele Zuhörer hast, freut mich der Sache wegen herzlich[9]). Der Wagner[10]) ist gar jämmerlich und wird nie irgend einen Eindruck machen. Sind die übrigen Menschen nicht für Deine Polemik zu gering[11])? Wie sehr wünsche ich Dir eine ruhige Stellung.

---

[5]) In den genannten „Jahrbüchern".

[6]) 1806 erschienen „Abhandlungen über das Verhältnis des Realen und Idealen in der Natur oder Entwicklung der ersten Grundsätze der Naturphilosophie an den Prinzipien der Schwere und des Lichts", Schellings letzte Arbeit in Würzburg (vgl. den Brief an Windischmann, 17. April 1806, Aus Schellings Leben II, 84).

[7]) Johann Christian Reil, geb. 1759, gestorben im Dienste des Vaterlandes an Hospitaltyphus 1813, berühmt durch seine Gehirn- und Nervenuntersuchungen (vgl. Allgem. Deutsche Biographie 27, 700). Ueber ihn schrieb Steffens eine Denkschrift 1815.

[8]) Adalbert Friedrich Marcus, 1753—1816, sehr tüchtiger Beamter und bedeutender, genial begabter Mensch — es fehlte ihm nur an besonnener Kritik. Vgl. Allgem. Deutsche Biographie 20, 307.)

[9]) Schellings Vorlesungen gehörten in Würzburg zu den besuchtesten der Universität, im Winter 1804/05 las er vor 150 Hörern. Caroline schreibt von seinen Vorträgen (4. Januar 1804): „Sie bilden das Gespräch des Tages."

[10]) J. J. Wagner, auf Schellings Empfehlung zum außerordentlichen Professor der Philosophie nach Würzburg berufen und mit Schelling bisher eng befreundet, wandte sich gegen den Freund auf dessen Schrift „Philosophie und Religion" (1804) hin in seinen Werken „System der Idealphilosophie" und „Ueber das Wesen der Philosophie" (1804). Daraufhin nennt Schelling ihn (Brief an Hegel, 3. März 1804) „einen wahren Klotz, ein Musterbild von Polyphem".

[11]) Es handelt sich um die Anfeindungen von Paulus, Weiller, Salat, Franz Berg. Der Konflikt mit der Regierung wegen des Studienplans scheint bei Abfassung des Briefes Steffens noch nicht bekannt gewesen zu sein.

Soll ich Dir verbergen, daß ich die lange ruhende Polemik, die doch mehr persönliches als individuelles hat, ungern wieder aufwachen sehe. Freilich ich kann die Nothwendigkeit — die doch nur eine empirisch bürgerliche sein kann — nicht beurtheilen. Ich bin hier so ziemlich ohne Anfechtung. Daß die Kantianer — Du weißt, ihre Zahl hier ist Legion — mich hassen, ist natürlich, daß Du, seit ich hier bin, recensirt wirst, daß man die philosophischen Visionen revidiert (von hinten anschaut) kann ich ignoriren, kein Mensch merkt darauf. Wenn Du mir schreibst, werde ich gewiß gleich antworten und ich hoffe recht sehr mit Dir in einer genauen Verbindung durch Ideenwechsel zu kommen.

Adieu liebster Freund

H. Steffens.

Grüß Deine Frau.

*

Zwischen diesem Briefe und den folgenden liegt das Unglück von Jena. Halle wurde aufs schwerste getroffen, indem Napoleon durch einen Federstrich die Universität aufhob und damit viele Professoren ihres Lebensunterhaltes beraubte. Es waren schlimme Tage während der Kriegszeit in Halle, Steffens verbrachte sie mit seiner Familie in Schleiermachers Hause, wo man sich neben französischer Einquartierung behelfen mußte. Die Schilderungen in „Was ich erlebte" sind äußerst interessant. Was sollte Steffens beginnen? Geld besaß er keins — von Jugend an war er ein schlechter Oekonom, der von Schulden verfolgt war. Von Dänemark aus trat man an ihn heran und ermunterte ihn, hinzukommen. Schimmelmann sandte ihm Reisegeld. Steffens nahm es an, aber er war entschlossen, sich nicht von seinem zweiten Vaterlande, Deutschland, zu trennen. „Ich fühle es wohl, daß ich zum deutschen Docenten gebohren bin, daß die Freiheit der Gesinnung, die tiefe Empfänglichkeit der Schüler in meinem Vaterlande nicht zu erwarten ist, daß ich wahrlich unglücklich sein würde, wenn ich nicht an dem, was jetzt geschehen soll, Theil nehmen könnte. Endlich finde ich es schlecht, in so bedenklichen Zeiten seine Stelle zu verlassen, und das hat bei mir entschieden" (Steffens an Ludw. Tieck, 24. Dez. 1806). So war Steffens entschlossen, ein Deutscher zu bleiben; nur vorübergehend wollte er Kopenhagen aufsuchen und machte sich kurz vor Weihnachten auf die

Reise, blieb einige Wochen in Hamburg, wo er seine Familie zurückließ, und begab sich dann nach Kiel zu einer Konferenz mit dem dänischen Kronprinzen, die sehr stürmisch verlief und mit dem nach Kopenhagen gesandten Polizeiverbot für Steffens endete, welches besagte: er dürfe keine Vorlesungen in Dänemark halten. So war denn sein Besuch in der Heimat nur flüchtig, brachte ihm aber durch den Teil einer kleinen Erbschaft etwas Geld. Die weiteren Monate des Jahres 1807 bis März 1808 verbrachte Steffens auf verschiedenen Gütern seiner Freunde in Holstein und bei Lübeck. Von hier aus schrieb Steffens an Fichte und J. H. Voß, um sich eine Stellung zu besorgen, erhielt aber äußerst kränkende Antworten. Einzig Schelling bemühte sich unablässig für Steffens. Das tritt uns in den folgenden Briefen klar entgegen. Aber auch seine Mühe war umsonst: schweren Herzens mußte Steffens nach Halle zurückkehren, als die Universität wieder eröffnet wurde.

*

d. 9. Juli 1807.

Ich bin freilich nicht ohne Verlegenheit, indem ich, nach so langer Zeit, Dir wieder schreibe. Nichts hat mich abgehalten, als eine halb zu entschuldigende, halb unverzeihliche Sorglosigkeit. Seit langer, sehr langer Zeit wollte ich Dir einen Aufsatz schicken, wenn ich aber irgendetwas ausgearbeitet hatte, war ich mit der Darstellung selbst unzufrieden und hielt es zurück. In der Absicht etwas fertig zu machen, hielt ich selbst meine Grundzüge von einem Posttag zum andern auf. Meine Freunde wissen, daß das Exemplar lange für Dich bereit lag. Ich gestehe, daß ich mich zuletzt schämte. Die Katastrophe von Halle kam, ich ward in eine Lage versetzt, die Du Dir denken kannst, in Dänemark machte man mir schöne, sogar glänzende Anträge, mit der kleinen Bedingung, nicht Vorlesungen zu halten. Auch ohnehin war ich entschlossen, unter den gegenwärtigen Umständen in Deutschland zu bleiben. Ich schlug alles aus, und bin bestimmter als je, entschlossen, mein Schicksahl mit Deutschland aufs engste zu verknüpfen. Seit einiger Zeit lebe ich hier mit meiner Familie bei einem Freunde, um alles ruhig abzuwarten, und habe die Zeit benützt, unter andern auch, um einen ziemlich weitläufigen Aufsatz für Deine Journale „Ueber das Vegetative im animalischen Organismus" auszuarbeiten. Es ist eine einfache Erzählung, wie

alles sein wird, was ich hinführo ausarbeite. Der Aufsatz war fertig, als das letzte Heft Deines Journals mir in die Hände fiel. Ich las die Miscellen, die, wie Du mein Geschäft kennst, diesem am nächsten liegen. Je tiefer ich hinein las, desto mehr überraschte mich die, nicht selten fast wörtliche Uebereinstimmung mit mehreren Stellen meiner Grundzüge, aber nicht mit diesen allein, sondern auch mit sehr Vielen, was ich den letzten Sommer in meiner Physiologie vortrug. Meinen Zuhörern ist es bekannt, daß die Aphorismen in den Grundzügen nur ein schwaches Bild dessen sind, was ich jetzt zu leisten vermag. Es hätte mir nichts erfreulicheres begegnen können, und was mir, während ich las, allein unerwartet kam, war, daß Du nur an einer Stelle die Uebereinstimmung bemerktest. Ueber die Differenz zwischen uns vielleicht ein andermahl.

Ich hatte die Miscellen oft gelesen, aber die Anmerkung nicht, ich sah flüchtig den Inhalt, und Du weißt, ich liebe dergleichen nicht. Jetzt habe ich sie gelesen[12]). Ich war zu sehr überrascht durch die Uebereinstimmung, elende Stümper haben sich zu viel Mühe gegeben auch bei mir einen Verdacht, wie der, den ich mir jetzt in Deiner Seele dachte, zu erregen, als daß nicht das bitterste Gefühl der kränkendsten Beleidigung entstehen müßte. Je kälter ich alles nachdachte (und das geschah bald, denn Du weißt selbst am besten, daß ich, auch im ärgsten Falle, ruhig bleiben darf), desto deutlicher ward es mir, daß Du mich nicht meinen könntest. Was auch meine lange Trennung und meine sorglose Nachlässigkeit für einen Einfluß auf Deinen Vorstellungen von mir haben könnte, dazu hast Du mich zu genau kennen gelernt und in einem großen Gemüthe kann der Verdacht der schändlichsten Niederträchtigkeit gegen einen Freund niemals kommen, auch müßte man blind und einfältig sein, um die große Einfachheit der Anschauung, die in meinen Grundsätzen durch alle wahrscheinlich darin versteckte Irrthümer und Fehler der Darstellung durchgängig hervorblickt, zu übersehen.

---

¹²) Vgl. Jahrbücher der Medizin usw. II. Bd. 2. Heft, 1807, S. 305. Schelling schreibt da: „Wie ich aus einer gelehrten Zeitung ersehe, hat ein Buchfabrikant, der sich wahrscheinlich nachgeschriebene Hefte von meinen Vorlesungen zu verschaffen wußte, neben andern Sätzen auch den obigen, jedoch ohne ihn zu verstehen, in seinem Fabrikat mitgeteilt. . . . Meine überall verbreiteten Zuhörer, denen ich Fleiß und Kräfte gewidmet habe, ersuche ich, das, was sie aus meinen Vorlesungen notiert haben können, nicht solchen seichten Plagiatoren zu überantworten . . ."

Aber wie könnte jener Zweifel entstehen? Ich bitte Dich selbst, es mir klar zu machen, und versichere Dich heilig, daß ich den Zweifel ganz unterdrücken will, wenn er nicht etwa durch Deine ausdrückliche Erklärung wieder hervorgerufen werden sollte. Es wäre doch gar zu komisch, wenn wir beiden Grenzstreitigkeiten anfingen, nur warne ich Dich für Coalationen, wie Du weißt, taugen sie nichts. Ich würde mich allein stellen.

Ein paar Worte erwarte ich von Dir, lieber Schelling, um Dir dann den Aufsatz zu schicken.

Adieu

H. Steffens.

Adresse bei Hausvogt Thaelen auf Synderuphof bei Flensburg im Herzogthum Schleswig.

*

Wangerrott, d. 4. Aug. [1807.]

Liebster, theuerster Freund!

In diesem Augenblick erhalte ich Deinen Brief und eile, ihn zu beantworten.

Das reine Gemüth meiner Frau, keines Verdachts fähig, leugnete mir meinen Zweifel rein ab, und behaupte fest: „Du wirst Dich schämen, wenn er antwortet." — Hülsen[13]), der Mitarbeiter vom Athenäum, den Du kennst, mein tiefer, herrlicher Freund, in dessen ländlicher Wohnung ich diesen Brief schreibe, wen ich erst sprach, nachdem ich Dir geschrieben hatte, hat mir gleich meinen Verdacht ernsthaft vorgeworfen und die Unmöglichkeit schlechthin behauptet. Berger[14]) ebenfalls. Dieses waren die Freunde, gegen welche ich, wie gegen jeden Menschen, meine innere, ewige Verbindung mit Dir pries, und gegen welche ich eine Besorgniß, die mein tiefstes Innere schauderhaft erschütterte, zu äußern mich gedrungen fühlte. Alle

[13]) H. hatte in Jena studiert und hatte die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erregt durch die Lösung der Berliner Preisaufgabe: Nachweis der Fortschritte der Metaphysik seit Leibniz und Wolf. Er war seiner Gesinnung nach Romantiker, der aus Schwärmerei auf dem Lande lebte.

[14]) Erik v. Berger, Besitzer des Gutes Seekamp, verheiratet mit einer Tochter des Grafen Holck, eines Günstlings Christians VII. Die Landwirtschaft entsprach auf die Dauer nicht seinen Idealen, er wurde Professor der Astronomie und Philosophie in Kiel, gestorben 1853. „Allgemeine Grundzüge zur Wissenschaft" 1817—24.

gaben mir schlechthin Unrecht, doch konnte keiner die wahre, innige Verbindung zwischen uns so kennen, wie ich sie kennen mußte — und ich konnte zweifeln.

Ich will mich nicht vertheidigen, guter, theurer Freund! Von allem, was man politisch nennen kann, seit Jahren getrennt, bloß von dem ergriffen, was mir alles ist, in stillen Forschungen freudig vertieft, ward ich mit dem übrigen Volk von der harten Hand gefaßt, alle meine Hoffnungen waren verschwunden, alle Farben des frischesten Leben verblichen, selbst in meinem Vaterlande trafen mir Verfolgungen der sonderbarsten Art, Polizey-Verfügungen gegen mich, durch einen bloßen freundschaftlichen Besuch veranlaßt.

Was wenigen begegnen mag, ist mir in dem letzten Jahre begegnet — meine Freunde sollen bezeugen, daß alles dieses mich kaum rührte. Das frische Leben kann man mir nicht rauben, meine reine Unschuld ebensowenig.

Indem ich an Dich zweifelte, war ich, konnte ich nicht unschuldig sein, und daher ward ich auch bestraft. Es hat eine Zeitlang meine Gesundheit angegriffen, ich habe geweint, wie ein Kind.

Willst Du Liebe und unerschütterliche Treue kennen lernen — Schelling! Dann komme zu mir — denn ich liebe Dich wie keinen. Ich habe nicht verschmäht, Dein Schüler und ein Schellingianer genannt zu werden, und weiß es wohl, daß das Volk eine süffisante Orginalität fordert. Wenn ich Worte suchte, was ich lange klar geschauet hatte, was die ewige Natur in mir und durch mich auszudrücken suchte, darzustellen, so wählte ich Deine Sprache, und dem Gesindel hieß es nachgesprochen, meine heiligste Andacht und mein wärmstes Gebeth war Nachbethen, und das Volk in Kopenhagen, wie in Halle, hat sich mannichfaltig zugeschrien, „er hat es aus Schellings Hefte" — „haben wir ihm nicht in der Schule gekannt, da sprach er wie unser einer, woher die fremde Sprache", so sagten sie sich in Kopenhagen, und die Sache war klar. — „Würde er sich so an einen Fremden, an irgend jemand anschließen, wenn er selbst auch etwas hätte," sagte man in Halle, und zu einer Zeit, wo ein jeder lieber einen eignen ? bauet, als im großen Sinne seine Thätigkeit verklärt sieht in einem allgemeinen Tempelbau, ist es das Zeichen der engherzigsten Niedrigkeit. Schreiet nicht ein jeder auf seine Weise, und bildet sich eigne Grenzen und ersinnt eigne Schnörkel, damit man den Narren an seiner Jacke erkenne?

Wohl weiß ich, was mein ist und was ich besitze, was die ewige Natur mich schenkte, in wie fern ich ein eigenes Organ bin, und habe mich, auch wenn Du mich nicht hättest schildern wollen, selbst erkannt in einigen Zeilen — wohl kenne ich meine Grenzen, und weiß es, daß ich mich in Deinem Felde mit Deiner Freiheit und Natur nicht bewege.

Warum blieb ich denn bei meiner Arbeit nicht, um in der Tiefe der eigenen Production die Klarheit anderer und die Bedeutung aller zu schauen, in dieser Region wäre doch ein Misverständniß, wie das elende, was ich zu nennen mich schäme, nicht möglich? Ich will Dir alles sagen, es soll keine Falte in meiner Seele bleiben.

Es ist ein geheimes Grauen in allem Lebendigen, im frischen Leben zumahl, ja das große Leben ist, wie das der Erde, eine große Oscillation zwischen herrliche Freude und grauenhaften Tod. Wie der Tag nur ein Wechsel ist in der lebendigen Luft, in welcher das Einzelne vom Ganzen und das Ganze vom Einzelnen liebevoll umfaßt wird, so dehnt sich das Gemüth aus und zieht sich in sich zusammen in dem rythmischen Leben seiner täglichen Bewegung, und wie das vegetative Leben in der jährlichen Kälte erstarrt, die höhere Organisation sie bezwingt, so giebt das herrlichere Gemüth nicht nach im gemeinen Unglück, sondern bezwingt es.

Aber in der Schönheit des Lebens liegt das Geheimnis des Todes, der Zorn gegen die Organisation, das Leben der Sterne verborgen, und bricht zuweilen hervor. Die Tiefe der ruhenden Erde, die innerste verborgenste Tiefe des Gemüths dehnt sich in langverhaltene Seufzer aus, furchtsam ziehen sich die Gestalten der bildenden Phantasie in sich zurück, die bewegliche Luft erstarrt vor Schrecken, aus allen Quellen bricht das Wasser hervor und das tiefe Mysterium der Thränen wird uns offenbar.

Da schicken wir Tauben aus, daß sie uns einen Oelzweig bringen, horchen auf einen jeden Ton und glauben uns angesprochen durch eine jede Stimme, alle Hoffnung ist unsere, alle Furcht ist unsere.

Es ist nicht dieses und jenes, was mich mit Schrecken ergriffen hat, es ist alles. Aber wie ich das Grauen immer fühlte und es mich ergriff, selbst im frischesten Leben, ja auch die Hoffnung sagt — O mein Tag bricht an, wenn mein Freund zu mir hintritt und die gemeinsame Arbeit anfängt.

Ich will jene lächerliche Selbständigkeit nicht, die immer aufpassen muß und sich besinnen um sich nicht zu verlieren, hingeben will ich mich dem Freunde wie der Natur, seine eigenste Gestalt will ich nachsprechen, daß er nur dastehe, wie ich mich sehne, mich zu ergießen in dem Leben der Pflanzen und Thiere und der Luft und Erde, damit alles sich in mir äußere auf die eigene Weise.

Ich habe es erfahren, daß ich nicht sein kann ohne Dich. Giebt es kein Platz in Deiner Nähe für mich? Keine südliche Universität, die den Vertriebenen aufnehmen möchte?

Ich schreibe Dir bald wieder um Dir den Aufsatz zu schicken, seit den fatalen Zweifel habe ich nichts schreiben können, etwas fehlt noch, und ich habe meine Papiere nicht hier. Von Dir aber, mein lieber Freund! erwarte ich nun noch ein paar liebevolle Zeilen. Was mit mir werden soll, weiß ich in diesem Augenblick noch nicht. Adieu, guter Schelling, eine wunderbare Furcht hat mich ergriffen, und ich werde von jetzt an suchen so oft und viel wie möglich mit Dir in Verbindung zu bleiben. Dein Freund

H. Steffens.

*

Seekamp bei Kiel, d. 7. Sept. 1807.

Liebster Freund!

Deinen Brief habe ich etwas spät erhalten und die Nachrichten davon sogar etwas früher. Er hat sich lange herumgetrieben hier in Holstein. In wenigen Stunden muß dieser Brief fort. Daher nur wenige Worte, denn ich habe, durch Dich aufgefordert, noch manches zu schreiben.

Dein Brief hat mir viele Freude gemacht. Daß es mein Ernst ist mich mit Dir zu verbinden wirst Du erfahren. Ich schreibe mit dieser nehmlichen Post an Werner und Jacobi, und meine Frau an Madame Lieweking[15]). Diese ist ihr eine zweite Mutter gewesen, sie ist wie Kind im Hause. Wohl weiß ich es, daß ich mit Dir verbunden sein muß.

Was meine Grundzüge betreffen, nur folgende paar Worte: daß meine Eigenthümlichkeit nicht ganz darin liegt, ist eine Folge der Natur des Buchs. Es sollte allgemein sein. Ich habe es selbst gefühlt und bin mit den ersten 80 Pagina vorzüglich immer unzu-

[15]) Die verwitwete Tochter von Reimarus.

frieden gewesen. Mit der Oscillationslehre bin ich mehr zufrieden, wenn gleich die Form sie nicht erlaubt stark hervorzutreten. Allenthalben denke ich aber liegen wohl die Keime meiner alten Eigenthümlichkeiten und wenn ich meine alte Form wieder ergreife, wirst Du, hoffe ich, sehen, daß ich mich nicht fürchte. Das Buch war doch nur für die Jungen, kühnes habe ich wohl gesprochen. —

Wie sehne ich mich nach einer Verbindung mit Dir, theuerster Freund! Wohl glaube ich es, daß es bei euch noch schön sein kann. Hier ist Krieg und eine solche Verwirrung, daß man sich nirgends zurechtfinden kann. Ich werde dadurch entsetzlich gestöhrt.

Verzeih mir diese verworrenen Zeilen. Wie wünschte ich schon bei Dir zu sein.

Dein H. Steffens.

Du hast von Gehalt gesprochen. Ich hatte in Halle 1000 Thr. fixes Gehalt, und verdiente ohngefähr ebenso viel mit Vorlesungen. Es kommt darauf an, was man braucht um erträglich zu leben in München und etwas für Schulden zurücklegen zu können. Meine Schulden betragen ohngefähr 3000 Rthr., und besonders sind die Hallischen Schulden bei der ungeheuren Armuth der Stadt sehr drückend. Berger grüßt herzlich.

*

Krempelsdorf bei Lübeck, d. 14. Nov. 1807.

Lieber Schelling! ich danke Dir recht sehr für Deinen letzten Brief. Freilich bin [ich] klug genug gewesen, meine Verbindung mit Preußen, insofern sie sich beibehalten ließ, nicht ganz aufzugeben; indessen habe ich so gut wie gar keine Hofnung dort. Hufeland steht an der Spitze, und er und einige andere, unter diesen, wie man sagt, Fichte, haben laut gegen meine Anstellung protestiert. Humboldt und Wolf sollen sie gefordert haben. Reil und Schleiermacher wurden nicht gefragt. Ueberhaupt haben mir die Preußen nicht zum Besten behandelt, und ich habe hart dafür büßen müssen, daß ich ein Augenblick glaubte, Halle läge in Deutschland. Zwar waren die Jahre, die ich da zubrachte, sehr glücklich, das Verhältniß gegen meine Zuhörer beneidenswerth. Das Gehalt des letzten Jahres, das man mir schuldig ist, werde ich nicht erhalten, und es ist jetzt die Rede nicht von einer angenehmen oder unangenehmen Lage, sondern von meiner Subsistenz überhaupt. Ich habe in der That,

sollte es auch in München nicht gelingen, die schönste Aussicht mit meiner Familie zu Tode zu hungern.

Die bloße Hofnung mit Dir, lieber Freund, zu arbeiten, hat mich wieder erquickt. Ich arbeite unablässig an einer neuen Ausgabe des ersten Theils der Beiträge, und an dem zweiten. Die größere Vollendung der Metalltheorie ist meine vorzüglichste Arbeit. Die Kombination[en] der roh neben einander liegende[n] Ansichten der gemeinen Chemiker, Winteils (?) und Berthollets und der Physik geben eine schöne Ausbeute. Der Theil wird mehr als doppelt so stark und die Thatsachen, wie ich hoffe, unsern Erfarungen nach, vollständig. Auch die erste Abtheilung wird manches gewinnen. Der zweite Teil enthält die bloße Erzählung von Granit bis zum aufgeschwemmten Gebirge oder, wenn Du es so nennen willst, die geographische Chemie. — Auf den Aufsatz über das Vegetative, der im eigentlichsten Sinne mir zugehört, sollst Du schon aufmerksam werden, wenn wir uns, wie ich zu Gott hoffe, bald sehen, jetzt will ich ihn Dir nicht aufdringen.

Bester Freund! es giebt wahrlich kein glücklicheres Mensch, wie ich, wenn ich nur ungestört sein kann. Dabei lockt mich das herrliche südliche Gebirge, wovon ich einen Theil nur im Fluge gesehen habe, auf eine wunderliche Weise.

Ich bin jetzt bei Rumohr[16]) — so bin ich von einem zum andern herumgezogen, und habe ich gleich viele Liebe und Freundschaft gefunden, so gibt es doch Augenblicke, wo ich innerlich zusammenschaudere über eine Lage, die für mich sich so wenig schickt. Rumohr ist in der Tat ein herrlicher Mensch, jetzt auf eine sehr zweckmäßige Weise fleißig, und liebt Dich unbegrenzt.

Meine Frau ist neulich in Wochen gekommen und befindet sich mit ihrer zweiten Tochter sehr wohl. Sie ist in Hamburg bei ihrer Großmutter. Sie grüßt Dich und Deine Frau. Wir freuen uns beide auf einen freundschaftlichen schönen Umgang in München. Adieu! wenn Du irgend etwas Bestimmtes weißt, so eile, Du Guter.

Dein H. Steffens.

[16]) R. war mit Kunstgeschichtsstudien beschäftigt, so sah er damals den ganzen Plinius durch auf Nachrichten über Kunstwerke. R. stand Friedrich Wilhelm IV. nahe.

Marie Holzer:

Ich

Wann bin ich — Ich? Ganz und vollständig Ich selbst?

In meinen Handlungen, die eingeengt sind von den starren Dogmen der Herkömmlichkeit, der Sitte, der Konvention, der Tugendskala, die abhängig sind von tausend Rücksichten, tausend Vorschriften, tausend Gesetzen . . . .?

In meinen Worten, die beherrscht werden und im Zaum gehalten vom guten Ton, von den Anschauungen meiner Umgebung, vom Ehrbegriff meiner Kaste, die wachsamer ist als Argus' Auge, leichter verletzbar als ein Glas aus feinem Venetianerguß . . . .?

In meinen Gedanken, die beherrscht sind von jahrtausendealten Vorurteilen, an die sich zentnerschwer das Gewissen der Zeit und Vorzeit hängt . . . .?

In meinen Blicken, die der Seele Spiegel sein sollen, und die ein lächelnder Mund, eine zuckende Lippe Lügen straft, vor die die gütige Natur einen Vorhang gespannt, damit wir ihn senken, wenn des Feuers Glut, des Glückes Lust, des Hasses Gift uns verriete . . . .?

Bin ich Ich selbst, wenn einer in Liebe vor mir kniet, und ich von Erfahrung meiner Vor-Voreltern geführt, ihn sanft und warm oder hart und stolz gehen heiße . . . .?

Bin ich Ich selbst in den Armen des Geliebten, oder wandle ich mich nach seinem Willen, lausche mit meinem Herzschlag seinen Wünschen, damit sie mich umformen nach dem Bilde seiner Seele . . . .?

Bin ich in meinen Wünschen Ich selbst? Oder sind sie ewig schwankend auf Stimmungen gebaut, die meine Umgebung, die ganze Umwelt lenkt durch unsichtbar-wechselnde Strömungen.

Wann sind die Bewegungen, die ich mache, nicht Reflexbewegungen, die Handlungen nicht geworden in jahrtausendelanger Entwicklung, die Worte, die ich spreche, nicht fremde Worte, die ein fremder Geist mir zugetragen? Wann sind die Gedanken, die ich denke nicht in der Luft gelegen, wie die Miasmen, die ich atme . . . .? Wann — wann bin ich Ich selbst? Unabhängig . . . . kettenlos . . . . frei . . . . ganz Ich? In seltenen reichen Augenblicken vielleicht, vielleicht niemals. Ich bin nichts als ein ewig wechselndes X in dem großen, unlösbaren Rätsel des Lebens.

Maria Janitschek:
Heimweh
Roman

„Augenblicklich nicht“ — Giffiu machte eine Handbewegung nach einem der Sessel hin, die feierlich die Breitseite der Wand einnahmen und ließ sich selbst nieder — „aber mein Papagei hat Sprechstunde, und ich weiß nicht, ob Ihr nach seinem Geschmack seid; wenn nicht, dann könnte er unartig gegen Euch werden.“

„Das wäre kein Unglück, ich erziehe selbst Vögel und kenne ihre Eigentümlichkeiten. Wie sieht er aus? Rot- und grünes Gefieder, nicht?“

„Nein, tiefblaues. Er ist groß wie eine Ente und seine gewöhnliche Redensart ist: Laß mich zufrieden.“

Abgise nickte mit leichtem Erbleichen.

„Ein kluges Wort von einem Vogel, wert, daß alle Menschen es beherzigten.“

„Ich kann nicht behaupten, daß ich je aufgehört hätte, dieses guten Rates eingedenk zu sein, aber ich habe Euch noch gar nicht gefragt, was mir die Ehre und das Vergnügen Eueres Besuches verschafft.“

„Laßt mich Euch zuerst Antwort geben auf Eure vorige Rede. Im Frieden lassen und im Frieden lassen, ist zweierlei. Es gibt Leute, die mit lautem Gepränge auftreten, das unterste zu oberst kehren. Vor solchen kann man sich hüten und Anstalten gegen sie machen, damit sie einen wirklich in Frieden lassen. Denn ihr Lärmen verrät sie. Dann gibt's aber andere, die kommen still zur Stube herein, setzen sich geräuschlos hin und lächeln nur. Was soll man mit diesen tun? Sie sagen ruhig: Was willst Du, ich rühre mich ja nicht. Und doch wirken sie lauter als die Lärmenden.“

„Meint Ihr Euch selbst damit?“

„Mich? Nein.“

„Wen sonst?“

„Ach, Frau Giffiu, erspart Euch diesen eisigen Blick. Gebt Euch keine Mühe, ich stehe Euch nicht im geringsten im Weg. Im Gegenteil. Ich bin hierhergekommen, um Euch zu bitten, uns öfter als bisher zu besuchen.“

Giffiu ließ die rötlichen Wimpern leicht aufeinander spielen und lächelte wegwerfend.

„Seid Ihr — abgeschickt worden?“

„Abgeschickt? Von wem?

„Nun, das weiß ich nicht. Ich wußte bisher nicht, daß Ihr so große Sehnsucht nach mir trägt.“

„Ich trage Sehnsucht nach Frieden.“

„Haltet Ihr mich für eine Friedenbringerin? Das ist brav von Euch und zeugt von Euerm scharfen Geist.“

„Für den, der Euch liebt, seid Ihr gewiß friedenbringend.“

„Was geht's mich an, wer mich liebt.“ Giffiu zog die Schultern hoch. „Ich locke niemand, ebensowenig ich mich locken ließe.“

„Aber Ihr fühlt doch Mitleid mit einem Herzen, das Leidenschaft für Euch erfaßt hat.“

„Mitleid? Weshalb? Soll ich mich so gering schätzen, daß ich den bemitleide, der mich liebt?“

„So setzt Teilnahme an die Stelle des Wortes.“

„Brrr, welche Erbärmlichkeit traut Ihr mir zu. Verwechselt mich nicht mit Euch. Ihr würdet vielleicht den Mann zu bemitleiden haben, der Euch liebte. Aber selbst Ihr habt es nicht nötig, denn Ihr war't klug in Eurer Wahl, was ich — offen gestanden! Euch gar nicht zugetraut hätte.“

„Frau Gräfin —“

„Nun, was erregt Euch? Seid froh, daß Ihr keine mißliebige Ausnahme macht. Ich kann Euch sagen, nichts Dümmeres als ein Weib, das sich besser zu sein dünkt, als seine Schwestern sind. Der Unterschied zwischen der tugendhaften und der nicht tugendhaften Frau ist nur der, die eine ist begehrt worden, die andere blieb unbegehrt. Sela.“

„Ihr irrt Euch. Es gibt Frauen, hinter denen die Versuchung herläuft und die —“

„Meint Ihr Euch?“

„Nein, Frau Giffiu, hinter mir läuft keine Versuchung her.“

„Lügt doch nicht so, um Eurer selbst willen nicht, und macht mir weis, daß Ihr die Erhörung Eurem Galan gar so leicht gemacht habt.“

„Gräfin Brag, ich schwöre Euch beim heiligen Kreuz, daß zwischen mir und Graf Troarn auch nicht der Hauch einer Vertraulichkeit herrscht —“

Giffiu warf den Kopf in den Nacken und lachte laut auf.

„Von Euch kann man lernen. Bis zu einem falschen Schwur bringen's nicht alle.“

Adgise erhob sich. „Frau Giffiu, würdet Ihr das, was Ihr von mir glaubt, beschwören?“

„Ohne zu zögern, und zwar nicht wie Ihr mit dem Bewußtsein, einen Meineid zu tun.“

Adgise klammerte sich krampfhaft an den Stuhl, den sie verlassen hatte. Ich darf sie nicht schlagen, ihr nicht ins Gesicht speien, denn er liebt sie. Er, der mir alles in der Welt ist. „Weshalb“, sagte sie, sich zu einer Verzerrung des Gesichts zwingend, die ein Lächeln sein sollte, „streiten wir nur eigentlich? Ich bin gekommen zu bitten, wie ich es schon getan habe, daß Ihr unseren Herd nicht abseits liegen läßt, man wird dort sehr glücklich sein, Euch zu empfangen.“

„Man? Herr Gautier Tyrell?“

„Auch Frau Gautier Tyrell.“

Ah!“ Giffiu neigte ihr Gesicht dicht auf Adgise. „Kommt Ihr doch von ihm geschickt?“

„Nein, ich kam aus mir selbst.“

„So habt Ihr also allerlei Beobachtungen gemacht, und seid zu dem Ergebnis gekommen, mich zu bitten, Eure Nebenbuhlerin zu sein. Wenn mir das aber — zu wenig wäre, Frau Tyrell?“

„Oh, ich klammere mich nicht an Worte, Frau Giffiu —“ Adgises Gesicht bedeckte sich mit Todesblässe, „macht, was Euch gefällig ist, kommt nur, kommt, man wird sich sehr freuen bei uns . . .“

Sie tastete mit umflorten Blicken nach der Tür und entfernte sich.

„Das war einzig!“

Sissiu stand einen Augenblick gedankenverloren, dann stieg sie zu ihrem rosenroten Papagei hinauf, nahm ihn zwischen die harten Hände und lachte.

„Du bist viel klüger als die Menschen, mein Tiefblauer. Du willst nicht mehr sein, als Du bist. Sela!"

* *
*

Wochen um Wochen vergingen. Die Nachrichten aus der Normandie klangen verworren, in der letzten Zeit waren gar keine mehr eingetroffen.

Der August hatte die Hofgesellschaft zerstreut. Die einen hatten sich auf ihre Schlösser an der See begeben, die anderen kamen nicht aus ihren Parks heraus.

Winchester lag einsam da. Prinz Henry fischte mit Flambard in den Teichen von Heisa, Meulant war in London, Fitz Gaimon saß verärgert auf Glanmorgan und schrieb zornige Briefe nach der Normandie, die er, bevor sie der Bote erhielt, wieder zerriß.

Albereta wurde von Tag zu Tag unruhiger.

Damals, als sie von Adgise heimgekehrt war, hatte sie sich ihrem Gemahl in die Arme geworfen und ihn lächelnd versichert, sie bedauere es nicht, ihm gefolgt zu sein.

Das war ein Festtag für ihn gewesen, dem aber wieder Werktage folgten.

Troarn war zu vornehm, um sie an ihre eigenen Worte zu mahnen, als die Erinnerung daran verblaßt war.

Wo steckten alle Bekannten? Wo Aquis? War er etwa dem König nach der Normandie gefolgt? „Er war ein vornehmer Gesellschafter, mir der angenehmste von allen. Gern möchte ich ihn wieder bei uns sehen, könnt Ihr ihn nicht einladen?" sagte sie zu ihrem Gemahl.

Troarn gestand, daß er nicht wisse, wo Aquis sich augenblicklich befinde.

Albereta wartete noch ein paar Tage, dann schrieb sie an Tyrell, ob er nichts von Aquis gehört hätte. Nachträglich fiel ihr ein, wie grausam das von ihr gewesen war.

Tyrell antwortete aufs höflichste, er wisse wirklich nicht das geringste über Aquis' Aufenthalt, doch schätze er, Aquis würde auf seiner Sommerbesitzung sein.



Albereta verzog unmutig die Brauen.

Bestimmtes wollte sie wissen, keine Vermutungen. Sie bat Troarn, sich doch bei einem seiner Freunde nach ihrem bleichen Wintergesellschafter zu erkundigen. Er willfuhr ihrem Wunsch und konnte bald Auskunft geben.

Aquis weilte mit einigen Freunden auf seinem Sommerschloß, das nahe dem Robert Mowbrays gelegen war. Gleichzeitig kam von Aquis selbst, dessen Freund ihm die Teilnahme des Grafen und der Gräfin verraten hatte, eine höfliche Einladung, Troarn möchte doch mit seiner Gemahlin ihm die Ehre eines Besuchs auf seinem einsamen Landgut schenken.

Sie hätten's zwar ziemlich heiß drüben, doch die Nächte wären voll köstlicher Frische, und man könnte ja die Zeit umkehren, den Tag verschlafen und die Nachtzeit genießen. Troarn lachte, als er den Brief seiner Frau vorlas, ihr Gesicht indes begann sich freudig zu erhellen.

Aquis' Besitztum kennen zu lernen, wäre sie sehr begierig. Sollte er nicht die seltensten Blumen von England in seinen Gärten züchten, auf seinen Feldern Ernten von besonderer Ergiebigkeit erzielen? „Ja, Ilbert," schmeichelte sie, „wir wollen seiner Bitte willfahren, die Reise ist nicht weit und wird durch hübsche Gegenden führen. Und ich bin überzeugt, bei Aquis treffen wir auserlesene Menschen, denn er macht nicht den Eindruck, als ob er gewöhnliche Gäste zu sich entböte."

Troarn blieb eine Weile still, dann sagte er zögernd: „Ich nehme nicht gern Herrn Aquis' Gastfreundschaft an, doch weil Ihr es so wünscht, gebe ich nach. Was aber ihn selbst betrifft, so warne ich Euch. Seid vorsichtig gegen ihn, überlegt, bevor Ihr sprecht."

Vorsichtig soll sie sein? Weshalb?

„Aus mancherlei Gründen. Ihr sprecht oft wie ein Kind und verratet ebenso das, was Ihr denkt, als das, was andere Leute denken. Man kann nicht bestimmt wissen, wie der verschloss'ne Aquis solche Enthüllungen aufnimmt und benützt."

Sie brauste auf.

Wie, so niedrig schätzt Ihr den Freund des Königs?"

Ueber Troarns Gesicht ging ein Lächeln. „Das sind Dinge, über die man mit einer Dame nicht spricht. Vergebt! Ich habe Euch gewarnt, das Weitere ist Eure Sache."

Sie versank in Gedanken und betrachtete heimlich das Antlitz ihres Mannes, in dem sie plötzlich allerlei ihr bis jetzt unbekannt gewesene Züge entdeckte. Es ist sehr einfach, schloß sie bei sich, er will mich verhindern, mit Aquis zusammen zu sein, ich begreife ihn. „Darf ich also Befehl zum Aufbruch geben oder nicht?" Leise Ungeduld durchklang ihre Stimme.

Er sagte höflich: „Tut ganz nach Euerm Belieben."

Ein Bote ging ab, um ihre Ankunft zu melden. Die Vorbereitung zur Reise dauerte nicht lange, dann bestiegen sie die Pferde und zogen aus.

Man hatte viel Wald zu durchmessen, bevor man nach Aquis' Sommersitz kam.

Das Gut lag, von Gartenland umgeben, versteckt zwischen Eschen. Ein seltsam geformtes hohes Dach mit uralten Schnitzereien am Giebel krönte das Haus.

In der Halle, dem ersten Raum, den man betrat, befand sich eni mächtiger Herd mit eisernen Fackelringen umher. Wunderlich geformte Stühle von wuchtiger Größe standen an den dunklen Wänden, die mit eigentümlichen Waffen und Geweihen geschmückt waren. In einer Ecke am Herd erhob sich ein stolzer Sitz, zu dem Stufen hinaufführten. Eine Harfe lehnte an ihm. Ueber der Eingangstür war ein grüner Buschen angebracht.

In diesem Raum, den die Dämmerung nie zu verlassen schien, wurde ein bleiches Antlitz sichtbar.

„Mein Haus freut sich, so lieben Gästen als Herberge zu dienen."

Aquis streckte dem Grafen und seiner Gemahlin die Hände entgegen. Dann winkte er den Dienern, die hinaussprangen, um die Rosse und das Gefolge der Troarns in Empfang zu nehmen.

Aus dem Schatten tauchten mehrere Gestalten auf, Edelleute, die Troarn zum Teil kannte. Die Fackeln wurden entzündet. In ihrem rötlichen Flackerlicht erblickte Albereta Robert Mowbray, der eben zu einer Tür, die aus dem Innern des Hauses führte, heraustrat. Er wechselte einige Worte mit Troarn und neigte das Haupt vor Albereta. Frauen geleiteten die Angekommenen über eine breite Treppe, deren Geländer wieder wunderliche Schnitzereien schmückten, in die Gemächer hinauf, die für Troarn und seine Gemahlin bestimmt waren.

Die Fenster standen offen, und die hohen Eschen, die sich nahe befanden, streckten ihre grünen Zweige herein.

Es flüsterte und raunte hier immer, als ob man mitten im Wald sich befände, und dieselbe Dämmerung wie unten herrschte auch hier oben.

Albereta sah ganz kleinlaut von einem Gemach in das andere. Sie verstand das Raunen nicht, ebensowenig wie die Sprache dieser alten schwärzlichen Pfosten, die die getäfelte Decke stützten.

Einem ängstlichen Kinde gleich, schritt sie zu ihrem Mann hin, der sein Schwert abgürtete und an das Kopfende des Bettes lehnte, und legte die Hände auf seine Schultern.

„Wenn Aquis nicht des Königs Freund wäre, würde mir bange sein, so weiß ich, daß wir auf sicherem Boden stehen."

„Ich denke, Ihr seid überall sicher, wo ich neben Euch bin, selbst bei Aquis," sagte kühl der Graf.

Abends saß sie endlich da, wohin sie sich so sehr gewünscht hatte, an Aquis' Seite. Robert Mowbray hatte sich Troarns bemächtigt und war bald in ein lebhaftes Gespräch mit ihm vertieft. Die anderen Herren waren nicht anwesend, sie sollten zu einer Jagd aufgebrochen sein.

Schweigsame Diener reichten den Abendimbiß herum. Als Aquis Albereta mit schäumenden Gerstensaft, den sie noch nicht kannte, den Becher gefüllt hatte, brachte sie es endlich über sich, zu sagen, wie verwundert sie sei, daß er hier weile, anstatt in der Normandie zu sein. Er zuckte die Schultern. Was er dort sollte? Es herrschte augenblicklich eine unerquickliche Lage da. Herzog Robert spräche alle Tage anders, mache seinem königlichen Bruder die weitgehendsten Versprechungen, so daß es zu keiner fröhlichen Schlacht käme. Die kleinen Scharmützel zwischen den beiderseitigen Truppen könne man nicht ernst nehmen, wenngleich diese Reibereien Menschenleben und Zeit kosteten. „Wohl bald," schloß Aquis, „werden wir nach diesem nicht ruhmreichen und gänzlich überflüssigen Kriegszug den König wieder in England begrüßen können."

Albereta blickte in die Herdflamme, in die wohlriechende Kräuter gestreut worden waren. Und sie hatte ihn in Gefangenschaft und Todesgefahr vermutet! Ruhmlos zurück! Der Einzug würde seine Stimmung zu keiner guten machen . . . . .

Aquis erzählte allerlei aus der Normandie, vom schönen und beim Volk beliebten Herzog Robert, der noch weniger Geld als sein Bruder besäße, bei seiner Leutseligkeit und gutmütigen Art aber Freunde im Volk habe, die ihm immer beisprängen, wenn es seiner Hofhaltung gar zu schlimm erginge. Albereta mußte mehrere Male auflachen bei Aquis Schilderung.

Diese Normannen waren drollige Leute, rannten in die Welt hinaus, wenn es sie gelüstete, mit irgend jemand anzubinden.

„Sie sind verwöhnt durch ihr Glück, ihre Siege. Sie sind noch jung als selbständiges Volk. Wartet ab! Haben sie erst die Faust eines Feindes auf ihrem Nacken gefühlt, so wird sich ihr Uebermut legen. Ich glaube, die Zeit ist nicht ferne. Eure Stirn furcht sich. Ihr seid eine Dame und habt Euch wohl nie gefragt, mit welchem Recht sich sechzigtausend Leute in einem fremden Land niederließen, ihm *seine* Sitten und Gesetze aufdrängten, *seine* Beamten an die Spitze der Regierung stellten, Leute, die von der Behandlung des eingeborenen Volkes, von seiner Führung, seinen Nöten und Wünschen nicht das geringste verstanden."

„Recht?" wiederholte Gräfin Troarn verwundert, „und sie nicht die Stärkeren?"

„Die von den Besiegten lernen mußten. Haben nicht alle Völker den Römern gegenüber das so gehalten? Livitanien wird keine Ausnahme machen."

Aquis hob den Becher an seinen Mund und nahm einen tiefen Schluck.

Albereta fühlte ihr Blut in den Adern jagen.

„Habe ich nicht geträumt? Sprach das des Königs Tafelgenosse?"

Ein überlegenes Lächeln umspielte Aquis' Lippen, er mochte ahnen, was in ihr vorging.

„Glaubt Ihr, liebe Gräfin, daß Rufus nicht wüßte, wie ich über ihn denke? Ganz genau weiß er's."

„Und bleibt Euch weiter geneigt?"

„Geneigt? Er wartet ab."

„Was könnte er abwarten?"

„Daß die Partei der Einheimischen ihm höhere Summen anbietet als bisher."

„Und wenn es der Fall wäre?"

„Dann würde vielleicht die eine oder die andere seiner Kreaturen, die das Land aussaugen, durch Eingesessene, also angelsächsische Beamte ersetzt."

Diener füllten aus großen Kannen die Krüge.

Albereta fühlte ihren Kopf schwer werden, Nebel legten sich über ihre Augen.

Saß sie wirklich in dieser großen, fremdartigen Halle, in der ein rotes Feuer auf dem Herd loderte, vernahm sie wirklich das Rauschen der alten Bäume von draußen? Und waren die Worte wirklich gefallen, die sie vernommen hatte? Sie blickte Aquis an. Wie hart sein Kinn war, wie tief die Furche zwischen seinen Brauen, wie hager das Gesicht, wie geringschätzig der Zug um seinen Mund.

Jetzt fiel ihr ein, was Troarn ihr über Aquis gesagt hatte. Sie fing an, über anderes zu sprechen. Ueber Jagden und Sauhatz, über Kleidermoden und Hoffestlichkeiten. Sie fragte ihn, ob er Titus nicht kenne und wie schwer wohl dessen Gewicht sei, er sähe so leicht und zierlich aus wie ein Kind.

Schließlich erhob sie sich, um nach oben zu gehen. Die Herren wollten ihre Unterhaltung noch weiter führen. Albereta legte ihre Hand in Aquis Rechte und sah ihm dabei lang in die Augen. Die seinen sagten ihr: Ich versteh dich, gib dir keine Mühe! Dann nickte sie ihrem Mann und Mowbray zu.

Frauen näherten sich nun, um sie hinauf zu geleiten. Sie wollte indes, bevor sie das Lager aufsuchte, ein wenig an die Luft gehen, durchschritt die Halle und trat vors Haus.

Schwerer Dunst quoll ihr entgegen.

Sie fühlte, wie aus den Poren der Erde allerlei Leben hervordrang, wie der Maulwurf wühlte und der Regenwurm die schleimige Spur zog. Und die Dunkelheit war warm und dicht. Bäume und Sträucher schliefen in sie eingehüllt. Durch die Türspalte drang das rote Licht der Fackeln und des Herdfeuers geheimnisvoll in die Nacht hinaus.

Plötzlich schrak Albereta zusammen.

Unterm Geäst, dort wo der rötliche Schimmer hinleuchtete, schritt eine hohe Gestalt. Lange weiße Haarsträhnen fielen ihr über den Nacken herab. Sie verschwand in dem Schatten . . . . .

* *
*

Am andern Tag führte Aquis seine Gästin nach den Obstanlagen und Blumengärten und bat, sie möge sich von allem das pflücken, was ihr am besten gefiele. Die schönsten Aepfel und die schönsten Rosen, gelbe Birnen, die nach Honig dufteten und Pflaumen, die wie von leichtem Mehlstaub überzogen waren und noch an den Aesten hingen. Er war sehr zuvorkommend und höflich zu ihr. Später erschien Mowbray, nahm Troarn vertraulich unter den Arm und entführte ihn nach rückwärts an den tiefgrünen See mit seinen Moosbänken am Ufer. Hier ließen sie sich nieder.

Albereta verblieb in Aquis Gesellschaft. Mehrere Male schien ihr, als sähe er aufmerksam nach Mowbray hinüber und höre zerstreut auf das, was sie sprach. Bis jetzt hatte sie getändelt, Blumen gerupft und lange Strohhalme zwischen die weißen Zähne gesteckt. Sie wollte nicht ernst mit ihm werden, denn Troarns Warnung war ihr wieder in den Sinn gekommen. Nach dem gestrigen Abend begriff sie die Warnung.

Als sie aber bemerkte, daß Aquis in seiner ruhigen, wenig galanten Art Miene machte, sich zurückzuziehen, da verschwand ihre Zurückhaltung. Ich gehöre ja doch zu dir, dachte sie bei sich, neben ihm hingehend. Wo du sein wirst, Bleicher, da wird unweit davon auch Albereta zu finden sein. Wer weiß, ob du nicht noch mein Schicksal wirst oder ich deins. Hinter deiner Stirn lauert allerlei Unheimliches wie in den Forsten von Winchester. Vielleicht kann ich auch da die Fahne des Friedens aufrichten, daß die dunklen Gewalten weichen.

„Herr von Aquis," sie blieb stehen, „seid nicht auch Ihr Normanne?"

Er blickt sie verwundert über die Frage an.

„Nicht ganz, Gräfin. Meine Mutter war angelsächsischen Bluts. Sie nahm einen Normannen zum Gemahl, in der Hoffnung, ihrem Vaterland irgendwie nützen zu können."

Also daher seine eigensinnige Stirn und all das, was hinter ihr braut, dachte Albereta.

„Und versteht Ihr Euch mit Herrn Robert Mowbray?"

„Er ist mein Freund, trotzdem auch er Mischblut in den Adern trägt."

„Wollen wir die beiden am Ufer dort beschleichen und horchen, was sie sprechen?" scherzte sie.

„Von Obstbaumkultur vermutlich, oder von Blumenpflege, sicher von nichts anderm. Seid ihr so wißbegierig, das zu erfahren?"

„An den Ufern dieses schattigen Wassers geht es mal um Wichtigeres her, als um Blumen oder Obst. Hört, Herr von Aquis, glaubt Ihr, daß die Angelsachsen den Normannen an Klugheit überlegen sind?"

„Fragt Ihr mich das im Ernst oder im Scherz?"

„Nun, Ihr braucht nicht gerade an Hastings zu denken, den plumpen Bären, der mit seinen Seeräubern aufgebrochen ist, um die Hauptstadt der Welt zu gewinnen und sie nicht fand, weil er — die falsche Richtung eingeschlagen hatte."

„Ich sehe, Ihr seid eine gute Normannin und werdet es bleiben, Ihr könnt ja auch nicht anders, aus mancherlei Gründen." Er lächelte fein.

Ihr Gesicht bedeckte sich mit Glut. „Auch Anselmus, der neue Erzbischof von Canterbury ist Normanne, er, den ich so sehr verehre."

„Ihr irrt, gnädige Frau. Bec zwar, das Kloster, aus dem er herkam, ist normannisch, er selbst jedoch stammt aus Piemont."

„Kennt Ihr ihn persönlich?"

„Ich habe nur wenige Worte mit ihm gewechselt, als er zum letztenmal beim König war."

„Der König ist ihm sehr gewogen, nicht?"

„Nicht mehr. Viele Ermahnungen und wenig Geld, was soll Rufus damit?"

„Ihr seid hart in Eurem Urteil."

„Nur wahr, Gräfin."

„Ich möchte nicht gehaßt von Euch werden."

„Nie könnte ich eine Frau hassen, am wenigsten Euch."

„Soll das eine Beleidigung oder Bevorzugung sein?"

„Keins von beiden."

Sie sann ein Weilchen nach. „Auch ich bin Euch gut, besser wie den andern Herrn bei Hofe. Eure Verschlossenheit, Euer Stolz gefällt mir —"

„O bemüht Euch nicht, Frau von Troarn, ich kenne Euch."

„Glaubt ihr?" sagte sie, ihn unsicher ansehend.

Er vermied es, ihrem Blick zu begegnen, um sie nicht zu beschämen. „Ich kenne Euch, und es wird mich schmerzen, wenn die

Stunde kommt, da ich Euch Leid zufügen muß. Erinnert Euch dann dieser meiner Worte."

Ein leichter Schauer ging über sie hin. „Ihr sprecht in Rätseln. Wollt Ihr nicht deutlicher werden?"

„Nein."

Sie fühlte die Fittiche dunkler Verhängnisse über sich rauschen.

„Glaubt Ihr, daß die Herren noch am Wasser sind?"

„Möchtet Ihr hin?"

„Ich meinte nur," sagte sie zögernd.

Sie waren nicht mehr dort, als er sie hinführte.

Wie schön war's hier! Ihre Augen tranken das grüne Zwielicht, das unter den hundertjährigen Eichen wob.

Wie kommt es, daß hier einem alles anders anmutet als auf Troarn oder bei Tyrell. Ach Tyrell. Was haltet Ihr von ihm?"

„Dasselbe was ich von einem Weib halte."

„Wie? Eine sonderbare Rede. Doch wartet! Vielleicht habt Ihr nicht unrecht. Die Waffe, womit er seine Siege gewinnt, ist die Anmut. Er sucht bei der Frau Kraft, Rauheit, also das, was ihm mangelt."

„Nicht immer," warf Aquis ein, „zuweilen liebt er auch die, denen seine Männlichkeit Eindruck macht, also Schwächere als er selbst ist."

„Sein Lächeln ist so gewinnend."

„Die Damen behaupten es."

„Hat nicht der König selbst ihn bevorzugt?"

„Gewiß tat er das. Er hat ihn auch verabschiedet, wie man Frauen verabschiedet, gleichgültig, ohne viel Aufhebens."

„Eine kleine Eifersüchtelei soll der Grund davon sein."

„Der Mann ist dem Mann entweder günstig gesinnt oder er haßt ihn."

„Schroff, wie Ihr selbst seid, ist Euer Urteil. Doch nicht unfehlbar, denn seht, ich weiß es, daß der König auch Amazonen zu Freundinnen hat."

„Jawohl, gnädige Frau, Ihr sagt mir damit nichts Neues. Trotzdem, wirkliche Neigung flößt ihm nur das Zarte, Hilfsbedürftige ein, das echte, wirkliche Weib."

* * *

Nach mancherlei Ausflügen in die Umgebung, angeregt verbrachten Abenden und köstlichen Streifereien im Park, wollte sich Troarn wieder zum Aufbruch rüsten.

Alberetas Gesicht verdüsterte sich.

„Habt Ihr Euch noch nicht genug mit Aquis ausgesprochen?" Noch nie hatte Troarns Stimme so kalt geklungen.

Es war klar. Ihr Benehmen mißfiel ihm.

Schon beim letzten Hoffeste hatte sie Aquis in etwas auffallender Weise ausgezeichnet; nun hingen ihre Augen unverwandt an ihm. Der neue Günstling schien auch bei ihr die Stelle des alten eingenommen zu haben. Troarn sagte sich: Sie ist ein Kind. Aber was ändert das an der Sache, wenn ein guter Name in den Schmutz gezerrt wird?

Einmal in diesen letzten Tagen bot Aquis der Gräfin den Arm und zeigte ihr verschiedene Kostbarkeiten seines Hauses. Wunderlich geschliffene Kristalle, in die Mosaik-Schmelz eingelegt war, uralte Bücher mit bunten Schriftzeichen bedeckt, mit gemalten Drachen- oder Menschenköpfen geziert, die den Anfangsbuchstaben der Kapitel bildeten. Auch Schmuck und Kleinode zeigte er ihr, die aus Werkstätten alter ostgothischer Goldschmiede stammen sollten, ein Schreibrohr mit dem Beda, die Leuchte der angelsächsischen Klöster, seine Geschichte Englands geschrieben hatte.

Dann führte er sie hinab, hinters Haus, vor das verwitterte, mit Runen bedeckte Steinkreuz, das aus der Zeit stammen mochte, in der Columba, der Fürst und der Krieger Christi, mit Penda, dem Todgefeiten, im Nebel von Jona unterhandelt hatte.

Albereta bemerkte, daß, indem er ihr all das zeigte und erklärte, sein Gesicht alle Härte verlor und ein Schimmer der Güte, ja der Freudigkeit darin erwachte. Schön erschien er ihr, und ihre glänzenden Augen auf ihn richtend, gestand sie ihm, daß sie nie in ihrem Leben so ehrwürdige Gegenstände gesehen oder auch nur von ihnen sprechen gehört hatte, denn die Normannen, welche Ueberreste aus ihrer Vergangenheit, welche Andenken an glorreiche Tage ihres Heimatlandes konnten sie aufweisen?

Waren die Burgen ihrer Ahnen in der Normandie unten nicht mit Raub aus anderen Ländern ausgestattet? Und sie bat ihn, ihr noch mehr zu erzählen aus der Zeit, da die Vorfahren ihres Gemahls und die seinen sich bekriegt hatten. Unter den dunklen

Bäumen neben ihr herschreitend, ließ er die Veste Cynwith vor ihr aufstehen, in die sich, als die Wickinge gegen sie losfuhren, König Aelfrieds Getreue geflüchtet hatten. Mit ihren langen Schwertern mähten diese die Eindringlinge nieder, so daß deren Leichen kleine Hügel um die Mauern von Cynwith bildeten. Auch die Schlachtenfahne der Wickinger erbeuteten Aelfrieds Helden. Sie hieß der „Rabe". Die drei Töchter eines nordischen Königs hatten sie in einer Morgenstunde gewoben und ihren Brüdern geschenkt.

Wenn der heilige Vogel, der in der Mitte der Fahne eingewebt war, wie lebendig flatterte, stand Sieg bevor, blieb er aber regungslos, dann wußten sie, daß Walküren ihrer harrten.

Aus den Bäumen drang leises Wehen und strich flüsternd über die Wege hin.

Die Gräfin blieb vor einer Linde von überaus mächtigem Umfang stehen und legte die schwachen Arme um sie.

„Ihr seht aus wie ein Falter."

Sie schmiegte das Gesicht gegen die Baumrinde.

„Sagt, Herr von Aquis, hat Euch der König hier schon besucht?"

„Auf diesem Boden empfang ich nur Freunde."

„Wie Ihr haßt! Was wunder, wenn Haß Haß erweckt, da Treue vergeblich um Treue wirbt."

„Treue um Treue!" Aquis lachte auf. „O Frau von Troarn, welch ahnungsloses Kind seid Ihr! Hört, ich will Eure unschuldigen Vorstellungen von der „Treue" in etwas aufklären. Habt ihr nie den Namen Earl Waltheof gehört?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Es war der letzte große Streiter für unsere Freiheit und Rechte. Seine Reichtümer hat er für die heilige Sache des Vaterlandes geopfert, sich selbst Gefahren und dem Tod preisgegeben für sie. Als aber die edelsten Söhne des Reiches aus ihren Burgen verjagt wurden, damit das Abenteuergesindel aus der Normandie sie einnehme, da gab Waltheof seinen Kampf auf, denn er sagte sich: gegen die Uebermacht kämpfen ist Unsinn. Wilhelm, des gegenwärtigen Königs Vater, hatte mit Mord und Brand jeden der Großen bedroht, der ihm den Lehnseid verweigern würde. Da zog Walthoef seine stolzeste Rüstung an und ließ sich dem König melden. Er dachte bei sich: gefällt mir der König, so will ich ihm Treue

schwören und meinem Land zu nützen suchen wie ich kann. Wenn nicht, so werf ich mein Leben weg. Und der König, dessen kühne Vergangenheit sich auch in seinem Aeußern kundgab, tat's ihm an. Er gefiel ihm. Waltheof bot ihm die Rechte und sagte: „Ich will Euer Mann sein." Und er hielt sein Wort und focht mit geistigen und anderen Waffen für seinen Herrn. Da gab der König ein Fest, an dem auch Waltheof teilnahm. Indes die Becher gefüllt wurden und Wilhelm ahnungslos im Kreis seiner Ritter saß, schlichen sich Personen heran, die eine Verschwörung ausersehen hatte, ihn zu töten. Ein ergebener Dienstmann verriet Waltheof den Plan. Der näherte sich dem König, nahm ihn beim Arm und führte ihn in ein entlegenes Gemach. Hier teilte er ihm alles mit, gab ihm Ratschläge und rettete so sein Leben. Und der Dank dafür? Ein paar Tage darauf wurde Waltheof auf des Königs Befehl hingerichtet."

„Hingerichtet? Ich verstehe nicht."

„So erging es vielen. Indes das Verstehen kümmerte den König wenig. Ein niedriger Charakter erwartet auch nur Niedriges von andern. So verlor die Welt einen der lautersten Menschen, die in ihr gelebt hatten, um der mißtrauischen Laune eines Tyrannen willen." Aquis Stimme klang unsicher. „Kennt Ihr das Kloster Rumesei vor den Toren Winchesters? Daneben befand sich der Platz, auf dem sein Todesurteil vollzogen wurde. Sein Sohn stand nachher oft an des Vaters Grab und begoß es mit seinen Tränen. Dieses Sohnes Schwester war — meine Mutter —"

„O Winchester! So viel Flüche und Verwünschungen, als gegen dich geschleudert werden, sind kaum gegen Sodom und Gomorrha erhoben worden. Nun begreif ich Euch," sagte sie ergriffen, „Euer Herz muß von Rachegefühlen verzehrt werden."

„Ihr irrt." Aquis hatte wieder seine Gelassenheit gefunden. „Wir wollen uns nicht rächen. Wir wollen nur retten, was noch zu retten ist. Hört Rufus auf die Stimme derjenigen, die es wohl mit ihm meinen, und erfüllt er die gerechten Anforderungen seines Volkes, so kann noch alles gut werden."

„Und — wenn nicht?" fragte sie mit gesenktem Haupt.

„Dann ist sein Los besiegelt."

* * *

Im November kam er endlich aus der Normandie zurück.

Die ihn sahen, erzählten, er sei dick geworden und sein Gesicht sehe ungesund und aufgeschwemmt aus. Die ganze Expedition war verfehlt und höchst zwecklos gewesen. Erreicht war nichts worden, hingegen hatte man viel Geld unnötig ausgegeben.

Nur die, die mit wichtigen Staatsgeschäften betraut waren, durften in seine Nähe, sonst wurde niemand vorgelassen. Selbst Haimon, der den Freund besuchen hatte wollen, zog unverrichteter Sache heim.

Das Hoflager war in London aufgeschlagen worden, blieb aber nicht lange da.

Noch unruhiger als sonst zog Rufus bald nach Klingham. Hier suchte ihn der Erzbischof von Canterbury auf. Man war verwundert, daß der König nicht auch ihn abwies. Vielleicht wäre es besser gewesen, denn Anselmus bekam mehr Bitteres zu hören, als bisher in seinem Leben. Es handelte sich um eine kirchliche Angelegenheit, bei der auch die Zustimmung des Papstes nötig war.

„Welches Papstes?" fuhr Rufus hochmütig auf, als Anselmus ihn daran erinnerte.

„Nun, Urbans des Zweiten, Sir," war die ruhige Antwort.

„Den hab' ich nicht anerkannt, und Ihr wißt, weder ich noch mein Vater haben zugegeben, daß jemand in diesem Reich sich für einen Papst erklärt, den wir nicht angenommen haben."

In diesem Ton ging's weiter. Je heftiger der König wurde, um so sanfter, ja demütiger wurde Anselmus. Er wußte, daß man auf ungeberdige Kinder nur durch überlegene Ruhe wirkt, und er betrachtete diesen Wilden hier trotz allem noch als seinen geistigen Sohn.

Wie ein Unwürdiger behandelt, mit Bosheiten und groben Vorwürfen überhäuft, verließ Anselmus den König.

Kaum hatte er sich entfernt, als alle bösen Geister in Rufus losbrachen.

Sein Erstes war, Heriberd Losange seines bischöflichen Amtes zu entsetzen und ihm sein Bistum Thedford zu nehmen.

Mit Anselmus Ankunft in England war ein neuer Geist nicht nur in viele weltliche, auch in geistliche Kreise gekommen. Manch einer, der mit ihm in näherem Verkehr stand, fing an, über sich nachzudenken und in sich zu gehen. Zu diesen gehörte auch der

schöne, heitere Herr Heribert, den man unten in der Normandie Losange genannt hatte, weil er immer ein höfliches Wort auf den Lippen trug. Er hatte manche Stunde mit Anselmus zugebracht, und ohne daß dieser ihm irgendwie ins Gewissen geredet hätte, fühlte Losange plötzlich eine innere Umwälzung mit sich vorgehen. Nicht wenig beschäftigte es ihn, daß er das Bistum Thedford für tausend Pfund Silber gekauft, sich also der Simonie schuldig gemacht hatte. Um sein bedrücktes Gewissen zu erleichtern, war er nach Rom geeilt. Das erbitterte Rufus. Er hatte einen heiteren Tafelgenossen an ihm besessen, einen Heiligen um sich zu haben, verlangte er nicht.

Er nahm ihm das Bistum und rieb sich schadenfroh die Hände. Da machte er noch Geschäfte dabei.

Von Illingham trieb es ihn nach Winchester. Hier schrieb er auf den dritten Sonntag in der Fasten einen Reichstag nach Rockingham aus. Die Nähe seiner Wälder schien für den Augenblick beruhigend auf ihn zu wirken. Es war immer so bei ihm. Kam er in einem seiner Schlösser an, so freute er sich, ein paar Tage lang hier zu sein. Dann aber wurden ihm die Wände zu eng. Die Luft begann ihn zu drücken. Er gab Befehl aufzubrechen und ließ das Hoflager in einer andern seiner Burgen aufschlagen.

Im Grunde seines Wesens herrschte tiefe Unzufriedenheit mit sich selbst. Zerstreuung, Veränderung schien ihm das einzige Heilmittel zu sein. In Leuten, die wie er ihre erste Jugend rein verbracht haben, hat der Funke des Guten ein zähes Leben. Unter all dem Schutt der Verbrechen und Laster, der Frevel, der Anmaßung glimmt er weiter. Er ist die Krankheit solcher Menschen, denn sie leiden durch ihn.

Rufus verachtete die Genossen seiner finsteren Streiche, und doch brauchte er sie, denn sie waren die einzigen, die auf seine Launen eingingen, ihm viel Geld kosteten, aber durch ihre Skrupellosigkeit auch wieder Geld hereinbrachten. Die Bessern unter seinen Freunden, wofern sie nicht ein Hofamt an seine Person band, zogen sich langsam von ihm zurück. Selbst Haimon ließ sich seltener bei ihm sehen, Prinz Henry suchte alle möglichen Ausflüchte, um entweder im Ausland oder auf einer seiner Besitzungen weilen zu können, die am entferntesten von dem jeweiligen Hoflager seines Bruders lag. Mortimer ließ sich dreimal rufen, bevor er erschien.

Seit Rufus Bloet zum Kanzler gemacht hatte, also wieder keinen Eingeborenen, sondern einem seiner Normannengünstlinge dieses Amt übertragen hatte, gährte finsterer Groll in vielen. Die angelsächsischen Großen hatten sich zu einer festen Partei zusammengeschlossen, bei der Rufus, so oft er einen neuen Erlaß herausgab, hartnäckigen Widerstand fand. Dabei übersahen sie geflissentlich seine Geldnot. Da ihm ihre Gaben zu gering gewesen waren, entzogen sie ihm ganz ihre Unterstützung.

Der einzige, der ihn mit der Partei der Unzufriedenen noch verband, war Aquis.

Ihm war kein Wald zu dicht, um nicht darin mit Rufus und seinen wilden Jägern Orgien zu feiern. Rufus schenkte ihm immer mehr Vertrauen und weihte ihn in alle seine Pläne ein. Aquis wurde kälter und finsterer und scheinbar brauchbarer für Rufus.

Robert Mowbray war ganz unsichtbar geworden.

Trotz des Winters rasten sie mit ihren roten Fackeln durch den Forst, hetzten das Wild und zwangen die Bauern, im eisigsten Frost ihre Hütten zu verlassen, um Treiberdienste zu tun.

Eines Spätnachmittags, als Rufus mit kleinem Gefolge aus dem Wald kam und nach Winchester zu ritt, hörte er Reiter hinter sich drein galoppieren. Er wandte sich nach ihnen um. Es war Troarn, Albereta, Mortimer, Bellesme und der junge Sais. Rufus übersah die andern, erwiderte Troarns Gruß und blickte Albereta an.

„Ihr seid Jägerin geworden?! Seit wann?“ Sie trieb ihr Tier neben das seine. „Seit kurzem, Sir, ich war viel in Eurer Nähe, doch Ihr saht mich nicht.“ Ihr Gesicht brannte.

„Das war recht von mir, denn, offen gestanden, Euer Anblick tut mir nicht gut.“ Er riß sein Pferd zurück und gab so den übrigen zu verstehen, daß sie vorausreiten möchten.

„Nicht gut?“ wiederholte sie fragend. Seine Augen begegneten den ihren mit all den widersprechenden Empfindungen, die immer in seiner Brust rangen.

„Es gibt Leute, die man lieber nicht sieht, obgleich man sie gerne sieht, versteht Ihr das?“

„Nein.“

„Ihr seid um zehn Jahre älter geworden.“

„Sehr gütig, Sir.“

„Ihr seht aus, als ob Euch die Sorgen einer Mutter beschäftigten."

Da preßte sie die Zähne in die Lippen, zwei Tränen stiegen ihr in die Augen, sie zog den Zügel ihres Rosses an und jagte davon.

Einen Augenblick lang pochte sein Herz lauter, er fühlte es, daß er sie liebte, liebte, aber auch weit weg wünschte, ähnlich wie er einen andern liebte, den er mit Grobheiten und Vorwürfen überhäufte.

Wenn er diesen zwei Menschen begegnete, lohte jener Funke in ihm auf, und das schmerzte. —

Deshalb wollte er sie lieber nicht sehen.

* *
*

Alle, die auf irgendeine Weise mit dem Hof zusammenhingen, machten sich im Frühling nach Rockingham auf.

Es waren glänzende Züge, die in der sonst langweiligen Stadt anlangten. Viele der hochgestellten Damen hatten ihre Gatten dahin begleitet. Die Gastfreundschaft der Bürger und Vornehmen wurde sehr in Anspruch genommen.

Auch Albereta war mit Troarn gekommen und wohnte in der Schloßkirche der Eröffnung der Versammlung bei.

Der Erzbischof von Canterbury begann mit einer Rede an den König. Er verlangte vor allem, Rufus möge sich zum Papst bekennen, die Forderung, die jener im vorigen Jahr so schroff von sich gewiesen hatte. Es entspannen sich heftige Streitigkeiten, in die sich die anwesenden Bischöfe je nach ihrem Temperament einmischten. Der König antwortete jähzornig und verlangte, man solle ihn im Frieden mit allen Anforderungen lassen, die mit Rom zusammenhingen. Der Bischof von Bath ersuchte leise die anwesenden Mitbrüder, sie möchten den König nicht noch mehr erzürnen und andere Dinge zur Sprache bringen. Doch Anselmus mit seiner unerschütterlichen Ruhe blieb auf seiner Forderung bestehen.

Schließlich beschuldigte ihn der König des Treubruchs, da er mehr zum Papst, als zu ihm halte. Daraufhin sagte Anselmus, wer ihm beweisen könne, daß er mit dem Gehorsam gegen den Papst einen Treubruch gegen den König begehe, der möge kommen, er wäre bereit, ihm Rede zu stehen.

Der König begab sich aufgeregt in die Burg, gefolgt von den Bischöfen und einigen Großen, die mit ihm beraten wollten.

Anselmus war allein mit Bruder Eadmer, seinem treuen Schreiber, in der Kirche zurückgeblieben. Da schlich sich ein Soldat linkisch heran, wohl ein Sohn aus dem Volk, umfaßte Anselmus Knie und sagte: „Herr Vater, deine Kinder lassen dich durch mich bitten, du mögest dir nichts zu Herzen nehmen, was du auch zu hören bekommst; wir halten treu zu dir.“ Anselmus legte gerührt die Hand auf den Kopf des Mannes.

Ja die Armen „die Verachteten, die Uebersehenen, sie waren es, die ihn verstanden, liebten, bereit waren, ihr Leben für ihn zu lassen.

Nach den heftigen Auseinandersetzungen dieses Tages und Besprechungen manch anderer Uebelstände zerstreuten sich die Teilnehmer der Versammlung. Rufus blieb übelgelaunter als je auf seinem Schloß zurück. Nur Warelwast, den Gesandten, Meulant und Aquis ließ er vor sich.

Um ihn besser zu stimmen, machte der sein Ziel heimlich verfolgende Aquis ihm einen Vorschlag. Weshalb sollte er diese Einnahmequelle nicht wieder fließen machen? Schon früher hatte man englische Sklaven auf allen Weltmärkten verkauft, dann war der Handel mit ihnen aufgegeben worden. Rufus gefiel Aquis' Rat. Er ließ Zwischenhändler kommen und gab ihnen Befehl, das alte Geschäft über Bristol nach Irland wieder zu eröffnen. In Scharen wanderten nun Frauen und Männer nach Irland hinüber als billiger Verkaufsartikel.

Obzwar das Volk vieles von seinem König ertragen gelernt hatte, diese Tat erregte allgemeine Entrüstung.

Nicht lange darauf empörte sich Robert Mowbray, der Graf von Northumberland, der all diese Untaten nicht länger mehr mitansehen wollte, und zettelte eine Verschwörung an.

Rufus, zornschnaubend wie ein wilder Eber, jagte mit einer Handvoll Truppen nach Kent hinüber, bekam Mowbray in seine Gewalt und ließ ihn gefangensetzen. Die angelsächsische Partei hatte in ihm einen treuen Verfechter ihrer Rechte verloren, denn er war zum Schluß ganz für sie gewonnen worden.

Kaum war diese Aufregung vorüber, so gab's eine neue Botschaft, die viel Widerspruch erweckte. Anselmus, der Gütige, hatte

dem König sein Abschiedsgesuch vorlegen lassen. Entweder, so verlangte er, Aenderung in des Königs Gesinnung oder ein neuer Erzbischof von Canterbury. Rufus hatte kalt das Gesuch fortgeschoben: „Er mag warten, bis ich mehr Zeit habe."

Indessen verdüsterten sich die Mienen der Königstreuen immer mehr.

Troarn hatte eine längere Unterredung mit Haimon. Er wollte ihn bewegen, dem König ins Gewissen zu reden. Haimon war ungeduldig aufgefahren. Zu solchen Versuchen war es längst zu spät. Prinz Henry wurde zu Rufus beordert und erhielt einen Hagel Vorwürfe an den Kopf geworfen. Er triebe sich untätig umher, anstatt teil an den Regierungssorgen zu nehmen und mit seinem Bruder zu arbeiten. Henry zeigte, daß auch er ein Sohn des Eroberers war und wurde grob und angreifend. Ob die paar Burgen und die fünfhundert Pfund Silber, mit denen ihn die Brüder nach dem Tode seines Vaters abgespeist hätten, während sie alles übrige an sich genommen hatten — der eine die Normandie, der andere England —, ihm das Recht gäben, eine solche Sprache zu führen? Rufus rollte die Augen vor Zorn und sagte ihm mit erhöhter Stimme alle die Artigkeiten, durch die er ihn ärgern konnte. Henry lachte dem Wütenden keck ins Gesicht. Man wüßte ja, daß er zu den Leuten im Volk immer mit rollenden Augen und lauter, gebietender Stimme spräche, um ihnen Respekt gegen sich abzugewinnen, aber bei ihm verfinge ein solches Mittel nicht. Rufus möge sich hübsch ruhig verhalten, sonst könnte der Fall eintreten, daß der eigne Bruder sich der Zahl derer anschlösse, die bereits sein Tun und Treiben satt hatten.

„Schließ' dich dem Teufel an, mir gilt's gleich!" Von diesem freundlichen Wunsch begleitet, hatte Henry die königlichen Gemächer seines Bruders verlassen.

* * *

Fortsetzung im nächsten Heft

Oberstleutnant Frhr. O. v. d. Osten-Sacken und v. Rhein:
Preußens Heer in den Revolutionsjahren

Das Jahr 1848 brachte der Armee die schwerste Probe, die einem Volksheere beschieden sein kann.

An drohenden Vorzeichen hatte es nicht gefehlt. Bereits 1844 hatten Unruhen in den schlesischen Weberdistrikten mit den Waffen unterdrückt werden müssen. Auch in Posen war im Februar 1846 ein Aufstand geplant gewesen, wenn auch noch im Keime erstickt worden. Das Herübergreifen der Bewegung nach dem Krakauschen hatte aber die Aufstellung einer größeren Truppenabteilung an der oberschlesischen Grenze nötig gemacht, wobei man sich zum ersten Male der Eisenbahn bedient hatte.

Und auch in den übrigen Landesteilen hatte die Bewegung Raum gewonnen. Um sie in ruhigere Bahnen zu lenken, hatte der König in der Ueberzeugung von der Notwendigkeit noch weiterer als der schon gewährten Reformen im April 1847 die Provinzialstände als ersten vereinigten Landtag zusammentreten lassen. Aber schon war die Begehrlichkeit zu groß gewesen. So hatten die Beratungen nur eine Steigerung der Erregung bewirkt. Und dieselbe Erscheinung wiederholte sich beim Zusammentritt der vereinigten Ausschüsse der Provinzialstände im Januar 1848. Und nun brachte, ehe sie noch am 6. März verabschiedet wurden, der Ausbruch der Pariser Februar-Revolution die Gärung zum Ueberschäumen.

So brach der Sturm auch in Deutschland los. In den Mittel- und Kleinstaaten wankten die Throne. Einen Brennpunkt der Bewegung bildete Leipzig. Da die sächsische Regierung nicht über die nötigen Kräfte verfügte, gab der König trotz der auch schon im eigenen Lande herrschenden Erregung ihrem Hilferuf Folge und ließ in der zweiten Märzwoche eine starke Abteilung — 7 Batterien, 8 Eskadrons, 2 Bataillone — bei Halle für eine Verwendung gegen Leipzig bereitstellen. Die betreffenden Truppen wurden auf den Kriegsfuß gesetzt, doch verzögerte sich zum Teil das Eintreffen der

Reserven. Auch bei einem Teil der übrigen Truppen wurden jetzt die Reserven eingezogen. —

Aber inzwischen war die Erregung in Berlin zumeist durch jüdische und polnische Emissäre aufs äußerste gesteigert worden. Seit dem 13. März mußte mit der Möglichkeit eines Ausbruchs gerechnet werden. An der unbedingten Zuverlässigkeit der Truppen war nicht zu zweifeln, alle Verführungsversuche hatten sie schroff zurückgewiesen. Aber ihre Zahl war bei der Größe der Stadt unzureichend, denn die Garnison zählte nur 10 Batterien, 13 Eskadrons, 12 Artillerie-Kompagnien = 6500 Mann Infanterie, 1900 Reiter, 36 Geschütze. Deshalb wurden im Laufe der nächsten Tage noch 9 Batterien = 4900 Mann, teils von den Truppen bei Halle, teils aus Potsdam, Frankfurt a. O. und Stettin herangezogen. Gouverneur war zur Zeit der General v. Pfuel, den Oberbefehl übeer die Truppen erhielt aber, da Pfuel im entscheidenden Augenblick nicht zu finden war, der Generalleutnant v. Prittwitz, der den Prinzen von Preußen im Kommando des Gardekorps vertrat. Da der Prinz sich den besonderen Haß der Demokratie zugezogen, hatte ihm der König, um ihn von Berlin zu entfernen, am 9. März das General-Gouvernement in den Rheinlanden und Westfalen übertragen, doch befand er sich noch in Berlin, von wo er am 19. nach London geschickt wurde.

Am 18. März brach der Aufruhr in Berlin aus. Die Truppen bewährten sich herrlich. Nicht ohne erhebliche Verluste schlugen sie noch am selben Nachmittage die Erhebung nieder. Am 19. sollte sie auch in den anderen Stadtteilen unterdrückt werden. An dem Siege der Truppen war nicht zu zweifeln. Doch der König ließ sich überreden. Statt nun aber, wie er wollte, wenigstens die Schloßinsel besetzt zu halten, räumten die Truppen infolge eines falsch übermittelten Befehls noch vor der Erneuerung des Kampfes die ganze Stadt. Indessen blieben sie wenigstens zunächst bei Potsdam vereinigt. Der König selbst blieb unter der Obhut „seiner treuen Berliner", die rasch eine Bürgergarde, Studenten-Legionen usw. bildeten.

Doch währte der truppenlose Zustand nicht lange. Bereits am 30. März rückte das 24., bald darauf das 9. Regiment mit zwei Bataillonen in Berlin ein. Wiewohl das 24. überwiegend aus Berlinern bestand, hielten beide sich doch ganz vortrefflich gegenüber

den Verhöhnungen und Verführungen durch den Pöbel. Da die Truppen aber nicht einschreiten durften, dauerte dessen Herrschaft fort. Wo ihm aber, wie am 14. Juni nach dem berüchtigten Zeughaussturm, d. h. nach der unverzeihlichen Räumung des Zeughauses, bei dessen sofort vorgenommener Wiederbesetzung Ernst gezeigt wurde, räumte er sofort das Feld.

Inzwischen hatte die Nachricht von der Erhebung Berlins noch im März an vielen anderen Orten, wie in Breslau und namentlich am Rhein und Westfalen, zum Teil sehr schwere Tumulte hervorgerufen, die auch mehrfach zu Blutvergießen geführt hatten. Außer in der Provinz Posen, wo die Bewegung einen sehr ernsten Charakter angenommen hatte, war es aber der festen Haltung der Militärbehörden und der Truppen, die vielfach in kleinen Abteilungen das Land durchzogen hatten, überall geglückt, die Unruhen im Keime zu ersticken. Nur die Losreißung des entlegenen Fürstentums Neuenburg konnte nicht verhindert werden. —

Während so das stehende Heer die ihm auferlegte Probe überall glänzend bestand, erwuchs ihm aus der Schwäche der Regierung eine neue, sein ganzes Wesen bedrohende Gefahr. Nicht daß der Eifer der Truppen darunter litt, daß er fortwährend gezügelt wurde. Auch diese Probe bestanden sie. Aber der Radikalismus unterfing sich jetzt, an dem ganzen Bau zu rütteln. Nur zu klar war es, daß allein die Armee der Erfüllung seiner Forderungen im Wege stand. Deshalb sollte aus dem königstreuen Berufsheere ein dem Radikalismus ergebenes Milizheer geschaffen werden. Die von dem Volke erwählte konstituierende Versammlung, die am 22. Mai an Stelle des nach einer kurzen zweiten Tagung in der zweiten Aprilwoche aufgelösten vereinigten Landtages zusammengetreten war, zögerte dann auch nicht, ihre Forderungen vorzubringen. Und die jetzige liberale Regierung glaubte, sich ihnen nicht ganz verschließen zu können, sondern einige Zugeständnisse machen zu müssen. So setzte der Kriegsminister am 31. Mai eine Kommission ein, die „Vorschläge zu einer zeitgemäßen, dem Bedürfnis entsprechenden Reorganisation der Armee sowie der Militärbehörden und zu möglichen Minderausgaben im gesamten Militärhaushalt" machen sollte.

Da eine volle Umgestaltung weder beabsichtigt, noch auch zur Zeit angängig war, betrafen die gemachten Vorschläge, die sich natürlich im Kreise der Märzerrungenschaften bewegten, lediglich

Einzelheiten, nämlich Auflösung des Gardekorps und der Kadettenanstalten, Verringerung der Offiziersstellen, Beseitigung der großen Kosten der Generalkommandos usw. Und auch von diesen Vorschlägen wurde nur der die Kadettenanstalten betreffende wenigstens teilweise berücksichtigt. Um diese, die als Pflanzstätten des Offizierkorps und des dieses angeblich beherrschenden Kastengeistes besonders bedroht waren, zu retten, wurden dann schließlich — unter dem 3. Oktober — einige Zugeständnisse gemacht.

Doch so leicht war der Radikalismus nicht abzufinden. Daß der Halt der Armee auf dem Offizierkorps beruhe, war nur zu klar. So versuchte man jetzt dieses zu sprengen. Am 9. August forderte die Kammer einen Erlaß, daß den Offizieren jede Beteiligung an reaktionären Bestrebungen untersagt, ihre Mitarbeit an der Verwirklichung eines konstitutionellen Rechtszustandes verlangt und es ihnen zur Ehrenpflicht gemacht werden sollte, aus der Armee zu treten, wenn dies mit ihrer politischen Ueberzeugung nicht vereinbar wäre. Doch hierzu gab sich der König nicht her. Mochte auch die Kammer so drängen, daß darüber eins der damaligen kurzlebigen liberalen Ministerien stürzte, so blieb er doch fest. An der Zusammensetzung des Offizierkorps sollte nicht gerüttelt werden. Sogar die hinsichtlich der Kadettenanstalten gemachten Zugeständnisse wurden später — im April 1850 — wesenlich eingeschränkt.

Die Grundlagen des Heerwesens blieben somit unverändert. Zwar gingen von den radikalen Forderungen manche in den vom Parlament in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. aufgestellten Entwurf zu einem deutschen Wehrgesetz über, aber vor dessen Einführung blieb das preußische Heer bewahrt. Die Regierung war inzwischen erstarkt, und so entrann die Armee, der sie dies verdankte, der Gefahr, ihren überlieferten Charakter einzubüßen. —

Inzwischen hatte der Ausbruch der Revolution und der fast gleichzeitige Eintritt kriegerischer Verwicklungen mit Dänemark eine erhebliche Verstärkung der verfügbaren Streitkräfte nötig gemacht. Es genügte nicht mehr, Reserven einzuziehen und die Linientruppen zum Teil auf einen verstärkten Friedensfuß, zum Teil auf den Kriegsfuß zu setzen, man mußte mehr Truppen haben und deshalb auch einen Teil der Landwehr einziehen. Mit der Zeit reichte aber auch dies nicht, und so wurde in den beiden Jahren 1848/49 fast die gesamte Infanterie des ersten Aufgebots, wenn auch nicht zusammen,

wenigstens zeitweise einberufen. Von Aufstellung der Landwehrkavallerie wurde dagegen Abstand genommen.

Die Einziehung der Wehrleute und die Aufstellung der Landwehr-Bataillone erfolgte zum Teil nicht ohne Schwierigkeiten. Für die in ihren häuslichen Verhältnissen gestörten und von dem revolutionären Geist vielfach schon angesteckten Landwehrmänner, bei denen der Bürger den Soldaten überwog, mußte die Bewegung ungleich gefährlicher sein als für die eine abgeschlossene Masse bildende und von soldatischem Geiste erfüllte Linie. Daher kam es denn auch vielfach zu groben Ausschreitungen. Doch muß hervorgehoben werden, daß diese zumeist ihren Grund in dem Gedanken an die unversorgten Familien und in dem Unwillen darüber hatten, daß die freigelosten jüngeren Mannschaften verschont blieben. Der Unwille wurde durch die allzu große Nachgiebigkeit der Zivilbehörden gegenüber den zunehmenden Reklamationsgesuchen, die weitere Ungerechtigkeiten zur Folge hatte, vermehrt. Namentlich in den großen Städten und den besonders unterwühlten Industriegebieten zeigten sich die Wehrmänner unbotmäßig. Dabei trat man anfangs nicht scharf genug auf. Trotzdem blieben die Fälle selten, in denen sich Wehrmänner zum Treubruch verleiten ließen. Fast überall gelang es, die Leute im guten zur Ordnung zu bringen und die Bataillone verwendbar zu machen. Nur die beiden Berliner Bataillone — I. und III./20. — mußten entwaffnet und aufgelöst werden; die beiden Stabsquartiere wurden nach Königswusterhausen und Spandau verlegt, wo sie bis zum Frühjahr verblieben, die Rädelsführer aber wurden, wie auch an anderen Orten, schwer bestraft. Ein die Mängel der ganzen Heeresorganisation hell beleuchtender Vorfall trug sich dann im nächsten Jahre auch noch bei der Posener Landwehr — I./18. — zu, indem die Wehrmänner sich weigerten, nach Schleswig zu rücken, und erklärten, erst müßten die Linientruppen in den Krieg ziehen. Natürlich half ihnen das nichts.

Bei den Landwehrbataillonen, die nicht eingezogen oder wieder entlassen wurden, bildete man sogenannte Landwehrstammkompagnien. Bei der Garde-, westfälischen und rheinischen Landwehr hatte jedes Bataillon seine eigene Stammkompagnie, bei der übrigen Landwehr wurde immer für je zwei Bataillone eine gemeinsame Stammkompagnie gebildet. Die Kompagnien zählten anfangs 150 Mann, wurden dann auf 2 Offiziere, 88 Mann herabgesetzt. Die Mann-

schaften, Reservisten und Wehrmänner, wurden alle zwei Monate abgelöst; später wurde die Hälfte, 1850 auch der Rest durch Rekruten ersetzt. Die wenigen Unteroffiziere waren überall gleich minderwertig, ehemalige Einjährig-Freiwillige und mit der Qualifikation zu Landwehr-Unteroffizieren entlassene Gefreite, ein für die Ausbildung von Rekruten wenig geeignetes Personal. Die Kompagnieführer waren durchweg aktive Offiziere, die übrigen Offiziere, außer bei den Garde-Kompagnien, Landwehr-Offiziere, die alle zwei Monate wechselten.

Eine besondere Schwierigkeit erwuchs daraus, daß bei der herrschenden Gärung kein Landstrich von Truppen entblößt werden konnte, mancher sogar stärker belegt werden mußte, während es die politischen Verhältnisse nötig machten, einen namhaften Teil der Truppen sogar bataillons- und eskadronsweise herzunehmen, wo sie gerade entbehrt werden konnten. Sie wurden aus ihren organischen Verbänden herausgerissen, in provisorische zusammengestellt und vielfach heute hier und morgen da verwandt. Dabei war die Kopfstärke sogar der mobilisierten Truppenteile sehr verschieden, indem die Bataillone teils 800, teils 1000 Mann zählten. Und da wiederholt partielle Mobilmachungen stattfanden, sowie neue Landwehr-Bataillone aufgeboten, andere dafür entlassen wurden, schwankte auch die Stärke der Armee hin und her. Im allgemeinen war sie im Sommer größer, im Winter geringer. Doch wurde der dritte Jahrgang sowohl 1848 als auch in den folgenden Jahren im Herbst nicht entlassen, die Mannschaften zum Teil sogar noch über das dritte Jahr hinaus bei den Fahnen gehalten. So herrschte bald in der Armee ein buntes Durcheinander, das eine etwa nötig werdende allgemeine Mobilmachung aufs äußerste erschweren mußte*).

*) Die Erlaubnis zum Abdruck obenstehender Ausführungen verdanken wir der Firma E. S. Mittler & Sohn, Berlin, in deren Verlag Frhr. v. d. Osten-Sacken ein dreibändiges Werk: „Preußens Heer von seinen Anfängen bis zur Gegenwart" erscheinen ließ. Das im besten Sinne populär-wissenschaftliche Werk verdient auch außerhalb der militärischen Kreise allseitige Beachtung. Von der fesselnden und anziehenden Schreibweise des Verfassers zeugt wohl — ohne daß es weiterer Empfehlung bedarf — die unseren Lesern gebotene Kostprobe. Dr C R.

S. von Herkov:

Die „neue geistige Richtung" vom Standpunkte der praktischen Vernunft

Während des Ablaufes der ersten Dekade unseres Jahrhunderts hatten wir Gelegenheit, zu beobachten, wie die rein geistige Richtung die das blutleere „fin de siecle" so strenge verpönt hatte, sich von neuem regte, an die Oberfläche trat und sich entfaltete. Einerseits bemerkten wir in allen Zweigen von Kunst und Wissenschaft eine Renaissance; anderseits schienen sich die Impressionisten und Symbolisten der Sezessionsperiode fusioniert zu haben und traten als „Neoromantiker" mit etwas Aplomb auf. In der Philosophie sprach man viel von den Neuplatonikern und den Neukantianern; aber auch andere bedeutende geistige Strömungen erweckten unser ernstes Interesse. Ueberall jedoch betonte man den „Geist" und das „Geistige" mit besonderem Nachdrucke und suchte für dasselbe Raum zu schaffen, es unter die Menge zu bringen. Ja, manche begnügten sich in ihrem Eifer nicht nur mit der Tatsache ihrer Existenz, sondern wollten einer ganzen Epoche ihren Stempel aufdrücken und proklamierten mit etwas erheiternder Siegesüberzeugung ihr Programm als das des Jahrhunderts. Mancher ruhigere Denker konnte nur schwere Fühlung finden mit diesem Gären, aber es mag wohl dem ungeheuren Umschwung zugeschrieben werden, den unsere Geistesrichtung scheinbar genommen, seit der Realismus und Materialismus sich so gründlich überlebt, denen großenteils eine einseitige Auffassung der Häckelschen und Darwinischen Theorien Grundlage und Richtung gegeben. Man meinte, dem Schaffungsgeheimnis des blinden Zufalles, dessen Willkür nur durch die herrliche Vererbungstheorie eingeschränkt schien, gründlich in die Karten geblickt zu haben, und freute sich über die hohe Entwicklung seines physischen „Ichs", das

bis dahin gelangt war, mit Hilfe der „Vererbung“ einen Geist in sich geschaffen und ihn zu seinem Sklaven gemacht zu haben.

Das erste Produkt der Lamark-Darwinischen Naturphilosophie in ihrer reinen Deutung ist wohl Nietzsche, dessen Persönlichkeit und Werke ein klassisches Bild der modernen Philosophie und ihres Verlaufes bieten: er begann beim Uebermenschen und endete mit Ecce homo; welche Richtung allem Anscheine auch unsere Geistesströmung nimmt. Dies wäre eine vom Standpunkt der reinen Menschlichkeit nur zu wünschende Tatsache. Die neue Richtung hat jedoch der Menge gegenüber einen großen Nachteil, so sehr sie auch den einzelnen Denker fesselt und gewinnt. Sie spricht als Geist zum Geiste, trotzdem sie von den exakten Wissenschaften ausgeht, allein sie paßt sich ihnen nicht an, sondern erweitert deren Gesetze, stößt dieselben um und ersetzt sie durch neue. Sie kann aber großenteils nur durch die Wirkung geistiger Tatsachen auf die Wirklichkeit beobachtet werden. Dazu ist heute die Mehrzahl der Menschen noch nicht reif; sie verlangt nach dem unmittelbaren Erfolge ihrer Handlungen: Verkaufe ich einen Gegenstand oder liefere ich eine Arbeit, erhalte ich Bezahlung, auch wenn Gegenstand oder Arbeit nicht vollwertig sind. Wenige begreifen, daß für geistige Tatsachen Gesetze, Naturgesetze bestehen, deren Nichtbeachtung noch ernstere Folgen hat als jene der physikalischen Gesetze, z. B. die Erprobung des Gleichgewichtsgesetzes, wenn man die Balance verliert. Wenige erkennen, daß eine unsittliche Handlung einem geistigen Hinabgleiten, wenn nicht gar einem geistigen Absturze gleicht und katastrophal in jeder Beziehung endigen kann, und wie wenige begreifen, daß z. B. eine wirklich sittliche Handlung nur der sichere Schritt eines zielbewußten Geistes in die Zukunft ist.

Wie angenehm und leichtverständlich klingt dagegen: du bist für deine Handlungen nur insoweit Rechenschaft schuldig, als deine Mitmenschen nach den Paragraphen des Zivil- und des Strafgesetzes fordern können, und die kann man bei etwas entwickelter Schlauheit umgehen. Wer Gelegenheit hat, unbefangen ins Volk zu horchen, wird mit Grauen bemerken, wie tief diese Buschkleppermoral Wurzel faßte, und wie sie den Gottesbegriff allmählich verdrängt, denn das Volk sieht die schweren Zeiten weder als Strafe Gottes, noch als natürliche Frucht des eigenen Handelns an, sondern sagt: Was ist das für ein Gott, der so grausam sein kann?

Wohl murmelt ein oder das andere alte Weiblein von „Strafe Gottes", und einzelne beten angstvoll ihr „unser tägliches Brot gib uns heute, und vergib uns unsere Schuld". Im ganzen versenkt man jedoch seine Sorgen meist im geschmeidigen Alkohol, der eine Art von Paradies vortäuscht, den Sinnen schmeichelt und Zungen und Herzen auf eine gewisse Art löst. Da haben die Demagogen leichtes Spiel mit Hilfe der betäubten Gehirne, des schlotternden Willens und der mit billigen Farben malenden Phantasie, der Menge Herr zu werden. — Ist der Rausch vorüber, in dem die Zukunft als ein Paradies des Nichtstuns erschien, geht der Mann aus dem Volke mit Unwillen an die Arbeit, die ihm das Brot geben soll. Mit einem Fluche stößt der Bauer seinen Spaten in die Erde, und er weiß nicht, daß dieser Fluch ebenso ein Same ist, der tausendfach Wurzel schlägt und Früchte trägt wie sein Korn.

Ganz ohne Hinblick auf transzendentale Gebiete! Lehrt doch den Bauer: der Spatenstreich, den du unwillig tust, wird nachlässig, wenn nicht geradezu schlecht ausgeführt, und die nachlässig behandelte Erde kann nur wieder minderwertige Früchte tragen. Aber dies lehrt niemand den einfachen Mann; — und — leben denn die „Gebildeten" nach diesen Gesetzen, ja, erkennen sie dieselben in ihrem vollen Umfange? In dem heißen Kampfe und im grotesken Tanze um das „goldene Kalb" hat wohl selten jemand Zeit, auf Dinge zu achten, die sich nicht selbst marktschreierisch auf die Oberfläche drängen, sondern in ihrem Entstehen so harmlos aussehen, wie das glimmende Zündholz, das doch einen verheerenden Brand verursachen kann. Und solcherart sind die ethischen und physischen Naturgesetze, die eigentlich die Richtung des menschlichen Lebens bestimmen; und die Nichtbeachtung derselben verursacht eine Reihe von unheilvollen Schicksalsschlägen, die oft im Strafhause, in Irren- oder in Nervenanstalten oder in der Morgue ihren Abschluß finden. Wohl begann man die Katastrophen mit ihren Ursachen in Verbindung zu setzen, wie den Donner mit dem Blitze, allein die Gesetze blieben den meisten unverständlich, und manche verlangten von „Geistern" über ihnen unverstehbare Dinge Aufschluß, den ihnen bei ruhigem Nachdenken ihr eigener Geist hätte geben können. Im ganzen verhielt man sich jedoch ziemlich ratlos und mißtrauisch, da der auf der Oberfläche arbeitende, leichtverständliche Materialismus so gründlich Bankrott gemacht und man verlernt hatte, mit Subtilem und

Subtilstem zu arbeiten und zu rechnen, um Großes zu erreichen, und überdies die „neue Richtung" in kein festes System gefaßt war.

Wohl begegnen wir in neuer Zeit vielen Denkern, die uns einen Weg weisen und an die reichen Schätze aller Weisheit erinnern, die die Klöster und Tempel des alten Indien und Aegypten, der Talmud mit seinen tiefsinnigen Auslegungen, die Gelehrtenschulen des alten Griechenlands mit ihrer auf exakten Schlüssen aufgebauten, strengen Gesetzmäßigkeit, die Mysterien der katholischen Religion und die Humanistenschulen Deutschlands bergen. Man knüpfte bei Denkern an, die der Materialismus als abgetan erklärt hatte, und fand in ihnen die reichsten Fermente zu neuen Ideen; ja, wir müssen mit Beschämung gestehen, daß manche längstverstorbenen Denker in ihrem Wissen der modernen Zeit weit voraus waren. Man erinnere sich nur des langverlachten „Charlatan" Paracelsus, welche Schätze an Weisheit, Wissen und schärfster Beobachtung bergen seine Werke; und daß man auf dem Wege ist, dieselben anzuerkennen, beweist die neue Ausgabe derselben. Aber viele alte Denker wurden von neuem unsere Lehrmeister. Man denke nur an Galilei, Giordano Bruno, Newton, Spinozza, Leibnitz, Fichte, und wie die Forscher alle heißen, die doch das leuchtende Fünkchen sind, an dem unsere Lodge, Crookes, Encosse, Curie, Rochas, Marconi, und viele unserer berühmten Physiker und Gelehrten die Bogenlampen ihrer Entdeckungen und Erfindungen anzündeten. Und jeder einzelne jener alten Pfadpfinder besaß ein exaktes, positives Denkvermögen, das sich mit seinem Wissen und den konkreten Tatsachen vollkommen deckte und ein harmonisches Ganzes bildete, das gerade dadurch so herrlich geeignet war zu der Pionierarbeit des Geistes, die wir ihnen verdanken.

Dem einfachen Menschen sind jedoch diese Schätze herrlichster Weltweisheit teilweise nicht leicht zugänglich, teilweise in eine ihm schwer verständliche Form gefaßt. Auch arbeitet sein Geist noch großenteils unter dem meist unbewußten Einfluß des Materialismus, der, trotzdem er scheinbar mit nüchternen Farben malt, doch eine berauschende Wirkung ausübt, deren Folgen die eines jeden Rausches sind, eine entnervende Ernüchterung. Unsere heutigen desolaten sozialen und wirtschaftlichen Zustände in allen Staaten sind großenteils die Frucht des Materialismus.

Kaum weniger verheerend jedoch als dieser dürften die Früchte jener Gegenströmung sein, die einerseits von Amerika, anderseits von Frankreich ausging und in einem klugen Gemisch von Wissenschaft, Mystizismus und Aberglauben besteht, dessen Veröffentlichung berechnenden Charlatanen reichen Verdienst bietet und das die Einbildungskraft der Menge ebenso anspricht, wie früher die scheinbar sicheren und klaren Grundsätze des Materialismus der Trägheit und Laszivität geschmeichelt hatten. Dieser war bemüht, die Menge von dem ihr eigentlich lästigen Gottesbegriffe frei zu machen. Nun aber bemüht man sich, sie zum Spielball transzendentalen Humbugs heranzubilden, wodurch sie zum willenlosen Werkzeuge gewissenloser Betrüger wird und verständnislos Vorgängen zusieht, die meist einen Schein von Wirklichkeit aufweisen, aber außer dem Bereiche der Urteilsfähigkeit des Individuums liegen, also den Hang zum Mystizismus nähren, und so dem Volke den letzten Rest von klarem Denken rauben werden, wenn nicht eine energische Strömung das Denkvermögen der Menge in richtige Bahnen lenkt.

Bisher hat glücklicherweise die schwerfällige Gehirntätigkeit des Volkes das tiefere Eindringen dieses Charlatanismus verhindert, allein es steht zu befürchten, daß, wenn das Volk zum Vollbewußtsein der Unzulänglichkeit des Materialismus gelangen wird, es sich restlos dem Mystizismus in die Arme werfen wird, wenn nicht eine vernünftige Aufklärung das Volk mit den Elementargesetzen der geistigen und physischen Natur vertraut macht, die es in früheren Zeiten mit der Sicherheit des natürlichen Instinktes gehandhabt, die aber im Laufe der letzten Jahrzehnte durch die usurpatorischen Gesetze des Materialismus getötet wurden. Hier aber gibt es wohl keine andere Aufklärung, keinen besseren Unterricht als das Beispiel. Deshalb wirkte Jesus Christus so vorbildlich für alle Zeiten, weil sein Leben sich mit seinen Worten deckte, und weil er zu denen sprach, „die da mühselig und beladen" waren, und so sprach, daß sie ihn verstanden!

Es ist ja verhältnismäßig leichter, über philosophische Sätze zu polemisieren, als dem Arbeiter X oder dem Bauer Y begreiflich zu machen, daß er sich selbst und nur sich selbst schadet, wenn er stiehlt, auch wenn er nicht ertappt wird; und daß die Reichen allein den Schaden haben, wenn sie den Armen den bedungenen Lohn vorenthalten. Das ist schwer, sehr schwer! Beinahe unmöglich aber

erscheint es, jenen „Gebildeten", denen nicht die innere Stimme es sagt, klarzumachen, daß sie verantwortlich sind für jedes Wort, das sie sprechen, für jede Handlung, die sie ausführen. Man möchte da zurückgreifen auf die herrlichen Schätze praktischer Weltweisheit, wie die Bhagavad Gita birgt, wie das Johannisevangelium in seiner erhabenen Sprache, wie Tomas a Kempis in der „Nachfolge Christi" predigen, und in einfachen Gleichnissen und Erzählungen zu den Menschen sprechen wie der gigantische Geist des Nordens, Tolstoi, tat, den wir noch immer nicht genügend würdigen und verstehen.

Es ist nicht leicht, die elementaren Gesetze geistigen Schauens zu erklären, und begreiflich zu machen, wie eng verbunden das Denken mit dem Handeln ist; dies wieder mit den Folgen der Handlungen, und diese wieder mit Gesundheit, Wohlstand und Glück sind. Geistiges Schauen besteht ja hauptsächlich darin, von der Ursache einer Tatsache bis zu deren Entwicklung und Vollendung voraussehen zu können; mag diese Tatsache ein Naturgesetz oder eine menschliche Handlung betreffen. Wieviel Selbstbeherrschung und Sittlichkeit benötigt man aber, um unparteiisch den Tatsachen so folgen zu können, daß man sie unbeschadet von persönlichem Wünschen und Fürchten, ja selbst frei von Vorurteil und mitgebrachtem Wissen in ihrem möglichen, ja vielleicht einzig möglichen Wege voraussieht.

Man blufft wohl mehr, wenn man mit transzendentalen Floskeln und unbekannten Naturgesetzen Taschenspielerstückchen aufführt, denn Selbstbeherrschung und Sittlichkeit sind noch immer Dinge, von denen man nicht gerne hört, und die man strenge von anderen fordert. Für sich selbst nehmen doch noch alle gerne einen Passepartout — jenseits von Gut und Böse.

Dr. Frhr. von Mackay:
Kalifat und Demokratie

Mehr und mehr bricht sich bei allen politisch geschulten und einsichtigen Führern der jungen Türkei die Einsicht Bahn, daß der teokratische Grundgedanke des osmanischen Staates, Geschichte, Ueberlieferung, Charakter- und Gefühlsanlage des Volkes in gleich unbeugsamer Weise die Vereinigung geistlicher und weltlicher Gewalt in einer kräftigen Herrscherhand verlangen. Ein Schattenkaisertum verträgt das türkische Reich nicht. Wenn in ihm der abendländische Demokratismus sich durchsetzen soll, so kann er das sicherlich zunächst nur in der Form des konstitionellen und liberalen Monarchismus mit der durch dies Regierungssystem bedingten Einschränkung und Selbstbescheidung der parlamentarischen Parteigewalten. Die grundlegende und entscheidende theoretische Vorfrage des so entstehenden Verfassungsproblems ist also: *Kann das monarchische Prinzip mit dem Grundsatz der Volksherrschaft auf der Ebene des islamischen Gesetzes, das sich allem Anbranden und Einfluten moderner Ideen zum Trotz als unerschütterlicher rocher de bronze im türkischen Staat erweist, in Einklang gebracht werden?* Und unter welchen Bedingungen?

Der Rechtspivot des Kalifats ist die Koranstelle: O Gläubige, gehorcht Gott und gehorcht dem Propheten und denen, die *ihr zum Befehl erwählt*. Deutlich ist damit die „demokratische Urseele" des Islam von Anfang an ins Licht gestellt. Der Mohammedanismus kennt keine Unfehlbarkeit des Kalifen und kein Gottesgnadentum. Nicht ein papistischer Machtspruch noch die Autorität irgendwelcher übernatürlicher Gewalt, sondern das Idschma, der consensus ecclesiae, das lebendige religiöse Bewußtsein der Gemeinde soll der gültige Maßstab wie für die Handhabung aller kirchlichen

Dinge, so auch für die Schaffung einer geistlichen Führerschaft sein. Die Wahl des Kalifen ist eine freie Rechtshandlung des Volkes der Gläubigen. Allerdings sind die verschiedenen Rechtsschulen der Kharadschiten (Kairo), Ismailiten und Imamiten (Persien), Motasellas und arabischen Orthodoxen sich nicht darüber einig, ob die Erwählung eines solchen Oberhauptes obligatorisch oder fakultativ ist, eine Diskrepanz der Meinungen, die aber reelle Bedeutung kaum hat: daß ein Kalif als Repräsentant des Propheten in der doppelten Eigenschaft eines ‚fidei defensor' und eines „Beherrschers der Welt" zu wählen ist, gilt in der ganzen muselmanischen Welt als selbstverständliche kirchliche Verfassungsnorm.

Wer sind die Wähler, wer ist wählbar? Wähler ist jeder Gläubige, der drei Eigenschaften besitzt. Erstens muß er „gerecht" sein, mit anderen Worten ein den Satzungen des Koran entsprechendes Leben führen. Zweitens muß er über die notwendigsten Kenntnisse vom Wesen und den Funktionen des kalifischen Amtes verfügen. Drittens soll er ein genügendes Ausmaß von „Weisheit und Verstand" besitzen, um die geeignete Persönlichkeit für die Bekleidung der Kalifenwürde erkennen zu können. Die Stimmrechtsbedingungen sind also intellektuell-moralischer, nicht ökonomischer, an irgendwelche Steuerqualifikation gebundener Art; an Liberalismus geben sie jedenfalls den in den westlichen Demokratien üblichen Grundsätzen nichts nach. Das Ideal ‚one man, one vote' ist im Islam Gesetz geworden, lange bevor es in England lebendig wurde. Die Wählbarkeit setzt sieben Eigenschaften voraus, von denen sechs rein persönlichen Charakters sind: Freiheit von körperlichen Gebrechen, scharfes Gesicht, Gehör und Beredsamkeit, um alle Geschäfte des Amtes gehörig erledigen zu können, Tapferkeit und Mut, um imstande zu sein, das islamische Reich zu schützen, Kenntnis der staatlichen Einrichtung und Verwaltungsordnung, Beherrschung der islamischen Wissenschaft und endlich Vertrautsein mit den religiösen Lebensgesetzen des Islam, insbesondere mit dem Koran. Viel umstritten ist bekanntlich die siebente formale Bedingung, die der Abstammung. Die Behandlung der Einzelheiten dieser scholastisch-rabulistischen Fehde bedeutete an dieser Stelle nur eine unfruchtbare Abirrung vom Kern des zu behandelnden Problems; bemerkt sei lediglich, daß die orthodoxe arabische Schule, die das Kalifat den Angehörigen des Stammes der Koraischiten vorbehält, auf zwei Aus-

sprüche des Propheten sich stützt, die Abu Bekr gehört haben will und überliefert hat, daß die Schiiten die Wählbarkeit zum Imam jedem Abkömmling des Hauses Mohammed, das heißt den Deszendenten Beni Haschims zusprechen, während die Kharadschiten und Motasellas sie jedem Moslem zuerkennen unter Hinweis auf den Satz der anerkannten Tradition: „Du mußt gehorchen und aufmerken, selbst wenn das Oberhaupt ein abessinischer Sklave wäre." Geht man von der Tatsache aus, daß Mohammed Gleichheit und brüderliche Menschlichkeit als vornehmste Grundlagen seiner religiösen und politischen Reformen bezeichnete und diese Ideen im Kampf mit dem tyrannischen Feudalismus der arabischen Stammesfürsten und Geldbarone durchzusetzen gesucht hat, so kann man nicht im Zweifel darüber sein, daß die radikal-demokratische Auffassung der letzteren Schulen dem Geist des Islam am meisten entspricht.

Der Wahlmodus ist ein indirekter und hat drei Stufen: Idschab (Elektorenwahl), Kabul (Annahme) und Bajat (Huldigung). Das Volk wählt Vertrauensmänner, die sich durch Abstimmung über die Person des vorzuschlagenden Kandidaten einigen, worauf dieser über die Annahme der Würde sich zu erklären hat; mit der Huldigung der Gemeinde ist dann die Nachfolgerfrage endgültig und unumstößlich erledigt. Ueber die Zahl der Elektoren herrschen ebensoviel Schulstreitigkeiten wie über die Abstammungsfrage. Die orthodoxe arabische Schule richtet sich nach dem Vorgang bei der ersten Wahl, derjenigen Abu Bekrs, bei der das Idschab durch vier Wahlmänner erfolgte. Anderer Schulen Vorbild ist das berühmte Sechsmänner-Konklave Omars, wieder andere beschränken die Zahl der Vertrauensleute auf drei, ja zwei Personen. Auch an diesem Streit erscheint nur soviel wichtig, daß im Laufe der Zeit die Volksabstimmung gänzlich ausgeschaltet wurde, indem die geistlichen Führer kurzweg in geheimer Beratung über die Köpfe der Gemeinde hinweg einen ihnen genehmen Anwärter erwählten. Der Uebergang von dieser aristokratischen Wahlform zur Ernennung des Nachfolgers durch den Imam selbst war dann ein naheliegender Schritt, der schon mit der Erhebung Osmars zum Kalifen vollzogen wurde und folgerichtig späterhin zur Vererbung der Würde in der osmanischen Dynastie führte, als der Abbaside Kaim den Türken Ertophrul zum Sultan, d. h. zum Statthalter des Imam ernannte und ihm den Titel eines Emir ul Mulminin, eines Für-

sten der Rechtsgläubigen verlieh. Trotz allen diesen Umbildungen und Abirrungen von den ursprünglichen Ideen und Prinzipien bleibt aber als unerschüttertes und niemals geleugnetes, im Gegenteil immer wieder von allen Rechtslehrern bekräftigtes staatskirchliches Grundgesetz des Islam die Auffassung bestehen, daß die kalifische Würde ein vom Volk verliehener Rechtstitel ist, den dieses allein zu vergeben hat und den es dem Träger jederzeit nehmen kann, wenn er sich des Amtes unwürdig zeigt.

Rechtlich analysiert ist also das Wesen des Kalifats das eines Vertrags zwischen Volk und erwähltem Führer von der Art, wie das altgermanische Königstum gedacht war und begründet wurde. Der Kalif wird vom Volk der Gläubigen gewählt und während seiner Herrschaft in jeder seiner Handlungen durch die Ulemas, die vom Volk bestellten Hüter und Ausleger des Gesetzes, kontrolliert. Hält er sich an dies Gesetz, so ist ihm jeder Muslim Gehorsam schuldig; übertritt er es, so hört die Dienstpflicht auf. Von einem Widerspruch der Prinzipien des Kalifats und des Demokratismus kann also keine Rede sein. Im Gegenteil: beide sind unlöslich und organisch verbunden. Gleichwohl sind natürlich der Schwierigkeiten, Imamat und Padischat als geistlich-weltliche Herrscherwürde in das System eines modernen Verfassungsstaats einzugliedern, der auf Trennung der kirchlichen Gewalten von den bürgerlichen zielt, nicht wenig. Innere Widersprüche werden immer bleiben: solche Konflikte sind schon bedingt durch die feindliche Stellung des Islam zum Individualismus, durch seine Leugnung der Freiheit der Person und seine Versklavung der Frau als Eigentum des Mannes, durch seine Unduldsamkeit gegen Andersgläubige, denen nur unter Ausnahmegesetzen bürgerliche Rechte zugewiesen werden, und durch die Flüssigkeit seiner Staatsidee, der jede räumliche Abgrenzung fehlt und die im Grunde nichts ist als eine imperialistische, auf Beugung der ganzen Welt unter die Gesetze des Koran gerichtete Ideologie. Indessen haben sich bekanntlich schon viele Staatsgebilde mit dem Ballast solcher Verstiegenheiten, Paradoxien und reaktionären Elemente herumgetragen, ohne deshalb ihre Daseinsfähigkeit und Auftriebskraft zu verlieren und sich als „unreformierbar" zu erweisen, wie es die Türkei nach Ansicht so vieler pessimistischer Beurteiler ihrer Zukunft sein soll. Für die Gegenwart bleibt jedenfalls die Hauptsache, daß man

sich oben in der weltlichen und geistlichen Regierung wie unten im Volk auf die ursprünglich liberalen und evolutionistisch-biegsamen Lebensgesetze besinnt, die das eigentliche Stativ des Islam bilden, aber in langen Perioden der Entartung unter dem Druck von hierarchischem Zwang, Despotismus und rabulistischem Scholastizismus verkümmerten, daß man statt in schablonenhafter Nachahmung westlicher Verfassungsformen aus der Synthese jener freiheitlichen Grundnormen mit den gleichartigen Prinzipien abendländischer Kultur einen osmanischen Freiheitsstaat eigener Prägung und Legierung und bodenständigen Charakters zu entwickeln sucht. Nur so können offenbar die Jungtürken die gewaltige ihnen aufgegebene weltgeschichtliche Mission erfüllen, das Problem des nahen Ostens, das Jahrhunderte lang alle europäischen Städte beschäftigt und ihnen unsäglich viel Blut und Gut gekostet hat, auf friedlich-schiedliche Weise durch die Wiedergeburt ihrer Nation und ihrer Kirche, zugleich aber auch durch die Lebenserneuerung der von ihnen beherrschten Völker zu lösen.

Rundschau

Force noire

Stimmungsmacher bemühen sich, das deutsche Rückgrat dadurch zu versteifen, daß sie ihre „Entdeckung", Frankreich strebe den Besitz eines geschlossenen Großkomplexes in Nordost-Afrika nur zu dem Zwecke an, durch schwarze Zukunftstruppen die deutschen Streitkräfte auf europäischem Boden numerisch zu erdrücken, der Oeffentlichkeit preisgeben. Echt französisch und nur zu echt im Sinne des fast überwundenen, alten Elansystemes, das sich so gar nicht mehr bewährt, und nicht im Sinne des modernen, weit mehr nüchternen Franzosentums läge ja der Schlager der force noire. Aber im scharfen Licht des Gegenwartsurteils ist dieses schwarze Soldatenspiel — eine lächerliche Spielerei. Und das weiß die vernünftige Mehrheit in Frankreich ganz gut. Es wäre wirklich nicht klug, wenn sich Deutsche verleiten ließen, an dieses Märchen ernstlich zu glauben und daraus etwa den Schluß zu ziehen, es müßte noch v o r der Realisierung dieser Machtverstärkung auf französischer Seite — losgeschlagen werden.

Die Statistik unterstützt mit ihren Daten über Bevölkerungsabnahme in Frankreich die Legende der Notwendigkeit der force noire. Und zugegeben sei auch, daß sich einige Rassen und Stämme dieses französischen Zukunftsafrikas — mit einigem Mühe-aufwand zu brauchbaren Soldaten umwandeln lassen. Die Senegaltruppen z. B. leisten jetzt schon in Afrika, unter speziellen Afrikavorbedingungen — ganz brauchbares Material.

Aber die moderne Kriegführung in Europa stellt solche moralische und technische Anforderungen an den Soldaten, daß die Verwendung halbwilder, durch etwas Drill gezähmter Horden gegen gutgeschulte deutsche Truppen einfach zum Unsinn herabsinkt. Ich hatte oft Gelegenheit, schwarze, eingeborene Soldaten in weißen Kaders und versehen mit modernster Ausrüstung, zu beobachten. Wie sie aus ihrer Zone, von der Gegenüberstellung gegen kulturniedrige Gegner herausgerissen wurden, war ihr qualitativer Wert immer ein ganz geringer.

Es bedarf keiner speziellen Erinnerung an das Verhalten afrikanisch-französischer Soldaten im Kriege 1870/71. Nach ganz kurzer Zeit hatte damals jeder oberbayerische Bauernbursche die stupende Inferiorität dieser Hilfskräfte erkannt und ging mit sicherem Erfolg der zehnfachen Ueberzahl dieser Afrikaner entgegen. Und heute ist es gar nicht anders bestellt um die schwarze Rasse.

Der Gedanke, mit der force noire in Europa, gegen einen europäischen, militärisch erstklassigen Gegner Lücken, welche die Entpopularisierung reißt, wirksam auszufüllen, ist zu kindisch, um ihn dem vernünftigen, re-

publikanischen Frankreich zuzumuten. Und deshalb nenn' ich es unverantwortliche Scharfmacherei, wenn einzelne Preßstimmen in Deutschland dieses Gespenst an die Wand malen, um Stimmung für den Krieg zu machen.

Anders — wenn es sich nur um die Beurteilung von afrikanischen Verhältnissen handelt, dort kann ein Uebergewicht durch Heranbildung von schwarzen Truppen leicht und erfolgreich geschaffen werden. Und dort wird auch Deutschland sich kaum länger der Erkenntnis verschließen können, deutsche Interessen mit indigenen Kräfte zu verteidigen.

Ja — es wäre ein großer Fehler, wenn sich die deutsche Kolonialpolitik dieses Hilfsmittels nicht in weit breiterem Maße, als bisher, bedienen würde.

Der Zweck dieser Zeilen aber ist nur — der ungerechfertigten Heraufbeschwörung von unhaltbaren Zukunftsbildern zu unserem Schaden — entgegenzutreten.

Mit der force noire wird in absehbarer Zeit nichts, und in ferner Zukunft auch höchstens ein minimales Etwas gegen die deutsche Kraft zu erreichen sein.

Frhr. von Stetten.

Von der Balkanhalbinsel

Noch ein dem Islam eigener Grundzug tritt in den Balkanstaaten den Zivilsationsbestrebungen hemmend in den Weg: Der Fatalismus, der Glaube an das Kismet, die unabänderliche Vorherbestimmung. Der große Psycholog Mohammed hat diesen Glauben, der übrigens in allen Religionen enthalten ist, in der einen jedoch mehr, in der anderen weniger hervortritt, deswegen ganz besonders in den Vordergrund gestellt, weil er in Verbindung mit den hohen Versprechungen paradiesischer Gnaden, welche der Koran für den unter der grünen Fahne des Propheten fallenden Krieger enthält, dem türkischen Soldaten eine seinen militärischen Wert außerordentlich steigernde Todesverachtung verleiht. In bezug auf friedliche Unternehmungen aber wirkt dieser Glaube direkt lähmend, und hieraus erklärt sich auch die auffallende Erscheinung, daß wir in türkischen Landen alle Unternehmungen von hervorragender Bedeutung in den Händen von Ausländern sehen, obwohl es an Privatvermögen, mit deren Hilfe diese Unternehmungen hätten durchgeführt werden können, durchaus nicht mangelt. Das gilt besonders für die Industrie; für den Handel hat der Türke noch eher Sinn, und er betreibt ihn auch meist in viel reellerer Weise, als seine Konkurrenten christlichen Glaubens.

Gehen wir nun zu einer Betrachtung der einzelnen Balkanstaaten in bezug auf ihren Kulturzustand über, so finden wir in Serbien, das uns am nächsten liegt, als kaum zu überwindendes Kulturhindernis den Mangel an ländlichen Volksschulen. Er ist auf zwei Gründe zurückzuführen. Der serbische Landmann ist nicht Bauer in unserem Sinne, sondern sein Haupterwerb ist die Viehzucht, hauptsächlich diejenige von Schweinen. Für die Fütterung seines Borstenviehs aber bedarf er der Hilfe seiner heranwachsenden Kinder; er kann sie nicht entbehren, sie nicht zur Schule schicken. Die Schulpflicht für Kinder vom sechsten Lebensjahr an ist gesetzlich festgelegt, aber sie steht eben nur auf dem Papier, ist praktisch nicht

durchführbar. Dazu kommt, daß in Serbien häufig ausgedehnte Landbezirke ganz ohne Volksschulen sind oder doch deren so wenige besitzen, daß der Schulbesuch teilweise zur Unmöglichkeit wird. Es mangelt an Lehrkräften, besonders an solchen weiblichen Geschlechts. Die Lehrer und Lehrerinnen haben keine Neigung, sich für ein Gehalt von 800 Fr. und freie Wohnung in weltfremde Dörfer zu begraben, in denen es ihnen an jeder geistigen Anregung fehlt, und sie, besonders die Lehrerinnen, oft schutzlos der Willkür der Dorfmachthaber ausgesetzt sind.

Hochinteressant und volkswirtschaftlich in hohem Grade lehrreich aber ist es, die Wirkungen zu beobachten, welche der vor fünf Jahren abgeschlossene Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn hervorgebracht hat. Serbien war bekanntlich in den Zeiten Milans gänzlich im Schlepptau der österreichischen Politik, was nicht wenig dazu beitrug, Oesterreich auch in Konstantinopel zu einem durch die Unterstützung seitens des Deutschen Reiches noch wesentlich gesteigerten Einfluß zu verhelfen. Unter Alexander machte die serbische Politik eine Schwenkung in das entgegengesetzte Lager; sie ging infolge des Einflusses der Rußland entstammenden und von russischer Seite lebhaft unterstützten Königin Draga mehr und mehr nach der russischen Seite, und für König Peter lag keine Veranlassung vor, hierin eine Aenderung von Bedeutung eintreten zu lassen; er hatte zunächst auch genug damit zu tun, seinen Thron zu festigen. Um nun Serbien hierfür zu strafen, kontingentierte die österreichisch-ungarische Regierung den serbischen Schweineexport nach der Doppelmonarchie, und zwar sehr niedrig, auf nur 70 000 Stück von den ca. 300 000, die in Serbien alljährlich aufgezogen werden und bis dahin zum weitaus größten Teil den Weg nach Nordwesten nahmen und mangels anderer geeigneter Absatzgebiete nehmen mußten. Serbien schraubte dafür die Zölle auf österreichisch-ungarische Industrieprodukte so hoch, daß sie zu Prohibitivzöllen wurden und nun mit einem Male die serbische Industrie einen nie geahnten Aufschwung nahm, ganz besonders in der Textilbranche. Zwilliche für Militärbekleidung, Schajak, ein grobes Tuch, das die Landbewohner benutzen, Herrentuche, bunte Baumwollwaren, Trikotagen der verschiedensten Gattungen, Strümpfe, Schuhe, Hüte in Filz und in Stroh und noch eine Reihe anderer Artikel, die früher von Oesterreich-Ungarn bezogen wurden, werden jetzt in Serbien selbst hergestellt. Aber auch der Nachteil für die serbische Landwirtschaft wurde bald durch die Errichtung großer Schlachthäuser, welche Fleisch, besonders Schinken, in Eispackung weithin exportieren, ausgeglichen und dürfte sich vielleicht in nicht langer Zeit sogar in einen Vorteil verwandeln. Den Schaden hat nur die österreichische Industrie, der eins ihrer besten Absatzgebiete unwiederbringlich verloren gegangen ist.

Allmählich kehrt auch das durch die Ermordung König Alexanders schwer erschütterte Vertrauen des Auslandes in die Stabilität der serbischen politischen Verhältnisse mehr und mehr zurück. Die Befürchtung, daß der frühere Kronprinz Georg, der nach der Annexion Bosniens und der Herzegowina seitens Oesterreich-Ungarns sich durch seine Aufhetzung zum Kriege in so unliebsamer Weise be-

merkbar machte, trotz seiner Entsagung auf die Thronfolge zur Herrschaft gelangen könne, ist als eine durchaus unbegründete zu bezeichnen. Er besitzt gar keinen Anhang mehr, weder im Volke noch im Heer. Nicht selten hört man die Behauptung aussprechen, daß er geistig anormal sei. Seine „Extravaganzen", um der Sache einen milden Namen zu geben, sind in der Tat derartige, daß man sich über solche Behauptungen nicht wundern kann. Es ist ziemlich allgemein bekannt, daß er seinen Kammerdiener aus nichtigem Grunde zu Tode geprügelt hat. Weniger bekannt aber dürfte sein, daß er in eitler Ueberschätzung seiner Schießfertigkeit einem Soldaten die Zigarre aus dem Munde schießen wollte, dabei aber dem Armen die Nase wegschoß. Es steckt auch nicht etwa ein „Prinz Heinz" in ihm, wie ihn uns Shakespeare als Genossen eines Falstaff und späteren hochbegabten Herrscher so vortrefflich zu schildern weiß. Er ist nur von sehr mäßiger Begabung und ernsten Studien durchaus abgeneigt. Sein jüngerer Bruder, Kronprinz Alexander, ist im Gegensatz zu ihm ein ernster, eifrig den Vorstudien zu seinem Herrscherberuf obliegender junger Mann, auf den das serbische Volk mit vollem Vertrauen zu blicken berechtigte Gründe hat.

In Bulgarien liegen in bezug auf den Mangel an Lehrkräften und Schulbesuch die Verhältnisse genau so wie in Serbien, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß hier die Zucht von Hornvieh diejenge von Schweinen überwiegt. In Sofia, das zum größten Teile in durchaus geschmackvoller und den sanitären Verhältnissen Rechnung tragender Weise neu aufgeführt ist, sowie in einigen größeren Orten des Landes hat man Schulen, die nach jeder Richtung hin den an sie zu stellenden Anforderungen entsprechen, auf dem Lande aber sieht es im Schulwesen sehr traurig aus, und es wird auch nicht eher besser werden, als bis man seitens der Volksvertretung sich entschließen wird, die von der Regierung wiederholt vergeblich in Aussicht genommene bedeutende Erhöhung der Lehrergehälter zu bewilligen. Sie legt dem finanziell durchaus nicht glänzend situierten Lande verhältnismäßig schwere Opfer auf, darum hat man sie immer und immer wieder hinausgeschoben.

Bulgarien hat bei seinem Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn bedeutend größere Konzessionen erhal als Serbien, aber naturgemäß auch ebensolche in bezug auf die Zölle der österreichischen Industrieprodukte machen müssen. Daher ist seine Industrie nur sehr wenig entwickelt; sie schließt sich im wesentlichen an die Viehzucht an. Außer diesen Zweigen, unter denen die Lederindustrie die erste Rolle spielt, kommt noch, wie auch für Serbien nachzutragen ist, die Tabakindustrie stark in Betracht. Der weitaus größte Teil dessen, was als echter türkischer Tabak verkauft wird, entstammt den Staaten an der unteren Donau.

Bulgarien hat in der letzten Geschichtsepoche in bezug auf seine äußere Politik genau die entgegengesetzte Bewegung ausgeführt, wie Serbien. Es war unter dem Battenberger der getreue Schildknappe Rußlands und unterstützt jetzt in allen Fragen von Bedeutung die Politik Oesterreich-Ungarns. Von größerer Wichtigkeit aber ist, daß Ferdinand von Bulgarien es verstanden hat, seine unruhigen Untertanen von der Notwen-

digkeit eines stetigeren Verhaltens zu überzeugen und den Mächten das Vertrauen einzuflößen, daß sie unter seiner Leitung die Ruhe Europas nicht so leicht stören werden. Das ist schon viel und konnte nur durch eine kluge und zielbewußte, in scharfsinniger Weise den Verhältnissen Rechnung tragende Politik erreicht werden. Ein sehr wesentlicher Anteil an diesem Verdienst gebührt Stambulow, dem Bismarck Bulgariens, wie man ihn dort etwas emphatisch zu nennen pflegt. Für Bulgarien ist die Regierung Ferdinands auch insofern zu einer besonders ersprießlichen geworden, als er einen sehr beträchtlichen Teil seines Privatvermögens, mehrere Millionen, dem Wohl seines Landes geopfert, im Gegensatz zu so manchem Fürsten, von dem die Geschichte uns meldet, daß er die Einkünfte seines Landes zu seiner persönlichen Bereicherung mißbraucht habe. Sehr wünschenswert erscheint noch die Fürsorge für bessere Kommunikationsmittel, die auch die Ausnutzung des großen Holzreichtums der bulgarischen Wälder gestatten würde.

Das bekannte Wort, daß diejenige Hausfrau die beste sei, von der man am wenigsten hört, läßt sich mit einiger Einschränkung auch auf Staatsregierungen anwenden. Von allen Donaureichen hört man Rumänien am seltensten nennen, und in der Tat, es erfreut sich einer vorzüglichen Regierung. Allerdings muß auch anerkannt werden, daß die Rumänen unter den Völkerstämmen der Balkanhalbinsel eine hervorragende Stellung durch ihren Nationalcharakter einnehmen. Sie sind Abkömmlinge der Römer, die aus dem heutigen Rumänien und den nördlich von ihm liegenden Gebieten ihre Provinz Dacien gebildet hatten und dort am längsten ihre Herrschaft aufrechterhielten. Bei der Vermischung mit den Eindringlingen slavischen Stammes, welche dort nach der Völkerwanderung stattfand, zeigte der römische Volkscharakter seine Superiorität dadurch, daß er diese fremden Elemente sich assimilierte.

Von allen Balkanreichen genießt Rumänien mit Recht den Ruf der größten Konsolidation. Diese gilt sowohl nach außen wie nach innen hin. Die lange Regierung König Karls war anfänglich von manchen Stürmen durchweht; er kam als Fremdling in das Land und wurde durchaus nicht von allen Parteien freudig willkommen geheißen. Im Gegenteil, mehr als einmal wurden Organisationen entdeckt, die zum Zweck hatten, den König zu entthronen und an seine Stelle das Haupt eines der alten einheimischen Geschlechter zu setzen. Statt der sonst in solchen Fällen in orientalischen und halbbarbarischen Ländern üblichen drakonischen Strenge ließ König Karl möglichste Milde walten und erreichte hierdurch, daß diejenigen, die einst seine erbitterten Gegner waren, allmählig seine treuesten Anhänger wurden. Sein schlichtes, jeder Prachtentfaltung abholdes Wesen im Verein mit seiner unermüdlichen Fürsorge für sein Land zwang selbst der Opposition Anerkennung ab, und im Auslande wurde mit großer Befriedigung konstatiert, daß neben den damals noch so schwankenden Gestaltungen der Verhältnisse in Serbien und Bulgarien Rumänien einen festen Kernpunkt bildete, der eine sichere Unterlage für die Bestrebungen ab-

gab, welche die Aufrechterhaltung der Ruhe auf der Balkanhalbinsel zum Ziel hatten.

Eine sehr wesentliche Unterstützung wurde König Karl durch seine hohe Gemahlin zuteil, die unter dem Pseudonym Carmen Sylva ihre besonders auf dem Gebiet der Lyrik liegende dichterische Begabung kundgab. Sie unterstützte ihren Gatten eifrig in seiner stillen Arbeit für das Wohl seines Landes, und die Hebung des Unterrichtswesens für das weibliche Geschlecht ist zu einem nicht geringen Teile ihr zu danken. Auch dem Sanitätswesen widmete sie in Gemeinschaft mit ihrem Gemahl eine Aufmerksamkeit, die so vorzügliche Resultate gezeitigt hat, daß Rumänien unter allen Balkanstaaten nach dieser Richtung hin ebenso an der Spitze steht, wie in militärischer Beziehung. Die rumänischen Truppen sind vorzüglich einexerziert, ihr Offizierkorps steht auf hoher Stufe der militärischen Wissenschaft nicht allein, sondern es zeichnet sich auch durch allgemeine wissenschaftliche Bildung sehr vorteilhaft aus. Im Ernstfalle wird es einen Faktor von entscheidender Bedeutung abgeben. Auch ein großer Teil der höheren Zivilbeamten hat durch Studien auf ausländischen Universitäten sich weit über das sonst dort übliche Niveau emporgeschwungen.

Die Entwicklung der Industrie geht allerdings nur langsam vor sich, wie dies ja auch anders in einem Lande, das vor verhältnismäßig kurzer Zeit nur den Ackerbau als Erwerbsquelle kannte, nur unter ganz besonders günstigen Umständen möglich ist. Immerhin sind reguläre Fortschritte zu verzeichnen, und wenn, wie es jetzt den Anschein hat, fremdes Kapital befruchtend in das Land strömt, werden auch industrielle Etablissements in größerem Umfange erstehen, und die natürlichen Hilfsquellen des Landes voll zur Ausnutzung gelangen.

Eine allmähliche Konsolidation der Verhältnisse glaubte man auch in Griechenland annehmen zu können, dieser Glaube wurde jedoch zum Schwanken gebracht durch die Nachrichten über die Kapitulation, die König Georg vor den Forderungen der Militärpartei zu unterzeichnen sich gezwungen sah. Das ganze Ereignis aber liefert auch abgesehen von seiner sehr bedenklichen Wirkung nach außen hin einen neuen Beweis für die keinem Kenner der Verhältnisse im Südosten Europas verborgen gebliebene Tatsache. daß die Nachkommen der uns so sympathischen Helden des griechischen Altertums weit davon entfernt sind, ein Anrecht auf die Vererbung der Sympathien zu besitzen. Dies zeigt sich besonders hervortretend bei den griechischen Kaufleuten, die ja das Gebiet ihrer Tätigkeit weit über die Grenzen ihres engeren Vaterlandes hinaus ausgedehnt haben. Sie weisen, wie bereits kurz erwähnt, im großen und ganzen eine Unreellität auf, die oft zu einer ausgesprochenen Neigung zum Betrug ausartet. Warme Anerkennung dagegen verdient ihr Lerneifer, ebenso die mit diesem verbundene Opferwilligkeit bei Errichtung neuer und weiterer Ausdehnung schon vorhandener Schulen. Auch ihrem Eifer für die Erhaltung ihrer Nationalität muß ein warmes Lob gespendet werden. Daß mit diesem das Streben Hand in Hand geht, diejenigen überwiegend von Griechen bewohnten Gebietsteile, welche noch unter türkischer Herrschaft stehen, dem Königreich Griechenland

anzugliedern, ist nur natürlich. Dieses Streben richtet sich zunächst auf die Insel Kreta. Sie gehört geographisch, historisch und ethnographisch zu Griechenland, und wenn auch das, was von der grausamen Behandlung der kretensischen Griechen durch die türkischen Behörden berichtet wird, fast gänzlich als Sensationsmache englischer Blätter angesehen werden muß, so kann doch bei der Unfähigkeit der Türken, auch nur annähernd den Forderungen der heutigen Zivilisation Rechnung zu tragen, der Rückfall Kretas an Griechenland lediglich als eine Frage der Zeit angesehen werden. Vielleicht geht ihm die Erwerbung der überwiegend von Griechen bewohnten Teile Südalbaniens noch voran; nirgends steht die Herrschaft des Halbmonds auf schwächeren Füßen als dort.

Befinden sich die Ghegen Nordalbaniens noch auf der niederen Kulturstufe des nomadisierenden, nur zur Winterszeit in festen Wohnsitzen sich aufhaltenden Hirten, mit der freilich der Gebrauch moderner Repetiergewehre einen seltsamen Kontrast bildet, und ist ihr Land als ein nahezu wertloses zu bezeichnen, so weit es bis jetzt erforscht werden konnte, so bietet dagegen Südalbanien eine verhältnismäßig hohe Kulturstufe. Dank dem Wetteifer der dort dicht angesiedelten Griechen und Serben. Noch viel mehr würde erreicht sein,. wenn nicht die stete Beunruhigung durch bald kleinere, bald größere Aufstände einen in so hohem Grade ungünstigen Einfluß ausübte. Ihn zu paralysieren würden selbst ernstgemeinte und tatsächlich durchgeführte Anstrengungen der türkischen Machthaber nicht genügen. Von solchen aber ist nichts zu spüren; im Gegenteil, die türkische Administration erweist sich wie überall so auch hier als ein schwer zu überwindendes Hemmnis für jeden kulturellen und industriellen Fortschritt. Zeigt sich aber ein solcher sogar in denjenigen nordalbanischen Gebieten, welche durch den Berliner Vertrag an Montenegro gefallen sind, so wäre er in Südalbanien noch viel leichter zu erzielen.

Montenegro hat in der Tat bewiesen, daß es zivilisatorisch zu wirken imstande ist. Wer die Hafenanlagen von Antivari unter türkischer Herrschaft gänzlich verfallen und unter montenegrinischem Szepter neu erstehen sah, der kann sich der Erkenntnis unmöglich verschließen, daß diese für das gesamte Hinterland so wichtige Anlage den Ausgangspunkt einer sehr wesentlichen kulturellen Hebung desselben bildet. Freilich ist das alte Montenegro hinter dem einst albanesischen Teile weit zurückgeblieben. Was es aber an Fortschritten zu verzeichnen hat, das dankt es fast ausschließlich dem russischen Rubel; ohne diesen wäre Montenegro noch heute nicht viel weiter zivilisatorisch emporgekommen als das Nordalbanien der Ghegen. Zu verwundern ist also nicht, daß Montenegro ganz und gar im Schlepptau der russischen Politik segelt, und daß König Nikita auch die absolutistischen Allüren des „Väterchens“ an der Newa getreulich kopiert. Montenegro ist nur dem Namen nach eine konstitutionelle Monarchie; in Wirklichkeit regiert König Nikita durchaus absolutistisch, und das Volk verlangt mit wenigen Ausnahmem auch gar nichts anderes. Ein Versuch der Auflehnung würde seinen Urheber sehr übel bekommen; das Heer, zu einem sehr großen Teile von russischen Offizieren kommandiert, russisch uniformiert und einexerziert, würde mit

den „Hochverrätern“ kurzen Prozeß machen.

Wir sehen die Balkanstaaten in einer Entwickelung, welche hier in rascherem, dort in langsamerem Tempo vor sich schreitend, doch als eine im großen und ganzen befriedigende bezeichnet werden kann. Zu vollem Aufschwung wird sie freilich erst gelangen können, wenn das berechtigte Streben der christlichen Balkanstaaten nach Angliederung der national zu ihnen gehörigen Gebiete seine Befriedigung gefunden haben wird.

Konsul A. von Schlieben.

Ferdinand von Hornstein

hat im Verlage von Julius Zeitler zwei aparte Büchlein erscheinen lassen („Leib und Seele“, Gedichte und „Der Lebenshorcher“, Novellen), die weniger sind als reife, künstlerische Satire und mehr als satirische Kunst. Sie tummeln sich lustig auf jenem feinen undefinierbaren, den Franzosen weit mehr als uns bekannten Grenzgebiet von Lebemannskomik und ernsthafter Skeptik umher, wo es nicht gerade haargenau darauf ankommt, daß alles in einem Geleise forttrottet, wo die Bocksprünge vielmehr ins Bild gehören, wie das „HB“ auf einem anständigen Münchener Maßkrug. Hornstein liebte es, die Momente festzuhalten, wo das erhabene Grinsen des Schicksals sich ins Derbe zu verziehen beginnt; ich verweise auf die Novelle „Ein Gespensterkniff“, die geradezu klassisch dafür ist, welcher grausige Effekt sich durch gänzlich unvorbereitetes Umbiegen des Stils erzielen läßt. Solche Effekte wird man in den schmalen, hübschen Bändchen noch manche entdecken; sie sind elegant gesehen, mit den Augen des berühmten „Mannes von Welt“ (der scheints heute wieder auftauchen will). Für den modernen Salontisch. Mehr nicht.

B. Ihringer.

Dieser Nummer liegt das Lesezeichen der Deutschen Gasglühlicht-Aktiengesellschaft (Auergesellschaft) bei.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. Curt Radlauer, Berlin W, Traunsteiner Straße 8. — Redakteur für Kunstwissenschaft und künstlerische Naturbetrachtung: Prof. Hanns Fechner, z. Zt. Schreiberhau. —
Druck von Siegfried Scholem, Berlin-Schöneberg, Hauptstraße 7—8.



von.





Jacopo Palma d. ä.
Jakob und Rahel.

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 30 / Traunsteinerstr. 3

36. Jahrgang. Band 139. Heft 442. Zweites Novemberheft 1911

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Dr. Curt Radlauer:
Die „teutsche" Rassenfrage

Mit dem Begriff der „Rasse" wird in der populären anthropologischen Literatur viel Unfug getrieben. Rasse ist die konstante Varietät einer Art; die sogenannte Rassenvarietät. Es gehört dazu, daß die Rassenmitglieder, selbstverständlich unbeschadet der individuellen Variation, gleichmäßig gebaut sind. Es gibt aber viele Leute, die sich alles mögliche unter „Rasse" vorstellen, mit diesem tönenden Schlagwort in vollem Ernste ganze Theorien aufbauen und dabei noch verlangen, daß ihre graue theoretische Weisheit auch praktisch durchgeführt werden soll. Solche Schriftsteller finden wir hauptsächlich in der politischen Literatur (Gelbe Gefahr), dann aber auch in den antisemitischen und philosemitischen Schriften. Die Kontroversen erwecken hierdurch beim Sachverständigen den Eindruck einer belanglosen Spielerei, und dieser Zustand mag es wohl hauptsächlich verschuldet haben, daß sich die Anthropologen nicht gern in das Schlachtgetümmel der politisch-praktischen Verfechter irgendeiner sogenannten Rassentheorie einmischen. Der Unfug geht so weit, daß auch der ernsthaft denkende Laie sich nur schwer dazu entschließen kann, die Anthropologie zu den exakten Naturwissenschaften zu zählen, weil sie durch die argen Faseleien dumpfer und unklarer Köpfe stark in Mißkredit geraten ist.

Dennoch ist gerade die anthropologische Wissenschaft ein nicht zu unterschätzender Faktor bei der Betrachtung jedes Weltengeschehens. Die menschliche Geschichte ist leichter zu verstehen und die unsichtbaren Fäden, die zwischen den großen Ereignissen von historischer Tragweite weben und spinnen, treten deutlicher aus dem Dunst des nackten chronologischen Datenmaterials hervor, wenn wir ihre Kausalität zu ergründen bestrebt sind und mit dem Lichte der anthropologischen Erkenntnis in manche Rätselecke der Geschichte hineinleuchten. Ich halte es aber auch schon deshalb für angebracht, aus der Reserve der kühlen wissenschaftlichen Zurückgezogenheit herauszutreten, weil

das Geschwätz unwissender Theoretiker auf die Dauer die öffentliche Meinung tatsächlich falschen Richtlinien und Zielen zuführen kann. Voll Staunen habe ich schon mehrfach sogar Gelehrte und tiefsinnige Personen, die in ihrem Fache Wertvolles leisten, mit einem erschreckenden Leichtsinn über die schwierigsten anthropologischen Probleme sprechen hören. Dabei wurde nicht einmal zwischen physischer Anthropologie und Linguistik unterschieden. Es ist leider allzu bekannt, daß ungestraft und unverhöhnt Schriftsteller von einer arischen Rasse zu erzählen wagen. Sie stellen als das Ideal aller körperlichen Vorzüge den dolichokephalen (langköpfigen) blauäugigen, goldblonden Arier hin. Hier sind die Grundbegriffe aller exakten Wissenschaften so willkürlich herumgewirbelt und vermengt, daß es den Anthropologen vom Fach wie einen Faustschlag trifft. Ariertum ist eine linguistische (sprachliche) Gruppe — wie kann man aber von einem Sprachenstamm behaupten, daß er langköpfig, blauäugig und goldblond sei? Gibt es eine langköpfige oder goldblonde Sprache? Langköpfigkeit, blondes Haar und blaue Augen sind körperliche (physische) Eigenschaften, die das Rassentum, nicht aber die Sprachengruppe berühren. Es gibt keine arische Rasse, es gibt nur einen arischen Sprachenstamm. Jede andere Interpretation ist unsinnig und stellt die Tatsachen auf den Kopf.

Der Beweis ist sehr leicht. Die Zugehörigkeit zu einer Rasse basiert auf der Eigentümlichkeit einzelner somatischer Merkmale. Nur körperliche Eigenschaften kommen hierbei in Betracht. Sprachen können übernommen sein, ohne daß damit körperliche Ingredienzien bei den Völkern verändert wurden. An historischen Beispielen hierfür mangelt es nicht. Die Sieger befinden sich den alten Einwohnern des eroberten Landes gegenüber numerisch in der Minderheit. Ihre Weiber haben sie im Vaterlande zurückgelassen, ihre Sehnsucht wurzelt in der Heimat, und sie suchen, sobald als möglich dahin zurück zu gelangen. Wohl drücken sie den Stempel der höheren Kultur dem besiegten Reiche auf, wohl wird ihre Sprache die offizielle und herrschende, aber ihre somatischen (körperlichen) Eigenschaften gehen unrettbar verloren, lösen sich in den charakteristischen Merkmalen auf; denn weitab ist die Heimat mit den Frauen, keine Brücke führt zu Stammesverwandten. Das ist die Tragik des Siegers, wohl regiert er ein Volk, und sein Geist, seine Sprache siegt. Aber die Notwendigkeit ergibt eine stete Vermischung mit den Besiegten. Dazu kommt,

daß die Eroberer an das fremde Klima nicht gewöhnt sind. Die alte ansässige Bevölkerung (die Autochthonen) saugt das neue Element mit allen physischen Eigenschaften schnell und fast unmerklich auf, die körperlichen Charakteristika der Eroberer tauchen unter und verschwinden, aber die neue Sprache bleibt und herrscht über den Generationen. Bei ihr allein entscheidet nicht das numerische Verhältnis, sondern die absolute Brauchbarkeit und Qualität. Je höher die Sprache entwickelt ist, je präziser sie grammatikalisch durchgefeilt ist, je durchgeistigter sie ist und damit zum Ausdrucksmittel einer verfeinerten Kultur wird, desto schneller wird sie zum Gemeingut eines fremden Volkes, das schließlich darüber sein ursprüngliches Idiom ganz vergißt. So hat sich in Südafrika der hamitische Einfluß bis in die Kapkolonie erstreckt — und doch sind die Bewohner dieses Gebietes somatisch keinesfalls als Hamiten zu bezeichnen. So haben in Vorderasien semitische Einwanderer die armenoide Urbevölkerung sprachlich beeinflußt, und so haben germanische Faktoren in einem großen Teil Nordost-Deutschlands in linguistischer Beziehung unverwischbare Spuren hinterlassen, ohne damit eine prinzipielle körperliche Umgestaltung bei den Einwohnern zu erzielen.

In diesem Aufsatz sei es mir gestattet, die „teutsche" Rassenfrage einer sachlichen Kritik zu unterziehen. Das Wort „Teutschtum", das „rassenechte Arier" neuerdings mit schmunzelndem Stolze oft betonen, ist hergeleitet von dem Namen der Teutonen. Die Teutonen bilden unbestreitbar einen Rassentypus des europäischen Menschen. In bezug auf die Klassifikation des Homo Europaeus albus, wie ihn Linné taufte, hat die Wissenschaft viel versäumt. Lange Zeit gab man sich mit dieser umfassenden Linnéschen Bezeichnung zufrieden, und erst neuerdings machen sich Strömungen bemerkbar, die grundsätzliche Unterschiede bei den Bewohnern Europas auch prinzipiell getrennt wissen wollen. Allerdings ließ die in stetem Fluß und Fortschreiten befindliche ausgebreitete Zivilisation in Europa eine scharfe Umgrenzung und Absonderung der einzelnen Rassentypen nicht zu. Trotzdem wäre es irrig, anzunehmen, daß es sich in Europa um einen einheitlichen Typus handelt. Wir stoßen überall bei der Untersuchung europäischer Bewohner auf die deutlichsten unterschiedlichen Merkmale; es gibt nicht nur große und kleine Europäer, es gibt auch blonde, braune und schwarze, rundschädlige

und langschädlige mit grauen, blauen, braunen oder schwarzen Augen, weißhäutige und dunkelhäutige Individuen mit vorstehendem oder geradstehendem Untergesicht, mit stark oder schwach entwickelter Unterlippe, mit lockigem, welligem, straffem oder krausem Haar usw. Ganz einträchtig scheinen hier alle konträren körperlichen Eigenschaften nebeneinander zu wohnen, und es ist wahrlich schwer, sich aus dem Chaos herauszufinden, das hier die vielgeliebte und vielgeschmähte europäische Kultur mit ihrer Tendenz zur Mischung angerichtet hat. Und doch häufen sich bestimmte Merkmale derart, daß der Veranstalter exakter Reihenmessungen einzelne Inseln von Gruppenphysiognomien aus dem Wirrwarr der ungeordneten Erscheinungen deutlich sich erheben sieht. Inseln der Rasse, Inseln des Typus, die, verdeckt durch eine starke jahrhundertelang waltende Mixion, nur mühsam unter der gleichmachenden Oberfläche europäischer Kultur und dem wechselnden Bilde vieler individueller Variationen hervorzusuchen sind.

Auf diese Weise unterscheidet die anthropologische Wissenschaft in Europa drei Typen:

1. den teutonischen Typus,
2. den alpinen Typus und
3. den Typus der Mittelmeerländer.

Der teutonische Typus weist einen langgeformten Schädel auf, das Gesicht ist hoch und schmal, das Haar ist licht und glänzend, die Augen blau, die Statur lang und groß, die Nase — man höre und staune! — eine Adlernase, edel im Profil und schmal.

Der alpine Typus besitzt einen runden Schädel, ein breites Gesicht, kastanienbraunes Haar, hellbraune Augen und eine klotzige mittlere Figur. Die Nase ist meist plump, manchmal breit, wechselt aber oft in der Form. Der Typus der Mittelmeerländer zeigt einen langen Schädel, ein schmales, hohes Gesicht, dunkles, manchmal rabenschwarzes Haar, dunkle Augen, eine zierliche und kleine Figur und eine feingeschnittene, selten breite Nase.

Der teutonische Typus ist wohl für uns der interessanteste. Er bewohnt den Nordwesten Europas und erstreckt sich bis nach Skandinavien herauf. Dagegen breiten sich die beiden anderen Typen jenseits der Grenzen des Festlandes aus. Der alpine hat seinen Mittelpunkt in Asien, der mittelländische dagegen in Afrika. Wir sehen also, daß wir es bei den beiden letzteren Typen keinesfalls

mit waschechten Europäern zu tun haben, andererseits überliefert uns die Geschichte von dem teutonischen Typus manches Rassenmerkmal, das noch heute gut auf die Vertreter dieser Art paßt. Wenn die Alten uns die Goten, die Dänen, die Sachsen schildern, so deckt sich ihr Bild prächtig mit den noch lebenden Gestalten.

Wenden wir uns nun zu Deutschland! Unser altes liebes Deutschland soll es nicht mehr heißen! — Teutschland wollen sie es nennen. Und mit Recht? Glauben jene „Arier" im Ernst, daß unser Vaterland von einer einheitlichen Bevölkerung, einer reinen Rasse, den Teutonen bewohnt wird? Wer sind die Deutschen? Welches Land bewohnen sie? Der Oesterreicher spricht ebensogut deutsch wie der Preuße, und doch — er ist streng politisch kein Deutscher. Der Pole in Ostpreußen aber spricht allzu gern seine slavische Muttersprache — und doch wird er hochoffiziell zu den Deutschen gerechnet. Wir müssen uns stets vor Augen halten, daß weder eine nationale noch eine sprachliche oder religiöse Gruppe einen einheitlichen Rassencharakter in sich einzuschließen braucht. Eine anthropologische Einteilung basiert auf der Untersuchung körperlicher Eigenschaften, die politische Gruppierung könnte wohl, wenn sie dauernd wäre, gewisse somatische Merkmale beeinflussen, aber sie darf nie als Ausgangspunkt der Beobachtung dienen.

Gerade in Deutschland, das bekanntlich politisch ein Flickwerk ist, zeigt sich eine sehr bedeutende Rassenvermischung. Man kann wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß die anthropologischen Elemente Nordwest-Deutschlands (dazu gehören die Provinzen Hannover, Schleswig-Holstein und Westfalen) mit dem schwedischen und dänischen Typus identisch sind. Das also wäre Teutonenrasse. Aber der übrige Teil Deutschlands, Preußen östlich der Elbe nicht ausgeschlossen, hat leider fast nichts mit den geliebten Teutonen gemein. Ja, im Süden Deutschlands, in Baden, Württemberg, in Bayern, macht sich der alpine rundköpfige Typus ganz deutlich bemerkbar und schließt damit vollkommen jede Spur der teutonischen Rasse aus. Der einzige Unterschied, der sich hiernach bezüglich der Rasse zwischen Deutschland und Frankreich ergibt, ist der, daß ganz im Norden des Deutschen Reiches etwas mehr teutonischen Blutes zirkuliert als in dem sogenannten „gallischen" Staate. Zwischen Süddeutschland aber und Zentral-Frankreich läßt sich ein Unterschied in anthropologischer Hinsicht schon gar nicht aufstellen. Es ist

also eine sinnlose Verfälschung des Tatsachenmaterials, wenn Politiker Rassengegensätze zwischen Frankreich und Deutschland künstlich aufbauen, die in Wahrheit niemals bestehen und bestanden haben, wenn sie den „Erbfeind“ nicht allein durch die Darlegung wirtschaftlicher Konkurrenzen, sondern auch noch durch das Märchen des fremden Blutes zu konstruieren belieben.

Ein Hauptmerkmal der teutonischen Rasse ist nun der langgeformte Schädel, und deshalb wird von den Verfechtern des Teutschtums dieser dolichokephale Schädel auf den Schild erhoben und in allen Tonarten gepriesen. Der Langschädel soll nicht nur ein Kennzeichen für den höchsten Stand des Intellektualismus sein — nein, von ihm rühren überhaupt alle Kulturerzeugnisse her, das wahre Wesen des geistigen Lebens ist er, alle Fortschritte in Kunst, Wissenschaft, Literatur und Technik sind allein auf die Langschädeligkeit zurückzuführen.

Schade, daß die exakte Forschung da gerade durch die herrlichsten Tiraden rauscherfüllter Schwärmer einen dicken Strich macht. Kalt und nüchtern konstatiert nämlich auf Grund sorgfältigen Studiums der Anthropologe Nyström, daß die Form des Schädels allein durchaus nicht als ein Rassenprivileg angesehen werden darf. Die Schädelform braucht ihre Ursache nicht nur in hereditären Momenten zu haben, vielmehr sind auch rein mechanische Faktoren dabei zu beachten.

Nyström führt nämlich die Schädelform neben dem Erblichkeitsgesetz noch auf folgende zwei Ursachen zurück:

1. dem hydrostatischen Prinzip für die Rundköpfigkeit und
2. dem dynamischen Prinzip für die Langköpfigkeit.

Das hydrostatische Prinzip entspricht einer physischen Kraft oder einem Drucke im Innern des Schädels, der nichts anderes ist als das Grundprinzip der Hydrostatik, d. h. das Prinzip für gleichmäßig verteilten Druck in allen Richtungen auf eine ihm ausgesetzte, in einem Gefäß eingeschlossene Flüssigkeit. Das Gefäß wird hierbei durch den Schädel dargestellt, die eingeschlossene Flüssigkeit kann sehr gut mit dem halbfesten Gewebeinhalt des Schädels verglichen werden, da hierin sich beständig eine bedeutende Menge Blut findet und zum großen Teil an der Oberfläche des Gehirns zirkuliert. Außerdem ist eine gewisse Menge dünner Flüssigkeit mit 98,5% Wasser im Arachnoidal- und Subarachnoidalraum und in den Ventrikeln des Kopfes vorhanden, auch darf nicht vergessen werden, daß die graue Substanz

des Gehirns mehr wasserhaltig als das Blut ist, da sie ungefähr 86% Wasser enthält. Die weiße Substanz enthält 70% Wasser. Dieser im Innern des Schädels wirksame Druck, der jahrelang ausgeübt wird, vermag die Form des Schädels zu bestimmen, wobei man sich jedoch nicht vorstellen darf, daß die fraglichen Veränderungen der Knochenformen nur auf ihrer Elastizität beruhen. Vielmehr müssen hierbei auch die Ossifikations- und Wachstumsprozesse der Knochen in Betracht gezogen werden, die bekanntlich durch Apposition oder Auflagerung neuer Knochenmassen von außen und — dem entgegengesetzt — durch Resorption oder Auflösung im Innern stattfinden.

Das dynamische Prinzip erklärt sich durch den Zug der Nackenmuskulatur am Hinterhauptbein. Es ist klar, daß die Wirkung der Nackenmuskulatur bei vornübergebeugter Stellung des Individuums im Gegensatz zu dem hydrostatischen Prinzip eine längliche Schädelform erzeugen muß. Verlangen also die Lebensgewohnheiten einer Rassengruppe andauernd diese Körperhaltung, so ist die Formbildung des Schädels aus dynamischen Ursachen gegeben.

Es wäre also übereilt, die Schädelform als unveränderlichen Rassenfaktor hinzustellen und daraus auf die geistigen Qualitäten einer Menschengruppe zu schließen. Richtig allein ist, daß die Dolichokephalie eine Eigenheit der vorgeschichtlichen Neanderthal- und Kro-Magnon-Rassen darstellen. Sollte auf Grund dessen die Dolichokephalie eine primäre Form des Schädels sein, so haben die Verfechter der „teutschen" Rassentheorie wahrlich keine Ursache, auf diese primitive Langköpfigkeit ihrer Rasse stolz zu sein.

Zusammenfassend ist zu erklären, daß

a) der Begriff der arischen Rasse ein barer Unsinn ist,
b) die teutonische Rasse nur einen relativ kleinen und engbegrenzten Teil des Deutschen Reiches bewohnt, daher die Identifizierung der teutschen (teutonischen) Rasseneinheit mit der deutschen (politischen) Volkseinheit den anthropologischen Tatsachen nicht entspricht.

Prof. Dr. Karl Theod. Gaedertz:
Fritz Reuter als Zeichner

Durch „Ut mine Festungstid“ erfuhren die Verehrer Fritz Reuters zuerst von seiner Zeichen- und Malkunst. In Magdeburg hatte der „Staatsverbrecher“ einen Kasten mit Pastellstiften geschenkt bekommen.*) „Dat ward en Gefangen swor, sik wider tau helpen un wat tau lihren. Dat heit för gewöhnlich: dor haddst du rechte Tid tau'm Lihren, dor stürte di kein Minsch: ach, wat sünd de Lüd' doch klauk! . . . Ik kann mi sihr gaud denken, dat en Minsch dat in en Gefängnis in allerlei Handfarigkeiten sihr wid bringen kann; äwer sindag' nich kümmt ut en Gefängnis en Künstler herut oder en Gelihrten, de de Welt würklich wat nütt ward. De Musik allein mag dorin 'ne Utnam maken; äwer hier was't ok niks mit ehr, denn singen un fläuten was verbaden.“ — Handarbeit schien also der einzig zuträgliche Zeitvertreib. Er legte sich nun auf das Malen und Porträtieren. Den Reigen eröffneten seine Mitdulder, dann kam der Inspektor Maaß an die Reihe und als „Glanzpunkt“ der Platzmajor Singer. Humorvoll erzählt der junge Künstler seine Freuden und Leiden: sein Atelier wäre ebenso gut, wie dasjenige eines akademischen Meisters, das kühlste Nordlicht fiele schön von oben; einen großen Vorteil hätte er noch voraus, indem die Leute, welche ihm säßen, das Sitzen gewöhnt wären, es auf die Länge aushalten könnten, ein etwaiges Entweichen verhinderte die verschlossene und verriegelte Tür! — Unter besonderen Schwierigkeiten vollzog sich der Schöpfungsakt des Ebenbildes vom Platzmajor. Derselbe war ein Flachskopf und ohne Augenbrauen. „Un ik Unglücksworm hadd dat an de Mod', mit de Ogenbrauen antaufangen. Wat nu? Anfangen müßt ik, un mit wat Horigs, ik fung also mit den Snurrbort an.“ Das Gesicht wurde fertig, „sihr schön“. Nun aber die Uniform: „blag mit en roden Kragen, un denn de goldnen Epauletts un de blanken Knöp“. Da lag der Hase im Pfeffer. Der

*) Wie und woher er sich später die nötigen Utensilien und Farben verschaffte, darüber vgl. Gaedertz, „Im Reiche Reuters“ S. 116 ff.

Rock ging zur Not; doch Epauletts und Knöpfe sahen aus, als wären sie sieben Jahre nicht geputzt, und der Kragen glich dem eines ganz gewöhnlichen preußischen Postmeisters. „Ärgern ded ik mi niederträchtig; äwer wohr was't, en beten gellerich sach hei ut, denn mit den Zinnober was ik ogenschinlich anführt, dat was idel



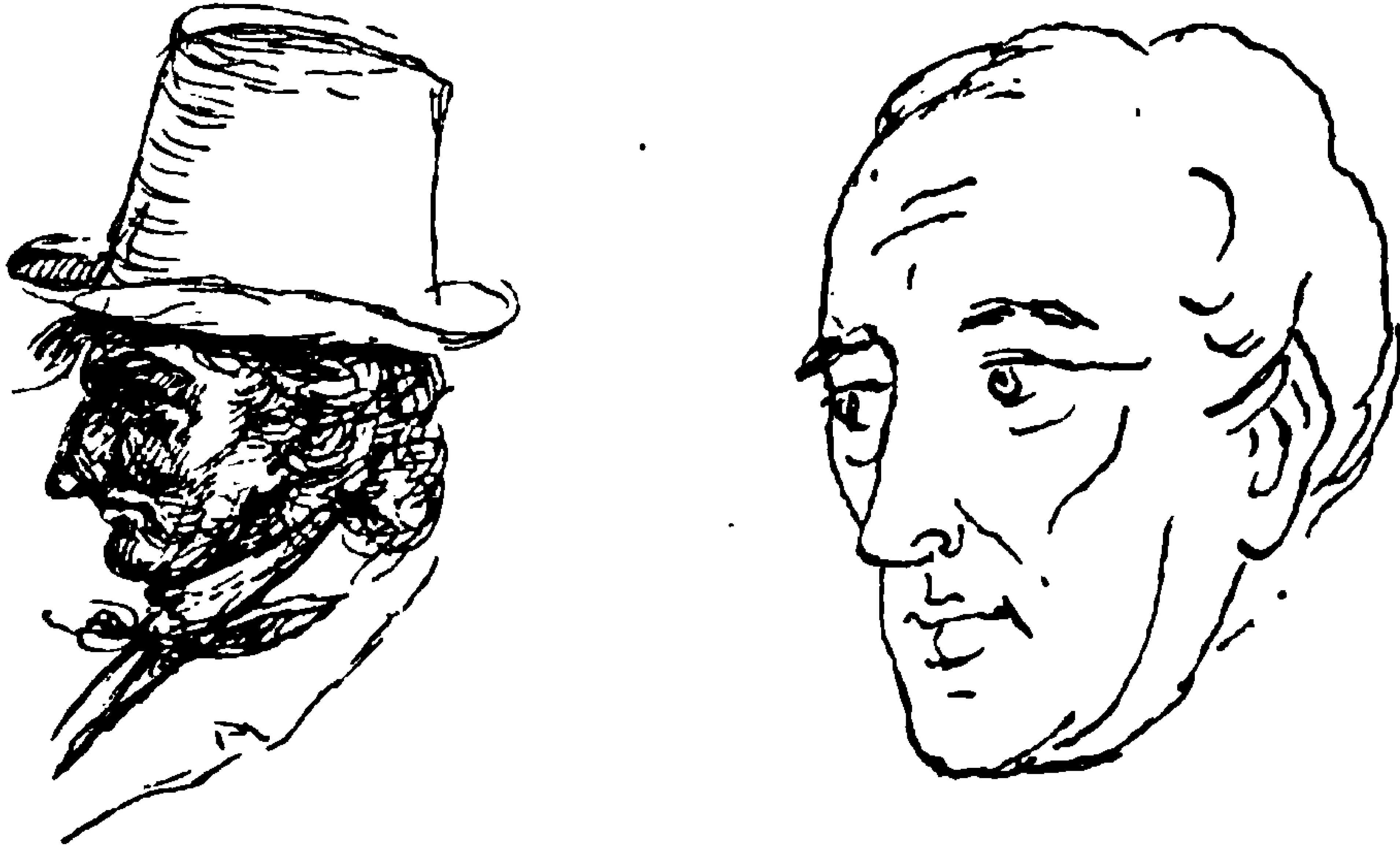
roden Mönning, un ik hadd wedder mit den infamtigen Rotstein in de Schatten 'rümmer fuhrwarkt. — Ik hadd all so vel von de Malerkunst lihrt, dat ik mi nich verblüffen let, un dat ik säd, ik wull dat Bild mit mi nehmen, un nah en por Dag', denn wull'n wi uns wider spreken. Un nu satt ik von ein Licht in't anner un putzte den Herrn Platzmajuren sine Epauletts un Knöp up, bet min Fründ Grashoff dat taulezt jammern würd un hei mi säd, nu wiren sei blank naug. Aewer de Kragen! — Noch upstunns, wenn ik so'n preußschen Infanterie-Kragen seih, fallen mi all mine Sünden in; dat würd nicks, un dat wull nicks warden!" Da half ein glücklicher Zufall: der Kanarienvogel spritzte darauf einen Tropfen Wasser, und siehe da! die Stelle ward scharlachrot. „Wenn du em so mit 'ne Ort von Firnitz anstriken dehst? dacht ik. Aewer ne! de Firnitz is tau ölig, dat künn utseihn as en richtigen Fettplacken. Mit Gummi arabikum? Den hadd ik äwer nich tau Hand. Ik funn un funn un verföll taulezt up Zucker. Dat geiht." So firnißte unser Maler mit geschmolzenem Zucker. Wundervoll! Stolz stellte er sein Machwerk auf den Tisch und beäugelte es vom Bett aus, bis die Schild-

wache „Licht aus!" rief. „'T is möglich, dat Raphael sine Madonna, as sei farig was, ok lang' ankeken hett, äwer so verleiwt, glöw ik nich, dat hei in ehr west is, as ik in den Herrn Platzmajuren." Beim Aufwachen — o weh! — waren tausend Fliegen tätig, den süßen Kragen zu verspeisen und zum Dank kleine schwarze Punkte in die schönsten Lichter zu setzen. Indessen, er wußte sich zu helfen, er lackierte von neuem und hatte jetzt beim Inspektor und Platzmajor einen Stein im Brett.



Reuters Bilder gingen meistens als Geburtstags- oder Weihnachtsgeschenke an die Eltern und Geschwister seiner Leidensgefährten. Wenn er sagt: oft habe er wohl einen Schrecken eingejagt über ihr jämmerliches Aussehen und bäte sehr um Entschuldigung, so ist diese launige und bescheidene Selbsteinschätzung nicht wörtlich zu nehmen, wovon man Gelegenheit hatte, sich auf der Reuter-Hundertjahr-Ausstellung in Berlin zu überzeugen. Dort waren zum erstenmal alle erreichbaren Porträts, in Oel, Pastell, Kreide oder Bleistift, zu sehen: im friedlichen Verein die gefährlichen Staatsgefangenen,

die mehr oder minder kriegerischen Offiziere und viele auf den Festungen lebende Zivilpersonen, Männlein und Weiblein, alt und jung. Eine ungeschulte, aber nicht ungeübte Hand hat hier, sich über den Dilettantismus erhebend, durchweg tüchtige, teilweise treffliche Leistungen zustande gebracht.



Dies Talent hatte sich allerdings nicht in der Stille gebildet, sondern war angeboren. Der Sohn berichtet, wie sein Vater, der gestrenge Bürgermeister von Stavenhagen, als Göttinger Student und Riepenhausens Schüler Kreidestudien gemacht habe und auch später noch ab und an zu Pinsel und Palette oder zum Rotstift griff, wetteifernd mit Onkel Herse, dem Ratsherrn und Notar. Wer von beiden der größere Künstler? Darüber zerbrach sich der Knabe den Kopf. Auf seine Frage erwiderte sein Erzeuger: „Onkel Herse —", und dieser alsdann: „Wenn hei dat sülwen seggt, denn . . . !"

Schon aus den Schülerjahren sind zahlreiche Proben der Reuterschen Zeichenkunst erhalten: ein klassischer Frauenkopf, Gutenberg und Rembrandt — fleißig und sauber ausgeführte Kopien, ferner an Originalen seine Jugendliebe, Adelheid Wüsthoff, und eine unbekannte Nebenbuhlerin mit langen Schwanenhälsen und hohen Frisuren, naiv und ungelenk, korrekter das Bildnis des Hauptmanns von Restorff, Vater eines Kompenälers, hervorragend sein Lieblingslehrer Gesellius, eine überaus feine, ja geniale Bleifederzeichnung, während das wohlgelungene Seitenstück dazu, Protoscholarch Floerke,*)

*) Beider Bildnisse sind reproduziert im Reuter-Kalender auf 1910 bzw. 1911.

später aus dem Gedächtnis entstand, vor allem aber ein charakteristisches, offenbar sprechend ähnliches Selbstporträt des Gymnasiasten. Dann sein Stammbuch: Blatt für Blatt mit keck hingekritzelten Köpfen. Die von ihm benutzte Tauchnitz-Ausgabe des Horaz weist ebenfalls Köpfe auf und die Figur eines Leutnants.

Als Studiosus in Jena nahm Reuter Unterricht in der Porzellanmalerei. Der Wunsch wurde mehr und mehr in ihm wach, ein Maler zu werden, wovon aber sein Vater nichts wissen wollte. Das Beste aus dieser Zeit ist wieder ein Selbstporträt, ein mit Bleistift gezeichnetes Brustbild des Burschenschafters, das sich in seinem Koffer



vorfand, als er im Herbst 1833, auf der Durchreise nach Mecklenburg, in Berlin ergriffen und zur Stadtvogtei geschleppt ward.

Seine Bitte an den Polizeipräsidenten, es ihm zu ermöglichen, seinem Vater zu Weihnachten, wie seit Jahren gewöhnt, eine Probe seines Zeichentalents zu schicken, wurde gnädig erhört. Herr von Gerlach verfügte: „Dem Studenten Reuter ist ein großes, hinlänglich bezeichnetes Blatt Papier, Lineal, Bleistift oder schwarze Kreide zu verabreichen."

Neujahr 1834 in die Hausvogtei überführt, hat er von dem Blechkasten-Fenster seiner engen Zelle aus den „Paradieshof" getuscht, wo die Untersuchungsgefangenen spazieren gehen und frische Luft schöpfen durften, eine kulturhistorisch interessante Berolinensie, nachdem das alte Gebäude niedergerissen worden ist, um für die

Reichsbank Raum zu schaffen. Hier verewigte er auch seinen Hauptpeiniger, den Kriminaldirektor Dambach, dessen listige Gesichtszüge mit lauernden Augen hinter den Brillengläsern nichts Gutes verraten. Reuters berechtigter Ingrimm gegen diesen grausamen und gehässigen Inquirenten dokumentiert sich noch in eigenartiger Weise: er karikierte „Onkel" Dambach als Krähe, Fuchs und Mephisto.

Von der „Festungstid" gingen wir aus, um den Dichter und Dulder als Zeichner und Maler kennen zu lernen. Für denselben sollte, nach endlich wiedererlangter Freiheit, reifere Früchte tragen und eine reichere Ernte sein Landmannsleben, die „Stromtid". Anfang des Jahres 1842 kommt Reuter in die Lehre zum Pächter Rust auf Demzin — da sind die reizenden Zwillinge Lining und Mining, die „Druwäppel", und er malt das Schwesternpaar, malt den Bruder mit dem Jagdhund, malt einen Tiroler und skizziert jeden und jedweden, der ihm in den Weg tritt und ein markantes Antlitz besitzt: Pastoren, Schulmeister, Aerzte, Inspektoren, Handelsjuden, Tagelöhner usw., ferner einen Bräsig in der „Wasserkunst", zur Abwechselung auch historische Persönlichkeiten, die er besonders hoch hält, wie Friedrich den Großen, den alten Blücher und Schiller.

Als Rustens Schwager Fritz Peters auf Thalberg sein bester Freund geworden war und er bei Pastor Augustin in Rittermannshagen die Erzieherin Luise Kuntze als seine Braut gewonnen hatte, beginnt eine neue, schönere Epoche für den bisher von Enttäuschungen und Prüfungen verfolgten Mann. Auch seine Zeichenkunst treibt frische Knospen und Blüten. All die prächtigen Menschen werden porträtiert, die ihm liebevoll zur Seite stehen, sein Herz mit Hoffnung erfüllen und ihn ahnen lassen, was Glück ist: die Familien Peters und Augustin, in erster Linie sein „Lowising", einmal mit schlicht gescheiteltem Haar, darinnen als einziger Schmuck ein Schleifenband, ein anderes Mal mit schmalem Halstuch und mächtigem, altmecklenburgischem Sommerhut,[1]) ihr greiser Vater, der ehrwürdige Pastor Kuntze, die drei Brüder, das Heimatsdorf Roggenstorf mit Pfarrhaus und Kirche.

Die Schulmeisterzeit zeigt uns Reuter auf der Höhe seines künstlerischen Könnens. Ostern 1850 hatte er sich in Treptow an der Tollense als Lehrer niedergelassen und daselbst, wie's in der

[1]) Abgebildet im Reuter-Kalender 1907 und 1909.

nachmaligen Eingabe wegen seiner Naturalisation als Preuße heißt, „seitdem der Wissenschaft und der Maler- und Zeichenkunst gelebt". Seine Produktivität ist erstaunlich. Nun malte und zeichnete er, um seinen Unterhalt zu verdienen, für Geld, freilich ein gar geringes. Ein Porträt brachte ihm durchschnittlich einen Louisd'or. Welch hohe Preise werden jetzt dafür gefordert und — bezahlt! Eine ganze Galerie interessanter, zum Teil etwas schablonenmäßiger Pastellbilder ging aus seiner Werkstatt hervor: Honoratioren aus der kleinen vorpommerschen Stadt und dem Tollensetal, biedere Leute mit guten Gesichtern und altfränkischen Kostümen, Bürger und Bürgerinnen, Bauern und Bäuerinnen und deren Kinder, letztere oft lieblich und immer sympathisch. Sogar zu Genrestücken und Stilleben verstieg sich unser Künstler. Kein Geringerer als Adolf Menzel freute sich über den sein Pfeifchen schmauchenden Schäfer: Kuhhirt Lesten (Thalberg) mit seinem Spitz [2]) und meinte, an der Landpartie des Pastors Augustin und seiner Familie hätte er wohl teilnehmen mögen.[3]) Liebenswürdig in der Erfindung, schwächer in der Komposition und Ausführung sind zwei Gruppenbilder: wie der Großvater dem Enkel die Pfeife anbietet „Na, min Jung', smeckt de Pip?" und wie die Enkelin dem Großvater eine Weintraube hinhält.

Fast alle diese Porträts aus den verschiedenen Abschnitten sind von mir vervielfältigt worden in den drei Bänden „Aus Reuters jungen und alten Tagen".

Doch damit nicht genug, hat die fleißige Feder des Dichters und Schriftstellers noch weit mehr Zeichnungen auf das Papier gezaubert, nicht auf besondere Blätter, nein, wo man's kaum vermutet, auf seine Manuskripte. „‚Beim Köpfezeichnen kommen mir die besten Gedanken', sagte mein Fritz oft, und manches liebe Blatt weist Köpfe auf", hat Frau Dr. Luise Reuter notiert. Ich habe mir nun die Mühe gemacht, daraufhin die Handschriften Seite für Seite durchzusehen, und die am meisten charakteristischen Köpfe und Figuren, die sich an den Rändern, bisweilen mitten im Text oder auf den Umschlägen befinden, hier zum erstenmal veröffentlicht. Es steckt viel Leben und Individualität in den einzelnen Typen, die den

[2]) Luise Reuter hat selbst diese Erklärung auf das Blatt geschrieben.

[3]) Diese originelle Federzeichnung nebst dem faksimilierten Brief Menzels im Reuterkalender 1907.

Beschauer beschäftigen; ja, diese feinen und groben, klugen und pfiffigen oder dummen und tölpelhaften Physiognomien, solche und ähnliche sind ihm wohl schon in Stadt und Land begegnet.

Einen noch klareren Begriff von Reuters Darstellung gibt die originelle Gestalt des Wirtschaftslehrlings Fritz Triddelfitz, „vor sieben Jahren", als Reuter ihm das Einmaleins oder die Regeldetri der Oekonomie vorhält, worum sich der entfamte Windhund freilich wenig kümmert, sondern lieber, während Hühner und Enten vor



ihm die Flucht ergreifen, zum Angeln geht, um Onkel Bräsig die „Bors" wegzufangen. Und „jetzt"! Triddelfitz als vermögender Gutsbesitzer in Hinterpommern kommt auf einen Bahnhof an. Ein Eisenbahner im Dienst salutiert militärisch. Huldvoll reicht Triddelfitz dem ihn begrüßenden Reuter die Fingerspitze seiner behandschuhten Rechten. Tief verbeugt sich unser Humorist, mit der einen Hand den gnädigst dargebotenen Zeigefinger des hohen Patrons berührend und scheinbar küssend, mit der anderen seine Mütze devot bis zur Erde ziehend. Andächtig und neugierig beobachten Zuschauer den weihe-

vollen Empfang. Ja, „ümmer nobel" und „großartig" ist Karl Hawermanns Windhund geblieben!

Dies ironische Selbstbildnis erinnert unwillkürlich an ein fast gleiches, das unser Dichter-Künstler für Frau Superintendent Schumacher in Treptow entwarf. Die Freundin hatte ihm eine Schlummerrolle geschenkt, wofür er ihr ein schalkhaftes Dankpoem schickte und statt seiner Namensunterschrift sich abkonterfeite, wie er, auf dem Rücken den Pummel, eine respektvolle Reverenz macht, den Zylinder in der Linken.

Zuletzt noch zwei Perlen Reuterscher Zeichenkunst und Reuterschen Humors. Die erste aus der „Festungstid" ist ein Aquarell: Apoll und die neun Musen. Dieselben sind — Männer schon vorgerückten Alters. In der Mitte des Parnasses Apoll, mit den weißbehandschuhten Fingern in die Saiten der goldenen Leier greifend und singend. Zur Rechten sitzt Klio aufhorchend und schreibt den Skaldengesang mit dem Griffel auf die Tafel, aufrecht stehen Thalia, Polyhymnia, Urania, zur Linken Kalliope, Melpomene, Erato, sämtlich in römischen Gewändern, um die Stirn Diademe, Lorbeer oder Eichenlaub, Blumen oder Sterne, mit Emblemen und Attributen, desgleichen unten vorn liegen bzw. knien die jugendlicheren Gestalten: Terpsichore und Euterpe. Die effektvolle, burleske Travestie bekundet, daß Reuter auch als Maler Begabung für Komik und Satire besaß. — Max Osborn urteilt darüber in seiner Schilderung der Reuter-Ausstellung („Daheim", Nr. 6 vom 5. November 1910): „Eine ganz famose, sehr flott vorgetragene Karikatur, die in ihrem Wesen geradezu etwas Offenbachsches an sich hat. Ganz ähnlich wie der große Pariser Spötter die Götter und Helden Griechenlands verhöhnte, sind hier die hochgeborenen Beherrscher des Olymp vorgeführt." Der nämliche Kritiker fährt fort: „Eine Karikatur aber gibt es noch auf der Reuter-Ausstellung, die alle anderen weit hinter sich läßt: das kühne Spottbild auf ein Contre tanzendes Paar, eine offenbar im Hui aufs Papier gekritzelte Gruppe, die vielleicht gerade darum so glänzend ausfiel. Hier ist die Art Buschs unverkennbar."

Diese aus der Treptower Zeit stammende köstliche Skizze möge unsere Betrachtung Reuters als Zeichner beschließen, augenscheinlich eine keck hingeworfene Illustration zu folgenden, anläßlich einer „Réunion" in Treptow verfaßten fidelen Knittelversen:

In früheren Fällen da war es alltäglich,
Auf früheren Bällen da schien's mir nur kläglich,
Das trippelt, das wippelt,
Tänzelt, scharwenzelt,
Das fächelt, das lächelt,
Das neigt sich, das beugt sich,
Das winkte und hinkte so lau und so flau,
Als wenn die Tänzer am Haupte schon grau.

Heute heran!
Tanze wer kann!
Alte wie Junge,
Rüst't euch zum Sprunge!
Große wie Kleine
Rühret die Beine!
Weg die Spadille!
Auf zur Quadrille!

---

*) Die außerordentliche Regsamkeit unseres Jahrhunderts auf allen Gebieten menschlichen Strebens und die damit harmonierende immer größere Ausbreitung auch auf geistigem Gebiete haben viele begabte und fleißige Forscher bewogen, eng begrenzte Felder der Wissenschaft zu ihrem speziellen Studium zu machen. So hat denn auch das Gebiet der Reuter-Forschung in Prof. Dr. Karl Theod. Gaedertz einen Spezialisten mit vorzüglichen Qualitäten gefunden. Dieser gründliche Forscher erschließt uns in seinen jährlich erscheinenden Reuter-Kalendern eine Fülle reichsprudelnder Quellen des mecklenburgischen Humors. Als besonders wertvolle Gabe bietet der Reuter-Kalender 1912 neben vielem anderen, das bisher noch nirgends veröffentlichte Schlußkapitel von Reuters „Urgeschicht von Meckelnborg". Der Inhalt des ganzen Kalenders kommt so recht der neuen Geschmacksrichtung unserer Leserwelt entgegen, die — der Produkte moderner Überfeinerung müde — sich der erquickenden Urwaldsfrische und der naturwüchsigen Volkspoesie mit Vorliebe wieder zuwendet. Bei dieser Empfänglichkeit für Stoffe, wie sie der Reuter-Kalender (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig) darbietet, ist ein weiteres Wort der Empfehlung nicht mehr vonnöten. Das Buch wird seinen Weg zum Herzen des Lesers sicherlich finden. Dr. C. R.

Maria Janitschek:
Heimweh

Roman

Indessen war Albereta aus der Frau ihres Mannes seine Schülerin geworden. Mit ungestümer Hast begehrte sie Armbrust und Schwert gebrauchen zu lernen. Troarn konnte nicht begreifen, was plötzlich in sie gefahren war. Sie, die zarte, verweichlichte Tochter Siziliens, trieb sich im Rauhfrost dunkler Wintertage umher, fehlte bei keiner Jagd, von der es hieß, der König nähme daran teil. Freilich wohl, dann nahm meist auch Aquis an ihr teil, und in seine Nähe zu kommen, so schien es Troarn, war ihr die Hauptsache. Er beobachtete, daß Aquis sich nicht die mindeste Mühe gab, um sie an sich zu fesseln, daß er stets gleich kühl und ernst blieb. Doch das schien sie besonders zu ihm hinzuziehen. Troarn wußte, daß man in der Hofgesellschaft boshafte Bemerkungen über ihn machte, weil er anscheinend so geduldig der wenig verhehlten Neigung seiner Gemahlin zusah, ohne denjenigen, dem sie galt, zur Rede zu stellen.

Aber in Troarn lebte etwas, das hoch über der Art dieser Richter stand. Was nützte es ihm, wenn er den Mann tötete, dem sie ihr Herz geschenkt hatte? Gewann ihm die Tat ihre Liebe zurück? Hatte er schon damals, als er Tyrell im Besitz ihrer Neigung glaubte, schwere Kämpfe zu bestehen gehabt, so litt er diesmal noch tiefer. Tyrell war weniger wertvoll als Aquis.

Troarns Gelassenheit entsprang nicht seiner Veranlagung. Sein Aeußeres war die Ursache davon. Er wußte es, wie häßlich er war. -- Selbst seine Freundin Adgise schien sich von ihm abgewendet zu haben. Er legte ihre Zurückhaltung falsch aus. Sie mied den Verkehr mit ihm, um Albereta nicht zu kränken, obgleich sie wußte, wie es um diese stand. Aber die Frau will kein so kostbares Gut, wie ein Herz es ist, einer anderen überlassen, und schlägen noch so viele Herzen für sie, keins davon will sie missen.

Albereta war einmal bei Adgise gewesen, um zu erfahren, wie es ihr ginge. Sie hatten in Adgises traulicher Kemenate gesessen, in der es ein wenig nach Rauch, ein wenig nach Blumen, ein wenig nach Wachs roch, und an kleinen Törtchen geknuspert, die Adgise vortrefflich zu backen verstand. Adgise hatte Alberetens Gürtel bewundert, der aus feinen Goldringen bestand, die durch Kettchen aneinander hingen. So war es eine Weile fortgegangen, bis Albereta endlich etwas ungeduldig fragte:

„Und wie steht's mit Euerm Gemahl? Ist er noch eingesponnen? War sie bei Euch? Kommt sie öfter?"

Adgise wurde rot und gebrauchte ausweichende Redensarten.

„Er ist sehr gut zu mir."

„Besonders, wenn sie hiergewesen ist."

„Sie kommt nie."

„Also ist es vorüber?"

Adgise schüttelte zögernd den Kopf: „Er geht zu ihr."

Daraufhin hatte Albereta nichts mehr gesagt, nur beim Fortgehen der kleinen Frau die Hände gedrückt. Adgise war ihr bis hinab gefolgt.

„Ist es wahr, Albereta?" Und auf Alberetas fragendem Blick: „Daß Ihr gleich einem Manne jagt und zu Roß Euch in den Wäldern herumtreibt, um die Gesellschaft des Einen nicht entbehren zu müssen? So erzählt man wenigstens."

Albereta war ruhig geblieben. „Ja, es ist wahr!" Innerlich dachte sie: Wen mag sie wohl meinen?"

* * *

Einmal, als Rufus' Lieblingsroß bei einem Wettrennen, das er mit ein paar Herren veranstaltet hatte, tot unter ihm zusammengebrochen war, verfiel er auf eine aberwitzige Idee.

Wenn er von einem seiner tollen Ausflüge heimkam, ließ er sein Pferd mit kostbarem alten Wein waschen, um es zu kräftigen.

Natürlich ahmten die Mitteilnehmer dieser Ritte ihm nach.

„Glaubt nur nicht, ihr Herren," sagte Rufus, „daß wir damit etwas neues erfunden hätten, schon des Phokus Freund hat diesen guten Einfall gehabt."

Flambard wagte zu widersprechen.

„Vergebt Sir, bloß die Füße seiner Gäste, nicht deren Rosse ließ er mit Wein waschen."

„Du solltest zur Strafe nach Bukephala verbannt werden, alter Zweifler, weil du die Ehre des edelsten Geschöpfes, weit edler als du selbst bist, verkleinern willst. Leider gehörst du zu den Narren, die behaupten, daß die Leute früher anders waren als wir sind? Ihre Kleider trugen andere Schnitte als die unsern, sie selbst aber waren genau solche Tröpfe wie es ihre Nachkommen sind. Flambards finde ich in Aegypten und in Rom, in Byzanz und im Paris der Frankenkönige."

„Sir, vergebt, ganz stimmt Euer Wort nicht. Oder wißt Ihr auch einen Herrscher der des Eroberers Sohn glich?"

Rufus lachte. „Seht den alten Fuchs an. Er will wohl ein Erzbistum haben. Wohlan, du sollst eins erhalten." (Flambard wurde 1099 Erzbischof von Durham.)

Aquis wandte sich heimlich zum König.

„Sir, ich wußte nicht, daß Ihr der größte Spaßmacher in Eurem Reiche seid. Von nun an weiß ich's."

Aber der teure Wein für die Rosse der Edelleute, der natürlich aus des Königs Schatulle bezahlt wurde, kostete viel, sehr viel Geld.

Aquis sagte zu Meulant: „Wir wollen ihn doch von allzu törichten Streichen bewahren" und unterbreitete Meulant einen Plan, der dem klugen Hofmann nicht mißfiel.

In Wahrheit ärgerte es Aquis mehr als er zeigte, daß die Gräfin Troarn soviel — an den Jagden teilnahm. Rufus fing an, ihren Mann zu bevorzugen, dadurch wurde ihr das Recht eingeräumt, mehr als sonst, in des Königs Nähe zu sein. Der König schien zwar die schöne Gräfin mit höflicher Gleichgültigkeit zu behandeln, wer aber konnte diesem Mann trauen, der schon öfter als einmal vom Eber zum Fuchs geworden war und die gefährliche Verwandlungsfähigkeit des Normannen besaß. Albereta mußte um jeden Preis aus Rufus' Nähe entfernt werden. Sie durfte nicht Einfluß auf ihn gewinnen.

* * *

Aquis und mehrere andere aus des Königs Umgebung, legten Rufus nahe, er müßte sich zerstreuen, wieder einmal andere Gedanken fassen, sich erinnern, daß er auch noch Mensch, nicht nur Regent sei. (Der arme, vom Regieren so geplagte Mann!)

Es wurde ein Fest am königlichen Hofe angesagt. Da sich Rufus damals auf seinem Lieblingsschloß in Winchester aufhielt, so sollte dort die Lustbarkeit stattfinden. Boten sprengten nach allen Richtungen, um die Einladung des Königs den Herrschaften zu überbringen, die mit zur Hofgesellschaft gehörten. Dann gab's die alten Vorkehrungen wie zu jedem Feste.

Die Köche liefen mit roten Gesichtern herum, die Gärtner strengten ihre Phantasie an, um die rauhe Jahreszeit zum Hochsommer zu verwandeln, Schneider und Dekorateure hatten alle Hände voll zu tun.

Rufus ging gähnend umher und würdigte die Arbeiten und Arbeiter keines Blickes. Ihm war all das grenzenlos langweilig. Kurz vorher hatte ein Weib, ganz in Perlenschnüren eingewickelt, Audienz bei ihm gehabt unter dem Vorwand, ihm wichtige Nachrichten aus der Normandie zu überbringen. Er hatte die Schöne vorgelassen, aber schon nach zehn Minuten verdrießlich abgefertigt.

Ja, wenn er die Perlen ohne das Weib hätte haben können!

Dann kamen sie alle mit Trara und vielem Gepränge nach der königlichen Burg. Edles Blut und weniger edles, Herren und Frauen, Bischöfe und ihr Gefolge, Ritter, die von Helden abstammten, Franzosen mit klingenden Namen, das von Gold starrende byzantinische Prinzlein, selbstbewußt mit überlegender Haltung, voll fremdartiger Schönheit, einer aus Schottland, der dereinst dort den Thron besteigen soll. Haimon, den der Kummer alt gemacht hat, Wilhelm von Warelwast, der immer geheimnisvoll Dreinschauende, Meulant und Flambard, vor denen die Höflinge den Rücken krümmen, Prinz Henry, der eben sehr verliebt ist — seine Dame ist nicht anwesend — und die andern Leute für Luft zu halten scheint. Der Wasserspeier mit seiner schönen Gräfin, deren äußere Verwandlung alle beschäftigt. Unter den letzteren war auch Tyrell, der glänzende Gautier, der schwermütig und gedrückt aussah und den König begrüßte, ohne ihn anzublicken. Ovielde von Viomt fehlte. Daß Rufus, nachdem sie ihm allerlei Vorwürfe gemacht hatte, ihr eine Ohrfeige gegeben habe, wird wohl nur Erfindung sein. —

Hingegen scheint der Saal in grünen Lichtern zu brennen, als Giffiu eintritt. Das langhinschleifende grüne Damastkleid ist um die Mitte so eng, daß man nicht begreift, wie darunter ein Magen Platz habe. Ketten aus kleinen Rubinen fallen von den Schultern über die weiten, langen Aermel herab. Auch um den Hals trägt sie Rubine. Auf dem blonden Haar liegt glitzernder roter Staub.

Sie schreitet höchst ruhig und gleichgültig bis zum König, verneigt mit kaum merkbarem Zucken der Lippen das Haupt und wandelt zum Ingrimm einiger Leute dorthin, wo sie will, nämlich zu Haimons ehrwürdiger Mutter, die plötzlich trotz ihres gebückten Alters kerzengerade wird.

O, armer Graf Bray! Der König sieht ihn an, als dächte er: Jammermensch, du müßtest mit meinen Pferden gebadet werden!

Aquis flüstert Rufus zu: „Sie ist, um den Verstand zu verlieren. Habt Ihr ihre Lippen zucken sehen, Sir?"

Rufus blickt ihr nach. Wie er sie neben Haimons Mutter gewahrt, verhält er mühsam sein Lachen.

„Per mirabilia dei, sie hat den Teufel im Leib."

„Diese Frau, Sir, ist das einzige Geschöpf, das nichts respektiert, an nichts glaubt, auf niemand hört als auf sich selbst."

„Oho, mein Guter, das meint Ihr nur. Ich bin vom Gegenteil überzeugt. Ihr solltet nur sehen, wie sie den Hals lang machen wird, wenn sie bemerkt, daß man hier nach ihr blickt."

„Meint Ihr? Diesen Hals, den noch kein Auge, ich glaube, selbst Brays, gesehen hat, trägt sie doch nur Kleider, die Lust zeigen, auch noch das eigensinnige Kinn zu verhüllen. Sir, wäre es nicht eine Aufgabe, die Frau zu dressieren, wie man ein Raubtier abrichtet?"

Der König wendet sich zu Warelwast und richtet einige gleichgültige Worte an ihn. Fanfaren rufen zu Tisch. Wachsfackeln qualmen, Seiden rauschen, Juwelen glitzern auf, blasse Gesichter werden rot und rote blaß. Schüsseln von unermeßlichem Wert mit köstlichem Inhalt werden herumgereicht, dunkler Wein glüht in silbernen Bechern. Von Pasteten, aus denen Ueberraschungen steigen, wird der Deckel gelüftet, Blicke, Worte, Andeutungen fliegen hin und her, dann braust die Musik hinein, um dem Wein seine Macht streitig zu machen. Rufus hat wenig getrunken, sich mehrere Male nach jemand umgesehen und zerstreut seiner Umgebung zugehört. Er

begreift nicht, daß ihn die paar Becher Weins so trunken machen, sein Blut so durcheinanderjagen, als hätte er Saft von tausend Zentifolien im Leib, die in einer Sommernacht verblüht sind ..... Endlich gibt er das Zeichen zum Aufbruch.

Klirrende Wehrgehänge, knisternde Schleppen, vergossene Essenzen, die durch ihren Duft einem das Restchen Verstand rauben wollen, das der Wein noch übrig gelassen hat.

Ha, diese Troarn mit ihren dunklen Augen, schön, aber — unbequem! Gaukler taumeln herein und werfen seidene Bänder nach den Frauen, als wollten sie sie fangen. Der Byzantiner taucht auf. Todbleich. Vor ihm leuchtet's wie grünes Licht. Er geht ihm nach, trotzdem ein anderer sich nähert.

„Beim Schein der Hölle!" Rufus hat den Fuß auf die grünseidene Schleppe gesetzt. Ein knirschender Laut, ob von der Seide oder den Lippen derjenigen, die das Haupt empört zurückwendet.

„Dort," Rufus deutet brüsk nach einer Richtung, „ist ein Gemach mit Frauenplunder, man wird Euch den Schaden ersetzen. Kommt, ich geleite Euch hin."

Sie richtet eine Sekunde lang forschend die klugen Augen auf ihn, rafft die zerrissene Schleppe auf, lächelt und geht nach der entgegengesetzten Richtung. Rufus, das Gesicht von Röte überflammt, ist mit einem Schritt an ihrer Seite, flüstert ihr ein paar Worte zu und fühlt ein Fetzchen der zerrissenen Seide in die Rechte gedrückt.

„W a n n Ihr die Gewogenheit haben sollt, es mir zu bringen, werde ich schreiben."

Das ist sein ganzer Erfolg.

* *
*

In den Gärten fing das Blühen an und die Wälder klangen von neuem Leben. Doch niemand achtete dessen.

Ein anderer Frühling mit seinem glühenden Morgenrot war in der Welt angebrochen und hatte ein Leben entzündet, schöner als jenes, das alljährlich sproß.

Ein hagerer, nicht mehr junger, unscheinbarer Mönch war's, der die Bewegung hervorrief, gewaltiger als je eine hervorgerufen

ward. Nicht nur das Volk, auch seine Fürsten, harte, hochmütige Leute, die sich höher als andere dünkten, folgten dem Ruf des Mönches.

Clermont ist zum Mittelpunkt der Erde geworden. Von hier aus ertönt Papst Urbans Ruf: „Holt euch das Grab eures Erlösers zurück, ihr Lauen, und erfüllt eure Christenpflicht."

Er weiht die klingenden Schwerter und nun: „Auf zum Kreuzzug!"

Hinter den gottbegeisterten Helden, wie ein Gottfried von Bouillon, ein Boemund und ihren wetterharten Kriegern, tauchen die zernarbten, verwegenen Gesichter von Europas wüstesten Abenteurern, Wegestrolchen, Vagabunden, Dieben und Räubern auf. Jeder fühlt Hoffnungen in sich erwachen beim Ruf, sich diesem Zug anzuschließen, der das edelste Ziel verfolgte, aber auch aller Verkommenheit Vorwand gab, sich Schätze zu erbeuten, Reichtümer zu stehlen.

Rufus rannte fluchend in seiner königlichen Burg in London umher. Wenn er da mitgekonnt hätte! Er, für den Wandern Leben war! Aber er konnte ja nicht fort aus diesem verdammten Lande, wo es täglich stärker zu gähren begann, wo man darauf lauerte, seiner los zu werden.

Mit glänzenden Augen ließ er sich berichten, wer alles an dem Zuge teilnahm, welchen Weg die Heere einschlagen würden, wie lange sie auszubleiben gedächten usw. Und dann schüttelte er die Fäuste in ohnmächtiger Wut. War dieses heimtückische, verschlossene Volk wirklich wert, daß er seine letzten Jugendjahre ihm zum Opfer brachte, anstatt die Meere zu durchschiffen, wie er's gewünscht hätte?

Da traf ihn wie ein Schwertstreich die Nachricht, daß Robert, sein Bruder, mittun wollte. Der! Freilich, der brachte alles zustande in seinem grenzenlosen Leichtsinn, der ihn nie die Folgen seiner Handlungen erwägen ließ. Der auf die See, unter freiem Himmel, Luft um den Schädel! Hölle und Tod! Doch halt! Nach Syrien marschieren, ging denn das so mir nichts dir nichts? Gehörte nicht — Geld dazu? Geld, das war in dieser edlen Erobererfamilie schon feststehend, Geld hatte keiner ihrer Söhne, so viel sie auch zwickten und zwackten und preßten.

Robertchen, du hast kein Geld, alter Junge, du kannst, wie ich, hinterm Ofen sitzen und regieren. Aus ist's mit deinem Plan.

Rufus glich in diesen Stunden seinem getreuen Wasserspeier, er grinste vor Vergnügen, gedachte er des Waisenknaben über der Meerenge.

Da kam ein Bote, mehrere, eine ganze Schar Boten.

„Geld, König von England, Geld! Die Ehre deines Hauses steht auf dem Spiel! Versagst du dem Bruder das Darlehen, so kann er nicht an dem Zuge teilnehmen, an dem aus fast jedem Fürstenhause Europas wenigstens ein Sprößling teilnimmt."

Von Londons Straßen klang's in seine Burg hinein:

„Sir, unterstützt Euern Bruder, damit er die große Sache die heute alle Welt bewegt, mitunterstützen helfe"

Er brach nach Rockingham, nach Winchester auf. Aber überall hatten die Häuser, die Plätze, die Wälder Stimmen bekommen, die ihm zuraunten:

„Wilhelm, unterstütze deinen Bruder Robert und sichere dir damit dein ewiges Heil!"

Herzog Robert, was geht's mich an, daß du so schlechte Wirtschaft führst und deine Schatzkammer leer ist?

Was tut indes der Mensch, wenn er zu Geld kommen möchte? Er versetzt etwas. Oh, das liebe Mittel, das zu allen Zeiten so bekannt war!

Herzog Robert schickte neuerdings eine Anzahl Boten.

„Sir, Euer Bruder versetzt die Normandie, leiht ihm zehntausend Pfund Silber darauf. Tut es doch, soviel ist sie für alle Fälle wert."

Da hörte Rufus boshaftes Grinsen auf.

„Versetzt mir sie um zehntausend Pfund Silber? Kann ich dabei ein Geschäft machen? Vielleicht! Aber wo, zum Teufel, nehme ich 10 000 Pfund Silber her?

Flambard wurde gerufen. Die Aufforderung, sofort Geld herbeizuschaffen, hatte die Form eines königlichen Befehls.

„Sir", des Justinarius feistes Gesicht erhielt einen Schein wirklicher Ehrlichkeit. „Ich kann nichts mehr auftreiben. Zahllose Klöster stehen leer, von den Abteien aber, die noch bestehen, erhebe ich bereits die höchsten Steuern. Sollen wir Hand an die heiligen Gefäße legen?"

„Schweigt mir davon, wie Ihr das Geld herbeischafft, um das kümmere ich mich nicht. Sorgt nur, daß es herbeigeschafft wird."

Die „Fackel“ schwälte vor übergroßer Bemühung zu brennen, wo kein Brennstoff da war.

Noch ein letztes Mittel! Er wird's von den Kanzeln verkünden lassen. Die Bürger mögen ihren König bei dem großen Himmelswerk unterstützen, das Volk muß heran. Das Volk! Es öffnete willig seine arbeitsschwieligen Hände. Aber nur arme Heller fielen daraus in die Opferstöcke.

Und wieviele Heller sind nötig, um zehntausend Pfund Silber zu geben! Aechzten sie nicht ohnehin unter dem schwersten Druck unmenschlicher Lasten, die ihnen auferlegt waren, diese Kleinpächter und Bürger?

Indessen in der Burg König, Kanzler und Justitiarius sich den Kopf zerbrachen, traten die Frauen der Großen, glücklich, für ihren Heiland ein Opfer bringen zu dürfen, an ihre Schatztruhen.

Albereta hatte kaum die Nachricht vernommen, Herzog Robert hätte seinen Bruder um ein Darlehen ersucht, damit er sich dem Kreuzzug anschließen könnte, dieser aber wisse es nicht aufzubringen, als sie auch schon alle bitteren, ihr vom König zugefügten Kränkungen vergessend, zu ihrem Gemahl eilte, ihn aufzufordern, Wilhelm beizustehen. Troarn war wohlhabend. Er besaß mehrere Grafschaften mit vielen Dörfern, ausgedehnten Forsten und Ackerland, aber — Geld hatte er wenig. Da ging Albereta kurz entschlossen zu ihrer Schmucktruhe, legte ihre Geschmeide und Kleinodien auf einen Haufen zusammen, riß die kostbaren Edelsteinborden ihrer Kleider herab und gab Befehl, ihr einen Juwelenhändler zu schicken, der ihr all den Schmuck abkaufen würde. Ohne daß ihr Gemahl es wußte, veräußerte sie seine Geschenke und erhielt eine ansehnliche Summe Geldes. Dann ritt sie zu Thrells hinüber und fragte Adgise, wieviel sie gespendet hätte. Adgise geriet in leichte Verlegenheit. Sie hatte so viel anderes im Kopf. Und offen gestanden, sie sähe nicht ein, weshalb sie den König unterstützen sollte, der sich so unfreundlich gegen ihren Mann benähme.

Albereta sagte flüchtig: „Ach, laßt den König außer Spiel. Herzog Robert unterstützen wir in seinem edlen Vorhaben, der König geht uns weiter nichts an.“

Inerlich dachte sie freilich: Wenn Robert zur Ehre des Erlösers streitet, vielleicht vergilt es der Herr auch dem andern und rettet ihn.

„Gebt, Adgise, gebt, Ihr seid wohlhabend, bleibt nicht hinter mir zurück, die ihre schönsten Kleinodien hingegeben hat, um Geld zu erhalten und bedauert, nicht mehr zu besitzen."

„Ihr gabt Euern Schmuck hin?" Adgise sah sie verblüfft an. „Doch zehntausend Pfund Silber, bedenkt, es ist eine hohe Summe, meine geringe Unterstützung wird sie nicht voll machen."

„Wir wollen aber mit gutem Beispiel vorangehen. Gebt acht, die anderen Damen werden sich von uns nicht beschämen lassen. Wir wollen tun, was wir können."

Adgise gab so viel, als sie ohne Gautiers Wissen, der heimlich dem König grollte, geben konnte. Es war keine kleine Summe.

Der edle Erzbischof Anselmus verpachtete sein Landgut Beckham, um Rufus zweihundert Pfund Silber überreichen zu können. Haimon zeichnete eine hohe Summe. Desgleichen blieben die Bischöfe und Aebte nicht zurück. Aquis gab tausend Pfund Silber.

Bevor Rufus noch Boten mit einer höhnischen Antwort an den Bruder geschickt hatte, waren zwei Drittel der Summe aufgebracht. Nun begann er zu überlegen.

Robert würde mit sich handeln lassen, vielleicht mit dieser Summe zufrieden sein. Und er, Rufus, er würde ein Geschäft dabei machen. Die Normandie nahm er zum Pfand, das Vexin aber, nach dem ihm schon immer gelüstete, das ließ er so nebenbei mitgehen.

Er ließ den freigebigen Spendern seinen allergnädigsten Dank ausdrücken und segelte ab, um Robert die Summe zu überbringen und für drei Jahre von der Normandie Besitz zu ergreifen.

Mit neidvollem Herzen sah er den Bruder die Zurüstungen zur Abreise betreiben und war Zeuge all der brausenden Begeisterung, die aus Frankreich herüber scholl. Nur eins tröstete ihn über seine eigene, ihm auferlegte Zuschauerrolle, der gute Fang, den er tun würde.

Als Herzog Robert mit seinen Truppen glücklich die Grenzen überschritten hatte, erwachte der alte Seeräuberinstinkt mächtig in Rufus.

Ohne lange Ueberlegung ritt er eines Tages mit kleiner Gefolgschaft in Nantes ein, wo sein Vater sich den Tod geholt hatte,

und ließ das Löwenbanner aufpflanzen. Wenn Louis Philipp sich dagegen erhob, um so besser! Der verweichlichte Sohn Heinrich I. würde wohl kaum um dieser kleinen Provinz willen rüsten lassen. Vom Papst mit dem Banne belegt, denn er hatte seine ungültige Ehe mit Bertrade noch immer nicht gelöst, von Mißtrauen und Unzufriedenheit umgeben, mußte ihm daran liegen, nicht neue Streitigkeiten heraufzubeschwören.

Kaum hatte Rufus ausgerechnet, wieviel Steuerzuflüsse ihm aus dem lieben Vexin in die Kasse fließen würden, als Gesandte des Königs erschienen, schleunige Räumung des zu Frankreich gehörigen Gebietes forderten, anderenfalls es zur Abrechnung kommen würde. Krieg also!

Der Sohn des Eroberers wollte dem verliebten Weichling keinen einzigen Schwertstreich ersparen.

Die Nachricht flog übers Wasser hinüber und erweckte nicht geringe Bestürzung.

Zur selben Stunde, als die Großen des Reiches, die Rufus nicht begleitet hatten, zu einer Beratung zusammentraten, stieg der erste Funke der Empörung aus Wales auf.

Sie hatten nur darauf gewartet, die ergrimmten Keltensprößlinge, daß der König den Boden Englands verlasse und anderwärts Beschäftigung finde, um sich wie ein Mann zu erheben und sein tyrannisches Joch abzuschütteln.

Aber Rufus war schnell wie der Sturm, als die Botschaft des Aufstandes ihn erreichte.

Bevor die Rebellion noch über die Berge von Wales ihre Feuer geschickt hatte, war er in England gelandet. Das hätte er in jedem Falle müssen, um sein Heer zu rüsten.

Mit geringer Truppenzahl ward der Aufstand niedergeschlagen, die Rädelsführer hingerichtet und wieder Ruhe hergestellt.

Trotz dieser schnellen Unterdrückung der Unruhen befand sich Rufus in bösester Stimmung, beleidigte die Minister und schickte Abgesandte zu Anselmus, die ihm die höchste Unzufriedenheit seines königlichen Herrn überbringen sollten.

Was waren das für Truppen, die ihm der Erzbischof da gegen die Walliser gestellt hatte! Weder wären sie hinlänglich ausgerüstet,





Roeland Savery:
Die Fabel vom Hirsch
unter den Kühen.

noch auch körperlich tauglich gewesen. Elendes, unbrauchbares Gesindel war's, gut genug um Schneider, nicht aber um Krieger abzugeben! Anselmus sollte sich bereithalten, vor dem Hofgericht zu erscheinen.

Der Erzbischof erneuerte sein Gesuch um Entlassung beim König. Seine Geduld und Milde war abgrundtief, aber — er war Priester (ja, Mönch im Herzen), er war Gelehrter, zum Soldatenabrichten, zum Streiten und Kämpfen hätte er weder Lust noch Talent. Der König möge ihm doch einen Geleitsbrief bis zum nächsten Hafen geben, ließ er bitten, sein Wunsch wäre, nach Rom zu gehen.

Wilhelm fuhr zornig auf.

„Nach Rom! Narrheit! Was will er in Rom? Hat er etwa eine so schwere Sünde begangen, um der Absolution des Papstes bedürftig zu sein?" Und, setzte er hinzu, seine Grobheit mildernd: Gälte es nur einem Rat, Rat könne eher er dem Papst, als dieser ihm erteilen.

Doch diesmal gab Anselmus nicht nach. Er reiste schließlich selbst zum König, den er mit Robert von Meulant im Gespräch fand.

Als Anselmus dem König ruhig die Gründe anführte, weshalb er England verlassen wolle, wurde Rufus heftig, stampfte mit dem Fuß auf und rief:

„Oho, das wird eine Predigt, spart Euch das für Euere Schafe auf."

Meulant wollte hinausgehen, doch Rufus befahl ihm zu bleiben. Er und der Erzbischof hätten nichts Geheimes zu besprechen, es handle sich lediglich um eine Laune des geistlichen Herrn, der gegenüber er aber hart bleiben werde.

Anselmus entfernte sich schließlich, wie immer mit Grobheiten und Vorwürfen überhäuft. Als er schon den königlichen Palast hinter sich hatte, bemächtigte sich seiner ein seltsames Gefühl. Er dauerte ihn, der dort hinter den stolzen Mauern sich im Fieber der Unzufriedenheit verzehrte. Es war Anselmus, als ob er dieses blasse, herrische Gesicht, das einst in seinen Händen geruht hatte, zum letzten Male sähe.

Gelassen schritt er durch die Wachen hindurch, nach dem Saal zurück, in dem der König noch mit Meulant sich befand.

„Erlaubt Sir, daß ich als Euer geistlicher Vater Euch meinen Segen erteile.“

Ueberrascht blickte Rufus ihn an und neigte leicht erbleichend das Haupt vor ihm.

* *
*

Anselm war bei den Großen und Reichen nie sehr beliebt gewesen.

Hatte er doch schon bald nach seiner Ankunft in diesem Land, in Hastings, ohne Rücksicht auf seine Zuhörer, die meist vornehmen Kreisen entstammten, zu Anfang der Fasten, gegen die Eitelkeit der Männer geeifert; gegen das gekräuselte, bis tief in die Augen hängende und die Ohren verbergende Haupthaar, den trippelnden Gang, die Schnabelschuhe mit ihrer wahnwitzigen Länge — (den Falko von Auhon wird ein Strafgericht treffen, der, weil er verkrüppelte Füße besaß, seine eigene Schuhform zur Mode erhob!) die Unmasse goldener und silberner Kettchen, die bis ans Knie herabhingen. Ja, er hatte erklärt, daß er keinen, der sich „das Haar nicht beschöre, zum Empfang der Cineres zulassen würde.“ Trotzdem ihm also die vornehme Jugend nicht besonders geneigt war, die Hochachtung, die ein makelloser Charakter sich erzwingt, die besaß er. Liebe fand er hauptsächlich in den Schichten des Volkes, das gewohnt ist, nur das Herz zu beurteilen. Zu diesen letzteren gehörte auch Albereta.

Voll Bestürzung eilte sie, nachdem das Gerücht, daß er nun wirklich England verlasse, auch zu ihr gedrungen war, nach der St. Albansabtei und bat um eine Unterredung mit ihm.

Er erinnerte sich ihres Namens, und obwohl seine Zeit überaus in Anspruch genommen war, willfuhr er dem Wunsche und erschien.

Wieder stand sie ihm gegenüber, von dem so viel Frieden und Beruhigung ausging. Sie fragte ihn bedrückt, ob es wahr sei, daß er fortginge und seine Getreuen verließe. Er bejahte die erste Frage, doch die Getreuen verließe er nicht. Was sich lieb hätte, für das gäbe es keine Trennung, denn das Land der Gedanken, beherberge es gemeinschaftlich wie früher der gleiche Boden.

„Wißt Ihr noch, Herr Erzbischof, wie ratlos ich damals bei Euch ankam? Ihr sagtet mir nur ein paar Worte, aber sie haben

meinem Leben eine andere Wendung gegeben. Ich hatte und habe unwankbares Vertrauen zu Euch. Ich fühle es, daß Ihr Euerm Herrn, nicht dem König! wirklich treu anhängt, ohne sich seiner zu schämen. Ja, mein Vater, schämen! Es ist das richtige Wort. Sie schämen sich, denn sie wähnen, Gott zu dienen, vertrüge sich schlecht mit Tapferkeit, Mut, Klugheit. Und doch ist der Tapferste der, der sein Leben gering achtet und der Kühnste der, dem die Erde mit allem was sie bietet, zu eng ist, der weiter ins Unbekannte dringt, um dort Land und Heim zu finden."

„Ins Unbekannte?" fragte Anselmus mit leisem Vorwurf.

Albereta hob die schönen Augen treuherzig zu ihm auf.

„O Vater, dunkel und voll großer Rätsel ist alles, was um den Herrn ist, der wie eine Sonne aus den Finsternissen hervorleuchtet."

„Weshalb dunkel, meine Tochter?" das milde Gesicht neigte sich gütig zu ihr herab. „Sucht doch die Dunkelheit zu durchdringen."

„Darf man das?"

„Man soll es sogar. Wähnt nicht, daß unser Glaube dem Geiste die Schwingen beschneidet, womit er nach Beute ausfliegt. Nur ist die Einfalt und Schlichtheit kein Hindernis zur Seligkeit. Jeder wird sie, je nach seiner Empfänglichkeit, genießen. Der Hochentwickelte höhere als der andere."

„Wo aber der Geist Unerklärlichem begegnet?"

„Da muß er sich sagen: Siehe, um dies Geheimnis zu fassen, bist du noch zu unreif. Warte geduldig, vielleicht wirst du es begreifen lernen. Denn das, was uns Geheimnis dünkt, ist helle Klarheit, zum Geheimnis macht es nur unsere leibliche Kurzsichtigkeit."

Ihre Augen hingen an seinen Lippen.

„Kurzsichtig, das sind wir. Ich wünschte dem Morgen ins Herz schauen zu können, um zu wissen, welches Schicksal es dem beschert, den ich vor Unheil bewahren möchte, und ich vermag die Gefahren des Heute von ihm nicht abzuwenden. Betet für ihn, betet, damit er nicht unselig werde . . ."

„Wen meint Ihr?"

Sie hielt ihre tropfenden Augen auf ihn gerichtet, ohne ein Wort zu sagen.

Da wußte er, wen sie meinte . . . „Geht mit Gott! Er ist gnädiger, als wir voraussetzen.“

„Wenn eine klarere Sonne auf Euch scheint, gedenkt der armen Gräfin Troarn.“

Er nickte, und der Schimmer eines Lächelns, scheu und flüchtig, glitt über sein ernstes Gesicht.

So müssen die Engel lächeln, wenn sie lächeln, dachte Albereta, die Schwelle überschreitend.

* * *

Diesmal konnte der König nicht anders, er mußte ihn ziehen lassen.

Nachdem Anselmus sich vom Hof verabschiedet hatte, es war inzwischen Oktober geworden, versammelte er die Mönche des Kathedralklosters, die sein Kapitel bildeten, und gab jedem den Bruderkuß und ein liebes, aufmunterndes Wort. Hierauf begab er sich in die Kirche, um von dem herbeigeströmten Volk Abschied zu nehmen. Dann schritt er zum Altar, nahm von da Tasche und Pilgerstab, segnete alle und verließ Canterbury.

Nach seiner Entfernung wurde das Erzstift sofort wieder mit Beschlag belegt.

In Dover erwartete ihn die erste Ueberraschung.

Wilhelm von Warelwast begrüßte ihn mit vielsagendem Gesicht und machte sich eifrig in seiner Nähe zu tun.

Anselmus wollte sein Schiff besteigen, doch die Leute weigerten sich wegen des heftigen Windes, in See zu gehen. Man wartete den nächsten Tag ab, aber das Unwetter gab sich nicht.

Endlich, am vierzehnten Tage, konnten die Segel gelichtet werden.

Da trat Warelwast zu ihm, wies ihm einen königlichen Befehl vor und ersuchte, sein Gepäck öffnen zu dürfen.

Rufus hatte noch zuguter Letzt Piratengelüste verspürt und gedachte zu kapern, was es zu kapern gab, bevor der Erzbischof die Grenzen verließ.

Aber der Kommissarius fand nichts, rein gar nichts, das wert gewesen wäre, in England zu verbleiben. Unter etwas verlegenen Reisewünschen schied er von Anselm.

Die Küste versank im Herbstnebel vor den Blicken der Abreisenden.

Anselmus hatte außer Bruder Eadmer nur ganz wenig Leute bei sich.

Die Schlichtheit seiner Gewohnheiten kam ihm auf Reisen sehr zugute. Niemand ahnte, wer es war, den dieses bescheidene Mönchsgewand umhüllte. Freilich, geübte Augen blickten schärfer.

Als Anselm durchs Burgundische kam, brach plötzlich aus einem Hinterhalt eine Reiterschar hervor, um den Reisenden seiner vermeintlichen Schätze zu berauben.

Niemand geringeres als der Herzog von Burgund selbst befehligte die Horde.

Anselmus blieb gelassen im Sattel sitzen und winkte seinen Leuten, ihre Ruhe zu bewahren.

Der Herzog hatte kaum einen Blick auf ihn geworfen, als sich seine Mienen veränderten und er den Erzbischof um seinen Segen ersuchte.

„Mir war, als ob ich nicht einem Menschen, sondern einem Engel ins Angesicht schaute," hat er später erzählt.

Noch manches Fährnis, manche schwierige Probe seiner Geduld war Anselmus vorbehalten, bevor er das langersehnte Ziel seiner Reise: Rom, erblickte. Sie rasteten in Klöstern, durchritten manche Sturmesnacht, entbehrten oftmals des Nötigsten, aber zum Schluß wurde ihre Ausdauer belohnt.

Urban II., der selbst, bevor er Papst geworden war, Mönch war, empfing den Gast mit aller Liebe und räumte ihm einen Teil des Lateranpalastes zur Wohnung ein.

Fortsetzung im nächsten Heft.

Marie Holzer:

Allerseelen

Noch einmal lächelt die Sonne
Traumverloren,
Ehe es Winter wird,
Ehe der Erde Haupt
In weißen Locken prankt.
Die Weidenstämme schimmern
Und golden strahlt
Der Birken Blätterwerk.
Andächtig knien sie vor den Gräbern
Und halten Zwiesprach mit den Toten,
Schmücken die kalte, müde Erde
Mit frischen Blumen
Und mit Kerzenschein.
Dort in dem Winkel
Steht eine junge, bleiche Frau;
Mechanisch trieb es sie zur Sterbestätte,
Zum Totenfest. Und ruhelos
Geht sie die langen Wege auf und ab.
Sie sucht kein Grab;
Nicht der Tod raubt ihr den Freund,
Ein grausam Spiel des Lebens nur
Hat ihr ihn fortgenommen.
Ihr Schmerz ist ohne Frieden
Und ihre Seele heimatlos.
Kein Licht und keine Blume
Findet den Weg zu ihm
Und jede Klage verhallt ungehört.
Sie schaut ins Dämmergrau,
In ihres Lebens Zukunftsdunkel,
Doch keine Träne löst das Weh.
Der Abend hüllt die Erde ein
In seinen weiten grauen Mantel,
Und um die armen kleinen Kreuze
Dort, die schiefen, halbzerbrochenen,
Wo keine frischen Blumen liegen,
Wo keine Trauerweide
Schützend ihre langen Aeste senkt,
Nur ab und zu ein kleines
Licht im Winde zuckt,
Tanzen die dürren Blätter
Mit hohlem Klang,
Mit raschelnd-unheimlichen Rhythmen
Einen Totentanz.

Prof. Dr. Otto Harnack:
Zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas im 19. Jahrhundert

Erst das 19. Jahrhundert hat das deutsche Drama ebenbürtig neben das Drama anderer Kulturvölker gestellt. Im 16. und 17. Jahrhundert waren England, Frankreich und Spanien auf den Plan getreten; Deutschland begann erst im 18. sich zu regen; gewaltige Anstrengungen wurden in der zweiten Hälfte gemacht; aber erst im letzten Jahre des Jahrhunderts, erst mit der Vollendung des „Wallenstein" ward die Bahn für die eigenartige Entwickelung des deutschen Dramas gebrochen; neben Shakespeare, Racine, Calderon stellte sich Schiller als einer der hohen Leuchttürme dramatischer Kunst, der fern hinaus den Weg beleuchtete.

Die Bemühungen, die Schillers Meisterleistung vorangingen, hatten doch nur zu einer Reihe von Experimenten geführt und nicht vermocht, einen festen Stil zu schaffen. Bei Johann Elias Schlegel, dem ersten verdienstvollen Arbeiter auf dem Gebiete des neuen deutschen Dramas, findet ein merkwürdiger Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis statt, einer Theorie, die freie und kühne Forderungen begründet und einer Praxis, die noch den hergebrachten Bahnen der französischen Pseudoklassik folgt. Lessing, der gewaltige Vorkämpfer Shakespeareschen Geistes, hat in seiner eigenen dramatischen Produktion doch sehr verschiedenartigen Zielen nachgestrebt. Den neuesten Engländern eifert er in „Miß Sara Sampson" nach; Diderots Schauspiele bedingen sein ernstes, am tragischen Ausgang knapp vorüberstreifendes Lustspiel „Minna von Barnhelm"; in „Emilia Galotti" schafft er sich eine eigene tragische Form, in der straffer Aufbau und epigrammatischer Prosa-Ausdruck seinem eigenen Wesen entsprechen; aber er bleibt dieser Form nicht treu, sondern greift im „Nathan" zu Shakespeare's fünffüßigem Jambus und zu einer behaglich erzählenden und reflektierenden Darstellungsweise, die das Theater zur „Kanzel" ver-

wandelt. Er wirkt dadurch auch nach ganz verschiedenen Richtungen auf die jüngere Generation ein: in „Kabale und Liebe" finden wir nach Stoff und Form das Vorbild der „Emilia Galotti", in „Torquato Tasso" wenigstens formal das des „Nathan". Goethe hat zunächst der realistischen Shakespeare-Verkündung Lessings erst die praktische Betätigung im „Götz" gegeben, dann sich im schärfsten Gegensatz mit „Iphigenie" und noch mehr mit „Tasso" zur äußersten idealistischen Dichtweise gewendet. Das Publikum vermochte diesen Wechsel nicht zu fassen, noch weniger ihm zu folgen: es war vollständig desorientiert, irre gemacht. Im Laufe weniger Jahrzehnte fast durch alle denkbaren Formen dramatischer Kunst durchgehetzt, war es gänzlich haltlos in seinem Urteil geworden. Nur die völlig nüchterne und prosaische Alltagsdramatik Ifflands fand allgemeinen Beifall; sonst herrschte gänzliche Willkür und Zersplitterung in der dramatischen Kritik der „Kenner" wie der Menge. Auch Schiller hat anfänglich das Seinige noch zu dieser Verwirrung beigetragen; das Publikum, das den „Räubern" zugejauchzt hatte, die Schauspieler, die an den Brüdern Moor ihre Kraft mit krassen und grotesken Mitteln gezeigt hatten, vermochten sich in den pathetischen Jambenstil des „Don Carlos" nicht zu finden. Das Stück mußte für die Aufführung in Prosa umgeschrieben werden, und auch dann konnte es keine große Wirkung auf die verblüfften Zuschauer ausüben. Was Schiller mit unzureichender Einsicht und Vorbereitung hier angestrebt, der Gewinn eines großen Kunststils für das historische Drama, das gelang ihm erst zwölf Jahre später, nach schärfster geistiger Anstrengung im „Wallenstein". Durch die rasche Folge seiner späteren Dramen: „Maria Stuart", „Jungfrau von Orleans", „Wilhelm Tell"*) gab er das Beispiel einer konsequenten dramatischen Produktion nach bestimmten eigenartigen Normen. Dieses Beispiel wirkte gewaltig, ja unberechenbar, unübersehbar. Das Drama Schillers wurde für ein Jahrhundert das deutsche Drama par excellence. Wohl trafen der „Wallenstein" und seine Nachfolger auch auf eine scharfe Opposition, die der Romantiker; aber sie blieb eine literarisch-kritische Opposition: sie hat viele scharfe Urteile über Schiller in Umlauf gebracht; aber trotzdem: Dichter, Schauspieler und Publikum folgten

*) Eine Unterbrechung dieser Reihe bildet das eigenartige Experiment der „Braut von Messina", die hier außer Betracht bleiben kann.

mit hochgeschwellten Segeln dem hinreißenden Strom Schillerscher Dichtung. Es war ein überreiches, und zugleich ein verhängnisvolles Geschenk, das unserem Volke damit geboten wurde. Ein eigenes nationales Drama hohen Stils — eine der Gaben, wie sie ein Volk im Laufe seines gesamten Daseins nur einmal erwarten darf; aber zugleich eine Fessel und ein Faulbett für nachkommende dramatische Talente. Schon Schiller selbst in der kurzen ihm noch gewährten Lebensfrist bemerkte tadelnd, welche Schar von Nachahmern sich an ihn anschloß, und drei Menschenalter hindurch blieb Schillersches Epigonentum die Signatur und die sicherste Bürgschaft des Erfolges in unserer dramatischen Produktion. Wer nicht dieser Bahn folgte, hatte es sehr schwer, Beachtung zu gewinnen, mochte er auch noch so bedeutende Kraft in sich fühlen und beweisen.

Was waren nun die eigentümlichen Züge, die den Charakter des Schillerschen Dramas konstituierten? Zunächst: Der historische Stoff; alle vier genannten Hauptdramen behandeln historische Ereignisse, — wenigstens in Schillers Sinne; denn daß Wilhelm Tells Tat keine historische Tatsache sei, war ihm unbekannt. Und auch in den unvollendeten Entwürfen überwiegen weit die historischen Gegenstände, wie „Die Gräfin von Celle", „Warbeck" und vor allem „Demetrius". Die ausgebreiteten Geschichtskenntnisse, die sich Schiller erworben, und demgegenüber seine verhältnismäßig beschränkte Kenntnis des gesellschaftlichen Lebens der verschiedenen Stände und der einzelnen modernen Völker, wirkten zusammen, um ihn zu historischen Stoffen hinzuführen. Die Art seiner Auffassung und Darstellung hat man schon zu seinen Lebzeiten treffend mit dem Wort Freskomalerei bezeichnet. Wie in den großen Zügen der Gemälde dieser Technik nicht das Detail, sondern nur die wesentlichen, für die Charakteristik und die vorzuführende Handlung entscheidenden Linien zur Geltung kommen können, so hat auch Schiller nicht eine genaue Darstellung im Detail zu verfolgender Ereignisse oder minutiöse Schilderung kulturhistorischer Zustände im Sinne und in der Hand, sondern er entwirft Titelbilder großer historischer Gegensätze und streitender Gewalten, die hervorragenden Personen Gelegenheit zu entscheidendem Handeln oder zu tragischem Leiden bieten. Habsburger und Schweden, Engländer und Franzosen, Polen und Russen werden in ihren welthistorischen Beziehungen gezeigt und in vorkämpfenden Repräsentanten verkör-

pert. (Will man die Eigenart Schillers aus ihrem schärfsten Widerspiel erkennen, so denke man an die Geschichtsbetrachtung H. Taines; Schiller sieht nur das Große und fühlt sich ihm kongenial, Taine sieht das Kleine und sucht sich daraus das Große zu konstruieren und verständlich zu machen.) Die Tragik, die sich inmitten dieser welthistorischen Gegensätze entwickelt, ist zugleich persönlich und zugleich durch die äußeren Verhältnisse bedingt. Personen, die jene gewaltigen Gegensätze beherrschen wollen, aber es nicht vermögen, stoßen zusammen mit solchen, die durch sichere Entschlossenheit dazu imstande sind, und unterliegen ihnen. Ob das Drama nach der siegenden oder der unterliegenden Gestalt benannt ist, ändert nichts Wesentliches an der Sache. Die Verbindung von persönlicher Verschuldung des Helden und von verhängnisvoller Bestimmung, wie sie Schiller in seinen Dramen gelang, stellte eine neue eigenartige Verbindung Shakespeareschen Charakterdramas und antiken Schicksalsdramas dar. Auf diesen Punkt hatte Schiller hauptsächlich seine Geisteskraft gerichtet, als er den „Wallenstein" schuf, und hier gelang ihm die wertvollste und mächtigste Tat seines Geistes. In der Charakteristik hatte sich Schiller für eine einheitliche Tönung der Gestalten entschieden; er malte nicht jede einzelne mit völlig anderen Farben, sondern wie aus einem Temperagemälde schauten seine Personen heraus als Erzeugnisse einer einheitlich empfindenden und formenden Phantasie, aber mit feinster Abstufung und Nuancierung des einmal gewählten Tones. Die Mittel der Charakterisierung waren im ganzen einfach; großenteils war sie eine direkte, teils gegenseitige, teils persönliche, auch in der reichlich angewandten Form des Monologs; Schiller, der das Drama im Einverständnis mit Goethe durchaus als Kunstprodukt, nicht als Nachahmung der Wirklichkeit auffaßte, hatte keine Bedenken, den Monolog auch in lyrischen Ausdruck übergehen zu lassen. Für die Redeweise der Personen galt dasselbe wie für die Charakteristik; sie war eine einheitlich schillerische, aber in individueller Nuancierung dieses Gesamttons. Als Form wurde der fünffüßige Jambus gewählt; der Hans Sachsische Vers wurde in „Wallensteins Lager" angewandt, und die einzelnen meist lyrischen Abweichungen vom Grundversmaß in den späteren Dramen kommen nicht in Betracht[1]).

---

[1]) Auch hierin nimmt die „Braut von Messina" eine Sonderstellung ein

Im Versbau sah Schiller vor allem auf einen glatten, aber doch kraftvollen Fluß, auf eine rhetorisch eindrucksvolle Steigerung des Satzbaues durch die rhythmische Gliederung; seine Verse unterschieden sich scharf, ebenso von Lessings holprigen, aber dialektisch lebhaften Jamben im Nathan, wie von Goethes musikalisch zartgebauten Tasso-Versen. Endlich legte Schiller großes Gewicht auf bühnenmäßige Ausgestaltung seiner Dramen, die er ja unmittelbar für das Weimarer Theater und auch für das Berliner unter Ifflands Leitung schrieb; spannende Szenenfolge, wirkungsvolle Aktschlüsse, große dekorative Effekte erstrebte er mit Bewußtsein, — und wenn der innere Gehalt seiner Dramen durch manche dieser Zutaten nicht gewann, so war es doch eine glückliche Wirkung, daß gerade durch sie die rasche Verbreitung und enthusiastische Aufnahme so ernster und schwerwiegender Dichtungen erleichtert und gefördert wurde.

Was aber entscheidender als alles andere war, Schiller legte in jedes seiner dramatischen Werke den Kern seiner sittlichen Ueberzeugungen, seine Weltanschauung, als maßgebendes Grundprinzip der Charakterentfaltung und der dramatischen Entwickelung. Dadurch erhielten seine Dramen die Geschlossenheit, Klarheit und Festigkeit, die imponierend, überzeugend, hinreißend wirkte. Dabei können wir ganz außer acht lassen, welcher Art jene Ueberzeugungen waren, wie beschaffen jene Weltanschauung war; das Entscheidende liegt darin, daß der Dichter überhaupt eine bestimmte, ihn ganz erfüllende Anschauung besaß, daß er nicht Skeptiker war. Nur ein solcher Besitz gibt die Möglichkeit, die unendlichen Erscheinungen des Lebens mit Sicherheit in einheitlicher Weise als Bild anzuschauen und resolut zum einheitlichen Kunstwerk zu formen.

Gegenüber der beherrschenden Stellung, die sich die zielbewußte und kraftvolle Produktion Schillers errang, blieben die dramatischen Versuche, welche die ihr feindlich gesinnten Romantiker ihr entgegenzustellen suchten, gänzlich wirkungslos. Die Romantik mit ihrer Verkündigung schrankenloser Subjektivität des Künstlers, mit ihrer Hingegebenheit an mystisch-allegorische Betrachtung des Lebens, konnte am allerwenigsten auf dem Gebiet des Dramas Bedeutendes hervorbringen. Trotz der schulgerechten Verherrlichung von Tiecks „Octavianus" oder „Genovefa" konnten diese rückgratlosen Gebilde keine dauernde Lebenskraft bewähren. Kurze Zeit

hindurch schien den Dramen Zacharias Werners mehr Erfolg zu winken; aber nur das Schicksalsdrama „Der 24. Februar", das bekanntlich mehrfache Nachahmung fand, erfüllte die anfänglichen Erwartungen. Eine dauernde Wirkung auf die deutsche Bühne haben die Romantiker nur in einer bestimmten Richtung, mit ihrer Empfehlung und Einführung des spanischen Dramas geübt. Ein nicht stark entwickelter, aber doch zählebiger Seitenschößling des deutschen Dramas ist daraus erwachsen; seit Grillparzers „Ahnfrau" und „Der Traum ein Leben" ist die Form der leichtflüssigen, bald einfachen, bald kunstvoll verschlungenen Trochäen mit der gesättigten Fülle des lyrischen Ausdrucks gern für die mystische Tragik oder für heiteres Phantasiespiel verwendet worden. Aber etwas Fremdartiges hat diese Form für uns Deutsche immer behalten; sie ist Konfekt, das gern als Zugabe genossen wird, aber nicht zur kräftigen Nahrung dienen kann.

Um so nahrhafter erschien eine andere Speise, die sich das deutsche Publikum immer gern wieder vorsetzen ließ: das platte Familienschauspiel, bald rührselig, bald komisch gefärbt. Diese ursprünglich von England ausgegangene, in Frankreich von Diderot weiter ausgebaute Gattung hatte in Deutschland schon im 18. Jahrhundert der redliche, aber mattherzige Gellert mit dem Selbstgefühl, das „gute Taten" verleihen, gepflegt; „weinerliche Lustspiele" nannte er diese Machwerke, die schwach an Geist wie an Charakter sind. Iffland hat mit größerer Bühnenpraxis, aber nicht vertieftem Gehalt dieselbe Gattung gepflegt; der eigentliche Meister in ihr im 19. Jahrhundert wurde aber Kotzebue. Er war teils mit seinen schalen Possen, teils mit seinen unwahr-rührseligen Dramen der gefährlichste Gegner Schillers und Goethes bei der großen Masse, den man wohl verachten, aber nicht geringschätzen durfte. Und er hat dauernd und leider höchst verderblich gewirkt. Kotzebue ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die Herrschaft eines feinen Komödienstils sich in Deutschland nicht ausbilden konnte. Mehr und mehr zwar hatte sich Kotzebues Tätigkeit nach der komischen Seite hin entwickelt; ganz entschieden werfen sich auch seine Nachahmer auf dies Gebiet; aber es war eine niedrige Situationskomik mit groben Mitteln und ungeschlachten Effekten, mit oberflächlicher Charakteristik und seichter Empfindung. Diese ungebildete Lustspielfratze sind wir in Deutschland bis auf die Zeit Kadelburgs

nicht los geworden, und die vereinzelten Werke feinkomischen Tons, die wir besitzen, muß man sich mühsam aus der Masse unserer bald pathetischen, bald platten Dramenliteratur zusammensuchen, eine Mühe, der sich die Theaterdirektoren meistens nicht unterzogen haben. Gutzkows und Laubes zwar nicht tief angelegte, aber bühnengewandte und packende Lustspiele haben ihre Erfolge mehr ihren treffenden Tendenzen als ihren dramatischen Vorzügen zu verdanken.

Neben Schiller und Kotzebue, diesen Antipoden in der Beherrschung des Publikums, war es nun anderen Dichtern, und auch bedeutenden Kräften, nicht möglich, emporzukommen. Das schlagendste Beispiel — und ein tieftrauriges — bietet Heinrich v. Kleist. Zwar war in ihm eine phantastisch-schwärmerische Ader, die seinen Dramen etwas Bizarres beimischte und die theatralische Schlagkraft bisweilen in bunte Dunstwolken verpuffen ließ, aber hierin lag doch nicht der wahre Grund seiner Mißerfolge. In der Hauptsache war er von echter dramatischer Wirkungskraft, und diese Kraft hätte sich trotz jener Schwächen durchsetzen müssen, wenn nicht Vorurteile einen Damm dagegen gebaut hätten. Kleist, obgleich kein Realist im heutigen Sinne des Wortes (er arbeitet mit Monologen und Apartes), war doch um einen Grad realistischer, als es der von Schiller erzogene Geschmack der Deutschen im ernsten Drama vertrug. Seine an Shakespeare gebildete Charakteristik wirkt mit derberen Mitteln als die Schillersche; die Personen heben sich von der Grundfläche stärker ab, treten einzeln aus dem einheitlichen Ton mit gesättigten, manchmal grellen Farben heraus, — und griffen deshalb Augen an, die an gedämpfteren Ton oder an bloße Licht- und Schattendarstellung in farbloser Zeichnung gewöhnt waren. Seine Menschen sind weniger typisch, ja sogar, was Schiller gänzlich fern liegt, mit individuellen Zügen, die dem typischen Charakter schnurstracks widersprechen, ausgestattet; so der Prinz von Homburg mit jener schmählichen Todesfurcht angesichts des Grabes, die allein hinreichte, um das Stück vor einem Publikum unmöglich zu machen, das Typen im Drama zu sehen gewohnt war.

Nicht so gewaltsam tragisch wie Kleists Schicksal, aber elegisch trüber ist das Grillparzers. Der österreichische Dichter, der teils Goethes „Iphigenie" in ihrer mild antikisierenden Weise sich zum Vorbild genommen hatte, teils die schon besprochene Form des spa-

nischen Dramas mit großem Geschick der deutschen Bühne anzueignen suchte, fand nur in seiner österreichischen Heimat einen mäßigen Erfolg. Der sensationelle Effekt der Schicksalstragödie in der „Ahnfrau" kann hierbei außer acht bleiben. Aber selbst ein so fesselndes Geschichtsdrama, wie „König Ottokars Glück und Ende", brachte es doch mehr nur zu einem lokal-patriotischen Erfolg in habsburgischen Landen als zu dauerndem künstlerischem Leben auf der deutschen Bühne. Die etwas weich reflektierende Art, der gedämpfte Klang Grillparzerscher Dichtung konnte neben den mächtigen Schwerthieben und den lauten Posaunenklängen Schillerscher Dramatik nicht recht aufkommen. Und als vollends Grillparzer in Wien einen Mißerfolg erlitten hatte, und dadurch für einige Zeit mehr in den Hintergrund trat, vergaß man ihn im übrigen Deutschland bald gänzlich. Sein Name und seine Werke wurden bei seinem 80. Geburtstage wie die eines Verstorbenen ausgegraben.

Es ist traurig zu sehen, welche Dramatiker inzwischen die deutsche Bühne beherrschten; die Raupach, Uechtritz, Auffenberg, die immer neue historische Stoffe dramatisierten, nach festen Rezepten, wie besonders Raupachs endlose Hohenstaufentragödien sie aufweisen, waren wohlmeinende Leute, aber sie wirtschafteten mit einem von Schiller überkommenen Kapital, das sie schlecht verwalteten und allmählich verschleuderten. Es ist ein unerfreuliches Geschäft, das im einzelnen nachzuweisen, und bei dem Dunkel, in das jene Dichter schon verschwunden sind, nicht mehr erforderlich. Lieber seien einige Neuere genannt, an deren Leistungen im historischen Drama sich schmerzlich erkennen läßt, wie der Stillstand zum Rückschritt wird. Man nehme etwa Heinrich Kruses oder Martin Greifs historische Dramen. Ohne weiteres wird man empfinden, wie an Stelle des Schillerschen Schwungs eine nüchterne Trockenheit getreten ist, die doch nicht etwa realistischer Wahrheit zugute kommt, sondern die nur eine übergroße Abhängigkeit dieser Dichter von chronikalischen, historischen Ueberlieferungen und eine geringe poetische Zeugungskraft erweisen. Auf der anderen Seite könnten Geibel und Heyse bei ihren, der Geschichte oder Sage entnommenen Dramen sich der poetischen Feinheit und Lebendigkeit ihrer Empfindung und Sprache mit berechtigtem Selbstgefühl rühmen; dafür aber ist ihnen die Kraft Schillers und die Sicherheit seines dramatischen Wurfs großenteils verloren gegangen. Wilden-

bruch wiederum hat nur diese Kraft sich bewahrt; aber daneben das an der Antike gebildete Feingefühl Schillers eingebüßt, so daß die Wucht seines dramatischen Stils zur Brutalität wird. All diese Dichter haben von dem großen Erbe des Schillerschen Dramas einzelne Stücke bewahrt, andere verloren und sind so echte „Epigonen", Zeugen nicht der eigenen, sondern einer vergangenen Größe.

Im Gegensatz dazu müssen wir zwei Dramatiker nennen, die durchaus von echtem Schrot und Korn sind, zwar beschränkt in dem bestimmten Kreise ihrer Begabung, aber dafür in ihm souverän, ohne Wanken herrschend: Hebbel und Otto Ludwig, bei den Zeitgenossen langsam zur Anerkennung gelangt, und auch dann weder „populär", noch „Mode" geworden, dem heutigen Geschlecht innerlich verwandt, doch äußerlich fremd. Beide waren in sehr starkem Maß Realisten mit der Stärke und der Schwäche solcher Dichtercharaktere, mit ihrer Ueberzeugungskraft und ihrer abstoßenden Härte. Dem Schillerschen Jambenstil standen sie natürlich diametral gegenüber, selbst wo sie in Jamben dichteten, während ihnen die Prosa, die eigentlich angemessene Ausdrucksform war. Ludwig, ein leidenschaftlicher Verehrer Shakespeares, hat auch höchst ungerechte und verständnislose Betrachtungen über Schillers Dichtart geschrieben; indes man muß dies dem schaffenden Künstler, der unter Schillers ganz andersartiger, alles beherrschender Größe zu leiden hatte, zugute halten. Ludwig hat, durch nervöses Leiden, das allmählich sein Leben aufzehrte, behindert, seine Kraft nicht völlig entfalten können; Hebbel, auch schon im besten Mannesalter hingerafft, hat doch sein Schaffen noch bis zu einem Höhepunkt gebracht, den er schwerlich mehr überschritten hätte. Ludwigs „Erbförster" und Hebbels „Maria Magdalene" haben die engsten Lebensverhältnisse der Wirklichkeit in eine tragische, düstere Beleuchtung gerückt, haben die einfachsten, im täglichen Lebensring sich mühenden Charaktere zu einer tragischen Höhe erhoben, wie das bisher noch nicht erhört war und nicht möglich schien. Und sie haben das erreicht, ohne unnatürliche Greuel in solchem Maße zu häufen, wie das Tolstoi in seiner als Meisterstück des Realismus bewunderten „Macht der Finsternis" getan hat. Eine noch bedeutendere Leistung aber war Hebbels Nibelungentrilogie. Die charakterisierende Kunst des Dichters feierte hier ihren höchsten Triumph; in wahrhaft divinatorischer Weise wußte sie die altdeutsche Reckenzeit neu

zu erschaffen. Sie hält mit bewundernswerter Sicherheit die Mitte ein zwischen der nordisch-heidnischen Urwelt, die trotz Wagners Bemühungen doch nicht unsere Vorwelt ist, und zwischen der künstlich verfeinerten Welt des Ritter- und Minnesängertums. Sie führt uns wirklich hinein in die gärende, von tiefsten Gegensätzen bewegte Zeit des Uebergangs vom Heidentum zum Christentum; sie zeigt uns die Menschen bewegt von miteinander streitenden Idealen, die zu ungeheuren Kämpfen und Katastrophen führen mußten, und sie tut dies mit einer Kraft der Charakterisierung, die in der schwerflüssigen, wie über Blöcke und Balken sich hinschleppenden Sprache uns Menschen von Geist und Wollen zeigt, die aber von dem abschleifenden, Leichtigkeit und Beweglichkeit gebenden Einfluß gesellschaftlicher Verkehrsitte gänzlich unberührt sind. Wie knorrige Eichen, deren jede weiten Raum für ihre mächtigen Aeste verlangt, stehen diese deutschen Kraftmenschen nebeneinander.

Hebbel erhielt für die Nibelungen den königlich preußischen Schillerpreis; Ludwig erlebte noch, daß die Rolle seines „Erbförster" eine der gesuchtesten Aufgaben der bedeutendsten Schauspieler wurde; aber eine wirkliche Macht im deutschen Kunstleben wurden doch weder Hebbel noch Ludwig. Die Macht blieb bei den Vertretern der hergebrachten, immer konventioneller werdenden, nicht mehr überzeugend wirkenden, idealisierenden Kunst. Zu Anfang der achtziger Jahre übte diese Macht vor allem Wildenbruch.

Da trat plötzlich die Reaktion ein. Mit unwiderstehlicher Kraft erhob sich die realistische Strömung und grub dem bisher so ruhigen Fluß unserer dramatischen Produktion mit stürmischer, fortreißender Gewalt ein ganz neues Bette. Schon oft ist es tadelnd und klagend ausgesprochen worden, daß die Führer dieser Bewegung nicht an die schon in unserer Literatur vorhandenen realistischen Kräfte, eben an Hebbel und Ludwig, anknüpften, sondern daß sie sich nach dem Ausland wandten und dort ihre Vorbilder suchten. Es mag sich dies wohl dadurch erklären, daß die ästhetische Revolution in Deutschland eng verbunden war mit einer tiefgehenden Gärung, in religiös-ethischen und politisch-sozialen Ueberzeugungen, und daß die neue Ideenmasse Richtung und Belebung nur bei den zeitgenössischen Dichtern finden konnte. Die Skandinavier vor allem wurden nicht nur als dichterische Genies, sondern auch als tiefsinnige Weise verehrt, und über allen anderen, auch über einen

Strindberg und Björnson wurde Hendrik Ibsen erhoben. Als der neue Messias des Dramas wurde er vergöttert; auf die Schiller-Stufe des deutschen Dramas sollte die Ibsen-Stufe folgen.

Betrachten wir die eigentümliche und gewiß in ihrer Art meisterhafte Kunst des großen Norwegers mit kritischer Schärfe, so finden wir, daß sie in diametralem Gegensatz zu der Kunst Schillers steht, und gerade dadurch mag ihr ungeheurer Erfolg in Deutschland bedingt worden sein. An Stelle des historischen Stoffes tritt der unmittelbar gegenwärtige; an Stelle der gewaltigen Ereignisse des Staatslebens die peinlichen und quälenden des engen Kleinlebens. Die großen, auf Fernwirkung berechneten Züge der Darstellung werden durch die sorgfältigste, minutiöse Detailmalerei ersetzt. Das Walten eines gerechten welthistorischen Schicksals wird durch den unerbittlichen Zwang des Vererbungsgesetzes abgelöst. Die Charakterzeichnung wendet sich vom Typischen zum Aufsuchen und Wiedergeben der seltsamsten und sonderbarsten individuellen Züge. Die Charakteristik geschieht meist indirekt durch die Mitspieler, wo sie direkt gegeben wird, handelt es sich entweder um unbeabsichtigten, ja, auch unbewußten, Selbstverrat der Personen, oder um Stellen, an denen der Dichter dem revolutionären Kritiker den Platz einräumt. Der Monolog beschränkt sich auf kurze, abgebrochene Worte und wird meist durch Gestikulation oder Bewegungsformen ersetzt. Die Verssprache ist gänzlich verbannt; die Prosa herrscht unbedingt und sie verzichtet absichtlich auf poetische Wärme, rhetorischen Schmuck oder oratorischen Fluß; scharf pointiert ist ihr dialektischer Gang. Von szenischen Wirkungen wird ganz abgesehen; charakterlose, dumpfige Innenräume sind die oft im ganzen Verlauf eines Stückes nicht wechselnde Szenerie. — Wenn man an alledem plötzlich Gefallen fand, so geschah es, weil man, von Schillerschen Prunkmahlen übersättigt, ein begründetes asketisches Verlangen nach Fastenkost spürte. Allein diese Kost hätte doch nicht befriedigen können, wenn sie nicht von einem Meister seiner Kunst zubereitet worden wäre. Ibsen als Künstler des dramatischen Aufbaues darf sich den großen Meistern der Weltliteratur zur Seite stellen. Es ist besonders die Konzentration der Handlung, wodurch er wirkt: Eine lange und oft verwickelte Vorgeschichte wird in dem Moment, wo die verschlungenen Fäden durch die Katastrophe zerrissen zu werden drohen, uns vorgeführt; und

in einer rapiden Folge von Szenen wird rückgreifend das Gewebe der Ursachen und greifbar gegenwärtig das Bild der Folgen uns vorgeführt; eine Technik, die nur in der griechischen Tragödie (z. B. dem König „Oedipus“) schon mit solcher Schlagkraft angewandt ist. In den Einzelheiten der Ausführung hat Ibsen manches von den französischen Dramatikern, wie Dumas und Augier, gelernt; aber er hat deren oft konventionelle Formen zum Ausdruck lebendiger Wahrheit erhoben.

Die Kunst Ibsens hat auf das junge deutsche Drama in jeder Hinsicht stark eingewirkt. Im kleinen und im großen, in den Einzelheiten minutiöser Wirklichkeitsdarstellung, wie in großen durchgehenden Linien, z. B. in der Anwendung des Vererbungsgesetzes, im stark hervortretenden Kampf des Individuums gegen dies Gesetz und gegen die Macht der Ueberzeugung. Einzelne, wie vor allem Sudermann, haben vorzüglich die meisterhafte Technik Ibsens sich angeeignet, andere, vor allem Hauptmann, die Tiefe und Wahrheit der Lebensdarstellung. Manche haben auch diese Wahrheit bis zu so maßloser Wiedergabe aller Einzelheiten des Alltaglebens getrieben, daß darüber alle dramatische Technik und überhaupt alle Kunstform verloren ging; allein solche Verfehlungen haben nur ein kurzes Leben führen können. Einen schweren Mangel aber haben die neuesten Dramatiker mit ihrem Meister Ibsen gemein; einen Nachteil, für den sie freilich nicht verantwortlich sind, da er in dem gesamten Zeitgeist begründet liegt. Es ist der Mangel einer festen Weltanschauung, und demgemäß die Unfähigkeit, auf die aufgeworfenen Lebensfragen eine klare und unzweideutige Antwort zu geben. Hieran liegt es, daß den Dramen so oft „der Abschluß fehlt“, wie der Leser oder Hörer mit einem gewissen Unmut bemerkt; er fehlt, weil der Dichter selbst sich kein Urteil darüber zutraut, welches der richtige Abschluß wäre. Dieses Urteil haben sich ein Schiller oder Shakespeare ebenso wie die großen französischen oder spanischen oder griechischen Dramatiker stets zugetraut, weil sie festen Ueberzeugungen folgten, die aus einer bestimmten Welt- und Lebensanschauung entsprangen. Wir aber heute — reden wohl viel von „moderner Weltanschauung“, aber sie existiert nicht; es bestehen wirr sich kreuzende Gedankenrichtungen, die sich gegenseitig widersprechen und aufheben, aber doch oft in derselben Persönlichkeit vereinigt sind. Vor allem aber, es existiert

kein Glaube an das, was allenfalls von Weltanschauung vorhanden ist. Die wahre Anschauung unserer Zeit ist die Skepsis, die Resignation auf eine bestimmte Weltanschauung, und darin liegt eine nicht zu überwindende Schwierigkeit für die Schaffung großer Kunstwerke, die das Leben in eine Kunstform bringen wollen. Wo keine einheitliche Anschauung des Lebens vorhanden ist, da ist es auch nicht in einheitlicher Kunstform wiederzugeben; da wird nur ein Stück äußerer Lebenserscheinung, aber nicht das innere Gesetz des Lebens dargestellt.

Eine Gruppe neuerdings erst aufgetretener Dichter hat dann die Einheit, die im Gedanken nicht zu finden ist, in der Stimmung finden wollen. Diese Gruppe, entstanden aus dem natürlichen Rückschlag gegen den, kurze Zeit hindurch ausschließlich herrschenden Realismus, ist von romantischer Färbung, im höchsten Maße das, was Schiller „sentimentalisch" genannt hat, ganz und gar der Versenkung in den Reiz ungestörter, bis zum Traumhaften verschwommener Stimmungen hingegeben. Erst im Beginn unseres Jahrhunderts sind die Anfänge dieser Richtung zur Ausgestaltung gelangt. Eine sehr glückliche Prognose konnte man ihr freilich von vornherein nicht stellen. Wohl mag sie in lyrischer Schönheit sich ergehen und ernste Rührung hervorrufen; aber die Schärfe und Sicherheit, die der Aufbau und die Silhouette des Dramas erfordert, hat sich dieser Richtung als ebenso schwer erreichbar gezeigt wie den Romantikern zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Wir stehen in einer Zeit wundersamer Gärung der Geister. Mit dem reichen vererbten Besitz unserer dramatischen Literatur gibt man sich nicht mehr zufrieden, man will Neues schaffen und erringen. Ob man damit ebenso Wertvolles zutage fördern wird, als was man schon besessen, ist noch fraglich; jedenfalls ist der Trieb nach neuen Bildungen nicht zu hemmen, und er ist auch ein Zeichen gesunder Kraftentwicklung, wenn er nur nicht zur Geringschätzung der großen Leistungen früherer Zeiten und zur Ueberschätzung kurzlebiger Tageserscheinungen führt. Es hat wahrlich nicht an widerwärtigen Aeußerungen dieser Art gefehlt; aber sie sind glücklicherweise im Schwinden begriffen. Der herostratische Ansturm gegen die Heiligtümer ist erlahmt; die alten Götter ragen wieder in unbefleckter Reinheit und Hoheit empor. Der Hexensabbat gegenseitiger Anbetung und Vergötterung unter gespreizten

Nullitäten beginnt an seiner Lächerlichkeit hinzusterben. Aber der Kampf um neue Errungenschaften, das ernste Streben nach neu zu erwerbendem Besitz währt fort und erfüllt tüchtige, selbständige Geister mit der zähen Leidenschaft, welche hoffnungsfreudige Arbeit in dem Menschen entzündet.

Soll aber deren Schaffen mit gesunder Kraft zu dauernden Erfolgen führen, so muß sich zwischen dem ganzen geistigen Leben unserer Tage und den engen, der poetischen Produktion zugewendeten Kreisen eine festere und regere Verbindung herausstellen, als es bis jetzt geschehen ist. Der größte Teil unserer heutigen Gesellschaft steht mit seinen Interessen der künstlerischen Entwicklung äußerst fern, betrachtet Kunst und Poesie als recht nebensächliche Allotria. Dadurch wird andererseits der Dichter dazu gedrängt, seine Befriedigung in einem exklusiv künstlerischen Selbstgefühl zu finden und sich in einen Kreis von speziellen Genossen und Verehrern einzuschließen. Zuerst muß das künstlerische Schaffen wieder allerseits als die ernste Arbeit ernster Männer anerkannt werden, ehe unsere Poesie und auch unser Drama sich aus der zeitweiligen Abhängigkeit von fremden Mustern, aus wechselnden Versuchen und Strömungen zu eigenem mächtigen Leben entfalten kann. Und ferner wird aus den ringenden Elementen der Vergangenheit, der antiken wie der christlichen, und aus den aufstrebenden Kräften der Gegenwart sich erst wiederum eine feste, das Volksleben tragende und erfüllende Welt- und Lebensanschauung herausbilden müssen, ehe der Dramatiker wieder mit Shakespearescher Sicherheit und Klarheit den Geist seiner Zeit und seines Volkes in unvergängliche künstlerische Formen wird bannen und gießen können*).

---

*) Wir haben diesen Aufsatz aus dem soeben im Verlage von J. C. B. Mohr in Tübingen erschienenen Buche: „Aufsätze und Vorträge von Prof. Dr. Otto Harnack (Preis M. 7.—, gebd. M. 8.—) mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers abgedruckt. Das Buch enthält eine Reihe prächtiger Aufsätze, sämtlich gründliche und wohlvorbereitete Arbeiten, die ein Zeugnis für die tüchtige Kenntnis des Verfassers auf literarischem Gebiete ablegen. Die Vorträge Harnacks, die einem gediegenen Fleiße und guter Beherrschung des Materials entstammen, entbehren vor allem nicht der ruhigen Objektivität und zeichnen sich besonders hierdurch sehr vorteilhaft von der allgemein üblichen literarischen Kritik aus. Dr. C. R.

Ernst Schur:
Das Glück im Keller

In einem Keller lebte ein Krüppel. Es war ein kleiner Junge dem Aussehen und der Größe nach, aber er war doch schon fünfzehn Jahre etwa alt. Das sah man an seinen Augen, die ganz vernünftig blickten; in ihnen war aber noch etwas anderes, das kleine Kinder meist nicht haben können, da sie erst ins Leben eintreten: eine besondere Güte, die allen leuchtete, die unbesiegbar schien und die über allem Leid triumphierte. Das haben die wenigsten Menschen; dazu haben sie keine Zeit, und jeder muß sehen, wie er sich am besten durchbringt. Die Welt der Kinder ist die Welt der Hoffnungen; darum lieben wir sie. Die Welt der Erwachsenen ist meist die Welt der Enttäuschungen; darum möchte man jedem Kind hütend zur Seite stehen, daß es sich sein Bestes bewahrt.

Der kleine Krüppel hatte es sich bewahrt, er hatte die Zeit und das Besinnen dazu gehabt, und darum war er fröhlich.

Das war das Sonderbare, worüber sich alle Welt wunderte: der Krüppel war fröhlich und hatte alle Menschen lieb. Er mußte in einem Keller leben, unter der Erde, wo er nur wenig Sonne und nur ein Stück vom blauen Himmel sehen konnte, und jeder wäre da traurig geworden. Er aber freute sich über das bißchen Sonne, und das kleine Stück blauen Himmels brachte ihm Glück.

Wenn er da in seinem Stübchen saß, wo der Vater auch arbeitete und die Mutter kochte, dann sah er durch die niedrigen Fenster die Menschen nur bis zur Hälfte vorüberziehen. Er mußte seinen Hals recken und dann sah er lauter Beine vorüberziehen, eins nach dem andern, von Herren und Damen, von Laufburschen und Mamsells. Jeder andere hätte das langweilig gefunden und das ewige, eilende Hintereinander der Beine hätte ihn sogar traurig gestimmt; er hätte zum mindesten die Gesichter dazu sehen wollen; denn so konnte man sich ja nichts dabei denken und nichts daraus machen.

Der kleine Krüppel aber dachte sich etwas dabei und fand das ganz lustig, wie alles vorüberstrampelte. Er dachte sich die Gesichter hinzu, und manchmal beschäftigten ihn noch ein paar Beine, wenn sie schon längst vorübergeeilt waren.

Dann kamen auch Kinder vorbei, die erstaunt hinunterguckten und sich wohl wunderten, daß da unten Leute sitzen; sie warfen allerlei hinunter ans Fenster, Korken, Papier und andere wertlose Dinge, so daß sich immer schnell vor dem Fenster ein Kehrichthaufen bildete, trotz aller Sorgsamkeit und Sauberkeit der Mutter. Und die Mutter wurde recht ärgerlich, denn es ist kein Vergnügen, immer das wegzuräumen, was andere Menschen wegwerfen, immerfort, regelmäßig, und nur am Sonntag war es weniger. Hatte sie doch schon die ganzen Treppen aufzuwischen und das war für die schwache Frau eine schwere Arbeit. Aber der kleine Krüppel wußte sie immer wieder zu trösten. „Weißt du Mutter," sagte er, „vielleicht wirft uns einer mal ein Goldstück herein."

Zuweilen floß auch das Wasser hinein, wenn es stark regnete und Schmutz und Erde kam mit hinein, so daß es wirklich ein trauriger Anblick war. Kartoffelschalen und Papierfetzen und Zigarrenstummel kamen mit. Auch das gab eine Arbeit. Da seufzte die Mutter auf; der Krüppel wußte nicht mehr, womit er trösten solle. Er sah die Mutter an, die hilflos dastand, und faßte ihre Hand.

Und dann wurde es feucht und kalt in dem Keller und der Krüppel mußte frieren. Die Glieder taten ihm weh; er saß still und wartete auf die Sonne.

Vor seinem Fenster stand ein Geraniumtopf, den er mit Liebe pflegte, so daß er Blüten trieb, schöne, rote Blüten, trotzdem er im Keller stand. Und sobald der Krüppel hinaussah, sah er die roten lachenden Blumen und die hellgrünen Blätter, so daß ihm die Welt draußen nie ganz trübselig erscheinen konnte.

Seit Jahren war er nicht draußen auf der Straße gewesen. Immer saß er in seiner Ecke am Fenster, in seinem Stuhl. Draußen war es lustig und speziell abends, wenn all die Lichter angezündet waren. Das glitzerte und funkelte, und auf dem Damm lag der Widerschein des Lichts und in den Schaufenstern spiegelte sich der Glanz. Lauter gelbe Sonnen und weiße Monde schwebten vor den Schaufenstern und warfen glitzernde Lichter auf Straße und

Damm und es sah lustig aus, wie die Menschen alle in diesem Geglitzer dahinglitten, schwarz und bunt, wie huschende Geister. Das sah wie ein Märchen aus.

Drüben zündete dann alle Abend ein Schuster seine Glaskugel an, die wie eine kleine Sonne strahlte; der hämmerte und flickte ebenso emsig wie der Vater; auch er saß im Keller, er beugte sich tief herab und in der Kugel brannte der Lampenschein wie Feuer, so daß nichts von der Stube sonst zu sehen war; alles lag dunkel, nur in der Mitte die gebeugte Gestalt, die emsig hämmerte, glättete.

Darüber, ein Stock höher, stehen Särge in Reih und Glied; schwarz und silberglänzend und geschnitzt; in allen Größen.

Daneben funkelt herrlich ein Kaufmannsladen. Das war eine Pracht! Da gab's Butter und Kaffee, da lagen Eier und Gemüse, und aufgeschichtet sah man Konservenbüchsen, und Zuckerhüte bauten sich auf, Würste hingen herab und Brot lag in allen Sorten beieinander. In hohen Gläsern waren die Bonbons untergebracht, grün, rot, gelb, weiß, braun, jedes war mit einem breiten Glasstöpsel verschlossen.

Das war ein Leben da! Man konnte sich nicht sattsehen. Immerfort wechselten die Leute, die da hineinströmten; ein Bursche mit einer Soldatenmütze und Litewka kam, ein Junge folgte ihm; dann sprang ein Mädchen schnell hinein und eine Dame wartete am Ausgang; behend drängte sich ein kleiner Knabe hindurch. So ging das den ganzen Abend.

Daneben liegt eine Bäckerei. Da lachten die Kuchen und Torten verführerisch. Ein Fleischerladen zeigt im Schaufenster grüne Pflanzen und in der Mitte ein Schwein aus Gips, das schlief. Dann kam, im Hausflur, eine Zeitungshalle, da lagen Bücher mit bunten Deckeln, deren Farbenpracht leuchtete und lockte, stundenlang standen die Kinder davor, bis der Mann sie wegjagte.

An der Ecke drüben standen die Droschken wie eine lange Kette, und ununterbrochen schob sie sich herauf; vorn stieg ein Herr oder eine Dame ein, dann fuhr der Wagen ab und sofort rückten die andern nach.

Nicht weit davon hält der Omnibus. Ach, wenn man da einmal oben fahren könnte! Den Kindern, die da spielten, machte

es schon Spaß, wenn sie einmal auf das Trittbrett hinten steigen konnten, wenn der Wagen hielt und der Schaffner nicht hinsah.

Der Kutscher tränkt dann die Pferde; sie sind eben zurückgekommen und ruhen nun aus; Dampf umfliegt sie, sie müssen ganz heiß sein; der wallende Rauch entströmt ihren nassen Leibern, wie wenn ein Kessel dampft. Und die Tiere schlürfen gierig, die Nüstern fliegen, was müssen sie für einen Durst haben! Nun stellt der Kutscher den Holzeimer zur Erde, es klappert. Und die Tiere stehen und dampfen immer noch. Schon steigen neue Fahrgäste ein.

Die Auslagen dieser Läden, die Schaufenster zu betrachten, das wurden doch die Menschen, die Kleinen wie die Großen, nicht müde. Da standen die Leute immer und drängten sich. Manchmal, wenn's niemand merkte, schlüpften auch die Kinder, die er kannte — Mutter sprach gerade drüben mit der Nachbarin —, hinaus und betrachteten das alles, die schönen Kleider und Mäntel, die Bücher und Bilder, die Bonbons und die Schokoladetafeln, und es war, als wüßten die Ladenbesitzer, wieviel Freude das macht, drum wechselten sie, sobald man alles genau kannte, mit den Dingen und zeigten wieder etwas ganz Neues. Und manchmal gab es etwas ganz Besonderes, ein Zugstück: ein Chinese, der mit dem Kopf wackelte, ein Araber, der auf einem Kamel ritt, oder zwei Ringer, die auf und nieder sprangen.

Nun also, das alles war lustig und der kleine Krüppel hatte viel Abwechslung davon. Diese Welt, die er nicht kannte, war für ihn voller Märchen, und sie zog wie in Bildern an ihm vorbei. Auf diese Weise hatte er viel Unterhaltung.

Er bekam auch Besuch von draußen. Zum Beispiel kamen die Vögel an sein Fenster geflogen und taten sich gütlich an dem Futter, das sie hier immer fanden. Einmal kam eine Schwalbe und der Krüppel beobachtete sie hinter den Gardinen, damit der scheue Vogel nicht davonflatterе; ein zierliches Geschöpf, von vollendeter Anmut; zierlich hüpfte es hin und her. Dann pickte es noch ans Fenster, als wollte es eine Botschaft bestellen. Und nun, da er so ungeniert klopfte, schob er leise die Gardine zurück und der Vogel blieb sitzen nud sah ihn klug an. Er sah die kleinen, muntern Augen ganz deutlich und klar vor sich; den Kopf drehte er schief und sah ihn

an. Das war ein wunderliches Gefühl und dem Krüppel war, als wollte ihm der Vogel sagen:

„Wir sind frei, wir fliegen, wohin wir wollen, die Luft ist unser; warum wohnst du im Keller? Wir sind so klein und fliegen überall umher, und der unendliche Raum ist unser. Und du bist so groß, und ihr Menschen seid doch so klug; warum mußt du im Keller sitzen?"

Da aber hob sich der Vogel und schwang sich davon, und der Krüppel hörte nur noch sein jubelndes Kiwitt und sah ihm nach.

Aber lange konnte er ihm nicht nachsehen, denn das Fenster war nur klein. Ach, der kleine Vogel wußte nicht, weshalb der Krüppel hier sitzen mußte und ihm nicht folgte. Aber der Krüppel war ihm nicht böse darum.

Der Vater saß den ganzen Tag auf seinem Tisch und kam nur des Abends herunter; er war nämlich Flickschneider. Er hatte ein mageres, spitzes Gesicht und in seinen Augen war bisweilen etwas boshaft Stechendes; aber das hatte wohl die Sorge hineingebracht, die den Menschen nicht schöner und besser macht. Zuerst war er voller Wut gewesen, als er sah, wie sein Sohn ein Krüppel wurde und zu nichts taugte. Voller Neid sah er andere Kinder an; die wuchsen heran und verdienten, hier aber hatte er sich einen Esser aufgeladen, der nichts einbrachte.

Aber diesen Einwand hatte der Krüppel bald aus der Welt geschafft. Er ließ sich allerlei Arbeit zutragen, die er leisten konnte. Die Kinder brachten sie ihm und die Frauen sorgten dafür. So flocht er kleine Körbe für Blumen und die Kinder verkauften sie auf den Straßen und taten Blumen hinein. Zu Weihnachten machte er Hampelmänner und die Kinder trugen sie hinaus. Zu Ostern klebte er Maikätzchen auf Postkarten; und so gab es manches zu tun und er aß nicht umsonst.

Aber dann gab es da noch ein Anderes, das den Vater versöhnte. Das war die unversiegbare Fröhlichkeit des kleinen Krüppels, die heitere Güte seines Wesens. Die ließ keine Mißstimmung aufkommen; die machte aus dem Feinde einen Freund. Und so kam es, daß der Keller hier die fröhlichste Wohnung war. Die Kittel und die Hosen flogen nur so umher auf dem Tisch und flink ging die Arbeit vonstatten. Das hatte sich herumgesprochen und die

Kunden wurden nicht alle. Schon morgens begann hier die Lebenslust. Wenn der Schneider sein Töpfchen Malzkaffee geschlürft hatte, wobei er mit Behagen die Schrippe in die milchig-braune Flüssigkeit versenkte und wieder herausholte, sprang er mit einem geschickten Satz auf den Tisch und los ging's mit der Arbeit. Die Stunden gingen hin und es war eine gemütliche Stille in dem Keller.

Die unverwüstliche, ruhige Heiterkeit des Krüppels zauberte aus dem Vater die Jugend hervor. Und wenn die Jugend wieder aufwacht in einem großen Menschen, dann ist das ganz besonders schön, denn da ist es, als blühten aus trockenem Erdreich Blumen hervor, als bräche aus Dunklem ein Lichtschein hervor, der allmählich alles mit warmer Helligkeit überflutet. Da mußte er erzählen, wie er gewandert, wohin er gekommen und was er erlebt und gesehen hatte und der Sohn wußte schon alles ganz genau und erlebte alles mit. Da kam sich der Vater ganz groß vor, und es trat ihm vor die Seele, was für ein Kerl er doch gewesen sei und daß es tapfere Arbeit sei, sich vom Leben nicht unterkriegen zu lassen und nicht in jämmerlichen Klagen sich zu ergehen. Da begriff er, daß sein Sohn in seiner Weise ein kleiner Held sei und er sagte sich, daß das sein Erbteil sei und da geschah es wohl, wenn er so erzählt und dann vor sich hingesonnen hatte, daß er zur Mutter sagte: „Ja, wie wär's, Alte, wenn wir den Jungen nicht hätten! Ganz traurig wär's hier bei uns!"

Manchmal kam das kleine Blumenmädchen, die Frieda, mit heran und besuchte den Krüppel, bevor sie abends auf die Straße ging, und zeigte ihm ihre Schätze. Sie hatte einen Korb voller Blumen, und das Kind zeigte ihm alles, die weißen Levkoyen, die Rosen, die duftenden Nelken. Das lag alles in herrlicher Farbenpracht beieinander; in weißen und violetten und rosigroten Bündeln und alles war frisch und besprengt und brachte mit dem Leuchten einen Duft in die Stube; das muntere Gesicht des Kindes paßte dazu.

„Blumen hat jeder gern," meinte der Krüppel, „sie wachsen so unbekümmert und froh, sie haben so schöne Farben, jedem bringen sie Freude und selbst im Tode beglücken sie noch."

„Die ganze Ecke an der Straße steht immer voll," erwiderte das Kind, „Männer und Frauen, und verkaufen Blumensträuße.

Da ist ein Leben! Die Wagen fahren vorbei, einer hinter dem andern und die Leute drängen sich und bleiben stehen und überall brennen Lichter."

„Zu Haufen liegen die Blumen in den Körben und werden gedrückt und das grelle Licht des Abends fällt auf sie; sie haben auch nicht viel von ihrem Leben. Aber doch duften sie noch und schimmern mit ihren Farben und es braucht nur eine Hand hineinzugreifen, einen Strauß herauszuholen, sie schüttelt ihn ein wenig, daß die Blumen Platz kriegen, besprengt sie mit Wasser und sofort haben sie sich aufgerichtet."

„Du, so einer wie du, im Stuhl, sitzt auch immer bei uns, dem kaufen die Leute viel ab; mancher gibt ihm auch so etwas, der hat's gut."

„Es muß ihm sauer werden, ich möchte da nicht sitzen. Früher dachte ich auch daran, und träumte von all dem, was ich sehen würde. Dann käme ein Herr und kaufte mir einen herrlichen Blumenstrauß ab und reichte ihn einer schönen Dame, die beglückt lächelt, und ihn sich vorn an das Kleid heftet oder ihn sorgsam in der Hand trägt. Aber ich darf nicht hinaus, ich muß immer hierbleiben. Ich würde da auch traurig werden draußen, wenn ich dasitzen müßte und alles flutet an mir vorüber. Es geht mir wie den Blumen; auf ihrem kleinen Boden halten sie sich; herausgerissen welken sie."

„Ja, man muß sie behutsam behandeln; denk mal, jeder, auch der kleinste Strauß, wird in feines Seidenpapier gewickelt."

Auch der kleine Zeitungsjunge, der vier Treppen hoch wohnte, wo er immer sehr fror, holte sich öfters bei ihm Rat, obwohl er sich immer fürchtete, in den Keller zu gehen. Wenn man da in den Gang kam, war es ganz dunkel und wenn durch die trüben Fenster des Ganges ein Lichtstrahl brach, so war es noch unheimlicher. Denn dann kam es dem kleinen Jungen, der ein ängstliches, schmales, graues Gesicht hatte, immer vor, als kauerten stumme Gestalten in den Ecken und an den Wänden; die beobachteten ihn lautlos und lauernd, so daß er zitternd den Gang entlang schlich und kaum die Augen aufzuschlagen wagte. Wenn er dann die Tür beinahe erreicht hatte, dann hatte er die größte Angst; er stürzte dann förmlich an die Tür, so daß es einen Plumps gab

und man schon immer wußte, wer kam. Ach, da war es gruselig unten!

Eines Tages aber bumste es ganz besonders, der Krüppel hatte vorher auch schon eilends rennen gehört, und der Junge schrie noch, als er hereinkam.

Eine Maus war ihm über den Weg gelaufen; er war kaum zu beruhigen und zitterte. Da aber redete ihm der Krüppel zu:

„Vor den kleinen, grauen Mäusen hast du Angst? Die tun dir doch nichts. Die haben ja selbst Angst. Zu mir kommen sie oft zu Besuch und ich fürchte mich gar nicht vor ihnen, obwohl ich doch ganz still liegen muß und nicht wegrennen kann, wie du. Im Gegenteil, sie sind mir ganz lieb; ich kenne sie schon; ich beobachte sie. Sie sind so still und gucken so ängstlich. Denk doch mal, wie schwer die es haben! Sie schlüpfen hierhin und dorthin und die Menschen stellen ihnen Fallen auf und die Katze erwischt sie. Ach, die sind so voller Angst; kaum kann man sehen, daß sie die Beine rühren, so flink geht es. Sie rutschen eiligst am Boden entlang. Und wenn sie dich ansehen, dann wollen sie dich nur recht sehr bitten, ihnen nichts zuleide zu tun. Und wie froh sind sie, wenn sie niemand gesehen hat und sie endlich einen kleinen Bissen ergattert haben. Warum willst du dich also vor diesen kleinen Gästen fürchten? Es ist sogar möglich, daß sie verzaubert sind."

Und nun erzählte er ihm das Märchen von dem Mausekönig, der in seinem glänzenden Reich unter der Erde lebt und daß die Mäuse nur auf der Erde dieses graue, unscheinbare Gewand anlegen und daß sie unterirdisch das Kleid wie einen Mantel abwerfen und dann herrlich und in Freuden leben.

„Siehst du, du bist doch selbst so eine kleine, graue Maus, die am liebsten sich im Dunkeln ganz verkriechen möchte. Vielleicht haben sie dich gerade gern und führen dich vielleicht einmal in ihr Reich; dann wirst du es gut bei ihnen haben und sicher fein ausstaffiert werden . . ."

„Wie die Kinder, die in den feinen Häusern wohnen, die immer wie Prinzen und Prinzessinnen gekleidet sind, nicht wahr? Die die elegante Treppe hinaufgehen und helle, große Stuben haben, in denen sie spielen?"

„Genau so," erwiderte der Krüppel, „und dann kommst zu zu mir und zeigst dich und fürchtest dich gar nicht, hier ins Dunkle herabzusteigen, wo die Herrschaften nur ihre Dienstmädchen hinschicken, um Feuerung zu holen, und ich werde sagen: „Ei, sieh mal, was aus unserm Peter geworden ist. Das sieht man ihm aber wirklich nicht mehr an, daß er früher die Zeitungen austrug!"

„Und wenn nun die Mäuse nicht kommen und mich holen?" forschte Peter wißbegierig weiter.

„Dann mußt du hübsch warten, bis der liebe Gott dir sagt, du sollst in den Himmel kommen."

„Ist es denn auch so, wie neulich bei dem kleinen Mädchen drüben, wo der Sarg so schön mit weißen Blumen geschmückt war und die Mutter so weinte; und bekommen dann meine Schwestern auch neue Kleider?"

„Gewiß, so wird es sein," erwiderte der Krüppel; „hast du es auch gesehen? Das kleine Mädchen war so lange krank gewesen und nun trug man es hinaus und es kam zum erstenmal wieder nach langer Zeit ins Freie. Das konnte es zwar nicht mehr sehen, aber vielleicht hat es das doch irgendwie empfunden. Und als sie über die Straße getragen wurde, kam ein kleiner Vogel angeflogen, setzte sich mitten unter die Blumen und ließ sich mit hinaustragen; ein paar Kinder standen an der Straße und im Hausflur standen Leute und die haben es alle gesehen; du warst ja auch mit dabei; der Vogel aber schwebte dann, als der Sarg auf den Wagen gesetzt wurde, auf und entfaltete seine Schwingen und er flog immer höher und schließlich schwebte er hoch droben unter den weißen Wolken. Da hat er wohl die Seele des kleinen Mädchens mitgenommen."

Solches und ähnliches sprachen der Krüppel und der Zeitungsjunge miteinander.

Am schönsten aber war es Sonntags abends. Da wurde mit der Arbeit aufgehört; der Vater kam von seinem Tisch herunter, und zog sich einen besseren Rock über. Und dann wurde eine ordentliche Kanne Kaffee gekocht und der Vater bekam ein Glas Bier; er steckte sich eine Zigarre an und dann wurde gesungen. Gesungen wurde, daß die Stube schallte und das ganze Haus wußte dann, daß im Keller Feierabend war. Da sangen sie die Lieder, die der

Vater von der Wanderschaft mitgebracht hatte, Wander- und Trinklieder, Volkslieder, Lieder vom Sommer und vom Frühling. Was der Krüppel für eine kräftige Stimme hatte; er konnte prachtvoll als zweite Stimme begleiten und das scholl dann ganz feierlich. Gut, daß sie im Keller wohnten, sonst hätte sich doch wohl jemand beschwert. Aber hier im Hinterhaus hätte man vielleicht auch Sinn für solchen Genuß gehabt, denn man konnte wahrnehmen, daß mancher sich einfand und zuhörte; auch ließ mancher die Tür nach der Treppe offen und so zog der Gesang wie eine freundliche Botschaft durchs Haus, und es war, als hätte er jedem einzelnen etwas zu bringen, und man hätte etwas vermißt, wäre es am Sonntag im Keller still gewesen. Dadurch wuchs wieder das Selbstgefühl des Flickschneiders, und er lernte schließlich auf diesem Umweg sich zur Freude erziehen. Ohne daß er es wußte, war er der Zögling des Krüppels geworden.

Sicher, wenn so die Lieder schallten, dann waren die Kellerbewohner die glücklichsten Leute im ganzen Haus.

Rundschau

Der Tragödie Afrika — zweiter Teil

Der nordafrikanische Bissen Tripolis, nach welchem jetzt Italien schnappt, ist an sich ein eben so unverdaulicher und wenig Genuß versprechender, wie Marokko. Man kann füglich behaupten, daß der Besitz von Tripolis selbst, in der tripolitanischen Frage von heute, nur einen sekundären Wert vorstellt. Dagegen drängt sich eine ganze Reihe von nur mittelbar auf dieses zweifelhafte Stück türkischer Hoheitsrechte bezughabender Erwägungen auf, deren Feststellung für Europa weit wichtiger scheint, als das kaum erforschte, wilde, wenig produktive Tripolis. Italien erklärt, daß das Gleichgewicht im Mittelmeer durch die Extraabmachungen über Marokko seitens Deutschland und Frankreich empfindlich gestört werde. In dieser Erklärung liegt implicite das Eingeständnis, daß die Bemühungen der italienischen Diplomatie, in der Türkei dem deutschen und österreichischen Einfluß das Wasser abzugraben, gescheitert sind. Italien greift nun zu andern Mitteln und geht der Türkei direkt an den Leib, durch eine militärische Demonstration will Italien das Geschäft des Protektorats über Tripolis gegen Bezahlung von angeblich 60 Millionen Francs und Erlassung einer Operettensouveränität der Türkei abzwingen. Ein Streich, der die Jungtürkei tödlich treffen könnte, sich aber zum größten Teil gegen Deutschland und Oesterreich richtet. Denn mit Frankreich rivalisiert Italien nicht ernstlich. Der Gegenstand liegt wohl außerhalb der Dreibundsidee. Infolgedessen das Bild des Verbündeten, der gegen seine Genossen einen Streich führen will und trotzdem im Bundesverhältnis verbleibt. Für unabsehbare Zeit bildet Tripolis eine Last, eine Schwächung Italiens. Geradeso wie Marokko keine Stärkung Frankreichs bedeuten würde. Aber die Türkei wird unmittelbar und der deutsch-österreichische Einfluß in der Türkei soll mittelbar getroffen werden. Die Jungtürkei, die nicht den erhofften praktischen Schutz finden kann, weil sonst aus der Richtigkeit Tripolis ein europäischer Krieg entstehen würde, soll durch den Streich ins italienisch-französische Lager hinübergedrängt werden. Das ist des Pudels Kern. Afrika ist jetzt der Sturmbock der romanischen Mittelmeerstaaten gegen Deutschland und Oesterreich.

Es ist jedenfalls ein Novum in der modernen Weltpolitik, daß ein Staat wie Italien aus ganz unzureichenden, äußeren Gründen ein solches Ultimatum an die Türkei richtete. Italien erklärte, die Tripolisfrage unter allen Bedingungen und selbst gegen den Willen des Souveränlandes lösen zu wollen. Der Hinweis auf die bosnische Lösung hinkt bedenklich. Die Marokkowellen sind besänftigt, jetzt wurde ein Tripolisstürmchen angeblasen. Immer Afrika, der tragische Weltteil, der selbst nichts zur Bestimmung seines Schicksals zu sprechen hat, auf den sich aber die

ganze Elektrizität der europäischen Atmosphäre entladet . . .

Wer sehen und hören will, wird der Episode entnehmen, daß der Friede in Europa nur künstlich und mühsam erhalten wird, obwohl angeblich niemand Krieg will, wird vorahnen, daß einmal das Ventil Afrika verbraucht und unbenutzbar werden muß — und daß dann die Blase doch platzen wird.

Vorläufig: Heil Afrika, das noch gegeeignet, die Gefahr abzulenken.

Freiherr von Stetten.

Industrielles Wagen.

Rastlos schreitet die Technik voran. Sie wirft ungeheure Kapitalkräfte an die Erprobung einer Idee, um hier fehlzugreifen, dort der Mühe vervielfachten Lohn zu gewinnen. Der Mut: zu wagen, die Nerven: auch zu verlieren, waren es, die im Völkerkampf die Deutschen vorantrieben, die die deutsche junge Wirtschaft siegen ließ in aller Erdteile Breiten. Was uns zu den „Störenfrieden“ am internationalen Markte, zum Feinde der Beherrscher des Weltmarktes in allen Zonen werden ließ. Auf den Ruhmestafeln der deutschen Wirtschaft sind ihre erfolgreichen Züge über die Weltmeere, die Zahlen des Außenhandels und der Arbeitsleistung eingetragen. Auf diese Tafeln aber gehören auch die Taten, die gewagt wurden, ohne daß der Erfolg das Werk krönte. Die Geschichte der Kriege kennt und nennt auch ruhmvoll verlorene Kämpfe, die Geschichte der Wirtschaft nur den Sieg. Und doch verdient manch verlorenes Ringen um den Fortschritt in die Bücher, die der Folgezeit vom deutschen Aufstieg erzählen sollen, eingetragen zu werden. Chronistenpflicht!

Zu den Erwerben, die dem deutschen Können die Welt erobern, zählt als eins der vornehmsten die chemische Industrie. Aus der Vielzahl der Unternehmungen haben sich in den neueren Jahren zwei Gruppen, die beiden Anilinfarben-Konzerne, hervorgehoben, die in ihrer Art einzig am Weltmarkte dastehen. Der eine Konzern umfaßt die Farbwerke vorm. Meister Lucius & Brüning in Höchst a. M. und die Leopold Cassella & Co. G. m. b. H. in Frankfurt a. M., der andere erstreckt sich in weitgehender örtlicher Dezentralisation über die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen, die Farbenfabriken vorm. Friedrich Bayer & Co. in Elberfeld und die Akt.-Ges. für Anilinfabrikation in Treptow-Berlin. Diese fünf Unternehmungen beherrschen den Markt, und zwar nicht nur den deutschen. Versuche, ihre Fabrikationsmethode im Ausland auszubauen, sind fehlgeschlagen, soweit nicht die Gesellschaften selbst mit ihrem Kapital und ihren Kräften, veranlaßt durch die Lasten der Zoll- und Patentvorschriften selbst ausländische Tochterunternehmungen ins Leben riefen. Der Anilinfarben-Konzern Ludwigshafen-Elberfeld-Treptow hat nun in neueren Jahren auch einen für breitere Kreise interessanten Versuch gemacht, der zugleich Kunde davon gibt, wie hoch die Pläne fliegen und welche Mittel man in diesen Kreisen an die Durchführung einer Idee zu wenden und zu wagen gewillt und in der Lage ist. Mit der weißen Kohle, den Wasserkräften des sturzflutreichen Norwegens, wurde das Werk unternommen, Salpeter aus dem Stickstoff der atmosphärischen Luft zu gewinnen. Die deutsche Landwirtschaft konsumiert heute schon zum Zwecke der Düngung ihrer Felder in Jahresfrist etwa eine halbe Million Tonnen Salpeter. Dieser Bedarf, den heute die immer

einer schließlichen Erschöpfung ausgesetzten chilenischen Gruben zu decken haben, kann sich noch außerordentlich steigern, muß sich steigern, wenn die Bevölkerung weiter in dem Tempo von gestern und heute wächst. Die atmosphärische Luft enthält 79 % Stickstoff, ihr diesen zu entreißen, unternahm der bezeichnete chemische Konzern, der auf elektrischem Wege in kombiniertem chemischen Prozeß die Salpetergewinnung ins Werk setzte. Es läßt sich nicht genau feststellen, welche Summen an diesen Versuch gewandt worden sind. Einige Anhaltspunkte mögen folgende Ziffern geben. Es wurden zwei Unternehmungen in Norwegen ins Leben gerufen, eine mit 16 Mill. Kr. Kapital ausgestattete Kraftgesellschaft zum Ausbau und zur Ausnutzung der verfügbaren Wasserkräfte und eine mit 18 Mill. Kr. ausgestattete Salpeter-Gesellschaft, die den Bau und Betrieb von Fabriken zur Salpetergewinnung zum Gegenstand hat. Diese norwegischen Millionenunternehmungen wurden unter 50 prozentiger Beteiligung von dem Anilin-Konzerne derart gebildet, daß von den 50 pCt. Anteil, die Konzern-Gesellschaften Ludwigshafen 43 pCt., Elberfeld 43 pCt. und Treptow-Berlin 14 pCt. aufzubringen hatten, während die zweiten 50 pCt. des gesamten Kapitals der beiden norwegischen Gesellschaften von einem norwegisch-französischen Konsortium hingegeben wurden. Schon sind die Arbeiten weit vorangeschritten, der Ausbau der ersten Stufe des Rjukan-Wasserfalls mit 12000 PS ist in der Vollendung begriffen, die Fabriken sollten im Jahre 1912 mit ihren ersten Produkten am Markte erscheinen. Umfangreiche Kapitaltransaktionen ermöglichten es den drei großen deutschen Fabriken, durch Ausgabe von Aktien wie Obligationen die für das Riesenunternehmen erforderlichen Mittel bereitzustellen. Die Zeit schien gereift, in der das große Projekt der Vollendung nahe war und seinen geistigen Vätern reichen Gewinn bringen sollte. Plötzlich trat eine überraschende Entwicklung ein. Es wurde auf einmal bekannt, daß der deutsche Anilinfarben-Konzern sich, zum Teil wenigstens, von seinen norwegischen Schöpfungen zurückzieht. Einen erheblichen Teil seiner Beteiligungen hat er abgegeben an den Partner, der bisher schon mit ihm die Kontrolle der norwegischen Gesellschaften in Händen hielt. Die deutschen Fabriken wollen sich jetzt mit einer nur vergleichsweise geringen Beteiligung, angeblich nur noch mit 5 Millionen Mark begnügen. Dagegen wollen die künftigen Hauptleiter der norwegischen Gesellschaften jetzt in der Hauptsache mit französischem Geld arbeiten, doch sind daneben auch kanadische, norwegische und schwedische Millionen interessiert. Was ist vorgegangen? Warum auf einmal dieser auffällige Rückzug, der dem deutschen Kapital die Früchte langjähriger Arbeit im wesentlichen zu rauben droht? Wie man wohl annehmen darf, hat die Entwicklung der praktischen Versuche doch gezeigt, daß es mit der Salpetergewinnung aus der atmosphärischen Luft noch seine Bedenken hat, daß vielleicht die Mengen der gewinnbaren Produkte, vielleicht auch die Gestehungskosten nicht in günstigem Verhältnis zu den investierten Kapitalien stehen. Eine authentische Erklärung hierüber liegt noch nicht vor. Sollten sich die deutschen Gesellschaften rechtzeitig zurückgezogen haben, um nicht eine Schlappe zu erleiden?

Wie dem auch sein mag: die Geschichte dieser im Norden Europas er-

richteten deutschen Gründungen sollte nicht verloren gehen. Sie soll uns und anderen zeigen, mit welchem Mut die deutsche Industrie auch Dutzende Millionenwerte an Ideen setzt und wagt. Der Wille zu wagen, der das Beste ist in allem wirtschaftlichen Ringen und Kämpfen: wenn der uns erhalten bleibt, wird uns die Hoffnung auf die Zukunft bleiben. Vielleicht findet sich einmal ein Griffel, der die zerstörten Hoffnungen der deutschen Industrie im Kampfe um den Fortschritt aufzeichnet. Ich glaube, die Geschichte des verlorenen Wagens ist nicht weniger interessant und nicht weniger ruhmreich für die Wirtschaft des deutschen Volkes, als die ihrer Siege.

Nap.

Berliner Ausstellungen.

Die Ausstellung der Werke Hodlers im Salon Cassirer hat den Vorzug, daß sie Werke des Künstlers aus allen Epochen seines Schaffens bringt, den Mangel, daß eine fünffigurige Komposition aus der letzten Zeit fehlt. Dann hätte man mit noch größerem Gewicht über die interessanteste Frage diskutieren können, die diese Ausstellung aufgeworfen hat: Welche Bedeutung hat Hodler für eine zukünftige Malerei? Man ist namentlich in akademischen Kreisen geneigt, dieselbe sehr hoch anzuschlagen und man beruft sich auf die Ausstellungen Schweizer Künstler, die überall durch ein sehr hohes Niveau aufgefallen sind. Jenseits dieser nationalen Schranken aber wird man nichts beibringen können. Ich glaube vielmehr, daß Hodlers Sprache eine durchaus persönliche bleiben muß, weil sie stilisiert und ein Schema konstruiert. Stilisierungen aber können nicht die erschöpfende Sprache einer Zeit werden, wenn sie auch unter den Händen eines großen Künstlers ein bewundernswürdig weites und allgemeines Gebiet von Tatsächlichkeiten umfassen können. Nicht Hodler sondern Cézanne hat den Weg gewiesen, auf dem allein eine neue Malerei sich entwickeln kann, sich schon entwickelt hat. Ohne Cézanne wäre der ganze sogenannte Expressionismus unmöglich, der sich ohne nationale Schranken mit nationalen Eigenarten überall entwickelt hat.

Um in das scheinbar vielgestaltig-verworrene œuvre Hodlers einzudringen, mag man zwischen Figurenkompositionen und Naturstudien unterscheiden. Diese ziehen sich durch sein ganzes Leben hin und zeugen von einer bereitwilligen Hingabe an die Objekte, von intensiver Liebe zum Kleinsten. Gleichzeitig offenbart sich in ihnen fast bis in die letzten Jahre hinein ein tastendes Suchen nach den adäquatesten Ausdrucksmitteln. In der Frühzeit ein stetes Schwanken zwischen reiner Tonmalerei und spitzer, ja bizarrer Linienführung. Später nähert er sich dann den farbigen Problemen des Impressionismus, ohne jemals zu einer ähnlichen Harmonie zu kommen. Seine Farben stehen hart nebeneinander, man möchte sagen: jeder Fleck als Einzelindividualität. Ihm fehlt jede Fähigkeit zu jenem Reich der Uebergänge, in dem die Impressionisten ihre großen Entdeckungen gemacht haben. Dieser Mangel ist nicht nur ein koloristischer, sondern zeigt sich in der Linie überall dort, wo sie das Zusammentreffen zweier Glieder, das Ineinandergreifen zweier Funktionen ausdrücken soll. (Und hat schließlich seine letzte Korrespondenz in der Komposition). Gerade diese Studien zei-

gen am deutlichsten die Beschaffenheit des Hodlerschen Temperaments, wenn auch zu stark nach der negativen Seite. Er besitzt keine sensible Sinnlichkeit, keine lebensprühende, lebenschwellende, sexuelle Sinnlichkeit. Alles wird allgemein unter seinen Händen und jene impressionistische Kraft der Individualisierung des Gegenstandes in der Atmosphäre scheint Hodler nicht zu besitzen. Er hat dagegen öfter versucht, in einer Landschaft mehr zu geben als psychologisch interpretierte Natur und ein Bild zu erreichen versucht durch (gewaltsame) stilisierte Parallelismen in der Wagerechten. Ein grauer Wolkenstreifen spiegelt sich im See. Diese wagerechten Farbstreifen, in paralleler Korrespondenz übereinandergelegt, sind durchaus mißlungene Versuche, direkt aus der Landschaft ein Bild zu gewinnen d. h. eine Aeußerung, die eine zwingendere und sichtlichere Einheit aufweist als die reine farbige Harmonie der Impressionisten.

Dort aber, wo Hodler sich ohne Prätensionen in den letzten Jahren vor die Natur stellt, scheint er mir seine reinsten Leistungen geschaffen zu haben. Ein neues Massengefühl und ihm entsprechend eine neue große Linie ließen ihn jene Berggipfel malen, mit denen mir das so vernachlässigte Problem der Bergmalerei gelöst zu sein scheint. Wenn man einen Augenblick an die spielerischen Lösungen denkt, die Manet aus dem Hochgebirge Norwegens mitbrachte, begreift man sofort, wie sehr hier bei Hodler Stoff und Künstler einander entsprechen.

Man wird die Bedeutung dieses ununterbrochenen Naturstudiums nicht hoch genug einschätzen können. Es lieferte dem Künstler die Basis für seine farbigen und linearen Abstraktionen, was aus einem vollkommenen Parallelismus der Komposition mit der jeweilgen Stufe des Naturstudiums bewiesen wird. Es bildete das Fundament und den Hintergrund seines Schaffens. Dieses aber bedarf der Figur und ihrer Gebärde sowie der Möglichkeit einer schematischen d. h. parallel geordneten Gruppierung.

Das erste Werk dieser Art ist dialogue intime. Vor einer zu hohem Horizont aufsteigenden Hügellandschaft schreitet auf einem viereckigen, hellen Sandweg feierlich ein überschlanker, nackter Jünglingskörper mit erhobener Armgebärde. Die Eigenart jeder Hodlerschen Gebärde besteht in ihrem Verhältnis zum Körper d. h. in ihrer geringen Entfernung von ihm. Von Tanzbewegungen abgesehen könnte man ein bestimmtes nur Hodlersches Verhältnis zwischen der Geschlossenheit der Silhouette und dem Grade der Ausladung der Gebärde konstatieren. Diese Tafel ist in einer nach grau stilisierten Farbenharmonie gemalt und findet in dieser durchgehenden Schwächung der Farbe ihre Einheit. Denn das Liniengefüge, so sehr es mit Bewußtheit füreinander gesetzt zu sein scheint, hat keine Notwendigkeit gewonnen, ja, die sehr detailliert ausgeführte Landschaft bildet trotz der Gleichheit der Stimmung keine optische Einheit mit der Figur.

Bereits 14 Jahre später ist das nächste Bild des Frühlings datiert. Es differiert durch die reinen, harten, und ohne jede Rücksicht auf Naturwahrheit aufgetragenen Farben. Ich möchte glauben, daß das Literarische an diesem Bilde das Interessanteste ist, da es Hodler nicht glückte, die

beiden Figuren zu einer Einheit zu binden. Sie fallen nicht nur als Gruppe auseinander, sondern einzelne Details sind mit solcher Selbständigkeit gebildet, daß sie das Auge vom Ganzen abziehen. Dagegen bedeutet das Literarische einen neuen und reizvollen Beitrag zur Psychologie der Jugend, des Erwachens der Geschlechter. Das scheint mir das Hodlersche Schaffen durchgehend zu charakterisieren. Daß er eine Allgemeinvorstellung durch umfassende, persönliche Erlebniskraft mit einem neuen unserer Zeit adäquaten Inhalt füllt und für diese die eine Variation innerhalb seines Figurenschemas sucht.

Hier fehlt nur eine große Komposition, die uns hätte zeigen müssen, wie weit Hodler in der Vereinheitlichung der Fläche gekommen ist. Aber soviel sagt uns unsere Erinnerung mit Sicherheit: Die Basis einer in Allgemeinvorstellungen arbeitenden Phantasie und eines künstlich-intellektuell, nicht unmittelbar sinnlich gestaltenden Temperamentes ist die gleiche geblieben. Das ist Hodlers Grenze. Und noch ein anderes zeigt sie uns: das weite Gebiet, das Hodler in seine Stilisierungen hineinbringen kann, das Umfassende seiner Persönlichkeit: das ist seine Größe.

Ich habe das Bedürfnis, durch Abschnittbildung von diesem großen Künstler Distanz zu nehmen, da ich von der juryfreien Kitschschau reden will. Schade, daß diese Sensation mehr geworden ist als eine Statistik der Impotenz und eine Gelegenheit für liberale Kritiker, ihr freiheitliches Herz vor Nullen und dem Prinzip zu bekennen. Ich wußte nicht, warum sich Künstler der neuen Sezession für gut genug hielten, als Reklame für die Unfähigkeit zu dienen. Ich dachte, man sollte rein menschlich so viel Charakter und Würde haben, daß man darauf achtet, neben wen man die Produkte seiner inneren Erregungen hängt, wenn man die Möglichkeit einer Ausstellung besitzt. Da nun aber von einem dieser Herren gesagt worden ist, warum er in der juryfreien Kitschschau ausgestellt hat, will ich es gern weitergeben, in der Hoffnung, daß damit die Qualität erschöpfend charakterisiert ist. Man rechnet damit, daß neben der absoluten Impotenz das „Gute" zur „Geltung kommen", „durch Vergleich wirken" wird. Wer solche Folien zur Wirkung gebraucht, der muß natürlich diesen Satz aufstellen: „Der Dilettantismus ist eine Notwendigkeit." Ich werde mich hüten, ihn zu akzeptieren, beantrage aber gern den Zusatz: Es ist gleichgültig, ob man à la Rafael dilettantiert oder à la Neo-Impressionismus oder sogar à la Expressionismus.

* * *

Einer der Künstler aus der „neuen Sezession", Herr Melzer, hatte eine Kollektivausstellung bei Keller & Reiner. Seine Holzschnitte sind mir der angenehmere Teil seines Schaffens. Während ich vor den Bildern nie ganz das Gefühl der Leere verlieren kann, sehe ich in jedem seiner Schnitte eine geschlossene und eigenwillige Leistung. Die Harmonie der Farben ist in ihrer ausgesuchten Zartheit von großem Reiz, während das Liniengefüge einen stark intellektuellen Willen verrät. Doch liegt hier eine illustrative Begabung, und die Ausstellung war ein Versprechen auf Leistungen, die man freudig erwarten darf. Doch wird man sie durch nichts sicherer unterbinden können, als

wenn man den Künstler vorzeitig als fertig in die Oeffentlichkeit zerrt.

Die Erziehung zur Kunst des werdenden Künstlers und des Laien. Dieses große Problem hat die Ausstellung von Arbeiten aus der Schule des Herrn v. Kunowski zur Diskussion gestellt. Seine langjährigen Bemühungen richteten sich darauf, nach Auseinandersetzung mit den Traditionen und mit der Moderne das Gebiet des Erlernbaren in der Kunst festzulegen. Dieses Miteinbegreifen der Moderne gab wohl der Ausstellung eine gewisse Frische, die man sonst auf Schülerausstellungen vermißt. Trotzdem bin ich nicht überzeugt, daß es gelungen ist, das volle Ziel zu erreichen. Ich glaube nicht, daß es ein absolutes und erlernbares Handwerk gibt, losgelöst von dem, was ein Künstler zu sagen hat. Mit der Variierung des artistischen Inhaltes variieren sofort die Ausdrucksmittel, und es gibt keine Technik, kein Können diesseits oder jenseits alles Wollens. Die Methodologie und die Philosophie der künstlerischen Mittel bestimmen sich von der Kunst her und nicht umgekehrt. So vermisse ich eine wirklich überzeugende künstlerische Begabung unter den Schülern und kann andererseits darauf hinweisen, daß die begabtesten unserer jungen Maler Autodidakten sind.

Dagegen scheinen mir die Bestrebungen des Herrn v. Kunowski überaus wertvoll für eine Erziehung unserer Augenkultur. Wer weiß, wieviele Geschmacklosigkeiten auf das Konto unempfindlicher Blindheit zu schreiben sind, wie schwer bisher jede Erziehung des Auges zur sinnlichen Auffassung der Wirklichkeit vorwärts gekommen ist, wird es nun als Notwendigkeit freudig begrüßen können, daß man einmal systematisch an diese Frage herantritt. In diesen Grenzen ist die energische Arbeit nicht genug zu loben, und es war ein glücklicher Gedanke, die Möglichkeiten des Fortschrittes an einem Beispiele dauernd zugänglich zu machen. In einem Buche: Unsere Kunstschule (erschienen im Verlag der Nationalstenographie Liegnitz 1910) hat das Ehepaar Kunowski die Resultate in Wort und Bild niedergelegt, und es wäre zu wünschen, daß diese Riesenarbeit für die Kultivierung des deutschen Auges fruchtbar würde.

Man kann vielleicht sagen, daß in keinem Lande so viele und so gute Versuche gemacht werden, die Sinnlichkeit des Auges zu klären und zu heben als bei uns. (Man könnte das als Beweis für die geringe Augenkultur des deutschen Volkes ansehen.) Ich rechne dazu jene groß angelegte Publikation des Verlages Eugen Diederichs (Jena) einer Kunstgeschichte in Bildern in 25 Bänden à 6 M., also einer weitesten Kreisen zugänglichen Veröffentlichung von 25 × 200 guten Photographien aus der Kunst aller Zeiten und aller Völker. Die Monumentalität einer solchen Publikation wird hoffentlich dem deutschen Volke die selbstverständliche Pflicht der Ausnutzung dieses Materials auferlegen.

Es war der Krebsschaden jeder Kunstgeschichte und Kunstbetrachtung, daß man zu viele Worte machte, die ohne wesentliche Beziehung zum Werke waren, ja daß man ohne Materialvorlagen darauflos redete. Dieser Uebelstand wird nun in einer umfassenden Weise gehoben. Was in den drei Bänden vorliegt, ist z. T. fast vollkommen. Ich meine die beiden Bände, die Herr Prof. Dr. Heid-

rich ausgewählt und eingeleitet hat. Hier hat ein Kenner das Typische herausgegriffen und ein erlebender Historiker das Notwendige zum Verständnis klar und einfach gesagt. Ich würde nur wünschen, daß gegenüber einzelnen Zerteilungen ins Detail Gesamtheiten mehr zur Geltung kommen. Es ist eine unerläßliche Pflicht, die Abbildung einiger Altäre zu geben, um jene Eigenart des Zusammenstellens von Architektur, Plastik und Malerei zu illustrieren. Es genügt nicht, daß nur davon gesprochen wird, da den Worten kein Bild in der Vorstellung der meisten Leser entspricht. Aber alles in allem sind diese altniederländische und altdeutsche Malerei vollkommene Muster für das Ganze. Verfehlt scheint mir dagegen die Arbeit des Herrn Prof. Dr. Hamann. Innerhalb einer so monumentalen Publikation ist es individualistische Gelehrtenwillkür, einer Zeit vor kaum 30 Jahren einen Band mit 200 Abbildungen zu widmen. Wie will man die Malerei von vor 1300 bis 1600 dann in drei Bände bringen? Und gerade die italienische Malerei hätte die Hochschule für die Erziehung des Auges werden müssen. Ebenso sehe ich in der Einleitung eine Unmöglichkeit für den Laien, und in dem Zerkleinern der Abbildungen das geeignetste Mittel, Verwirrungen anzurichten.

Damit ist nichts gegen den Wert der gesamten Publikation gesagt, der man nur im allgemeinsten Interesse wünschen kann, daß rege Teilnahme des Publikums sie nicht ins Stocken kommen läßt und daß die Teilnahme kompetenter Gelehrter manches im Programm ändert. So ist es mir unbegreiflich, wie man die französische Plastik völlig übergehen will, die doch die höchste Blüte der mittelalterlichen Kultur war und die Mutter aller anderen plastischen Schulen des Abendlandes. Wünschenswert scheint mir dann ein Band, der die Entwicklung der Landschaftsmalerei illustriert, weil diese der Stoff der modernen Malerei ist.

* * *

Wenn ich zurückblicke, wundere ich mich über die Fülle der Erscheinungen, mit der die Saison eröffnet wurde. Ich verzeichne noch: In der Akademie die Neuerwerbungen der Nationalgalerie. Im Künstlerhaus: Berlin im Bild.

M. R. Schönlank.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr Curt Radlauer, Berlin W, Traunsteiner Straße 3. — Redakteur für Kunstwissenschaft und künstlerische Naturbetrachtung: Prof. Hanns Fechner, z. Zt. Schreiberhau. —
Druck von Siegfried Scholem, Berlin-Schöneberg, Hauptstraße 7–8.





natürliches Gesundheitsgetränk aus dem Königlichen Mineralbrunnen zu Fachingen (Reg.-Bezirk Wiesbaden) von angenehmem Wohlgeschmack.

Von **vorbeugendem** und **heilwirkendem** Einfluss bei Gicht, Diabetes, Nieren-, Harn- und Blasenleiden, Sodbrennen etc.

Königl. Fachingen wirkt belebend u. erhaltend auf den Organismus!

Appetitanregend **Stoffwechselfördernd** **Harnsäurelösend**

Tafelgetränk Sr. Majestät des Kaisers und Königs.

Seit Jahrhunderten bewährt u. ärztlich empfohlen!

Bei Tausenden von Ärzten im eigenen Gebrauch!

Literatur kostenlos durch die Brunneninspection in Fachingen (Reg.-Bez. Wiesbaden)





Wilhelm Jensen.

An unsere Leser!

Mit dem vorliegenden [illegible] und Herausgeberschaft der [illegible] Herrn Prof. Dr. Ludwig [illegible] Professor der Philosophie an [illegible] Herausgeber des „Archiv für [illegible] „Archiv für systematische Philosophie [illegible] S. Schottlaender in Breslau [illegible] an der Spitze. [illegible] erhalten hat, erfährt die [illegible] mit dem Herausgeber [illegible] wie bisher die [illegible] haben, gedenkt der neue [illegible] Frage im Lichte der [illegible] enthält, eine Bewegung [illegible] brennenden Fragen des [illegible] den Vordergrund zu stellen, ohne [illegible] Interessen zu vernachlässigen. [illegible] monatsheften regelmäßige Berichte über [illegible] des öffentlichen Lebens in [illegible] Wissenschaft, [illegible] Kunst, Theater, Musik [illegible] ersten Federn, die [illegible] erstattet werden. Paul Lindau [illegible] verwachsen ist, wird den [illegible] erfahren.

Ich kann meinem verehrten Nachfolger [illegible] zeigten Programm, [illegible] sicherlich [illegible] allen [illegible] Freunde und Leser finden wird, nur herzlich [illegible] ich selbst [illegible] durch [illegible] Studien an der [illegible] des Blattes behindert [illegible] diese Aufgabe in bessere Hände [illegible] legen würde. Die [illegible] Verlagsfirma S. Schottlaender in Breslau, wie der bekannte Name des Herausgebers [illegible] für die Einhaltung des hier [illegible] Programms des neuen „Nord und Süd" einen [illegible]

Dr. [illegible] [illegible]



Wilhelm Jensen.

An unsere Leser!

Mit dem vorliegenden Heft übergebe ich die Chefredaktion und Herausgeberschaft der Halbmonatsschrift „Nord und Süd“ Herrn Prof. Dr. Ludwig Stein, bis vor kurzem ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Bern und seit 25 Jahren Herausgeber des „Archiv für Geschichte der Philosophie“ sowie des „Archiv für systematische Philosophie“. Der altbewährte Verlag von S. Schottlaender in Breslau, der jahrzehntelang, mit Paul Lindau an der Spitze, „Nord und Süd“ in hoher Blüte erhalten hat, erwarb die Zeitschrift zurück, um sie in Gemeinschaft mit dem Herausgeber in ein neues Fahrwasser zu lenken. Während wir bisher die künstlerisch-illustrative Seite mit Vorliebe gepflegt haben, gedenkt der nene Herausgeber, dessen Werk: „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie“ sein kulturpolitisches Programm enthält, eine Biegung ins Aktuelle vorzunehmen und die brennenden Fragen des politischen und wirtschaftlichen Lebens in den Vordergrund zu stellen, ohne die künstlerischen nnd literarischen Interessen zu vernachlässigen. Es werden in Hinkunft die Halbmonatshefte regelmäszige Berichte über die neuesten Erscheinungen des öffentlichen Lebens in Politik, Wissenschaft, bildender Kunst, Theater, Musik und Finanzwesen von bewährtesten Federn, die sich Herr Prof. Dr. Stein schon gesichert hat, erstattet werden. Paul Lindau, der mit „Nord und Süd“ verwachsen ist, wird den neuen Herausgeber bei unsern Lesern einführen.

Ich kann meinem verehrten Nachfolger zu seinem groszzügigen Programm, das sicherlich den Beifall aller unsrer treuen Freunde und Leser finden wird, nur herzlichst gratulieren, zumal ich selbst — durch wissenschaftliche Studien an der weiteren Führung des Blattes behindert — diese Aufgabe in bessere Hände nicht zu legen wüszte. Die altrenommierte Verlagsfirma S. Schottlaender in Breslau, wie der bekannte Name des Herausgebers bürgen für die Einhaltung des hier skizzierten Programms und sichern „Nord und Süd“ einen dauernden Erfolg.

Dr. Curt Radlauer.

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 30/Traunsteinerstr. 3

36. Jahrgang. Band 139. Heft 443–444
Erstes und zweites Dezemberheft 1911.

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Wilhelm Jensen †

Ein Nachruf.

Wieder ist einer der Alten dahingegangen, die, aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stammend, der deutschen Literatur in den sechziger und siebziger Jahren das Gepräge gaben. Raabe, Spielhagen, Wilbrandt, Greif sind uns innerhalb weniger Jahre genommen worden; nun hat auch Wilhelm Jensen die letzte Tür hinter sich zugemacht.

Des Dichters Wiege hat an der Wasserkante gestanden, vom Meeresrauschen und den Stürmen des Nordens umklungen; sein Grab hat er nun auf einer kleinen Insel gefunden, um die des Chiemsees Fluten klingen, in denen sich die ernsten, großen Schneegipfel der Alpen spiegeln. Zwischen diesen beiden Stätten liegt ein reiches Leben, ein unermüdliches Schaffen. Unser Bild, am Ende der siebziger Jahre radiert, zeigt den Dichter, als er auf der Höhe seines Schaffens stand und uns die schönsten und reichsten seiner mehr als 150 Werke schenkte. Die stärkste Wirkung haben um der Echtheit des Zeitkolorits willen seine historischen Romane und Novellen ausgeübt, wie: „Tage der Hansa“, „Der Hohenstaufen Ausgang“, „Nirwana“, „Fragmente“, „Karin von Schweden“. Noch gut erinnere ich mich des starken Eindrucks, den die letztgenannte Novelle in jungen Jahren auf mich gemacht hat. Heute sind mir ihre Personen, ihre Handlung, obgleich sie zu den kräftigst gezeichneten der Jensenschen Dichtung gehören, völlig verblaßt. Dies ist das Schicksal aller epischen Werke des Dichters: Sie arbeiten nicht weiter in uns, hinterlassen nur einen dunkeln, schweren Ton, der mählich ganz verklingt. Wie ein Gedicht. Es ist nicht schwer, die Ursache aufzuspüren: Es mangelt seiner Menschendarstellung an kräftiger Plastik; er gestaltet Menschen, die wohl starker Leidenschaften fähig sind, doch aber daneben ein einsames, eigenartiges Traumleben führen und selten sich aufzuraffen vermögen, ihre Gefühle in Aktion zu setzen. So überwiegt in seinen Erzählungen nicht das Geschehen, nicht die vorwärts drängende Handlung, sondern eine liebevoll der Natur bis ins Kleinste und Feinste

nachgehende Stimmungsmalerei. Die Gedanken und Empfindungen der Menschen, ihr Tun und ihr Geschick weiß er meisterhaft hervorwachsen zu lassen aus den Stimmungen der Natur, aus dem feinsten und geheimsten Zauber der Umwelt, in die er sie hineingestellt hat. Es ist, als wenn seine Menschen ein Spiegel dieser Umwelt wären, der alle huschenden Lichter und Schatten auf bunten Wiesen, die wechselnde Beleuchtung weiter Meeresflächen oder die lachende Farbenpracht südlicher Länder, die verhangenen Landschaften des deutschen Nordens, das Gewirr und Gewinkel der Gäßlein und Dächer alter deutscher Städte widerstrahlt. So erscheint Jensen sowohl in seiner Landschaftsschilderung, als auch in seiner Menschendarstellung als Lyriker, der die geheimnisvollen Stimmen, die in der Natur und in Menschenseelen schlummern, zum Klingen zu bringen verstand. Und wenn es ihm in seinen historischen Romanen gelungen ist, aus den verstaubten Büchern der Geschichte neu das Leben zu erwecken, so danken wir auch dies dem Lyriker Jensen, dessen feinstes Empfinden sich in den Stimmungszauber versunkener Zeiten einzuleben verstand, dessen Phantasie es vermochte, sie mit der Glut und dem Farbenglanz neuen Lebens zu umkleiden. Am schönsten und reichsten hat der Lyriker Jensen sich ausleben dürfen in seinen Gedichten, von denen der stattliche Band: „Vom Morgen zum Abend" eine vortreffliche Auswahl bringt.

In Wilhelm Jensen ist uns kein ganz Großer hingegangen, aber ein deutscher Dichter, dem es gegeben war, deutsche und fremde Landschaft, ferne Zeiten und stille Menschen zum Reden zu bringen, Menschen, die einen unsäglichen Reichtum an Gefühl in sich bergen, den sie von ihrem Schöpfer empfangen haben.

August Friedrich Krause.

Oberstleut. a. D. Rogalla von Bieberstein: Die Revolution in China

Das gewaltige Reich der Mitte wird heute durch eine der revolutionären Bewegungen erschüttert, wie sie in ihm im Laufe der Jahrhunderte stets wiederkehrten, die jedoch diesmal weit umfassender und tiefgehender ist, wie alle früheren und selbst wie die Rebellion der Taipings und der Aufstand der Boxer. Auf nichts Geringeres wie auf den Sturz der herrschenden Mandschudynastie und der Mandschuherrschaft und auf das Erringen einer inzwischen vom Throne bereits gewährten höchst liberalen Verfassung, sowie auf die Umwandlung Gesamt-Chinas in eine Republik oder doch die seines Südens in einen republikanischen Staatenbund zielt jene Bewegung ab. Ihr örtliches Zentrum bildete anfangs die zu beiden Seiten des bei ihr einige Kilometer breiten Yantse-Kiang gelegene Städtegruppe Wutschang, Hankau und Hanyang in der Provinz Hupeh. Ihr intellektuelles Zentrum, der Zentralsitz der Ko-Ming-Tang Geheimgesellschaft, befand sich noch vor Beginn des Aufstandes in Tokio. Jene Städtegruppe hat eine Gesamtbevölkerung von 2 Millionen*). Wutschang ist Sitz der Regierung der Provinzen Hupeh und Honan und in Hanyang befinden sich große Arsenale, Eisengießereien, Geschütz- und Gewehr- sowie Munitions- und sonstige Heeresgerät-Fabriken, die auf einen Gesamtwert von 30 Millionen Taels (etwa 120 Millionen Mark) geschätzt werden. Obgleich jene Städtegruppe mit Hankau 1126 Kilometer Luftlinie, etwa 150 d. M., von Peking entfernt liegt, eine Entfernung wie nahezu die von Berlin nach Avignon, wurde schon bald nach Beginn des Aufstandes aus Peking Panik, Abzug der Familien Besitzender, beständige Lebensmittelver-

*) Zur Orientierung empfiehlt sich die Stielersche Karte von China in 1:7,500,000.

teuerung, Entwertung des Papiergeldes und Zwangskurs desselben, gewaltiger Andrang zu den Banken, Verproviantierungs- und Sicherheitsmaßregeln der Gesandschaften, und wurde bereits, inzwischen jedoch dementiert, die Flucht der Kaiserin Witwe und des jungen Kaisers nach Jehol, sowie von Mandschu-Prinzen nach Mukden und dessen Vorbereitung für die Aufnahme des kaiserlichen Hofes gemeldet, obgleich zum Schutz der kaiserlichen Residenz, der „roten Stadt" in Peking die Garde-Division und 40 Maschinengewehre sofort bereit gehalten waren. Ein Blick auf die Ursachen einer schon in ihrem Beginn, weit mehr aber darauf bis zum Eintreffen Yuanschikais in Peking, die Hauptstadt des Reiches derart in Furcht und Schrecken setzenden Bewegung, deren heutige Intensität dadurch erklärt wird, daß sich fast sämtliche Provinzen des Südens und Zentrums des Reiches ihr anschlossen, Ursachen, deren Kenntnis wir den Mitteilungen namhafter Chinakenner verdanken, sowie auch ein solcher auf die derzeitige kritische, politisch-militärische Lage darf daher Interesse beanspruchen.

Die jetzige revolutionäre Bewegung in China wird von ihrem geistigen Leiter und Haupt, Sun-Yat-Sen, als eine Auflehnung der Chinesen gegen die stammesfremden Mandschu und ihre jahrhundertelange Mißwirtschaft erklärt, und „China für die Chinesen" ist das heutige Losungswort der Reformer. Daß jedoch die jetzige Mandschuregierung im Vergleich zu früheren Regierungen eine schlechte sei, wird von Kennern Chinas bestritten, jedoch von einem derselben, Dr. H. Müller, darauf verwiesen, daß noch immer eine große Bevorzugung der Mandschus bei der Zulassung zu den Prüfungen für die höheren Beamtenstellen und bei deren Besetzung vor den Chinesen bestehe, nur die 3 Ministerien des Verkehrs, des Unterrichts und des Auswärtigen ständen unter der Leitung von Chinesen, dabei das letztere unter der Oberaufsicht eines Mandschuprinzen, auch führe der Abschluß der in fast sämtlichen großen Städten vorhandenen, den Mandschus vorbehaltenen „Tartarenstadt", in der die Zivilbehörden der übrigen Stadt keine Macht haben, zu vielen Reibereien. Der 1644 die Mingdynastie stürzende, die heutige Tsingdynastie gründende, damals besonders kriegerische Stamm der Mandschu wurde von dieser zur Befestigung und Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft in dem gewaltigen Reiche in zahlreichen Gruppen in fast sämtlichen größeren Bevölkerungszentren des Reiches, Peking an der Spitze, in besonderen, mauerumgebenen Städten, den „Tartarenstädten", als Zwinguris der ersteren, angesiedelt. Er

dient somit lediglich dem politischen Zweck der Niederhaltung der unterworfenen chinesischen Bevölkerung, wenngleich die Mandschus sich vielfach mit ihr assimilierten, u. a. ihre Sprache annahmen. Die Mandschus betreiben weder Handel noch Industrie, nur ganz unbedeutend Gewerbe. Sie werden auf Staatskosten mit meist in Reislieferungen ausgezahlten Pensionen unterhalten, und bilden daher gewissermaßen Drohnen im Staat, deren Leistungen lediglich in der Vorbereitung und der Bereitschaft zum Waffendienst bestehen, und somit überwiegend politisch-polizeilichen Charakters sind. Sie repräsentieren daher den Chinesen ihre Unterdrücker und sind nicht beliebt. Ferner, bemerkt der erwähnte Autor, hätten Hungersnöte und Überschwemmungen im letzten Jahre, sowie der Streit um die große Interessengruppen berührenden Bahnverstaatlichungen und die Aufnahme fremder Anleihen die Bevölkerung reizbar gemacht. Ein anderer besonders namhafter Chinakenner, Professor Dr. Franke, erblickt jedoch die Ursache der Bewegung weit mehr in der chinesischen Gefühlswelt als auf dem Gebiet politischer und wirtschaftlicher Erwägungen. Die jetzige mandschurische Regierung sei nicht schlechter und habe das Volk weniger bedrückt als die chinesische Mingdynastie, und hätten die Mandschus in neuerer Zeit wenige Vorrechte vor den Chinesen gehabt. Hierüber dürfe man sich durch die Phrasen der Fanatiker Mittel- und Südchinas nicht täuschen lassen. Die Vorstellung, daß die chinesische Nation unter dem Joch einer Fremdherrschaft seufze, sei eine abendländische Idee, für die der Chinese kein Verständnis habe. Sie sei von außen her, namentlich Japan, zeitweilig auch von England, hineingetragen worden, und spiele jedoch bei den abendländisch gebildeten Agitatoren eine gewisse Rolle. Wenn sie weite Kreise in ihren Bann gezogen habe, so sei dies nichts Auffallendes. Tatsächlich sei es der uralte Gegensatz zwischen dem Süden, der Mitte und dem Norden Chinas, der einen häufigen Dynastiewechsel hervorrief, und jetzt unter dem Gewande gewisser abendländisch moderner Formen von neuem wirksam werde. Dazu kämen die neuen, vom Abendlande bezogenen Ideen von Volksvertretung, Selbstbestimmung des Einzelnen u. a., die an den ethischen Grundlagen des staatlichen und gesellschaftlichen Organismus gerüttelt und in jungen Köpfen viel Verwirrung angerichtet hätten. So habe man Reaktion, Verderbtheit und Unterdrückung mit den Gewalthabern des Nordens verschmolzen, und vom Süden solle die Aufklärung, die Besserung und Freiheit kommen. Die Dynastie solle fallen und auf den Trümmern ein neues südliches

Herrscherhaus oder womöglich der freie Volksstaat entstehen. Die Anhänger Sun-Yat-Sens sind für eine chinesische Republik, allein ihr Führer, der von den Reformern als deren erster Präsident in Aussicht genommen war, wurde nunmehr durch den militärischen Führer der Revolution, General Liyuanheng ersetzt, der jedoch dem zum Ministerpräsidenten ernannten ersten Staatsmann Chinas, Yuanschikai, die Präsidentschaft der Republik China angetragen haben soll. Zu den Ideen Sun-Yat-Sens gehört, die Mandschudynastie durch eine Zentralregierung mit einem Ober- und Unterhaus zu ersetzen. Alle Fremden sollen jedoch geschützt, alle christlichen Kirchen respektiert werden. Sun-Yat-Sen ist wissenschaftlich gebildet, Christ und verfügt über Geldmittel. Manche halten ihn jedoch für einen Abenteuerer, und General Liyuanheng erklärte ihn für zu phantastisch für die Präsidentschaft.

Der Ausbruch der Revolution geschah infolge der Entdeckung geheimer Papiere der Revolutionspartei, darunter einer Liste von Revolutionären mit einer großen Anzahl von Namen von Offizieren und Mannschaften und einer Bombenfabrik in Hankau. Der erste Verlauf der Erhebung sowie ihr Fortschreiten sind durch die Tagespresse bekannt.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Peripetien der sich am unteren Yangtsekiang bei Hankau und der sich anderwärts mit wechselndem Erfolge abspielenden Kämpfe zwischen den kaiserlichen Truppen und denen der Revolutionäre zu schildern, sondern vielmehr nur die Umrisse des heutigen Standes der Dinge zu skizzieren. Die Pekinger Regierung hatte, die große Gefahr der Bewegung erkennend, den gestürzten Staatsmann und General Yuanschikai aus der Verbannung aus Honan zurückberufen, ihn mit der Überwältigung der Rebellion mit unbeschränkter Vollmacht im ganzen Yangtsekiang-Gebiet beauftragt, und dem Kriegsminister Jintschang die Weisung erteilt, die Aufständischen niederzuwerfen, und ihm dazu zunächst die erste und sechste Division, dann auch die zweite und vierte Division unterstellt. Der Bahntransport der ersten Staffel dieser auf 40 000 Mann geschätzten Truppen nach Hankau begann sofort, allein noch heute ist es zweifelhaft, ob deren zweite Staffel bereits vollständig auf dem inzwischen durch die Erhebungen in Schanghai, Kanton und Nanking sehr erweiterten Kampfschauplatz im Süden eingetroffen ist. Schanghai, wo sich die Regierung der Revolutionäre der Regierungsgewalt und der die Yangtsekiang-Mündung beherrschenden, wichtigen Wusungforts, sowie des Arsenals von Kiangnan bemächtigte, und wo die chinesische Flotte zu den Revolutio-

nären überging, und ihre Admirale Li und Shah flohen*), ist heute das zweite Hauptzentrum der Revolution. Für die Revolution hatten sich bald die Provinzen Hupeh, Hunan, Kiangsi, Kwangsi, Nganhwei, Schensi, Schansi, Szetschwan, Yünnan und Schantung mit einer Gesamtbevölkerung von etwa 209 Millionen ganz oder doch größtenteils erklärt; allein etwa nur ein Drittel ihres Gesamtgebiets wurde als an der Revolution beteiligt angenommen. Inzwischen aber erklärten sich 18 Provinzen für die Republik. An Hauptstädten Chinas haben sich 20 sämtlich für den Sturz der Dynastie und zum überwiegenden Teil für eine chinesische Republik ausgesprochen. Von besonderer Bedeutung ist, daß sich die Provinzen Kanton, Kiangsi, diese ausschließlich ihrer Revolutionäre, sowie Kiangsu, Fokien und Tschekiang für unabhängig erklärten und in dem Streit zwischen der Regierung und den Revolutionären vollständig neutral bleiben und der Regierung weder Geld noch Soldaten bewilligen wollen, um dadurch im Fall des Sieges der Revolutionäre Repressalien derselben zu vermeiden. Obgleich von der Pekinger Regierung in einem kaiserlichen Erlaß den Führern der Revolution hohe Belohnungen mit einträglichen Regierungsposten versprochen wurden, wenn sie Frieden schlössen, und General Liyuanheng mitgeteilt wurde, daß der Thron bereit sei, alle Wünsche der Revolutionäre zu erfüllen, wenn sie auf die Republik verzichteten, ja sogar die Revolutionspartei des Ko-Ming-Tang als politische Partei anerkannt wurde, erklärten die Führer der Rebellen anfänglich, daß die Sache soweit gediehen sei, daß von der Annahme irgend welcher Zugeständnisse des Thrones nicht mehr die Rede sein könne. Die Nationalversammlung in Peking repräsentiere nicht den Willen des chinesischen Volkes, das sich mit nichts Geringerem zufrieden geben werde als mit der Entfernung sämtlicher Mandschus aus China, die Dynastie an der Spitze. Die Auffassung der führenden Persönlichkeiten sei auch die Meinung aller maßgebenden Schichten der chinesischen Bevölkerung.

Die republikanisch gesinnten Staaten wählten nunmehr Vertreter zur Bildung einer Zentralregierung der südchinesischen Republik, zunächst für Wutschang, später für Nanking, beschlagnahmten die Kassen und inhibierten die Limkinzölle. Eine Versammlung der Vertreter von 14 leicht erreichbaren Provinzen berät seit Mitte November über die Lage. Die wichtige Hauptstadt des Südens, Nanking, wurde von den Revo-

*) Er wurde inzwischen von den Rebellen gefangen genommen.

lutionären vorübergehend eingenommen, jedoch von den kaiserlichen Truppen unter General Tschangshun wieder erobert. Er hatte dann die starke Position von Pukou bei Nanking befestigt und stark mit Geschütz armiert, und traf Vorbereitungen zur Wiedereroberung Tschinkiangs, Soutschous und Schanghais.

Somit kann die endgültige Entscheidung für das Gelingen der Revolution der Staaten des Südens und des Zentrums bei Nanking fallen. Im Norden in Tschili formieren sich inzwischen die Mandschu-Garde- und Bannertruppen, durch Werbung ergänzt, zum Schutz des Thrones bei Peking und dem westlichen Jagdpalast, und 6 Divisionen bisher unzuverlässiger Truppen erklärten sich bereit, die konstitutionelle Monarchie zu verteidigen und Yuanschikai jederzeit zu unterstützen. Derselbe hat den neuen Vizekönig Hukwans (Hupens und Hunans), General Juantschidschin, mit 3 Divisionen auf Hankau entsandt, um von den Rebellen einen Kompromiß zu erlangen. Sie weigern sich jedoch, auf einen solchen mit Beibehalt der Mandschudynastie einzugehen. Inzwischen läßt Yuanschikai bei Hankau nicht ohne Erfolg weiter kämpfen und vertrieb die Rebellen wieder aus Hanyang. Er erklärte, er werde sich die Unterstützung möglichst vieler Provinzen sichern und ihnen vorläufig die Unabhängigkeit lassen, sich jedoch bemühen, sie nach und nach für den Thron zurückzugewinnen. Es ist Yuanschikai hauptsächlich darum zu tun, das Zusammenbrechen des chinesischen Reiches zu verhüten, und er erblickt die Möglichkeit dazu im Beibehalten der Mandschudynastie. Jedoch kommt deren Weiterbestehen erst in zweiter Linie in Betracht. Die Krone machte einen Erlaß bekannt, in dem sie sich selbst zu dieser Politik Yuanschikais bekennt. Die Nationalversammlung in Peking soll darüber entscheiden, ob China ein Kaiserreich bleiben oder eine Republik werden soll. Ist aber eine Einigung nicht möglich, so erscheint ein langwieriger, furchtbarer Bürgerkrieg die unausbleibliche Folge.

Professor Dr. Adolf Mayer: Verteilung der Güter und Entwickelung der Kunst

Es ist wohl selten darüber gesprochen worden, daß eine schlechte Güterverteilung, wie auf viele andere Kulturerscheinungen, einen entscheidenden Einfluß üben muß auf die Entwickelung der Kunst, und daß dies nicht häufiger geschehen, hat wohl seine Ursache in der weitgehenden Spezialisierung der Wissenschaft, die das Eindringen in die Tiefe einer jeden einzelnen begünstigt, aber den Überblick über den Zusammenhang der Einzelresultate immer schwieriger macht.

Der Gedanke zu einer übersichtlichen Darstellung dieses Gegenstandes schlummerte wohl schon längere Zeit in mir, ist aber aufs neue angeregt worden durch eine jener Kritiken in unseren Tagesblättern, die sich über das allerdings ziemlich mittelmäßige, aber doch tüchtige und sehenswerte Lustspiel des alten l'Arronge, das sich Dr. Klaus benennt, in den herablassenden Worten äußerte: „Diese altbackene Hausmannskost mundet ja noch hie und da einem unverwöhnten Gaumen."

Derartige Urteile sind nichts außergewöhnliches. Man kann sie täglich in unseren Zeitungen lesen. Aber gerade weil das läßige Wort typisch ist, ist es mir vergönnt an dasselbe anzuknüpfen. Derselbe Rezensent, dem es entschlüpfte, hatte sich natürlich einige Tage zuvor weit günstiger über das neue Theaterstück: „Das Konzert" ausgelassen. Das war wenigstens keine Hausmannskost. Das war gewürzt mit den feinsten mondainen Spezereien von: Stelldichein in der Waldhütte, Duldung des Ehebruchs von Seiten der betrogenen Frau und ähnlichem.

Woher dieses Verlangen nach Hautgout und aufdringlicher Sinnlichkeit in der modernen Kost, das sich auf allen Gebieten derselben verfolgen läßt, auch in der Musik, wo jetzt die Massenwirkungen, die direkt ohne intellektuelle Zwischenstufe zu den Sinnen sprechen, herrschend geworden sind, und wo man verächtlich über die zierlichen Melodien Haydns und sogar Mozarts die Nase rümpft, die nun als banal und

kleinbürgerlich gelten; von den bildenden Künsten gar nicht zu reden, wo man die gleiche Erscheinung mit Händen greifen kann?

Ich meine, daß bei einer gewissenhaften Beantwortung dieser Frage gar nicht zu verkennen ist, daß es sich hierbei nicht allein um ästhetische Dinge handelt, etwa um eine Entwickelung der Kunst aus sich selbst heraus, und in notwendiger Konsequenz in der gegebenen Richtung, wogegen kein Sträuben hilft und keine Hemmung möglich ist, sondern daneben, aber wesentlich und hauptsächlich, um den Einfluß wirtschaftlicher Verhältnisse, die wir überall zu regeln bestrebt sind, zu deren Regelung eine eigene Wissenschaft und sogar staatliche Organe bestehen, ja um deren Ordnung sich die ganze Tätigkeit des Staates, die wir Verwaltung und innere Politik nennen, hauptsächlich bemüht. Ästhetische Entwickelung und wirtschaftliche Gestaltung einer Gesellschaft zeigen in der Tat mehrfache Beziehungen, die nur darum unbeachtet bleiben, oder nur wenig besprochen sind, weil die weitgetriebene Vertiefung unseres Fachstudiums die zur Aufspürung jener Beziehungen notwendigen Überbrückungen erschwert, und diese selbst, wo sie versucht werden, wohl gar als Dilettantismus verpönt sind.

Nun ist aber auf dem Gebiete des Stofflichen schon lange bekannt, wofür wir hier nur die Parallele auf dem Gebiete der geistigen Dinge zu ziehen beabsichtigen: Wirtschaftliche Zustände haben, wie wir wissen, einen ganz ungeheuren Einfluß auf die Art der materiellen Lebensweise und der sinnlichen Genüsse. Eine schlechte Güterverteilung, wie sie ausgesprochen im späteren Rom und dann in England während des neunzehnten Jahrhunderts herrschte, lockt die Reichen zu raffinierten Gewohnheiten des Essens und des Wohnens, während der Arme in diesen Dingen zu dem dürftigen Maße herabgedrückt wird, das nur eben im Stande ist, ihn am Leben zu erhalten. Sozialdemokratische Gesellschaftsformen (im allgemeinen Sinne des Worts, nicht in dem des utopischen Zukunftsstaates der Partei dieses Namens; ich denke z. B. an die Schweiz) zeigen hierin mehr Gleichmaß. Und nun sind es natürlich auch die ersteren, in denen Neuentdeckungen culinarischer Zubereitungen von Speisen und Getränken und raffinierter Luxus der Hauseinrichtung häufiger sind, da hier eine starke Nachfrage dem schöpferischen Geiste entgegenkommt. Im gesellschaftlich stark demokratisierten Bayern dagegen herrscht höchstens eine Feinschmeckerei in Bezug auf das Volksgetränk, an dessen Konsum aber auch noch der Ärmste seinen Anteil

hat. Diese wenigen Andeutungen sind bei der Bekanntheit des Gegenstandes für das Verständnis schon vollauf genügend.

Um so auffallender wäre — wenn wir dafür nicht schon eine Erklärung gefunden hätten — daß die analoge Einwirkung auf dem Gebiete der Kunst noch so wenig besprochen wurde. Man braucht aber in der Tat nur zu bedenken, wie die Wohlhabenden unserer Tage leben und auch, wie wir gerne zugeben wollen, zu leben durch die Umstände mehr oder weniger gezwungen werden, um zu begreifen, daß hiervon ein bedeutender Einfluß geübt werden muß. Man beachte auch in dieser Richtung (in Berücksichtigung der Tatsache, daß die großen Städte ein weit schnelleres Wachstum zeigen als die Bevölkerung überhaupt) das großstädtische Leben, und wie dasselbe gekennzeichnet wird durch eine Überfülle von geistigen und besonders auch von künstlerischen Eindrücken. In der Zeit der Anwesenheit der maßgebenden Personen drängt sich (wie in den Universitätsstädten in den immer kürzer werdenden Semestern) das von geistigen Genüssen Gebotene immer mehr zusammen zu einer „Saison", deren Übersättigung durch nichts anderes so deutlich gezeichnet wird, als durch das Erholungsbedürfnis, das nach derselben eintritt, und das man dann auch wieder durch immer breiter ausgemessene Sommerfrischen zu befriedigen sucht. Aber auch in diese ländliche Erholungszeit dringen schon, bei der Stumpfheit des Geistes für die einfachen Genüsse, die dort geboten werden, die städtischen Übergenüsse nach, sodaß man in Grindelwald und Rigikaltbad schon nicht mehr zufrieden ist — ohne tägliche Kurkapelle. In der Saison aber jagen zumal theatralische Eindrücke der eine den andern. Es ist psychologisch bekannt, welchen Einfluß dies auf den Geist der Genießenden hat.

Man überlege aber auch, welchen Einfluß diese Lebensweise auf die Entwickelung der Kunst selber haben muß. Die alten Athener hatten ihre Festspiele nur in den alle vier Jahre wiederkehrenden Olympiaden und zehrten dann die übrige Zeit von den gewaltigen Eindrücken, und so ein moderner Großstädter genießt womöglich alle Tage Theater, Konzert oder Gesellschaft, und wenn er in eine Kleinstadt verschlagen wird, wo die Auswahl in solchen Genießungen gering ist, so ist dafür schon das Wort bereit: „Es ist nichts los", und selbst in der Schweiz, wo Augenschmaus, leibliche Verpflegung und Körpersport den Tag doch füllen könnten, vermißt er das fehlende „Nachtleben".

Natürlich geht es nun mit der künstlerischen Speise wie mit der

physischen, sie kann bei einer zu schnellen Aufeinanderfolge der einzelnen Mahlzeiten nicht gehörig verdaut werden. Und wie dort Ingwer und starker Kaffee nach der Mahlzeit dazu dienen, über das natürliche und warnende, aber unwillkommene Gefühl der Sättigung hinwegzutäuschen — die Römer der Kaiserzeit gebrauchten für den gleichen Zweck noch naivere Mittel — so dient in der Kunst die Pikanterie, um den Eindruck auf die abgestumpften Sinne zu erzwingen. Durch eine zu häufige Wiederholung der Kunstdarstellung sieht man allmählich hinter die Kulissen und man durchschaut die Tricks der Künstlerschaft. Die Illusion verschwindet in einem Grade, daß nun selbst die Theorien über das Wesen des Schönen von einem Gelingen derselben absehen*.)

Wenn es aber so weit ist, dann ist das eigentliche ursprüngliche Wesen der Kunst verloren. Es interessieren nur noch Nebenumstände, die verstandesgemäß erfaßt und besprochen werden können: die Persönlichkeit des Darstellers, seine spezifische Auffassung und dergleichen, und als eigentlicher Reiz bleibt häufig der Sinnenkitzel (freilich nicht immer im schlimmen Sinne des Worts), den fleißig spielen zu lassen die Kunst dieses Stadiums sich angelegen sein läßt.

Das gilt nicht bloß für das Schauspiel und die sprachliche Dichtung überhaupt, sondern ebenso für die bildenden Künste. Für den Proletarier und den Mittelstand, die nur zuweilen nach des Tages Arbeit eine Illustration durchblättern und des Sonntags vielleicht den Fuß in eine Galerie setzen, genügen selbstredend einfachere Kunstmittel, als für die „obersten" Schichten der Gesellschaft, die sich die Säle mit Kunstwerken schmücken, und deren Frauen zum Teil selber auf mehreren Kunstgebieten dilettieren, weil der Mensch, wenn er keine wirkliche Arbeit hat, die nie zu stillende Sehnsucht nach diesem Bestandteil des Lebens doch wenigstens mit dem Scheine einer solchen zu befriedigen sucht und, wenn er die Wahl hat, dafür die sauberste und angenehmste wählt, die ihm dazu in seinem Gesellschaftskreise den Nimbus einer hohen Schöpferkraft verleiht.

Freilich gilt der Unterschied, auf den wir hier die Aufmerksamkeit lenken, nicht für Reich und Arm schlechtweg, da auch der Proletarier in den Städten, durch die Ausstellungen an Ladenfenstern (ganz zu geschweigen von den Gesellschaftskreisen, die man mit dem Ausdruck

*) Man vergl. Konrad Lange: Das Wesen der Kunst, ein Werk, das ganz auf diese Voraussetzung aufgebaut ist.

Bohème zu bezeichnen pflegt), an jener Überfüllung mit Kunsteindrücken Teil zu nehmen pflegt, wie andererseits der auf dem Lande lebende Gutsbesitzer von derselben ausgeschlossen, resp. verschont zu bleiben pflegt. Es scheint sich also mehr um die örtliche Differenzierung des Menschenlebens in Stadt und Land als um die wirtschaftliche in Reich und Arm zu handeln. Aber man darf nicht vergessen, daß es eben die industrielle Entwickelung ist, die zugleich beide Unterschiede schafft und jenes konzentrierte intellektuelle und Kunstleben in den Städten möglich macht. Solange es nur Reich und Arm auf Grund agrarischer Verhältnisse gab, war jener Unterschied, auf den wir weisen, nicht vorhanden oder lange nicht in demselben Grade.

An diesem Punkte unserer Untersuchung angelangt, ist es an der Zeit, einen Blick auf die Gesetze der Geschmacksentwickelung zu werfen, damit man deutlicher einsieht, welchen Einfluß eine intensive Beschäftigung mit der Kunst überhaupt hat.

Das Schöne ist ja nichts Absolutes, sondern ein mit dem Menschen und der Menschheit Wandelbares, oder, wie wir meinen, Wachsendes, und der Geschmack, das wahrnehmende Organ der Schönheit, ist natürlich demselben Gesetze der Evolution unterworfen. Und zwar gilt dies nicht bloß in dem Sinne, daß er sich wie alle Organe vom embryonalen bis zum erwachsenen Zustande ausbilden muß; sondern er hat überhaupt keinen endgültigen Zustand der Reife. Hier gilt das Scherzwort, das dem Tierbudenbesitzer nachgesagt wird: „Wenn er ausgewachsen ist, wächst er immer noch." Mit anderen Worten, neben der Evolution ist hier ein Prozeß der Transformation oder Wandlung zu unterscheiden, wie er für den Intellekt und andere geistige Eigenschaften nicht oder wenigstens nicht in dem Maße besteht.

Eigentlich kann man niemals sagen, „die Sache ist schön", sondern nur, s i e i s t f ü r m i c h s c h ö n, oder sie ist es für den Kreis, in dem ich lebe. Dies ist ja auch schon in dem alten, schon längst abgedroschenen: de gustibus non est disputandum, ausgedrückt; nur daß dieser Ausdruck gar zu unbestimmt ist. Trotzdem gibt es hier allgemein geltende Regeln. Denn, wenn alles auf dem Gebiete des Schönen individuell wäre, gäbe es überhaupt keine Wissenschaft, die auf den Namen Ästhetik Anspruch machen dürfte, während dieselbe allerdings (obwohl sie dem bahnbrechenden Genie niemals viel sein wird, aber demselben nachhinkend doch) für Produktion und Geschmacksbildung der Geringeren

einen gewissen relativen und zuweilen nicht unbedeutenden Wert haben kann.

Aus der Relativität des Schönheitsbegriffes folgt nun zunächst eine notwendige Mäßigung im Urteil über Geschmacksrichtungen, die von der Norm abweichen. Für den Ungebildeten und ebenso für den unentwickelten Geschmack sind eben in der Tat ganz andere Dinge schön als für die höheren Bildungs- und Entwickelungsstufen, und wer das ganze Verhältnis überblickt, wird nicht mitleidig auf die unteren Stufen hinabsehen (oder gar den dort stehenden gewaltsam die Augen zu öffnen suchen), sondern sie begreifen in ihrer notwendigen logischen Aufeinanderfolge. Wie der unentwickelte kindliche Körper andere Bekleidung erheischt nicht bloß in Bezug auf Gesundheit, sondern ebenso in Bezug auf die Schönheit, so ist es auch mit der Schönheitsempfindung und dem Bedürfnis. Manche Bevölkerungskreise — so kann man meinetwegen sagen — bleiben eben in ihrer Entwickelung ihr Leben lang Kinder, und wenn man sie treibt, so werden sie eben altkluge Kinder und mit nichten ausgereifte Menschen.

Aber, wie schon angedeutet, nicht bloß von einem organischen Auswachsen bis zum Zustand der Reife ist hier die Rede, sondern auch der Gereifte ist noch einer Wandlung in bestimmt aufeinander folgenden Phasen ausgesetzt. Sein Schönheitsbegriff wandelt sich fortwährend, wenn auch nicht bis ins unendliche, und eine Zeitlang um so rascher, je mehr er sich mit der Kunst beschäftigt.

Das ist nicht bloß bei allen Künstlern von erheblicher Schaffensdauer so — ich erinnere nur an die größten, an Beethoven und Wagner unter den Musikern, an Goethe und Schiller unter den Dichtern, an Rembrandt und Lenbach unter den Malern, und steht hier damit in Beziehung, daß sie die Technik immer mehr beherrschen lernen und so je länger, je mehr Freude finden an den breiten Pinselstrichen, die mit wenig Aufwand an stofflicher Mühseligkeit den schönen Schein, worum es zu tun ist, mit immer größerer Sicherheit erwecken. Auch bei weniger Begabten, die sich intensiv und über ihre Begabung hinaus mit Kunst beschäftigen, bemerkt man dasselbe und bei ihnen häufig einen wahren Geschmacksverbrauch. Der Reiz ist überhaupt zu sehr abgestumpft, und am Ende finden sie manchmal gar nichts mehr schön; sie sind für Kunst mehr oder weniger blasiert.

Auch bei den bloß passiv Genießenden ist etwas ähnliches der Fall. Selbst bei Nietzsche traf dies ein, da er von Richard Wagner

Abschied nahm und auf Peter Gast schwor und von den Opern nur noch Carmen gelten ließ, wobei nun freilich Krankheit den natürlichen Prozeß sehr erheblich beschleunigt hat.

Aus dem gleichen Grunde folgt die Wandlung des Geschmacks an den Baustilen, notwendig in der historisch gegebenen Folgeordnung: Romanisch, Gothisch, Renaissance, Barock, Rokoko, Empire, Biedermeierstil aufeinander, wie wir selber erlebt haben, da wir in den letzten 50 Jahren diesen Cyklus abermals an uns vorübergleiten sahen*), und genau so folgt in unerbittlicher Konsequenz in der schönen Literatur die phantastische Romantik auf die naturalistische Realistik und diese auf den akademischen Klassizismus, wie wir variatis variandis gleichfalls schon am eigenen Leibe erlebt haben und wieder und wieder erleben.

Diese Erscheinung steht also offenbar in Beziehung zu dem notwendigen Wechsel in unseren Nervenerregungen. Alle menschliche Empfindung ist einseitig, und je einseitiger dieselbe ist, desto mehr wirkt sie auf sehr beschränkte Partien unseres Empfindungsapparates, die dann bald ermüden. Melodien werden abgeleiert, technische Kunstgriffe zur Erzielung eines bestimmten Effekts wohl gar durchschaut, von Stümpern wiederholt und versagen nun ihre Wirkung.

Dann verlangt das Gefühl nach neuen Erregungen und zwar nach solchen, die von den bisherigen weit abliegen. Daher oft der Sprung bei Kunstreformen von einem Extrem in das andere. Daher der Impressionalismus, der an das subjektive Empfinden appelliert, nach dem abgedroschenen Klassizismus oder dem strengen, bis zum Ekel wiederholten, objektiven Ideal der Akademie. Daher, daß auch (eine kleine Weile später als sehr unvollkommen empfundene) Leistungen ein ganz unverdientes Glück machen, wie seinerzeit Auerbachs Dorfgeschichten, oder der Trompeter von Säckingen. Auch dieser ist doch trotz aller bezaubernden Frische bei weitem das unvollendetste Werk Scheffels, nicht bloß absichtlich salopp hingeworfen, sondern in manchen Partien geradezu schülerhaft. Die ganz außer Verhältnis zur Leistung stehende Wirkung erklärt sich dann allemal aus der Tatsache, daß eine neue ungeahnte oder lange vergessene Quelle des Schönen entdeckt wurde, die dem Publikum nun wesentlich durch seine Neuheit ganz hinreißend geschmackvoll erscheint.

*) Vergl. hierüber Leopold Gmelin: Vom „Kunstgewerbe“ zur „Sachkunst“. 1908. S. 5.

Auch ein großer Teil des Ruhmes von Richard Wagner dürfte auf diese Neuheit der zu dem bisherigen im Gegensatz stehenden Kunstideen zurückzuführen sein. Der rein melodische Teil der Musik war durch die vorausgehenden Kunstperioden mehr oder weniger erschöpft, und nun fand er eine ganz neue Quelle des Schönen in der Vertiefung der Harmonie und der Stimmung, die sich ganz an den von dem Tondichter selbst geschriebenen Text anlehnen sollte.

Die Erscheinung erinnert zugleich an die wohlstudierte Tatsache im Tierleben, daß z. B. eine Raupe ihr verwickeltes Gespinnst nur in dem Stadium fortzusetzen vermag, in dem sie es antrifft, also daß bei ihr gewissermaßen eine Erinnerung ausgelöst wird. Es handelt sich also augenscheinlich um eine psychologische Notwendigkeit.*)

Die alten Ägypter und Assyrer bildeten ihre Herrscher ab in vergrößertem Maßstabe, und das befriedigte offenbar ihren Geschmack, weil es ihrer Entwickelung entsprach, das geistig Große auch sinnlich groß darzustellen. Die Zeit ist noch nicht lange vorbei, da man in der bildenden Kunst nur schöne Menschen darstellte, d. h. Menschen mit regelmäßigen an das griechische Ideal erinnernden Zügen, offenbar weil die psychologische Vertiefung noch nicht so weit gediehen war, daß man das Schöne auch in den von Arbeit und Leiden durchfurchten Gesichtern erkennen sollte. Die Erkenntnis desselben ist ein Fortschritt, zum Teil freilich auch eine Überstürzung infolge des Gesättigtseins mit dem bisherigen Kunstideal.

Trotz dieser Relativität gibt es ohne Zweifel auch Ungeschmack**) und Geschmacksverirrungen. Dieselben treten zumeist dann auf, wenn überhaupt nicht empfunden sondern der Spur nach (z. B. der Autorität von andern folgend) geurteilt wird. Irgend etwas gilt als schön, und es ist vielleicht auch für irgend einen kleineren oder größeren Kreis, in welchem sich das Ideal gebildet hat. Da nun aber den meisten Menschen ein tiefes Kunstempfinden durch Anlage oder noch mehr durch Lebensumstände, welche sie ins Banausentum hinunterdrücken, versagt ist, viele unter diesen (gleichfalls infolge von Lebensumständen, die sie plötzlich in Klassen, in welchen ein höherer entwickelter Geschmack herrscht, emporhebt) aber für Kunstkenner oder wenigstens für kunstfreundlich gelten wollen, so halten sie sich an Äußerlichkeiten und kombinieren dieselben in der unverständigsten Weise zu ästhetischen Mißgeburten.

*) Vergl. Richard Semon: Mneme.

**) Dieser Ausdruck ist besser als der übliche „Geschmacklosigkeit".

Der einfache Bauer, das Kind und der Wilde sind nicht schlechthin geschmacklos. Ihr Geschmack ist nur bäuerisch, kindisch oder roh. Den eigentlichen Ungeschmack findet man bei den Kunstprotzen und bei den Sentimentalen. Die ersteren haben keinen ihrer sozialen Stellung entsprechenden Kunstsinn; die letzteren haben eine neurasthenische Überempfindung, die es ihnen unmöglich macht, die Verdienste eines Kunstwerks gleichmäßig und gerecht abzuwägen. Dazu kommen dann noch die Klugschwätzer, die überhaupt nicht oder ganz wenig empfinden und sich nur intellektuell ein gewisses Urteil erworben haben, indem sie die ungefähre Bedeutung der von ihnen sorgfältig memorisierten Kunstausdrücke wissen, wiewohl nicht eigentlich kennen und jedenfalls mit dem Gefühle gar nicht bei der Sache beteiligt sind. Dieselben sind schon von dem amerikanischen Humoristen Mark Twain*) treffend gezeichnet.

Das Kunstprotzentum findet man naturgemäß bei den Amerikanern stark ausgebildet. Aber auch unsere eigene, so unerwartet wohlhabend gewordene Nation, die noch nicht immer weiß, welchen Gebrauch sie mit dem vielen Gelde machen soll, das ihr in den Schoß gefallen, liefert dazu bekanntlich ein entsprechendes Kontingent. Weiter gehören hierher zumal die in den Kolonien reich gewordenen Engländer und Holländer.

Zu den sentimentalen Geschmacksverirrungen sodann stellen namentlich die schwachnervigen kunstbeflissenen Großstädterinnen und nicht zum wenigsten die Berlinerinnen ein ansehnliches Kontingent. Man braucht nur die italienischen Galerien zu besuchen, um überall von ihrem übertriebenen und nichtssagenden: „reizend“ und „entzückend“ verfolgt und gestört zu werden, während der wahrhaft von der Kunst getroffene schweigend bewundert und nur höchstens dem gleichgestimmten mit einem bezeichnenden Worte oder mit einer Geste das Bewunderungswerte andeutet. Die nur empfindelnden Pseudo-Kunstenthusiasten könnten sich manchmal, wenn sie nicht zu hochmütig wären, durch ein Kind beschämen lassen, das bei einer Waldlandschaft einfach in die Worte ausbricht: „Wie kühl ist der Schatten dort“ und dadurch zu erkennen gibt, daß die vorgezauberte Illusion völlig ihren Zweck erreichte.

Da nun also durch das Aufdrängen eines Geschmacks, für den die Kultur des Individuums oder der Gesellschaftsgruppe noch nicht reif ist, gerade die Gefahr zu derartigen Geschmacksverirrungen entsteht, so ist

*) Die Arglosen auf Reisen p. 248.

dies ein Grund mehr, den Geschmack anderer, wenn er nur deren wirklicher Geschmack ist und nicht eitel Heuchelei, zu achten, als das relativ Beste, dessen sie auf ihrer Stufe teilhaftig werden können. Das Naserümpfen ist allemal verkehrt; zudem ist es auch keineswegs gewiß, daß der höhere Geschmack, d. h. derjenige, der der höheren Entwickelungsstufe entspricht, so viel mehr Vergnügen bereitet. Ich beabsichtige hiermit keine Ketzerei auszusprechen. An und für sich wird wohl, entsprechend der Potenzierung alles Menschlichen, etwas derartiges der Fall sein, und der Ungeschmack ist jedenfalls der Empfindung bar. Aber unter gewöhnlichen Umständen, wo wir sonst nicht in der Lage sind, die Ansprüche eines höheren Geschmacks befriedigen zu können, weil unsere ganze Umgebung noch nicht reif dafür ist, erscheint es manchmal im Interesse des Vergnügens geraten, mit einem roheren Geschmack sich zu begnügen, da wir uns mit dem verfeinerten an allen Ecken und Enden stoßen. Und die allzugroße Verfeinerung führt endlich notwendig zur Unlust, da schließlich nichts von dem wirklich geleisteten mehr Gnade findet.

Also summa summarum, es ist viel Gutes an dem alten Sprichwort: De gustibus non est disputandum.

Nach dieser ästhetischen Orientierung kehren wir zu unserem eigentlichen Thema zurück. Wir konstatieren die Tatsache der Relativität des Geschmacks, und daß er, wie die Mathematiker sich ausdrücken würden, eine Funktion der allgemeinen geistigen Entwickelung ist. Vielleicht ist man geneigt, hieraus die Folgerung zu ziehen, daß man die Tatsache der Ungleichheit des Geschmacks in einem und demselben Volke und zu einer und derselben Zeit, auch wenn sie als eine unliebsame Erscheinung sich darstellen sollte, auf sich beruhen lassen müßte, da es eben immer auch räumlich und zeitlich beschränkte Menschen von verschiedener Entwickelung geben wird und, was mehr ist, geben muß. Aber meine Aufgabe ist es hier, innerhalb dieses Rahmens auf eine Besonderheit zu weisen, die schon im Eingang zu diesen Erörterungen angedeutet wurde. Die Wandlung des Geschmacks wird nicht allein beschleunigt durch die allgemeine Geistesentwickelung, sondern ganz außerordentlich (und ganz unabhängig von dem Fortschreiten der Intelligenz) durch eine intensive Beschäftigung mit der Kunst. Dies nach dem Vorhergehenden zu beweisen ist leicht, und man braucht nur, um hierin klar zu sehen, zu denken an den völligen Stillstand in der Geschmacksentwickelung in der bilden-

den Kunst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, während musikalische und poetische Fortentwickelung gleichzeitig sehr auffällig war, oder auch, wie örtlich (z. B. in Schwaben) die Entwickelung des Geschmacks in der bildenden Kunst ganz aufhörte, während in der Poesie die Feinheit in der ästhetischen Empfindung sich fortwährend zuspitzte und sogar in Mörike geradezu einen Höhepunkt erreichte.

Auch ist der Grund für solche Erscheinungen leicht aufzudecken, da zur Entwickelung der bildenden Kunst der Natur der Sache nach wirtschaftlicher Wohlstand gehört, was für Poesie und Musik weit weniger oder gar nicht der Fall ist. Diese Künste schreiten also vorwärts in der Zeit oder entwickeln sich wenigstens weit gleichmäßiger, während für Malerei und Plastik üppige Fürsten des Cinquecento, Päpste, die der ganzen Welt ihren Tribut auferlegten, oder der bürgerliche Wohlstand einer seefahrenden Nation, wie der niederländischen, notwendig ist, um die Blüte zu entfalten, die dann allemal auch Weiterentwickelung, sei es zum Guten oder zum Schlimmen — darüber wollen wir hier kein Urteil abgeben — bedeutet.

Aber auch für jene „billigen" Künste gilt die Regel, daß die besonderen Erscheinungen der Übersättigung mit ihren Folgen für einen verfeinerten und wenig volkstümlichen Geschmack in den großen Städten sich zeigen, und daß das Anwachsen der Städte in den Zeiten des Industrialismus und des blühenden Handels eintritt: Also auch hier, und zwar wieder durch die wirtschaftlichen Verhältnisse, die gleiche Abhängigkeit, wiewohl in abgeschwächtem Grade.

So ist es deutlich, daß eine schlechte Güterverteilung und der Industrialismus, der in unserer Zeit eine solche schlechte Verteilung begünstigt, neben der Erzeugung von Ungleichheit in vielen materiellen Dingen, auch eine Ungleichheit in der Geschmacksentwickelung notwendig hervorbringt, beziehungsweise die schon vorhandene vergrößert. Wir brauchen hierbei wiederum keinen Geschmack als besseren oder schlechteren zu charakterisieren, sondern nur festzustellen, daß dem Mittelstande in unserer Zeit der Geschmack der Reichen ein Ärgernis ist. Der des Mittelstandes ist den Reicheren aber (und ihren Mitläufern aus der Bohème) eine Torheit. Auch das Wort „bürgerlich", zur Zeit der großen Revolution ein Ehrenname und kurz nachher auch ästhetischen Einfluß übend — der Biedermeierstil ist ja im Gegensatze zu dem vorausgehenden Rokoko, nachdem inzwischen das Empire noch eine zweite Renaissance in der Richtung des Erhabenen versucht hatte, ein richtiger

Bourgeoisstil — ist jetzt bei den oberen Zehntausend geschmacklich höchst anrüchig und wird mit vielsagendem Achselzucken gebraucht.

Dies Auseinanderklaffen der ästhetischen Kultur ist aber vielmehr wie die Disharmonie der übrigen Bildung in hohem Grade beklagenswert und kann selbst (bei der großen Bedeutung, die das Schöne für die Kultur hat) eine Nation in ihrem Bestande bedrohen. Es gibt Bücher für Vornehme und solche für Geringe, und die schwerverständlichen können leicht eben durch ihre Schreibweise für den gemeinen Mann ungenießbar gemacht, gleichsam denaturiert werden. Es gibt ausgewählte Literatur und Volkskalender, akademische Vorlesungen und Kapuzinerpredigten. Aber es gibt nur e i n e Kunst. Dasselbe Theater hat seine Logen und seinen Olymp. Kleine Anfänge oder Reste einer Differenzierung sind hier wohl vorhanden in dem Entstehen von sogenannten intimen Theatern und Kabarets (die übrigens auch dem Volke zugänglich sind) einerseits und andererseits den Kasperleaufführungen, die aber auch noch von den Gebildeten goutiert werden. Auch die öffentliche Plastik ist für hoch und niedrig, und da auch die Schaufenster öffentlich sind, kann auch die intime Kunst nicht der großen Masse unsichtbar gemacht werden. Dasselbe gilt mit einiger Einschränkung für die Konzertmusik.

Hieraus folgt wohl unwiderleglich, daß diese gemeinsame Kunst dem einen oder dem andern Teile notwendig Schaden bringen muß. Die Hochgeschraubten rümpfen die Nase über die Nahrung, die der großen Masse angeboten wird und die sie doch mitzugenießen verurteilt sind, und schelten sie kleinbürgerlich, oder Hausmannskost. Schon das wirkt verkehrt, da nichts so sehr den Kunstgenuß gefährdet wie Langeweile und Zerstörung der Illusion, und dies in ausgedehntem Maße, da auch die noch wirklich Genießenden bald der Ehrgeiz treibt, ihre Lieblingskost nicht mehr schmackhaft zu finden. Schlimmer aber noch ist die große Masse daran, wenn sie, nachdem man ihr in die Suppe gespuckt, genötigt wird, sich des Kaviars zu bedienen, der, wie schon das Sprichwort sagt, n i c h t für das Volk ist. Schon, da es nicht in kleinen Portionen zu genießen weiß, wird ihm gründlich der Magen verdorben, und da die raffinierte Kunst auch die sittlichen Grenzen überschreitet, wird sie von Grund aus erschüttert in ihren moralischen Fundamenten.

Es ist mithin einleuchtend, daß eine schlechte Güterverteilung, die diese unliebsame Differenzierung begünstigt, nicht bloß schädlich ist wegen des Mangels, den die Armen geistig und physisch leiden, und wodurch das ganze Volkstum in seiner moralischen und körperlichen

Gesundheit bedroht wird, sondern sie wirkt auch, wo noch gar nicht von Mangel die Rede ist, schon schädigend durch die ungleiche Entwickelung der Empfindung für das Schöne.

Es will mir scheinen, als wäre der Streit, der sich in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zwischen Politikern und Kathedersozialisten abspielte, und wobei die ersteren meinten, erst müsse unsere Nation wohlhabend und dadurch gegenüber den Nachbarn mächtig sein, ehe man die Frage einer gerechten Güterverteilung in die erste Linie der Aufmerksamkeit rücken dürfe; es will mir scheinen, daß diese Frage mehr im Sinne der letztgenannten entschieden worden wäre, wenn man die hier dargelegten Gesichtspunkte damals schon hätte berücksichtigen können. Denn wichtiger als die äußere Macht, die durch den bloßen Reichtum der Nation allerdings leichter geschaffen werden kann, ist doch die innere Solidarität, auch die des Geschmacks, die, wie wir gesehen haben, mit der Einheit der ästhetischen Entwickelung in einem so nahen Zusammenhange steht.

Aber die Kathedersozialisten sahen damals selber noch nicht klar, wie verzwickt die wirtschaftlichen, moralischen und politischen Fäden durcheinanderlaufen, und ihre Beweisgründe machten darum noch nicht den gehörigen Eindruck. Der ganze Grund der sozialen Bewegung wurde damals überhaupt noch wenig verstanden und zunächst wohl gar in den Kreisen der Gebildeten lächerlich gemacht durch den anekdotischen Popanz eines Sozialistenführers, der die Leinwand der Gemäldegalerien als Grundstoff für Arbeiterhemden in Anspruch nehmen wollte. Es ist nicht schwer, durch solche plumpen Scherze die Lacher auf seine Seite zu ziehen. Natürlich die Leinwand eines guten Bildes ist wirtschaftlich sehr viel mehr wert als ein Arbeiterhemd, auch dem Arbeiter individuell häufig mehr als selbst das Kleid, seine Blöße damit zu decken. Aber eine andere Frage ist die, ob es nicht besser wäre, wenn unsere öffentlichen Galerien (die doch nach des berühmten englischen Pfarrers Kingleys schönem Vorschlage dazu gebraucht werden sollten, auch Arbeiter zu ihrer Erheiterung darin herumzuführen) nicht viele Bilder enthielten, deren Leinwand (anstatt unnütze Blößen vorzutäuschen) bessere Verwendung gefunden hätte, wenn sie, auch nur die Blöße eines einzelnen Bedürftigen zu decken, verwendet worden wäre.

Hans Bethge:
Der junge Fridolin

Novelle

Fridolin war jung, lang, hellblond, und seine Augen waren grünlich. Es war etwas Ruhiges in seinem Wesen. Er war zu besonnen, um sich von einer Leidenschaft knechten zu lassen, und zu leichten Sinnes, um sich über eine Torheit zu erregen, die er begangen hatte.

Auf das engste vertraut fühlte er sich mit der Schönheit des Meeres. Er meinte, daß es nichts Größeres, Rätselvolleres und doch dem Fühlen des Menschen Vertrauteres gäbe, als diese in ewigem Wechsel sich erneuende Bewegung, und daß es nichts gäbe, was einen tieferen Frieden und zugleich eine so herrliche Lust an der Fülle des Daseins verliehe. Am Meer trieb er sich oft herum. Hier schien ihm alles verklärt von einem unbeschreiblichen Glanz; der spritzende Gischt, das wehende Dünengras und die unheimlichen Vögel, die den Strand bevölkern; die blonden Frauen, die wenig sprechen und lichtblaue Augen haben, und die Männer, deren eherne Glieder in teerigen Kleidern stecken; der scharfe Geruch von Salz und trocknenden Fischen, der Strandhafer und die Disteln, mit denen der Westwind spielt; das Mondlicht, das über das dunkle Wasser hinschillert, mit unzähligen blitzenden Klecksen; und jene göttlich faulen Stunden, da man, die brennende Pfeife im Munde, in einsamen Booten liegt, ziellos dahintreibt und mit wunschlosen Augen in den Himmel schaut.

Was die Liebe anlangt, so ist zu sagen, daß ihn am ehesten jene Mädchen entzündeten, aus deren gerade erwachenden Augen das blaue Frühlingsleuchten strahlt, das von den Blüten des Sommers noch nichts weiß; jene, deren zaghaft gegebene Hand ein viel reicheres Geschenk bedeutet, als das Glühen der wissenden Frau, und die, wenn sie tanzen, wie junge, im Winde bewegte Zweige sind. Das Ende seiner Neigungen freilich war immer bitter, denn es war die Entsagung. Er hatte noch

keinen Sinn dafür, daß es süß sei, das eigene Leben mit einem andern dauernd zu verketten. Er war noch zu sehr in seine Jugend verstrickt, und sein Freiheitsgefühl war viel zu groß, als daß er sich schon hätte entschließen können, einen mit Obacht vorgeschriebenen Weg zu gehen.

Er hatte einen Jugendfreund mit Namen Wilibald. Dieser war jetzt Leutnant in einem pommerschen Infanterieregiment und hatte sich mit der Tochter eines hinterpommerschen Gutsbesitzers verlobt. Die Hochzeit stand nahe bevor. Fridolin erinnerte sich einer hübschen Szene aus der Kindheit, wo er mit dem Freunde in einem blühenden Holunderbusch gesessen hatte, in dem sie, mit ernster Miene Zigaretten aus Kartoffelkraut rauchend und unendlich wichtige Gespräche über die Zukunft führend, sich das Wort gegeben hatten, daß einst der Eine auf der Hochzeit des Andern zugegen sein werde. Nun machte sich Fridolin auf, um an der Hochzeitsfeier seines Freundes teilzunehmen.

Er reiste mit einem andern Jugendgenossen, Paul, der auch geladen war. Es war im März, und nach langen Regentagen waltete der Vorfrühling in seiner ganzen Schönheit. Die Luft war erfüllt von Sonne und tausend seltsamen süßen Ahnungen. Die werdende Natur schien mit Schleiern von Gold behangen zu sein, nachdem das Auge sie wochenlang nur in Grau gesehen hatte. Paul und Fridolin saßen plaudernd im Zuge, der sie nach Norden trug. Sie ergingen sich in bunten Erinnerungen, und die Tage ihrer Kindheit standen so klar vor ihnen auf, als hätten sie sie gestern erst preisgegeben.

Fridolin blickte durch das geöffnete Fenster des Zuges, durch das die Sonne hereinkam, in die vorüberfliegende Landschaft. Er war überrascht von dem, was er sah. Er hatte gemeint, auf dieser Reise in die ödesten Distrikte zu geraten, und nun sah er sich unvermutet von einer Natur umgeben, die mit seinem landschaftlichen Fühlen im schönsten Einklang stand. Ein wundervoll blauer Himmel lag über der Erde, und die Strahlen der lange entbehrten Sonne umwoben jedes Ding mit einem goldhaltigen Schimmer. Braune Heideflächen, aus denen einzelne Birken, von dem ersten Glanz des kommenden Laubes verklärt, hervorragten, wechselten mit kleinen Nadelwäldern, Ackerstreifen und fetten Wiesen ab. Dann flog der Zug an Mooren vorbei, in deren schwarzen Lachen die Sonne wie bleiches Silber lag. Aufgeschichtete Torfhaufen sah man, und die vereinzelten Bäume, die sich aus dem Moor aufreckten, waren verkrüppelte Wesen von spukhafter Form, die, so dachte Fridolin, wenn man sie im Mondlicht sähe, etwas Furchterregendes haben müßten.

Hier und da stand ein bemooster, grünlich schillernder Windbock und ließ seine Flügel treiben. Über die Wiesen schritt der Storch. Einzelne Gehöfte, von Linden oder Eschen umgeben, die sie gegen die Winde schützten, lagen malerisch durch das Land zerstreut. Verblüffend waren die kleinen Seen, die zuweilen auftauchten. Ihr Wasser war so märchenhaft blau, daß es schien, ein Stück des Himmels sei in sie hineingefallen.

Blau und Gold waren die herrschenden Farben in der Landschaft. Die Höhen, die in der Ferne auftauchten, waren ultramarin. Fridolin war es, er schaue in eine Wunderwelt.

„Der See, sieh doch den See," fuhr er mitunter aus seiner Betrachtung auf. Oder: „Die Birke da, — wie ein Mensch." Einmal sagte er: „Diese Farben sind unheimlich." Und einmal: „Hier muß ich im Herst wieder her; wenn die Birken in Goldgelb stehen."

Am späten Nachmittag, als die Farben matter wurden und sich ein feines, langsam zunehmendes Grau überall einzumischen begann, kam die kleine Station, auf der man aussteigen mußte. Fridolin lehnte, als der Zug einlief, aus dem Fenster, um Auslug zu halten. Der Bräutigam, in Uniform mit Pelzkragen, stand auf dem Bahnsteig und winkte. Die beiden Freunde waren nicht die einzigen, die den Zug verließen. Noch etwa fünf, sechs andere Coupétüren öffneten sich, und Herren mit Hut- und Helmschachteln, auch mehrere Damen stiegen aus. Wilibald begrüßte die Einzelnen, stellte vor und überwies das Gepäck an die Diener. Dann ordnete sich die kleine, bunt zusammengewürfelte Kolonne in einer Reihe draußen wartender Landauer, die sie dem ungefähr eine Stunde entfernt liegenden Gutshof zuführen sollte.

Die Führung übernahm eine Jagdkalesche. Ein Paar schwarzbrauner Traber zog sie. Wilibald saß auf dem Bock und hatte die Zügel. Neben ihm saß Fridolin. Hinter ihnen ein Bruder der Braut, Paul und eine Reihe Leutnants.

Erst kam eine Pappelchaussee. Rechts und links, auf hügeligem Gelände, dehnte sich Feld und Heide. Ein kräftiger Wind strich von den Feldern her. Wilibalds Augen glänzten. Er knallte die Peitsche über die Gäule hin, sah zwischen den nickenden Köpfen durch und schien an etwas Fernes zu denken. Plötzlich kehrte er das Gesicht zu dem neben ihm sitzenden Freunde und blitzte ihn mit goldenen Augen an.

„Alter Junge!" sagte er, nahm die Zügel in eine Hand und faßte ihn um. Sonst nichts.

Fridolin sprach:

„Sie hat blaue Augen, und in ihrem Haar ist ein Ton wie Bernstein. Habe ich Recht?"

Wilibald nickte.

„Das Schönste ist ihr Lachen," erwiderte er. „Es ist wie ein Quell unter Blumen. In einer halben Stunde sind wir bei ihr."

Der Wagen bog in einen sandigen Feldweg ein, um einen Hügel herum, und nun fuhr man auf einmal mitten in die untergehende Sonne hinein. Sie ging ganz ohne Strahlen hinüber, gleich einem riesigen Blutstropfen, der in einer bläulich dunstigen Atmosphäre hing. Auf einer Höhe rechts von dem roten Gestirn türmte sich ein armseliges Dorf empor, in wilden Linien. Weiße Häuser und hochragende Dächer aus Stroh. Eine alte, dickköpfige Kirche krönte das Ganze.

„Das ist Garzigar", erklärte Wilibald, indem er mit der Peitsche hinüberwies. „In der Kirche findet morgen die Trauung statt. Heute machen wir noch einen Bogen darum."

Fridolin war entzückt von diesem alten, hochgebauten Nest, das, die mächtige Sonne zur Linken, wie eine trotzige Faust aus der Einsamkeit der Heiden ragte.

„Ich bin starr," sagte er. „Ihr habt Punkte in diesem Lande, die unbeschreiblich sind. Wenn ich Maler wäre, hier ließe ich mich nieder."

Wilibald nickte. „Das Land ist schöner, als man ahnt. Sind Dir die blauen Töne der Ferne aufgefallen? Sie verschwinden fast nie."

„Wie Ultramarin", sagte Fridolin.

„Die Farbe kommt von der Feuchtigkeit der Moore und von der Nähe des Meeres. „Das blaue Ländchen" heißt die Gegend im Munde der Leute. An manchen Tagen ist das Blau so fabelhaft, daß man mit dem Finger hineinstippen möchte, in der Meinung, daß es abfärben müßte."

„Sieh jetzt die Sonne hinter den Birken. Wundervoll!"

„Gleich ist sie hinüber. Jetzt taucht auch Obliwitz auf, unser einsamer Gutshof. Dort neben dem Wäldchen die weißlichen Häuser. Auf dem höchsten weht eine Fahne."

Ein Hohlweg kam. Hinter ihm tat sich ein Moor auf, mit verkrüppelten Kiefernbeständen und halb verfallenen Hütten. In den schwarzen Pfützen blänkerte die Abendröte.

Ein Volk Avosetten fuhr auf und stürmte über das Moor in die Dämmerung. Ein Hund schlug an und hörte nicht mehr auf mit

Belfern. Man fuhr an kleinen, strohgedeckten Arbeiterhäusern vorüber, die etwas abseits von dem Gutshof lagen. Die feiernden Leute standen vor den Türen und zogen die Mützen. Eine mit Tannengrün und Feldblumen umwundene Ehrenpforte wölbte sich über den Weg. In großen bunten Lettern trug sie die Inschrift „Willkommen". Mit Hurrarufen fuhr man darunter hinweg. Wenige Minuten später bog man rasselnd in den weitläufigen Gutshof ein.

Im Herrenhause brannten schon die Lichter. Der Vater der Braut stand vor der Tür und begrüßte die Ankommenden. Sein Verwalter, ein junger Mensch von feinen Allüren, unterstützte ihn in den Honneurs. Im Hause wimmelte es von Gästen. Während Paul und Fridolin den Korridor des Seitenflügels passierten, rauschte eine Wolke junger Mädchen in hellen Kleidern an ihnen vorüber. Die Freunde nahmen ein gemeinsames Zimmer in Beschlag, säuberten sich und zogen sich um.

Während Paul sich rasierte, klopfte es.

Fridolin öffnete, und der Bräutigam trat herein, in Überrock.

„Ihr müßt so fürlieb nehmen", sagte er. „Es sind der Gäste zu viel. Wenn ihr Wünsche habt, wendet euch an meinen Burschen. Morgen spielt ihr Brautführer. Paul ist für diesen Zweck ein Fräulein Gleiß zugefallen, braunhaarig und lustig, mit hübschen Augen. Du, Fridolin, führst eine Große, Blonde. Heute erkennst du sie an einem blauen Kleid. Asta von Selbnitz heißt sie."

„Oho!" machte Fridolin. „Das klingt ja ganz feudal."

„Ist es auch", entgegnete Wilibald. „Ostpreußischer Adel und Rasse. Kühl, hochmütig usw. Du wirst ja sehen. Jetzt muß ich weiter. Macht schnell und erscheint bald. Adios!"

Er stieß einen Juchzer aus und verschwand.

Kurz darauf erschien er noch einmal. Er steckte nur seinen schwarzhaarigen Kopf durch die Tür und sagte:

„Übrigens, was die jungen Mädchen anlangt, — keine Dummheiten, nicht wahr? Das ist ja natürlich selbstverständlich."

Paul schrie voll Entrüstung: „Raus!" Dann, als jener schnell verschwunden war, fügte er leiser hinzu: „Da sprach schon der Ehemann, — entsetzlich!" und schüttelte sich.

Bald darauf begaben sie sich in die Gesellschaftsräume. Wilibald führte sie erst zu seiner Braut hinüber, die ein taubengraues, mit rosa Seide durchsetztes Kleid angelegt hatte und, indem sie sich sicher, aber durchaus mädchenhaft bewegte, ungemein reizend aussah.

Dann wurde weiter vorgestellt. Den Verwandten, den älteren Herrschaften, den jungen Mädchen. Als alles vorüber war, zog sich Fridolin in eine Fensternische zurück. Er sah durch die unverhüllten Scheiben auf den dunkelnden Hof, wo ein Knecht ein paar Pferde in den Stall führte und zwei Frauen blanke Eimer mit Milch trugen. Dann hielt er im Zimmer Umschau. Von den Namen hatte er natürlich soviel wie nichts verstanden. Gern hätte er gewußt, wo die Dame sei, die er morgen zu Tisch führen sollte. Ein blaues Kleid sollte sie tragen. Er sah keins.

Paul trat zu ihm, nahm seinen Arm und sie gingen ins Nebenzimmer. Hier schien der Tummelplatz der Jugend zu sein. Man lachte, plauderte, und kleine Gläser mit Sherry wurden herumgereicht. Die Freunde nahmen an dem Tischchen Platz, an dem die Braut und der Bräutigam saßen. Ein Diener bot Zigaretten an. Fridolin nahm eine zwischen die Lippen, beugte sich zu Wilibald hinüber und fragte:

„Du, wo ist eigentlich diese Asta?"

Wilibald sah sich um, dann sagte er:

„Dort drüben. Die Schlanke in Blau."

Fridolin sah hinüber. In demselben Augenblick berührten sich Astas Augen mit den seinigen. Aber nur flüchtig und offenbar zufällig. Sie blieb dabei im Gespräch mit den andern.

Sie saß auf einem niedrigen, englischen Lehnstuhl, in eleganter, etwas lässiger Haltung. Ihr Haar, von einem eigentümlich silberigen Aschblond, hing ihr, zu einem dicken Knoten geordnet, im Nacken. Sie trug ein einfaches blaues Kleid, ohne Schmuck. Die Bewegungen ihrer Glieder zeigten eine vornehme Gelassenheit, und um den feinen Mund, dem man es ansah, daß er viel und gern zu schweigen pflegte, lag ein feiner Ausdruck des Stolzes und eine süße, seltsame Herbheit.

Fridolin sah sie im Profil und zwar fast die ganze Gestalt. Sie schien schlank zu sein wie eine Gerte und zerbrechlich wie Glas. In der einen Hand, die schmal und matt über die Lehne des Stuhles hing, hielt sie eine Rose von dunkler Glut. Sie paßte nicht zu ihr. Fridolin hatte das Gefühl, als hätte diese Blüte entweder von dem zartesten Rosa sein müssen oder gelb.

Er folgte jeder Linie ihres Körpers mit Obacht und bemühte sich, jede Einzelheit ihres äußeren Wesens in den Schatz seiner Erinnerung aufzunehmen. Plötzlich wurde er verwirrt. Es war ihm auf einmal ganz deutlich, als schöbe sich etwas in die Luft, das seine Fäden zwischen

ihm und dem Mädchen zu spinnen begann. Er machte eine kleine, verlegene Bewegung, errötete ein wenig, sah schnell fort und wandte sich plaudernd an den Bräutigam. Dann mußte er doch wieder hinüberblicken. Sie hörte mit Lächeln einem älteren Herrn zu und roch zuweilen vergnüglich an der Rose. Fridolin wollte durchaus, daß sie ihn ansah. Sie tat ihm den Willen nicht. Er versuchte es mit aller Gewalt durch die Energie seines Blickes zu erzwingen. Sie dachte gar nicht daran, zu ihm hinüberzusehen.

Ein Diener meldete, daß serviert sei. Alles erhob sich. Zwei große, mit Blumen überschüttete Tafeln waren gedeckt, eine für die Jugend, eine für das Alter. Man setzte sich. Fridolin kam an die Seite eines älteren Mädchens. Er suchte nach Asta und fand sie am anderen Ende des Tisches. Sie streifte ihn während der Dauer des Mahles mit keinem Blick. Er hatte das Gefühl, daß es Absicht sei. Sie hatte hin und wieder ein reizendes Lächeln über die Dinge des Gesprächs, wobei der eigentümlich herbe Zug um ihre Lippen nicht verschwand. Sonst war ihr Wesen Ruhe und Gelassenheit. „Du sollst mich noch ansehen," dachte Fridolin, voll Trotz. „Du sollst es noch spüren, wie der Stolz und die Ruhe in deiner Brust zerbrechen, gleich einem Gebäude aus Glas. Ich will es, ich will es!"

Nach Tisch verteilte man sich wieder in den verschiedenen Zimmern. Als Kaffee herumgereicht wurde, trat Fridolin kurz entschlossen auf Asta zu und sprach:

„Ich werde das Vergnügen haben, Sie morgen zu Tisch zu führen."

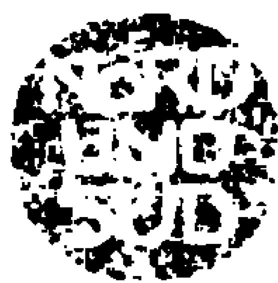
Sie maß ihn etwas verwundert mit den Augen.

„Ah —," machte sie, ohne daß sie Lust zu haben schien, sich in eine Unterhaltung mit ihm einzulassen. Sie roch an der Rose in ihrer Hand, blickte an ihm vorüber und nickte dem Bräutchen zu, das drüben in einem Ring junger Mädchen saß.

Fridolin schwieg absichtlich. Da sah sie ihn wieder mit ihren ruhigen Augen an, und in diesem Blick lag die Frage: Weißt du sonst nichts zu sagen?

Fridolin dachte: Das ist doch stark. Dann fing er ostentativ vom Wetter zu sprechen an, was sie mit Gleichgültigkeit über sich ergehen ließ.

Während der kleinen szenischen Aufführungen, wie sie an Polterabenden üblich sind, stand er im Hintergrund, kaute nervös an seinem Schnurrbart und hatte ungleich mehr auf die Schönheit eines bloßen Profiles acht, als auf die dargestellten Dinge, die die andern belachten.





Frans Hals:
Die singenden Knaben
(Cassel).

Astas feingeäderte Schläfen fielen ihm auf. Es war ihm ein wohliges Gefühl, zu verfolgen, wie sich ihr matter Glanz langsam in das üppige Haar verlor.

Nachher kam er noch einmal in ihre Nähe. Ein kleiner Kreis hatte sich auf niedrigen Polsterstühlen zusammengetan, und einige Mädchen pafften Zigaretten in die Luft. Die Braut hatte einen braunen Jagdhund hereingelassen, ihren Liebling, den jeder zu verhätscheln bestrebt war. Am meisten schien er sich zu Asta hingezogen zu fühlen, die auch am besten mit ihm umzugehen wußte. Während sie ihm freundlich über Kopf und Rücken fuhr, griff auch Fridolin nach ihm. Er tat es zu lebhaft, und das Tier stieß einen Kleffer aus. Asta sah den Ungeschickten strafend an, stieß seine Hand fort und sagte barsch:

„Lassen Sie den Hund."

Fridolin richtete sich auf und maß sie mit kühlem Auge. Er fühlte sich nicht veranlaßt, irgend etwas zu entgegnen. Er wandte sich mit keinem Wort mehr an sie. Es reizte ihn und wurde ihm bald eine heimliche Freude, sie ebenso rauh und abweisend zu behandeln, wie sie ihn.

Die Damen zogen sich zur Ruhe zurück. Die Herren gruppierten sich noch um eine gemeinsame Tafel, rauchten und tranken Bier, russischen Kümmel und Danziger Goldwasser. Als es eins schlug, gingen auch sie auseinander, um sich für den folgenden Tag ihre Frische zu bewahren.

Fridolin wurde, während er zu Bett lag, das Gefühl von Astas heftig stoßender Hand nicht los. Es war klar, sie hatte es mit Absicht vermieden, freundlich zu ihm zu sein. Er sah nachdenklich einem viereckigen silbernen Flecken zu, der langsam über die Tapete wanderte, ein Stück von dem Mondlicht, das durch die unverhangenen Scheiben fiel. Dann lächelte er, schloß die Augen und schlief langsam ein.

Nicht weit von ihm war das Zimmer, in dem Asta schlief. Sie war voll Unruhe, wachte mehrmals auf, sah immer die lange, biegsame Gestalt mit den grünlichen Augen, wollte sie nicht sehen, biß sich die Lippen wund und lauschte auf den Frühjahrswind, der draußen in kurzen Stößen durch den Garten fuhr.

* * *

Für den Mittag des nächsten Tages war die Trauung angesagt! Asta erschien in rosa Seide. Sie sah blasser aus als gestern. Um den Ausschnitt der Brust zog sich ein feiner Gaze-Schleier, und ein Hals kam zum Vorschein, schlank und zart, wie der Stengel einer Blüte. Fridolin

trat zu ihr und reichte ihr ein Bukett aus weißen Rosen. Sie drückte es an ihr Gesicht und warf ihm einen Blick entgegen, über den er erschrak. So hatte sie ihn noch nicht angesehen.

„Welch schöne Blumen", sagte sie. Sie vergrub sich ganz hinein und sog den Duft auf.

„Rosen sind das Schönste," sagte sie.

Fridolin schwieg. Sie warf einen Pelz über, und er half ihr in einen der Landauer, die zur Kirche fuhren. Noch ein anderes Paar saß mit in dem Wagen. Sie waren ziemlich die letzten, die in der kleinen Kirche anlangten. Bald kam das Brautpaar, man gruppierte sich, und während die Orgel einsetzte und die Kinder auf dem Chore sangen, schritt man langsam nach vorn an den Altar. Asta hing am Arme Fridolins. Er fühlte sie kaum. Sie ging gerade aufgerichtet, sehr stolz und sehr ruhig. Er sah mit flüchtigem Blick ihr Profil, das feine Kinn, die süße Schläfe, den Hals. Da erlaubte er sich ihren Arm, ein wenig fester an sich zu drücken. Sofort fühlte er, daß der Zug um ihre Lippen noch herber wurde.

Dann standen sie am Altar nebeneinander. Das Gefühl, sie so dicht an seiner Seite zu haben, beglückte ihn. Nach einer Weile flüsterte sie: „Mich friert." Fridolin sah sich um, bemerkte einen Offiziersmantel über einem Stuhl, nahm ihn und legte ihn um Astas Schultern. Nun war es entzückend zu sehen, wie sie in diesem Mantel, der sie so gut kleidete, dastand, gerade und schlank, blauen Auges, jung, schön, einer spröden Knospe vergleichbar.

„Schöner als jetzt", sagte Fridolin leise, „können Sie niemals sein."

Sie tat, als höre sie ihn nicht. Doch rieselte etwas durch sie hin, lau und wohlig, und sie fühlte, es drohte etwas umzukippen in ihr. Für einen Augenblick freilich nur.

Der Prediger sprach, und die Orgel klang, und die Kinder sangen mit hellen Stimmen, und die goldene Sonne fiel durch die bunten Scheiben auf die Fliesen um den Altar her, und dann fuhr man lachend, von jagenden Pferden gezogen, nach Hause zurück, und durch dies alles hindurch brauste es in Fridolin: Asta, Asta, Asta!

In ihr war alles wieder aufgerichtet, stolz und still.

* * *

Als sie nachher bei Tisch nebeneinander saßen, quälten sie sich mit Worten ab, von denen sie beide fühlten, daß sie klanglos, leer und nur

gesprochen waren, um ein gänzliches Schweigen zu verhindern. Er beobachtete ihre feinen, zerbrechlichen Handgelenke und hatte fortwährend das Gefühl von Porzellan. Auch an den Vorfrühling mußte er denken, der draußen sein Wesen trieb. Dann nahm er sein Glas und hob es ihr entgegen. „Auf unsere Jugend", sagte er; und leiser, mit heimlichem Klang, während die Gläser sich trafen: „Rosen im Haar!"

Das Gespräch wurde wärmer und sicherer.

„Jugend", sagte Asta. „Es klingt wie Reichtum und Sehnsucht. Unnennbare Wunder blühen um uns her, und die Quellen, die in uns rieseln, sind wie Gesänge, die in das Leben klingen. Heut sind wir traurig und voll unklarer Wünsche, und morgen möchten wir mit den Lerchen in den Himmel steigen, möchten umarmen und zerdrücken, was um uns ist, möchten springen und tanzen — und unser Übermut ist grenzenlos."

„Ich kenne diese Stimmung", sprach Fridolin. „Wenn ich sie habe, laufe ich zu meinem Freund, rüttle ihn und brülle ihn an, daß er meint, ich sei wahnsinnig. Es ist wie eine Befreiung."

„Und dann die Stunden des Hochmuts . . ."

„So waren Sie gestern abend."

„Das ist nicht wahr", sagte sie ernst. Dann, nach einer Pause: „Ich wollte Ihnen nur die Richtung geben, wie Sie sich zu mir verhalten sollten."

„Sie waren entsetzlich. Habe ich das verdient?"

„Ja. Vielleicht sollte ich auch jetzt nicht anders zu Ihnen sein."

„Warum?"

„Weil ich zu wissen glaube, wer Sie sind. Ich glaube, es sind Mauern, die sich zwischen meinem und Ihrem Gefühl erheben. Sie verstehen die Mädchen vielleicht zu lieben, — ihre Liebe zu achten, verstehen Sie nicht."

Fridolin war erstaunt. So offen hatte man noch nicht zu ihm gesprochen. Es trat eine Pause in der Unterhaltung ein. Sie sah ihn an und mußte lächeln.

Der Jagdhund war wieder im Zimmer, strich zu Asta hin und schmiegte sich an ihre Füße. Sie neigte sich und fuhr mit der Hand liebkosend über sein Fell. Auch Fridolin tat, als streichle er das Tier. In Wirklichkeit aber griff er nach Astas Hand, löste sie energisch von dem Fell des Tieres los und hielt sie fest. Sie ließ es geschehen, ihr war, als müßte sie ihm wehren, aber ein schlaffes, willenloses, unendlich

holdes Gefühl beherrschte sie. So saßen sie eine Weile, schweigend, Hand in Hand, während die anderen meinten, daß sie mit dem Hunde beschäftigt seien. Fridolin sprach leise durch die Zähne hin: „Asta". Da war es, als besänne sie sich wieder; als bäumte sich etwas in ihr auf. „Lassen Sie mich los!" flüsterte sie energisch, indem sie sich aufreckte. Und als Fridolin sich nicht bequemte, ihrem Verlangen nachzukommen, noch einmal und heftiger: „Lassen Sie mich los!"

Fridolin gab die Hand frei. Sie sahen sich nicht an, und eine Weile sprachen sie nichts. Dann kamen wieder die gleichgültigen Worte. Hinter diesem aber brannte es rot in Fridolin: Ich liebe dich! — und sein Gefühl war wirr und dunkel. Er wußte, hier war etwas seltsam Hohes und Keusches, etwas von dem er fühlte, daß man es lieben könnte, sein Leben lang; dann aber sah er blitzschnell Fesseln und enge Wege vor sich, und „Freiheit! Freiheit!" sang sein Herz. Und auch in Asta sah es wirr aus. Wie ein Bach im Frühling rauschte es in ihr; aber machtvoll trotzte sie dagegen auf: „Ich will nicht!"

Den Kaffee nahm man im Gartenzimmer, jetzt eine Art Wintergarten, in dem Palmen und Oleanderbäume standen. Es war fast dunkel geworden. Für eine Weile öffnete man die Glasflügeltür, und nun konnte man über dem Garten das Licht der ersten Sterne funkeln sehen. Der kühle Geruch taugenäßter Fluren drang herein. Eine Wiesenschnarre lärmte in der Ferne, in harten, unmelodischen Lauten. Dann lauschte man einem Schwarm unsichtbarer, schnellfliegender Kraniche, die aus der dunkeln Luft herunterschrieen.

„Welch schöner Abend", sagte Asta. „Später werden wir Mondschein haben."

Fridolin saß neben ihr, an einem Tischchen, hielt eine Tasse Kaffee in der Hand und sah hinaus.

„Ja", sagte er, scheinbar abwesend.

Dann, als man in der Nähe lauter wurde und lachte, neigte er sich plötzlich zu dem Mädchen und sagte leis, aber heftig:

„Sie sind hart zu mir —"

„Wie können Sie das behaupten —"

„Asta —"

„Nennen Sie mich nicht so. Sie haben kein Recht dazu. Was wünschen Sie?"

„Ich will —", er schwieg und biß sich auf die Lippen.

Sie lächelte und zuckte die Achseln. Dann schüttelte sie nachdenklich das Haupt. Dann sah sie ihn an, mit dem Ausdruck großer Innigkeit. Ein Wort sagte sie nicht. Aber Fridolin war es, als sollte er jetzt niederknieen, um ihre Hände zu küssen und seinen Kopf in ihren Schoß zu legen. Doch er beherrschte sich, und schon eine Sekunde später hatten die dunkeln, sich widersprechenden Gefühle wieder Raum in seiner Brust.

Gerade während diese stummen Wogen zwischen den beiden jungen Menschen hin und wider fluteten, trat der Brautvater in die Türrahmen, klatschte lustig in die Hände und rief: „Bitte tanzen!"

Man hörte schon den Flügel und einige Geigen herüberklingen. Alles stand auf und begab sich in die größeren Zimmer zurück, wo die Tafeln fortgeräumt waren. Einige Paare tanzten schon. Bald entfaltete sich ein buntes Gewirbel. Fridolin lehnte dumpf an einem Türpfosten und sah dem Treiben zu. Er sah Asta am Arm eines Leutnants vorüberschweben, blaß, mit niedergeschlagenen Wimpern. Dann tanzte sie mit andern. Später, als sie einmal ruhte, trat er vor sie hin, verbeugte sich und gab ihr den Arm. Sie umschritten den kleinen Saal ein paarmal, darauf tanzten sie. Sie tanzte leicht und lässig. Fridolin meinte, tausend blaue Blumen blühten unter seinen Füßen auf. Nun war er in den matten Duft ihrer Haare eingehüllt und hörte ihr weiches Atmen und fühlte die kleine schlanke Hand in seiner liegen.

Er drückte sie an sich mit aller Macht. Sie fühlte, daß ihr Stolz nahe daran war, jämmerlich zu zerschellen, wie ein Kahn in der Brandung der See. Zugleich aber lohte wieder die Empörung in ihr auf, und wieder siegte dieses Gefühl, und sie sagte mit hartem Klang:

„Sie sind kühn. Ich wünsche, daß wir aufhören mit tanzen."

„Nein."

„Sofort."

„Ich will nicht."

„Ich schreie, wenn Sie nicht aufhören."

Er ließ ab, führte sie auf ihren Platz, verneigte sich und verließ dann, ohne daß es auffiel, das Zimmer. Er warf sich einen Pelz über und ging hinaus in die Mondnacht.

Die Gebäude des Gutshofes lagen weiß wie Milch in der kühlen Luft. Aus der Ferne konnte man, wenn gerade ein Windhauch herüberwehte, die Musik hören, zu der die Knechte und Mägde tanzten, denen dieser Tag auch ein Festtag war. Fridolin schritt über den leeren,

gepflasterten Hof und sah seinen Schatten neben sich wandern. Er ging durch eine Pforte in das Feld und auf ein kleines Gehölz von ragenden Kiefern zu, die sich wie drohende Recken gegen den hellen Himmel abhoben. Unter diesen Kiefern lag ein kleiner Friedhof, den verstorbenen Mitgliedern der Gutsfamilie als Ruhestätte dienend. Das letzte der Gräber, das einige frische Kränze trug, war noch ziemlich jung; hier hatte man die Mutter der Braut vor nicht viel mehr als einem Jahre eingegraben. Hohe Eisenkreuze mit gepreßten Goldlettern standen auf den Gräbern, überall wucherte Efeu, und auch an manchen Kreuzen strebte er mit wilder Umarmung empor.

Fridolin schritt den schmalen Weg zwischen den Gräbern hin. Er empfand den wundersamen Frieden dieser Stätte und sah vertraulich zum Mond auf, der mit ihm langsam durch die Kronen der Kiefern schlenderte. Dann blieb er am Rande des Gehölzes vor einem der Hügel stehen, und nun waren es die Schatten ringsum, die ihn seltsam erfüllten. Welche Schatten! Da waren zunächst, von übertriebener Länge und Geradheit, die Schatten der Kiefernstämme, die sich fest und sicher weit über das Feld hinlegten, wie Mastbäume, oder wie schwarze Furchen; endlich verloren sie sich in einem eigentümlichen Gewirr von Dunkelheit: das waren die Schatten der Kronen. Viel unheimlicher als diese langen, toten Kiefernschatten aber waren die Schatten der Kreuze. In ihnen nämlich schien ein verstecktes Leben zu schlummern, und nur darauf zu warten, daß es in einer mystischen Stunde auferstünde, doch nicht ein frohes Leben, sondern ein Leben voll düsteren Ernstes und gewaltsamer Entbehrung ohne Lachen und ohne Licht. Und dann glitt sein Auge auf seinen eigenen, kleinen, harmlosen Schatten über, und er dachte daran, daß dieser Schatten ihm im Grunde ebenso fremd sei wie die Schatten der Kiefern und Kreuze um ihn her, denn er hatte nicht den geringsten lebendigen Teil an ihm. Und doch vermochte nur er ihm Bewegung zu verleihen, wenn auch kein Leben, und wäre dieser Schatten nicht, so wäre er nicht. Und wenn man jetzt, so dachte er, dorthin, wo er selbst gerade stand, einen anderen Menschen stellen würde, einen von ihm gänzlich verschiedenen, der nur ungefähr die gleichen Formen des Körpers hatte (oder auch eine leblose Puppe dieser Art), so würde der Schatten, der dort läge, dem seinen zum Verwechseln ähnlich sein, so wie die Schatten der Kreuze einander glichen, ohne daß man den einen vom andern hätte unterscheiden können. Während Fridolin dies bedachte, wurde ihm auf einmal siedend heiß. Gleich darauf breitete er beide

Arme aus, so daß auch sein eigener Schatten dem eines Kreuzes glich. Wenn jetzt hier jemand käme, dachte er, dessen Auge nicht die Dinge, sondern nur die Schatten der Dinge zu sehen vermöchte, so würde er nicht ahnen können, daß hier ein Mensch stünde, sondern er würde wähnen, zwischen lauter Kreuzen zu wandern.

Er ließ die Arme wieder sinken, sah sein Abbild mit einem heimlichen Mißtrauen an und wurde unwillig über die Unruhe und das törichte Spiel dieses Blides, während ihn die unveränderliche Hoheit der übrigen Schattenbilder mit Neid und Sehnsucht erfüllte. Er nahm sie noch einmal alle in sich auf, dann aber hatte er der Schatten genug. Er schritt in das freie Feld hinüber, das so hell vom Mondlicht übergossen war, als stünde es voll weißer Blüten, und wanderte auf einem Rain entlang, indem seine Füße den Tau von unzähligen Gräsern streiften. Die Felder und Wiesen schliefen, nicht eine Grille war wach. Der Mond hing zwischen großen, silberumrandeten Wolken. Jetzt tauchte eine die Wiesen durchquerende endlose Schlangenlinie niedriger Bäume auf, in deren Zweigen das Mondlicht wie ein silberner Schleier hing. Fridolin unterschied, daß es Weiden waren, und als er sie erreicht hatte, sah er, daß sie den Ufern eines lautlos gleitenden Flüßchens folgten. Eine Holzbrücke führte über ihn hinweg, Fridolin lehnte an das Geländer und sah in das Wasser, das schwarz wie Tinte erschien, während es ein Ende weiter abwärts von einem weißlichen Glanz überleuchtet war. Er suchte erst die kaum hörbar flüsternden Weiden und dann das geheimnisvoll fließende Wasser mit den Augen zu durchdringen, fühlte das lautlose Leben und die unaufhörlich ziehende Veränderung, die unter ihm war, und der unbeschreibliche Zauber, der über nächtlichen Flüssen liegt, trat auf einmal mit solcher Gewalt vor ihn hin, daß ihm sein eigenes klopfendes Herz inmitten dieses großen, unbegriffenen Webens nur wie ein nichtiger Spuk erschien.

Als er jenseits über die Felder weiter schritt, tauchten ein paar Arbeiterhäuser, hingeduckt wie schlafende Tiere, vor ihm auf, aber ehe er sie erreichte, kam er an einen kleinen, etwas tiefer gelegenen, eirunden Teich. Er schritt an seinen Rand hinab und streckte sich in das Heidekraut. In der Mitte des Teiches lag der Mond, eine silberne Kugel. Wenn ein Windhauch kräuselnd über die Wasserfläche fuhr, wurde aus der Kugel ein breites Gitter von endlosen Silberstrichen. Drüben, nicht weit vom andern Ufer entfernt, reckte sich ein Ziehbrunnen schräg und schwarz gegen den Himmel und schien die Einsamkeit dieser

Stätte noch zu erhöhen. Fridolin nahm ein Zweiglein Heidekraut zwischen die Lippen, sah in den Teich und nach dem Ziehbrunnen hinüber und dachte an Asta.

Es war eine sinnlose Quälerei für sie beide, und er stellte sich vor, daß es seine Pflicht war, ein Ende zu machen. Aber wie? Er fing an, seinen Gefühlen mit Sorgfalt nachzugehen, und glaubte zu finden, daß er dieses stolze Mädchen heftiger liebe, als irgend ein anderes zuvor. Dann aber dachte er über die vergangenen Erlebnisse nach, dachte an die Unzuverlässigkeit menschlicher Gefühle und besonders der seinigen, dachte vor allem an die goldene Freude am Erleben, die noch in ihm war und die er als seinen köstlichsten Besitz empfand, und schließlich sagte er sich mit aller Bestimmtheit: Preisgeben, preisgeben, lieber Fridolin, es ist die einzige Möglichkeit. Sei klug, du kennst dich doch, bleib einsam, das Leben ist groß, und es blühen der Rosen viele; geh fort, sei traurig und klage; aber bleibe einsam, unbeständiger Fridolin!

Er sprang auf, riß einen kleinen Kieselstein mit hoch und warf ihn ärgerlich in den Teich, daß es plumpste und eine Garbe silberner Tropfen aufsprang.

„Preisgeben", murmelte er, „— natürlich" — und dann fing er an sich selber gröblich zu belügen, indem er sich vormachte, daß er vollkommen ausgesöhnt mit diesem klugen Entschlusse sei, indem er ihn vor sich selber als den einzig sinngemäßen pries und so tat, als wäre diese ganze Angelegenheit ihm klipp und klar.

Er schritt den Uferrand hinauf, blickte noch einmal auf den Teich zurück, ging an den Ziehbrunnen, betastete ihn, machte einen Bogen um die Arbeiterhäuser herum und sah, wie drüben auf dem Hauptweg ein sich umarmendes Paar hinschritt, das sich wahrscheinlich aus der Schenke fortgestohlen hatte, um einen heimlicheren Winkel für seine Liebe aufzusuchen.

Auf mehreren Umwegen gelangte er in den Gutspark, blieb einen Augenblick vor dem verödeten Sandsteinbecken des großen Springbrunnens stehen, blickte zum Mond und den phantastischen Wolkenformen des Himmels auf und sah dann die rötlich erleuchteten Fenster des Herrenhauses wieder vor sich liegen. Er trat ganz dicht unter eins der Fenster und lauschte. Ein unbestimmtes Surren von Stimmen schlug an sein Ohr, die Musik schwieg. Man hatte aufgehört zu tanzen und erfreute sich vermutlich für den Rest des Abends an „Gesellschafts-

spielen". Er schritt um das Haus herum, kam an das dunkle Fenster seines Zimmers, stieß die Fensterflügel zurück und schwang sich über das Gesims in die Stube. Er entkleidete sich im Dunkeln und legte sich hin. Schlafen konnte er nicht; sein Blut wallte ruhelos hin und her. Mitunter wurde ihm so heiß, daß er am liebsten aufgesprungen und ans offene Fenster getreten wäre, um sich zu kühlen. Er sah Asta, hörte ihre Stimme, fühlte ihre kleine weiße Hand, sah sich selber neben ihr, heftig bewegt und unfähig die Worte zu finden, die er suchte, fühlte den Stolz ihres Auges, biß sich ins Handgelenk, und einmal war er nahe daran, laut los zu brüllen wie ein verzogenes Kind.

Lange lag er so. Endlich hörte er ein schnell anschwellendes Getümmel auf den Korridoren und wußte, daß sich jetzt die Gäste zur Ruhe begaben. Hier und da klappte eine Tür, Geträller war zu hören, ein feines Lachen, ein Zuruf, ein Gähnen, dann wurde es wieder still. Eine Stunde später öffnete man ungeschickt laut die Tür zu seinem Zimmer. Fridolin tat, als schliefe er, aber durch die Wimpern hindurch beobachtete er genau, was vorging. Zwei Leutnants, lachend und mit geröteten Gesichtern, schleppten Paul herein, der sinnlos betrunken war. Der eine Leutnant, auffallend durch abstehende Ohren und einen endlosen blonden Schnurrbart, trug einen brennenden Leuchter in der Hand, den er schief hielt und von dem infolgedessen das Wachs fortwährend auf die Dielen tropfte. Paul, der nicht das geringste mehr von sich wußte, ließ alles mit sich geschehen. Die Leutnants setzten ihn aufs Bett, zogen ihm allmählich sämtliche Kleidungsstücke aus, nannten ihn eigentümlicherweise immer „Majestät" und lachten unmäßig dabei. Als ihr Opfer bis auf das Hemd entkleidet war, schleppten sie es an den Waschtisch und gossen ihm eine Kanne Wasser über den Kopf. Paul gab nicht einen Mucks von sich und hielt auch meistens die Augen geschlossen, die so klein schienen wie die eines Ferkelchens. Die Leutnants packten ihn ins Bett, deckten ihn zu, legten mit eigentümlich pathetischen Gebärden einen Rosenstrauß auf seine Bettdecke, warfen einen scheuen Blick auf Fridolin, nahmen den Leuchter und verließen dann, nachdem sie erst so unnötig laut gewesen waren, merkwürdigerweise auf Zehenspitzen und mit leisem Flüstern, das Zimmer.

Paul schlief sofort und fing an zu schnarchen. Fridolin war erst belustigt durch die groteske Szene, deren Zeuge er gewesen war, dann gewannen die tieferen Bilder des verflossenen Tages wieder Raum in ihm, und er hörte Asta immer von neuem mit der ganzen Energie ihrer

Stimme zu ihm sprechen: „Ich wünsche, daß wir aufhören mit Tanzen. Sofort."

Es währte lange, ehe er Schlaf fand. Er schlief leis und unruhig.

* * *

Am nächsten Vormittag sollte Asta reisen. Sie sahen sich noch beim Frühstück, doch saßen sie so weit von einander ab, daß sie kein Wort miteinander wechseln konnten. Fridolin empfand es eigentlich als eine Wohltat. Ihre Augen berührten sich mitunter. Asta schien ganz lustig zu sein, die Bewegungen ihrer Hände und ihres Kopfes waren viel lebhafter als gestern. Der Leutnant an ihrer Seite, es war der mit den abstehenden Ohren, zog sie in eine Unterhaltung, die ihr volles Interesse zu haben schien. Aber einmal bemerkte Fridolin, daß sie auf einen Augenblick die Augen schloß, wie in einem starken nervösen Gefühl, oder von einer heftigen Ermattung ergriffen. Nach dem Frühstück trat er zu ihr, sah sie an, nahm lächelnd ihre Hand und sagte leise „Adieu". Dann führte er die Hand an den Mund und biß hinein. Aber die Hand schien fühllos zu sein, denn sie zuckte nicht einmal. „Adieu", sagte Asta und lachte. Fridolin merkte trotz alledem, daß dieses Lachen nicht ehrlich war.

Er wollte den Abschied am Reisewagen nicht miterleben. Er ließ sich ein Pferd aus dem Stall ziehen, einen hübschen Rappen, und stieg in den Sattel. Als er eben den Hof verlassen hatte, bemerkte er an seinem Ärmel einen goldigen Blitz. Er sah nach und fand, daß es ein langes, aschblondes Haar war, das nur von Asta stammen konnte. Die ganze Schönheit des blassen Mädchens trat mit einem so wehmütigen Schimmer und so überwältigend vor ihn hin, daß ihm war, er müsse liebkosend ihren Namen nennen und für alles um Verzeihung bitten. Er gab das Haar dem Winde preis, biß die Lippen zusammen, stach die Sporen mit unsinniger Heftigkeit in die Seiten des Pferdes, so daß es sich bäumte, und jagte über Feld und Gräben, gleich einem Besessenen.

Nachdem er auch die Heide durchquert hatte, wurde der Boden moorig, und er mußte abbiegen. Er ritt in ein Wäldchen junger Birken ein, deren weiße Stämme in der blauen, sonnigen Luft wie pures Silber glänzten, während das Zweigwerk, braunrot und voll keimenden Saftes, von einem violetten Duft durchzogen war. Dunkelgrüne Wacholderbüsche waren über den Waldboden hin verstreut. Fridolin

machte einige Male halt, um schöne Durchblicke durch die hellen Stämme auf das Moor und die roten Dächer eines fernen Dorfes zu genießen.

Draußen kam er auf eine sandige Höhe. Nahe dem Horizont erkannte er das Dunkelblau eines kommenden Regens. Plötzlich drang ein Lärmen aus der Luft. Er sah empor. Zwei große weiße Vögel, blendend von der Sonne beschienen, stürmten mit vorgereckten Hälsen durch die Luft und schrien. Als er weiter Umschau hielt, auf das Wäldchen zu seinen Füßen, auf das rote Dorf, auf ein paar blaue, moorige Teiche und die Wege ringsher, sah er in der Richtung nach Garzigar den Reisewagen mit den beiden Braunen. Und wieder spornte er den Gaul und flog über Moor und Heide und Feld, und als er dann endlich in Obliwitz eintritt, ermattet und triefend gleich dem Tier, auf dem er saß, rief ihm der Brautvater, der gerade aus dem Schafstall kam, mit deutlicher Stimme entgegen:

„Wenn Sie glauben, junger Mann, daß ich noch einmal die Dummheit begehe, Ihnen ein Pferd aus meinem Stall zu geben, irren Sie sich!"

* * *

Fridolin fuhr von Obliwitz direkt ans Meer. Er kletterte auf den Dünen der Halbinsel Hela herum, legte sich an den Strand, trieb in Booten durch das sonnige Wasser, das er selten so blau gesehen zu haben meinte, pflückte sich Sträuße von Leberblümchen, die auf einigen Hügeln in blauen Mengen standen, und fühlte, daß er an der See noch niemals so unruhig und verstört gewesen sei. Aus jedem Raunen des Wassers hörte er die Stimme eines Mädchens, das blonde Haare hatte; wo er einen wehenden Halm sah, dachte er an dünne Handgelenke, und die Bläue des Himmels sah er nur als Vergleich mit dem Blau zweier unvergeßlicher Augen. Endlich hielt er es nicht mehr aus. Er setzte sich hin und schrieb an Asta, daß er am nächsten Tage auf der Heimreise um eine bestimmte Zeit mit dem Schnellzug durch S. kommen werde, der Stadt, wo sie bei Verwandten zu Besuch war. Er schrieb, der sehnlichste Wunsch, den er habe, sei, sie am Bahnhof noch einmal wiederzusehen.

Er fuhr, und als er sich S. näherte, glaubte er, er müsse vor Erregung umsinken. Er stand, als der Zug einlief, am Fenster und erkannte sie sogleich. Sie trug ein schwarzes Kleid, einen schwarzen Federhut und an den Händen gelbe dänische Handschuhe. Merkwürdig, sobald er sie sah, hatte er seine Ruhe wiedergefunden. Sie winkte ihm zu,

er sprang, als der Zug hielt, herab, ging ihr entgegen, nahm ihre Hand und küßte sie.

Was sie hierauf miteinander sprachen, waren die üblichen Erkundigungen nach ihrem Befinden, wie es ihm am Meere gefallen habe, wie ihr die Hochzeitsfeier bekommen sei, wie lange sie noch bei ihren Verwandten zu bleiben gedenke. Sie sagte, daß sie noch etwa vierzehn Tage in S. zu bleiben gedenke, und er, daß er die See nie so schön gesehen habe, daß er aber nicht in der richtigen Stimmung gewesen sei, sie zu genießen. Dann hieß es „Einsteigen!", sie gab ihm schnell die Hand, er küßte sie, indem er den Handschuh zurückstreifte, auf den Puls, leidenschaftlich, dann noch einmal. Er bestieg den Wagen, der Zug setzte sich in Bewegung, und langsam verschwand ihre dunkle Gestalt, während er winkte und noch bis zuletzt den herben Zug um ihre Lippen sah.

Fridolin war todunglücklich, mied eine Zeitlang die Menschen, und nach einem viertel Jahr war Astas Bild nur noch ein Schemen in seiner Erinnerung. Sie hatten nichts mehr gemein in ihrem späteren Leben. Wenn sie einst sterben werden, wird keiner ahnen, daß sie in den Tagen ihrer Jugend voneinander wußten.

Dr. Max Goldstaub: Antiker Höhenkult und Marienverehrung auf dem Berge Athos

Hochragende, die Lande ringsum beherrschende Bergeshäupter hat die Phantasie primitiver Menschen wohl überall mit dem Schimmer der Heiligkeit umkleidet, und der ist lange daran haften geblieben, ja in gewissem Sinne niemals erloschen. Dort, glaubte einstmals das Volk, wohnten die Götter, und frommen Sinnes baute man ihnen an den geweihten Stätten Altäre.

Auf dem wolkenumhüllten Gipfel des Sinai hat sich Jahve seinem auserwählten Volke unter Donner und Blitz in seiner erhabenen Herrlichkeit offenbart und seine Gebote verkündet. Dort aber sollen schon vordem die Israëliten, als Jahve noch nicht ihr einziger Gott geworden war, samt andren heidnischen Bewohnern des gelobten Landes dem Mondgott Sin Verehrung und Opfer dargebracht haben. Und eine Bergpredigt auch war's, worin dann des Menschen Sohn, der gekommen war, das Gesetz zu erfüllen, seinen Jüngern das Himmelreich der Armen am Geist und das Evangelium der Nächstenliebe verkündete. Um selbst zu beten, zieht sich Christus gleichfalls gern in die weltenferne Einsamkeit einer Anhöhe zurück, wo er sich zugleich Gott näher fühlt: es klingt ganz von selber die Stimmung an, die in der Seele nicht bloß des Naturmenschen die Vorstellung von der Heiligkeit der Berge wecken mag.

In den Berichten der Evangelisten übrigens tritt am bedeutsamsten der Ölberg hervor; ihm mochte noch der heilige Charakter aus König Davids und vermutlich schon früherer Zeit anhaften. So ist es vielleicht nicht außer Zusammenhang damit, wenn eben dieser Berg von der christlichen Mythologie zur Stätte von des Heilands Himmelfahrt ausersehen ward.

Aber eine ungleich großartigere Rolle mußte der Höhenkult bei dem sinnenfreudigen Hellenenvolk spielen. Denn das fand seine Götter in der

Natur, die es umgab, im geheimnisvollen Dickicht des Waldes wie im lieblichen Hain, am fröhlich sprudelnden Quell wie an wilder Meeresbrandung, und namentlich auf stolzen Höhen. Dort thronen die Himmlischen im reinen Äther und blicken gnädig auf die Opferflammen der Altäre. Den Zeus, den allsehenden Lenker der Welt, verehren sie dort, der droben die Wolken sammelt, um erquickenden Regen auf dürre Fluren herabzusenden, der aber auch die zündenden Blitze schleudert und dem rollenden Donner gebietet. Und außer Zeus hatten noch andre himmlische Gottheiten auf Bergspitzen oder Felsenriffen am Meer Kulte an nicht überdachten Altären, z. B. Kronos, falls dieser hier nicht mit Zeus identisch ist, Phoibos Apollon und die Göttin der Höhen wie der himmlischen Phänomene Aphrodite Urania. Von all den heiligen Bergen aber genießt einer gar universales Ansehn, das ist der Olympos an der Grenze zwischen Thessalien und Makedonien, auf dem, um Zeus geschart, der gesamte Götterkreis ein seliges Dasein führt. Homer und Hesiod, die, wie man sagte, den Griechen ihre Götter gegeben haben, schmückten auch diesen Göttersitz mit allen Zaubern der Dichtung. Der Volksseele freilich weihevoller gelten andere Höhen: ihren geweihten Bezirk, den alle Schauer der Gottesnähe erfüllen, betritt kein profaner Fuß; bei manchem gar sühnt's nach heiliger Satzung des Frevlers Tod. Das sind jene zahlreichen und bekannten Lokalkulte, die auf dem höchsten Berge der Landschaft zumeist oder wenigstens auf den die Stadt krönenden Berghügeln ihre Stätte haben. Denn die Schirmer des Landes sind die dort verehrten Götter, sie wachen über Ordnung und Recht, und ihnen dankt man Freiheit, Wohlstand und Ruhm.

Der Schauplatz solchen Gottesdienstes für das ganze Land und seine Nachbarvölker war auch der Athos. Majestätisch erhebt sich im Süden der durch den Durchstich des Xerxes für alle Zeiten bekannten Landzunge der Marmorkegel des Berges. Weithin sichtbar ist der Koloß wie eine „Hochwarte des ägäischen Meeres." Und so isoliert steht er, als hätte ihn ein Gigant an seine Stelle geschleudert, wie ein Mythologe hellenistischer Zeit dichtete. Seine einsam aufstrebende Kuppel aber scheint bis an den Himmel zu reichen. Dadurch hat er sich der Phantasie und dem kindlich frommen Glauben der pelasgischen Urbewohner des Berglandes leicht wie ein gewaltiger Thronsessel des obersten Gottes präsentieren können. Und in der Tat war der Gipfel des Athos eine altehrwürdige Kultstätte des Zeus, und Aischylos im „Agamemnon" läßt sie bis in heroische Zeit hinaufreichen, in jener Schilderung Klytaimnestras, wie ihr die Botschaft von Trojas Fall durch Feuerzeichen zugegangen:

„Von Feu'r zu Feuer flog hierher die Flammenpost.
Der Ida selber sandte sie dem Hermes-Fels
Auf Lemnos zu; vom Eiland nahm den vollen Strahl
Sodann der zeusgeweihte Athosgipfel auf."

Von den heiligen Altären da droben aber wußte eine Sage zu erzählen, daß sie über die Region der Regenwolken hinausgeragt hätten, denn niemals wäre die Opferasche fortgespült worden.

Im Lande selbst waren überdies zu Ehren anderer Gottheiten Altäre und Tempel verstreut. Einen Nymphenkult gab es am Vorgebirge Nymphaion. Und in einem ebenfalls am Meeresstrande gelegenen Heiligtum, da wo nachmals das Kloster Iwiron dem Heimgang Mariä geweiht ward, sollen sich sämtliche Athoniten alljährlich zu einem Götterfeste vereinigt haben, woran sich bis heutigen Tages eine in lokaler Tradition festgehaltene Erinnerung bewahrt hat. Manch eines der jetzigen Klöster mag die Trümmer altheidnischer Heiligtümer bedecken; das pflegte wenigstens, selbst wo es nicht wirklich geschah, zur größeren Ehre der siegreichen Kirche von frommen Chronisten fingiert zu werden. Der Altar des Kronos Eurygeneios an der Stelle des jetzigen Dionysiu-Klosters oder der Tempel der Demeter Kalliplokamos an der Stätte der Kapelle des Hl. Demetrios verdanken ihre Existenz allenfalls solchen trüben Quellen. Der gelehrte Neugrieche Lambros scheint sogar in diesen Nachrichten mit gutem Grunde nicht mehr als phantasievolle Erfindungen seines übel berüchtigten Landsmannes Simonides zu erblicken.

Aber fast hätte alle Athos-Gottheiten in dem Zeitalter, dem der große Alexander seinen Namen aufgeprägt, eben dieser heldenhafte Eroberer an Ruhm überstrahlt. Der groteske Plan nämlich bestand, den Berg in eine Kolossalstatue des vergöttlichten Königs umzugestalten. Nur ein Künstler, der so gigantische Taten wie den märchenhaften Siegeszug Alexanders erlebt hat, konnte einem Alexander ein solches Projekt vorlegen. Zudem fällt es in eine Epoche, die jene bekannten Kolosse schuf und ihre künstlerische Signatur nicht zum wenigsten durch eine Steigerung des Menschlichen ins Grandiose, Bizarre und Ungemessene empfing. Der Name des Urhebers freilich schwankt, und es ist überhaupt strittig, ob der Gedanke selbst nur Anekdote oder wirklich vorhanden war. Zur Tat jedenfalls ist er nicht geworden, und das durch sichere Nachrichten bezeugte Standbild des Zeus, das vermutlich nicht vor jener Zeit den Athos krönte, hat als Wahrzeichen des alten Höhengottes jenen Rivalen überdauert.

Erst der Sohn der Jungfrau, dessen Reich nicht von dieser Welt, hat Zeus' Macht gebrochen. Vor den Verkündern von Christi Botschaft und Martyrium fanden die alten Götter Griechenlands auch in den Wäldern des Athos keinen Schutz; ihr Oberhaupt mußte von seinem Berggipfel gerade so gut weichen, wie von anderen Phoibos Apollon oder Aphrodite Urania, und wie nach hartnäckigsten Kämpfen selbst von der ruhmgekrönten Akropolis die gnädige Beschützerin Athens. Ja, mehr noch als andere geweihte Stätten des Paganismus wurde gerade dieses abgeschiedene Eiland eine Hochburg der neuen Religion, sozusagen ein Purgatorium weltflüchtiger Asketen. Zwar der Berg selbst war in gewissem Sinne schon in heidnischer Zeit heiliges Land, und es ist vielleicht nicht ohne jede Berührung damit, wenn eine versprengte Notiz eines allerdings späten, doch antike Quellen benutzenden Gewährsmannes den Deukalion nach der Sintflut am Berge Athos gelandet sein läßt. Allein die eigentliche Sanktifizierung der ganzen Halbinsel ist christliche Schöpfung: sie wurde wiederholt durch kaiserlich byzantinisches Privileg vollzogen und durch Chrysobullen verbrieft, als den Anachoreten in mönchischen Genossenschaften feste Organisation gegeben war. Und seit dem letzten Drittel des 10. Jahrhunderts beginnt für die Athos-Halbinsel auch bereits die Bezeichnung „Hagion Oros," Heiliger Berg, üblich zu werden, die durch die zweite Konstitution unter dem Kaiser Konstantinos IX. Monomachos (1042—1054 n. Chr.) anerkannter und feststehender Ehrentitel wird.

Diese christliche Umbildung eines alten heidnischen Höhenkults hat freilich hier wie anderwärts ihre sehr natürlichen Gründe in der weltentrückten Abgeschiedenheit, und auch die Sicherheit vor Verfolgungen wird dabei mitgewirkt haben. Aber es ist ohne Zweifel ebenso oft bewußtes Festhalten einmal geheiligter Orte. Die Beobachtung ist mehrfach ausgesprochen worden, auch von Hermann Usener, dem scharfsinnigen Entdecker und meisterhaften Interpreten religionsgeschichtlicher Analogien oder Zusammenhänge. Und wie zutreffend sie ist, das lehren die christlichen Heiligtümer gerade an berühmten heidnischen Kultstätten. Auch im Abendlande gibt es heilige Höhen, und auf so mancher mag das Christentum unausrottbare Traditionen transformiert haben. Aber ungleich zahlreicher sind die Bergheiligtümer im Bereich der griechischen Kirche, und in der Bedeutung, die der antike Höhenkult gerade in Hellas besessen, liegt nicht zum geringsten Teil die Erklärung. Im eigentlichen Griechenland, in Kleinasien und auf den griechischen Inseln finden wir überall auf altheiligen Bergen und auf schmalen Felsenspitzen jene Mönchskolonien und einsamen

Klöster, die sich fast wie eine spezifische Eigenart des byzantinischen Christentums ausnehmen. An der uralten Kultstätte auf dem Gipfel des Olympos, des epischen Götterberges, liegt eine Kapelle des Hl. Elias, und noch findet dorthin alljährlich bei Fackelbeleuchtunng ein nächtlicher Aufstieg der Mönche des hl. Dionysios statt, die daselbst eine Messe abhalten. Als müßten die Schatten der alten Götter immer von neuem gebannt werden. Ein Schäfer will auf der gespenstischen Bergspitze einen von Marmorsäulen getragenen Tempel gesehen haben, ein Volkslied singt von der Heilkraft der paradiesischen Höhe, und nach einem alten Zauberspruch wohnen droben die „Geschicke der Geschicke."

Aber das großartigste Beispiel des byzantinischen Bergklostertums, das nach Gelzer „wie eine letzte Reliquie altchristlicher Frömmigkeit" in ungebrochener Kraft sich erhalten hat, bietet der Hl. Berg Athos. Die frommen Eremiten, die in dessen tiefen Wäldern ihrer Sehnsucht nach Ruhe und Frieden sich überließen, konnten keine einsameren, aber auch keine zauberhafteren Gefilde zum Schauplatz ihres gottgefälligen Daseins wählen. Nur ein Poet und Meister der Sprache wie Fallmerayer, der berühmte „Fragmentist", kann die Schönheiten der Szenerie, obwohl er selbst sie nicht beschreiben zu können versichert, gleichwohl lebhaft nachempfinden lassen.

Nach alten Fabeleien sichert das Stückchen Erde seinen Bewohnern sprichwörtliche Langlebigkeit. So sehr hat es die Natur zum irdischen Paradies geschaffen. Zum irdischen „Paradies der Gottesgebärerin," als das er gepriesen wird, ist der Hl. Berg durch die besondere Anbetung und Verehrung der Mönche sowie durch Klosterweihungen, zeitweilig scheint's mit einer gewissen Absichtlichkeit, gemacht worden. In einem ähnlichen Sinne wenigstens, wie Byzanz als ihre Stadt, und wie einst das heidnische Athen in den Zeiten seines höchsten Glanzes als die Stadt der Pallas galten. Nicht als ob, wie behauptet worden ist, die sämtlichen Athosklöster der Gottesmutter geweiht wären, nach dem bewußten Plan, für jedes bedeutungsvolle Ereignis ihres Lebens von der Geburt bis zum Entschlafen eine geheiligte Stätte der Erinnerung und Verherrlichung zu schaffen. Denn dem widerspricht die Tatsache, daß außer der Protaton-Kirche zu Karyäs, dem Regierungssitz der Mönchsrepublik und der türkischen Präfektur, von den jetzt bestehenden zwanzig autonomen Klöstern ausschließlich der Gottesmutter nur vier geweiht sind: Iwiron, Watopedi, Philotheu, Chilandari; ein fünftes, die große Lawra, hat in dieselbe Weihung noch den Hl. Athanasios als den Gründer mit eingeschlossen. Zugleich

beschränken sich die Weihetitel auf die beiden gefeiertsten Marientage, auf das Entschlafen und die Verkündigung, wozu als das Weihefest von Chilandari noch der Tempelgang sich gesellt. Aber andererseits sind es doch gerade die ältesten Athos=Heiligtümer, die zu Ehren der Gottesmutter errichtet wurden. Die Lawra, die heute freilich mehr von dem Ruhm versunkener Größe zehrt, an der Spitze, sind diese Klöster, mit alleiniger Ausnahme des rund um zwei Jahrhunderte später angelegten Chilandari, in der urkundlich frühesten Periode fester Klosterbauten entstanden. Das den vierzig Märtyrern geweihte Xeropotamu gehört, wie es scheint, nicht dazu; wenigstens bezweifelt man gegenwärtig kaum noch die Unechtheit der Goldbulle vom Jahre 924, worin dieses Kloster als das älteste beglaubigt wäre.

So hat doch jedenfalls, wenn auch kaum an einen einheitlichen Plan zu denken ist, unverkennbar in jener ältesten Epoche der Klostergründungen auf dem Hl. Berge als Leitmotiv die Glorifizierung der Gottesmutter überhaupt, aber nicht aller einzelnen Stadien ihres Lebensganges, vorgeschwebt. Damals ist die geweihte Stätte ein rechtes „thrakisches Loreto" gewesen, die Hochburg des Kultus der Theotokos, „der Gottesgebärerin", wie in der griechischen Kirche Marias Ehrentitel, seit seiner Anerkennung durch das dritte ökumenische Konzil zu Ephesos, in Liturgie und Gebet mit Vorliebe lautet. Es ist die Zeit, wo Maria im religiösen Bewußtsein der griechischen Welt bereits stark in den Vordergrund getreten ist, wo staunenerregende Berichte wie die von der übernatürlichen Entstehung des Muttergottesbildes zu Lydda=Diospolis dem Wunderglauben des Volkes reichliche Nahrung boten, und die erbaulichen Mariengeschichten einen ansehnlichen Komplex des Legendenschatzes ausmachten. Die Anarchie der Bildersturm=Periode war gebrochen; aber vor ihren Greueln gerade hatten sich bilderfreundliche Mönche in den Schutz der dichten Kastanienwälder des Athos geflüchtet. Um so rückhaltsloser machte sich nun hier die Reaktion geltend, die den sämtlichen Formen auch des Marienkults zu noch höherem Aufschwunge verhalf. Die Gründungen der Marienkirche zu Karyäs wie der Marienklöster Lawra, Iwiron, Watopedi und Philotheu sind der Ausdruck der dominierenden Stellung, die der Gottesmutter von der frommen Verehrung der Athoniten im 10. Jahrhundert besonders eingeräumt wurde. Religiöse Stimmungen wechseln freilich; auch mochten sich die eigenartig gerichteten Neigungen der in Massen nachdrängenden Mönchsbevölkerung zu Gunsten ihrer besonderen, nationalen oder lokalen, Schutzpatrone bei den neu erbauten Klöstern Geltung verschaffen. So war es denn nur natürlich,

daß, vielleicht gar unter dem Eindruck irgend welcher äußeren Beweggründe, das Interesse sich erweiterte. Lebhafter wandte es sich da sowohl Christus unter dem byzantinischen Typus des Pantokrator, des Allherrschers, wie auch besonders gefeierten Märtyrern und Heiligen der anatolischen Kirche zu. Droben auf dem Athosgipfel steht ein Kirchlein, dessen Kreuz als das christliche Symbol des Hl. Berges hoch in den Lüften und weithin über das Meer leuchtet. Dort zelebrieren alljährlich die Lawrioten unter großer Teilnahme der übrigen Hagioriten eine Liturgie. Aber diese Kapelle ist nicht der Gottesmutter, sondern wie einige von den Klöstern Christi Verklärung geweiht, der auch der Festgottesdienst gilt.

Dennoch hat die Verehrung Marias zu keiner Zeit irgendwelche Einbuße erfahren. Eine große Anzahl ihr gestifteter Kapellen, wovon eine auf dem Weg zur Berghöhe liegt, zeugt deutlich davon, wie innig die Theotokos in das Leben und Denken der Athosbewohner verwoben ist. Und die Legende wenigstens, die das religiöse Gefühl der Menschen am ungeschminktesten widerspiegelt, zeigt Maria durchaus im Mittelpunkt aller Andacht und Verherrlichung, wie sich's bis zum heutigen Tage erhalten hat. Um Klostergründungen und andere wichtige Ereignisse, um kostbare Reliquien, aber besonders um gefeierte Bilder der Madonna, vielmehr nach griechischer Redeweise der Panagia, der Allheiligen, hat Mönchsdichtung einen Kranz kindlich frommer Erzählungen gewunden. Es sind wenigstens teilweise Nach- oder Umbildungen von solchen, wie sie etwa seit der Zeit des Kaisers Justinian zunächst speziell für wunderbare Christusbilder auftauchten, sodann im 8.—9. Jahrhundert auch auf Marienbilder übertragen, immer neue Bearbeitungen erfuhren und neben den Heiligenleben stets eine sehr beliebte Erbauungslektüre der griechischen Christenheit bildeten. Deren Grundstock reicht also möglicherweise nahe an jene Epoche heran, wo der Theotokos auf dem Athos die ersten Klöster geweiht wurden; andere dagegen sind durchweg jüngere Produkte. Die Legende freilich, unhistorisch wie sie als echtes Erzeugnis der Volksphantasie ist, verlegt die Ursprünge der Klöster und der Bilder, wenn nicht gar in das Urchristentum selbst, so doch in andre frühe Perioden von großer Bedeutung. So betrachtet sie die Gründung dreier Marienkirchen als ein gottgefälliges Werk des apostelgleichen Konstantin in Nachahmung jener Sage, die den Kaiser in seiner Hauptstadt die drei Tempel zu Ehren der göttlichen Macht, der göttlichen Weisheit und des göttlichen Friedens errichten läßt. Und diese Auszeichnung erteilt die Athos-Tradition dem Protaton als dem Mittelpunkt der Mönchsrepublik, Iwiron und Watopedi als den Stätten, wo die Theotokos das

geweihte Land betreten und verlassen habe. An die fiktive Gründung knüpft sich ebenso legendär Zerstörung durch den gottlosen Kaiser Julian und spätere Erneuerung durch den Eifer eines frommen und berühmten Fürsten oder eines Heiligen. Den Bildern aber wird übernatürliche oder so gut wie übernatürliche Entstehung nachgerühmt, und man weiß von seltsamen Zeichen bei ihrer Auffindung zu erzählen. In Wirklichkeit mochten sehr natürliche Dinge die Aufmerksamkeit darauf lenken und Anlaß zur Verbreitung ihrer vermeintlichen Wunder werden, als da sind: Errettung aus Kriegsnot und anderer Bedrängnis, Sieg der Strenggläubigkeit über Neuerungssucht, kräftigerer Wellenschlag des nie beseitigten Antagonismus gegen die abendländische Christenheit; kurz jene bedeutungsvollen Vorgänge oder auch Imponderabilien, die der Nährboden religiöser Einbildungskraft sind. Für die Athoslegende indessen ist fast typisch die Verknüpfung mit jenem furchtbaren Bilderkampf, der den leidenschaftlichsten Fanatismus der bilderfreundlichen Mönche erweckte und unerschöpfliche Anregung gab, die Wundertaten der bedrohten Bilder in leuchtenden Farben zu schildern und in immer neuen Beispielen zu wiederholen.

In mündlicher Tradition leben alle diese Erdichtungen fort, aber sie sind auch schriftlich aufgezeichnet worden, und besonders berühmte haben sogar kunstmäßige Darstellung gefunden. Zwar ist es seit der Reaktion gegen die eifrig betriebene Geistesarbeit früherer Zeiten nie wieder zu einer nachhaltigen Blüte gekommen; es bestand vielmehr und besteht vielfach noch immer eine heftige Abneigung gegen wissenschaftliche Studien und literarische Produktion. Aber selbst im schlimmsten Tiefstand hat es doch nicht an solchen gefehlt, die wenigstens der Wiedergabe und Verbreitung erbaulicher Literatur nicht abhold waren. In Pilgerbüchern, Gedenkschriften und insbesondere in einer nur teilweise publizierten Sammlung haben sich die frommen Geschichten erhalten. Aber außerdem bewahren manche Klöster in Lokalchroniken ihren speziellen Sagenkreis.

Die Marienlegenden bilden die stärkste Gruppe, und alle dienen demselben Zweck: die göttliche Macht der Theotokos verherrlichen sie und preisen den ewigfließenden Born ihrer Gnade durch jene Motive, die, aus glaubensstarker Einfalt geboren, verwandte Saiten in mönchischen Seelen erklingen lassen. Eben solche Wunder freilich geschahen auch an andern Stätten, die in einem besonders innigen Verhältnis zur Gottesmutter stehen, und des Besitzes zum Teil kostbarster Reliquien rühmen sich wohl alle. Zu Loreto beispielsweise erblicken die Pilger außer dem hochheiligen Gnadenbild von Lukas' kunstfertiger Hand sogar die von Engeln hierher getragene

„Santa Casa", die Stube aus der Wohnung der Madonna zu Nazareth, worin sie die Verkündigung empfangen und auch ihr göttliches Kind bis zu seinem zwölften Lebensjahre aufgezogen habe, wie erzählt wird.

Aber die Athoniten nehmen alledem gegenüber eine einzigartige Auszeichnung für sich in Anspruch, wodurch sich ein besonderes Band der Zusammengehörigkeit um die Theotokos und ihren Hl. Berg geschlungen hat: nämlich das persönliche Verweilen der Gottesmutter auf dem Athos und ihre apostolische Mission daselbst. Nach der Auferstehung des Herrn, so motiviert es die, mit apokryphen Apostelakten verwandte Legende, lost die Gottesmutter, um bei dem Werk der Bekehrung und Erleuchtung der Welt nicht untätig zu bleiben, mit den Aposteln um ihren Wirkungskreis und empfängt dabei als ihren Anteil das Land der Iberer, den Berg Athos. Doch der Erzengel Gabriel erscheint ihr mit der Verkündigung einer Botschaft Jesu, ihres verklärten Sohnes, die sie hindert, sich dorthin zu begeben. Statt dessen entschließt sie sich, den sehnsüchtigen Wunsch des Hl. Lazarus, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, liebreich zu erfüllen und nach der Insel Cypern zu reisen, wo dieser aus Furcht vor den Juden sich aufhielt. Aber sie wird von einem heftigen Sturm nach dem Berge Athos an die Stelle des nachmaligen Klosters Iwiron verschlagen. Im nahen Apollontempel, der nationalen Orakelstätte, wird gerade unter Beteiligung der gesamten Bevölkerung der Halbinsel und der benachbarten Griechen das jährliche Götterfest gefeiert. Da, bei der Landung der Theotokos im später so genannten Hafen des Hl. Klemens, hätten plötzlich, wie es heißt, die Götzenbilder den Mund aufgetan und gerufen: „Seht, seht dort die Mutter Gottes! Eilet zum Strande, vor ihr niederzuknien und sie zu verehren!" Und damit wären sie selber von den Postamenten auf ihre Angesichter gestürzt, und mit ihnen zugleich hätte man mit gewaltigem Getöse die Kolossalstatue des Zeus auf dem Athosgipfel zusammenbrechen gehört, dessen Trümmer noch in unwegsamen Schluchten begraben lägen. Furchtbares Entsetzen packt darauf die Athoniten; alles rennt in wilder Flucht zum Strande, um sich der Gottesmutter zu Füßen zu werfen. Man geleitet sie in den Tempel der entthronten Götter, und dort verkündet sie die Heilsbotschaft, vollzieht an den Bekehrten die heilige Taufe und endlich heiligt und segnet sie bis in alle Ewigkeit die Stätte, die ihr durch das Los zugefallen. Die Athoniten aber wandeln sogleich voll frommen Eifers und in tiefer Dankbarkeit den Heidentempel in ein christliches Gotteshaus um und weihen es der Gottesgebärerin.

Es ist kein neuer oder singulärer mythischer Zug, daß beim Erscheinen der siegreichen Gottheit die alten Götterbilder von selbst in den Staub sinken; vielmehr berichtet ihn bereits das alte Testament vom Idol des Philister=Gottes, und fast typisch begegnet er im Anschluß an die Vision des Jesaja in den apokryphen Märtyrerakten.

Die Theotokos hat sich durch diese Mission als Herrin vom Hl. Berge eingeführt. Und seitdem thront sie dort, des Eilands gnädige Patronin und Monarchin, zugleich auch die einzige ihres Geschlechtes darauf. Denn außer ihr sollte auf dem geweihten Boden niemals ein anderes weibliches Wesen verweilen, ja ihn gar nicht betreten. Die Satzung selbst ist nicht legendär, sondern schon in der Konstitution des Konstantinos Monomachos ausgesprochen und kehrt übrigens einige Zeit darauf in der Regel des Johannesklosters auf der Insel Patmos wieder. Sie hat in der Reinheit und Heiligkeit des asketischen Mönchstums ihren inneren Grund, und an sich braucht man deshalb auch nicht nach einer andern Erklärung dafür zu suchen. Aber eine interessante Parallele zum mindesten bleibt es doch: auch Aphrodite Urania, die im verwandten karthagischen Kult als himmlische Jungfrau verehrt ward, duldete z. B. in ihrem hochragenden Heiligtum auf Cypern keine Frauen. Das Verbot, das auf dem Athos prinzipiell nie aufgegeben und bis zur Gegenwart aufrecht erhalten ist, hat jedenfalls den Charakter der Heiligkeit dieses „Vatikans" der anatolischen Welt bedeutend erhöht, und seine Ausdehnung auf die weiblichen Tiere sogar zeugt von seiner strengen und konsequenten Gestaltung. Wohl läßt das auf dem Hl. Berge kanonisches Ansehen genießende Handbuch der Malerei die Darstellung von Frauen, die der Heiligenschein ziert, in den dekorativen Kirchenbildern zu; doch gilt das nur solchen, die in der Heilsgeschichte bedeutsam hervortreten. Und auch Kapellen sind heiligen Frauen geweiht, aber es ist beachtenswert, daß es sich auch in diesem Falle um vereinzelte Erscheinungen handelt.

Eine ganz ungewöhnliche Ausnahme dagegen war es, daß einer Heiligen sogar in leiblicher Gestalt in den Tagen Konstantins des Großen einmal das Betreten des geweihten Bodens vergönnt worden sein soll, wie eine fromme Geschichte erzählt. Denn selbst die Kaiserin Plakidia, Theodosios' des Großen Tochter, oder nach einer andern Version die Kaiserin Pulcheria, wurde, als sie nach der Landung im Hafen von Watopedi bereits auf dem Wege zur Kirche sich befand, doch noch am Betreten derselben und am weiteren Verweilen auf dem Hl. Berge gehindert. Eine über= irdische Stimme nämlich, so heißt es, habe ihr umzukehren geboten, damit

sie kein Unheil treffe. Da sei die Kaiserin in die Knie gesunken und habe um Vergebung ihrer Schuld gebetet; und wo der göttliche Befehl ihr kund geworden, habe sie die Fundamente zu einer Kapelle für den Hl. Demetrios legen, auch zur Erinnerung an das Wunder ein Bild der Gottesmutter malen lassen und eine ewige Lampe davor gestiftet. Das Bild aber schmückt einen Chor jenes Heiligtums, wie das vulgärgriechische Pilgerbuch des Johannes Komnenos aus dem Jahre 1701 verzeichnet. Es führt nach demselben Gewährsmanne den Namen der „Zoodóchos", der Lebenserhalterin, vielleicht eine Spielart jenes in der Kunst beliebten und im Gottesdienst gefeierten Typus der Panagia als „Zoodochos Pigi", als lebenspendender Quell. So verschafft eine Legende der alten Institution des Hl. Berges die Sanktion durch die Theotokos. Sie selber wacht über ihr Vorrecht und die Beobachtung altheiliger Regel mit Strenge auch gegen Hochgestellte und übt doch wieder milde Barmherzigkeit gegen Gottergebene.

Aber vor allem verehren in ihr die Mönche des Athos die gnadenreiche Beschützerin, die getreu ihrer Verheißung rettend eingreift, wo Menschenhülfe versagt. Und mit besonderer Vorliebe erzählen sie, wie das die Theotokos einstmals in der Stunde höchster Not dem heiligen Manne bewiesen, dem der Athos urkundlich (i. J. 963) die Anlage seines ältesten und Musterklosters, der berühmten Lawra, und die Einführung einer festen Verfassung verdankt. Er heißt wie der gewaltige Gegner der arianischen Ketzerlehre St. Athanasios. Sein Werk, das die Freunde des ungebundenen Einsiedlertums als gefährliche Neuerung haßten und nach Kräften zu untergraben suchten, fand an der starken Persönlichkeit des Mannes selbst und an der kaiserlichen Gunst einen um so stärkeren Rückhalt. Die Legende aber schreibt wie natürlich das Gelingen göttlicher Gnade und insbesondere der Huld der Theotokos zu. Sie berichtet, wie der Heilige den Bau kurz vor seiner Vollendung, weil es am Allernötigsten gebrach, einstellen mußte. So greift er denn, um Unterstützung zu suchen oder, falls er keine fände, das alte sorglose Eremitenleben wieder aufzunehmen, zum Wanderstab. An der Stätte der jetzt seinem Andenken geweihten Kapelle, die teuflischer Störung zum Trotz innerhalb 24 Stunden mit göttlicher Hülfe vollendet worden sein soll, läßt er sich zur Rast nieder, und da erscheint ihm im Traume die Mutter Gottes mit dem Kinde und verheißt ihm die sichere Vollendung des Klosters. Erwacht, betet er zur Theotokos, sie möge seine Zweifel, ob er durch ein göttliches Gesicht begnadet oder wie mehrfach schon in seinem Leben von Teufelsspuk genarrt worden, durch ein Wunder lösen. Und

wirklich geschieht ein von der Legende oft wiederholtes: als er nämlich auf ihr Geheiß, ein zweiter Moses, mit seinem Stab in Kreuzesform an das Felsgestein schlägt, sprudelt ein Quell glänzend wie Kristall daraus hervor. Vertrauensvoll tritt er danach den Rückweg an und findet Schatzkammer, Speicher und Keller gefüllt vor, so daß der Bau des Klosters beendet werden kann. Eine Darstellung dieses Quellwunders bildet in der Klosterkirche den malerischen Schmuck der sog. Prothesis, d. i. desjenigen Teils des Altarraumes, der die Wasservorrichtung enthält und der Vorbereitung des Meßopfers dient. Und in einem zweiten Felde ist damit in nahe liegender Ideenassoziation die Gottesmutter als Lebensquell verknüpft. Den Quell selbst, der silberhell in geweihter Kapelle aus der Erde dringt, zeigen die Lawrioten immer mit besonderem Stolz, und ein redefroher Klausner schmückt das Wunder mit frischen Farben aus . . . .

Die göttliche Fürsorge, wie sie dem Hl. Begründer der Lawra widerfuhr, ist nach dem Glauben der Athoniten auf diesem Eiland unausgesetzt in Wundern verschiedenster Art offenbar geworden. Und sie empfinden diese besondere Gnade wie einen geheimnisvollen Zauber, den die Theotokos wirkt. Ja, allem Geschehen überhaupt scheint ihnen etwas Außergewöhnliches anzuhaften; es vollzieht sich auf dieser geweihten Stätte nicht wie der alltägliche Lauf der Dinge auf dem übrigen Erdenrund, sondern setzt ein unaufhörliches Eingreifen der Beschirmerin des Hl. Berges voraus, das dem Naturgesetz widerstreitet. So erdichtet sich gläubige Einbildungskraft ein wahres Märchenreich und formt aus all den Wundertaten der Theotokos einen überreichen Legendenschatz. Sie schlägt von den Hochburgen ihrer Verehrung, den Klöstern, feindliche Angriffe siegreich ab oder rettet in höchster Gefahr das Leben der bedrohten Mönche. Als die Türken, so heißt es, während des griechischen Freiheitskampfes die Lawra beschossen, glitten die Kugeln wirkungslos von den Mauern; und die Mönche zeigen die wunderbaren Anzeichen, die es ihnen beweisen. Zahllose Feuersbrünste hat die Theotokos gelöscht, Verheerungen und Hungersnot verhütet. Und nicht bloß über den Schicksalen der Klöster walten gnädig überirdische Kräfte, sondern auch über dem Leben der einzelnen. Die Frommen belohnt die Theotokos und warnt die Sünder, sie straft die Rückfälligen und verzeiht barmherzig den Reumütigen; sie gibt den Bedürftigen, heilt die Kranken und tröstet liebreich die Herzen derer, die mühselig sind und beladen; sie segnet die Arbeit der Schaffenden und behütet den Schlaf der Gerechten vor bösen Geistern und Dämonen. Alles ist ihr Werk, Wichtiges ebenso

wie Geringfügiges, und in den alltäglichen Redewendungen figuriert die Panagia, die wie die allgütige Fee der Volksphantasie erscheint.

In diesen Legenden träumt christliches Mönchstum seine Märchen. Und es ist interessant, daß darunter ein ganz echtes auftaucht. Es ist das wohlbekannte alte Märchenmotiv von der Hebung eines wundersam entdeckten Schatzes, das zur Klostergründungssage von Dochiariu verarbeitet erscheint. Der junge Schatzgräber wird ermordet, aber die ruchlose Tat kommt an den Tag. Nur geschieht das in diesem Falle nicht durch die Theotokos, sondern durch die Erzengel, denen das Kloster geweiht ist. Denn in diesem Märchenlande fehlt es natürlich auch nicht an Wundern der Heiligen. Freilich im Mittelpunkt steht doch die Theotokos, mit der das Denken und Fühlen der Hagioriten eng verwachsen ist. In Visionen und Träumen hat wohl ein jeder ihr Antlitz geschaut und ihre Stimme vernommen, gütig der Gerechte, drohend, wer sündhafte Gedanken hegt. Aber ihre leibhaftige Nähe gar fühlt man in den schier unzähligen Bildern, die den Mönchen stets vor Augen sind. Von Kindesbeinen an hat man in der heimatlichen Kirche mit heiligem Schauer zu ebensolchen aufgeblickt; mit noch ganz andrer Inbrunst hängt man an den Bildern der Ewigjungfräulichen nach der Weltflucht ins Kloster. Ihrer Panagia vertrauen diese Asketen die geheimsten Regungen ihrer Seele und die heiße Sehnsucht ihres Herzens, und die Schmerzensreiche neigt das Antlitz gnädig ihrer Not und öffnet den Mund zu liebevoll tröstender Antwort. In die religiöse Verzückung mengt sich rein menschliches Empfinden. Und in ein so vertrautes Verhältnis mochte gläubige Einfalt hier und da wohl auch zu einem der vielen unscheinbaren und unberühmten Bilder der Gottesmutter treten. Einer ganzen Anzahl aber erweisen sämtliche Athoniten besondere Verehrung, ja ihr Ruhm leuchtet bis in die fernsten Bezirke der anatolischen Kirche. Das danken selbst die paar Meisterwerke byzantinischer Madonnenmalerei, die dazu gehören, den geheimnisvollen Wundern, die von der Legende darum gewoben sind.

Fritz v. Briesen: Epigramme

„Gesellschaft"

Ein reiches Gastmahl bei Herrn Überfluß;
Ihm gegenüber sein Gemahl Genuß.
Und während blinzelnd nach ihr blickt der Ehemann,
Schaut sie kokett den Hausfreund Hochmut an.

Philosophie

Seid ihr in eurem Luftschiff aufgestiegen,
Gar stolz auf das System, das ihr erdicht',
Merkt ihr in wechselvollem Fahrvergnügen:
Das Ding fliegt gut, — doch sicher ist es nicht!

Moderne Dichtung

Er sitzt und sinnt, er sinnt und sitzt erhitzt,
Bis es ihm endlich — ah — erleuchtend blitzt!
Nicht ein poetischer Gedanke, — nein:
Ein glänzend' Wortgefüge fiel ihm ein!

Die Ehe

Die Ehe ist, wer wüßt' es nicht recht gut,
Ein treffliches Erziehungs-Institut;
Nur, was so manchen Zögling manchmal quält:
Daß dieser Schule die Entlassung fehlt.

Politik

Der Brite heimst mit vollen Händen ein,
Die welschen Spießgesellen hinterdrein;
Der Deutsche steht dabei: Ich bin hienieden
Mit euerer Zufriedenheit zufrieden!

Der Aphorismus

Der Aphorismus ist ein Geisteskind
So, wie's geboren ward dem Dichtersmann;
Doch, wenn er's nackend auch ganz niedlich find't:
Er zieht ihm gerne ein paar Verse an! . . .

Privatdozent Dr. Otto Braun: Aus Schellings Nachlaß II.

Steffens an Schelling*).

Krempelsdorf b. Lübeck, d. 2. Decbr. [1807].

Dein Brief, liebster Freund! ist mir sehr lieb gewesen. Den Aufsaz sollst Du in einigen Tagen erhalten, denn hier habe ich alle Ruhe, die man sich denken kann. Ich glaubte, daß Du vielleicht mit meiner Ansicht der Vegetation in den Grundzügen nicht ganz zufrieden wärst und Dich erst mit mir mündlich verständigen wolltest, weil Du bisher in Deinen Briefen gar nichts von dem Aufsaz erwähnt hast. Ich brauche nur die lezte Hand anzulegen und dann sollst Du ihn haben.

Ich danke Dich recht herzlich für Deinen Eifer für meine Anstellung. Damit Du aber eine Ansicht der Dinge hast und die Art und Weise, wie Jacobi sich hier darstellt, erkennen magst, theile ich Dir folgende Stelle aus einem Brief von Lene Jacobi**) mit, der auch mir durch die Sieweking abschriftlich mitgetheilt wurde:

„Hätte ich etwas ganz Gutes zu sagen gewußt, wäre ich gewiß schnell auf den Flügeln der Eile damit zu Ihnen gekommen, denn nie war es beglückender als in diesen Tagen, wo den Einzelnen zu helfen doppelte Pflicht und Freude ist. In diesem Augenblick kann Friz noch nichts für Steffens thun, so gut wir auch solche Männer brauchen könnten; aber diese gehören für unsere hiesige Wirtschaft, die arm wie die Siebenkäsische ist, noch unter die Bratenschüsseln. Wir müssen vors erste nur den Zinnschrank besezt haben, und lassen daher die großen Lücken vors erste unbesezt, behalten und suchen herbei die Mörser und kleineres nöthiges Geräthe. Der Chemiker Gehlen***), Jacobi für die Schulen, neben Niethammer und Hamberger für die Bibliothek

*) Der erste Artikel ist ohne Autorkorrektur erschienen, daher sind Ungenauigkeiten in Orthographie etc. stehen geblieben.

**) Die Schwester Jacobis.

***) Adolph Ferdinand Gehlen, 1775—1815, Privatdozent der Chemie in Halle, 1807 nach München. (Vgl. Allgem. deutsche Biographie 8, 497.)

sind solche absolut nothwendige Subjecte gewesen, ohne die schlechterdings kein weiteres Fortkommen und kein Zusammenhalten möglich war. Mit diesen Ausländern, die alle theuer erkauft und mit schweren Kosten herbeigehohlt werden müssen, ist bei einer schon armen Kasse das für solche Auslagen bestimmte Fach so erschöpft, daß kein anderer Mann aus der Fremde genannt werden darf. Alles dieses hat Friz auch schon Schelling gesagt, der noch vor Ihnen wegen Steffens sich an ihn wandte, und ein Promemoria über ihn von Baader und auch von sich selbst versprach, welche jedoch noch nicht eingekommen sind. Nichts destoweniger hat Friz doch schon einige Vorbereitungsschritte für St. gethan, um wo möglich weiterhin, wenn ein wenig Erhohlung eingetreten ist, leichtere Bahn zu finden. Diese Hofnungen dürfen für keine feste Zusage angenommen werden. Die ferne Aussicht ist nicht genug, die Gegenwart zu erleichtern. Wie sich alles hier drängt und durcheinander treibt, davon hat niemand einen Begrif, der nicht mit eigenen Augen hineinschauet. Was schon geschehn ist, ist freilich nichts geringes etc."

Ich überlasse es Deiner Klugheit und Deinem schönen Eifer für mich dieses zu brauchen. Ich bin ja aber so zinnernen, wie man sich denken kann, wenn man mich in einer Position betrachtet, und durchaus metallisch obendrein. Über das edle Metall in mir kann man ja ein Strich ziehen, wenn ich mich selbst für bloßes Zinn verkaufe. Sonst habe ich jezt entdeckt, warum ich niemals dahinkommen darf, einen Braten zu essen, nehmlich weil ich selber einer bin. In der That mein Schicksal wird durch Druck, Delicatesse, und alle Erfindungen des modernen Mitleiden, das der Teufel erfunden hat, ferner durch Armuth u. s. w. so elend und erbärmlich, daß ich nothwendig anfangen muß, darüber zu lachen, um nicht selbst erbärmlich zu werden. Deinen Brief theile ich der Sieweking mit, denn ich glaube, Du willst Deine Äußerung soll von dieser Seite wieder an Jacobi kommen. Ich hoffe Dich nicht zu misverstehen. Deine Hofnung ist durch Jacobis Brief wirklich ein wenig locker geworden.

Nächstens mehr. H. Steffens.

Ich und Hanne grüßen Dich und Deine Frau.

Steffens an Schelling.

d. 2. Jan. 1808.

Lieber Schelling! Sei nicht böse darüber, daß ich den Aufsaz noch nicht geschickt habe. Ich las ihn durch und fand, daß manches fehlte, besonders

die lebendige Assimilation alle[r] bekannten Thatsachen. Ich habe nun Bücher von allen Seiten zusammengescharrt und denke seit drei vier Wochen an nichts anders. — Die Hofnung, mit Dir in Verbindung treten zu können, hat die alte fröhliche Productivität wieder erweckt. Was ich Dir schicke, wird ungefähr 6 gedruckte Bogen ausmachen. In 8 Tage[n] geht es ganz gewiß mit der fahrenden Post ab.

Deine Rede habe ich gelesen*), und ich darf Dir sagen, wie viele Freude sie mir gemacht hat. Das erste wahre Wort über die Kunst seit so viel Gesudel — das Innerste der Kunst selbst zur Kunst gestaltet — Um so wichtiger für diejenigen, die die Eigenthümlichkeit Deiner Speculation schäzen, da sie frühe sich an die Kunst anschloß.

Ich lasse mich sehr gern in einem Bergcollegio anstellen. Ich will hoffen, daß Jacobi dadurch, daß Halle restituirt wird, nicht lässiger wird. Da ist wenig zu hoffen. Eine elende Universität, abgekürzte Gehalte und — Nicht bloß Dein Umgang, alles was ich, mit Dir in Verbindung, werden kann, auch das herrliche, unbekannte Gebirge lockt mich nach München, und ich habe es eigentlich von Anfang an so verstanden. Bis Frühjahr kann ich warten, denn Rumohr leiht mir Geld. Nur bitte ich Dir, wenn irgend etwas geschieht, mirs wissen zu lassen. Du kannst denken, daß Gläubiger und Verwandte darauf dringen, daß ich mich bestimmen [soll]. Mit den leztern würde [ich] schon fertig werden. Die erstern haben verdammte Argumente.

Es wäre doch fürchterlich, wenn ich ein angefangenes, so schön eingeleitetes Glück entbehren würde, bloß einiger Wochen wegen.

In acht Tage mehr, denn meine Arbeit ruft mich.

Adieu

H. Steffens.

Ein glückliches Neujahr an Dich und Deine Frau.

Steffens an Schelling.

Krempelsdorf bei Lübeck d. 14. Jan. 1808.

Hierbei, liebster Freund! erhältst Du den Aufsaz. Möchtest Du zufrieden sein. Er ist mir unter die Hände in wenigstens vier Aufsäze zerfallen. Der nächste wird den äußeren Gegensaz der Animalisation und Vegetation

*) „Über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur," am Namenstage des Königs 12. Oktober 1807 in München.

betrachten, wie Du ihn schon beim Zerfallen thierischer und Pflanzenkörper, beim Entstehen der grünen Materie wechselnd, der Bildung der Infusionsthiere und bei Schimmel fixirt, gespannt, wie ich mich ausdrücke, erblickest....

Über Deine Rede habe ich sehr viel, was mir innigst auf dem Herzen liegt, mit Dir zu sprechen. Möchte es doch mündlich geschehen können. Die kühne, große, so mannigfaltiges in sich fassende herrliche Gestalt der Kunst spiegelt sich in jedem Worte; doch giebt es einzelne Züge, die ich gedeutet wünsche.

Meine Lage ist ihrer höchsten gefährlichsten Krise ganz nahe. Ich habe Briefe aus Kassel. Ich muß mich bald entschließen. Noch habe ich Muth gehabt die Rückkehr nach Halle nur halb anzunehmen. Bleibt es aber in München noch länger ungewiß, so muß ich wohl, obgleich mir schaudert. Alle Freuden der schönsten Vergangenheit meines Lebens, die ganze herrliche Zeit, die wir in frischer muthiger Production miteinander verlebten, blühten in der Hofnung mit Dir zu sein wieder auf. Ich muß Dich leider zu einem Endurtheil auffordern, und bis ich Deine Antwort habe, will ich noch sehen, wie ich es halte. Adieu, lieber Freund! möchte der Himmel uns wohlwollen.

Rumohr grüßt. Dein Freund H. Steffens.

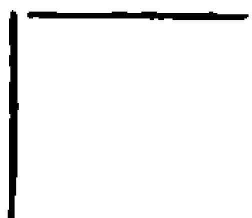
Steffens an Schelling.

[Januar 1808.]

Auf Deinen lezten Brief muß ich Dir mit ein paar Worten antworten. Du weißt, wie fatal mir H. ist. Indessen ist es nicht anders, und ich muß suchen hinzukommen. Ein jeder Professor wird nicht wieder angenommen, und ich bin den meisten natürlich verhaßt. Du kennst kaum die saubere Gesellschaft. Alte, halbverfaulte Kantianer, die die Naturphilosophie wie die Pest hassen. Reil hat mich gewarnt. Ich habe sie nie beleidigt, nie einmal auf ihre plumpen Anfälle in Vorlesungen geachtet. Es ist aber nicht anders. Ich habe zwar eine Anstellung ausgeschlagen, habe zwar, als ich H. verließ, erklärt, daß ich die Universität, solange sie in Noth wäre, nicht verlassen würde — was ich selbst der dänischen Regierung erklärte, ehe ich ein Wort von ihrer Albernheit wußte. Aber wo sollte ich Waffen erhalten, einen Krieg zu führen, den ich niemals verstand? Indessen ist mein Schwiegervater ein betriebsamer Mann, und selbst in Kassel*), wo er — denke Dir!

*) Reichardt war vor Napoleon geflohen, fand aber dann am Hofe Jéromes einen Platz.








Paulus Potter:
Landschaft mit Weidevieh.
(Amsterdam).



so gar geschäzt wird, wie man sagt. Mit Müller bin [ich] in freundschaftlicher Verbindung gewesen, und habe ihm geschrieben. Eine Nervenkrankheit, die ihm die Hofetiquette zugezogen hat, hat ihm bisher verhindert zu antworten. Daß er mir sehr wohl will weiß ich. Auch an Dohna habe ich geschrieben. Er will mir sehr wohl. Daß ich mein ganzes Gehalt erhalte, daran ist kaum zu denken.

Die Hofnung nach München zu kommen halte ich fest, sie ist die schönste — und mag nicht wiederholen, was Du schon so oft von mir gehört hast. Wie viel lieber möchte ich Dir als J.[acobi] meine Lage dort verdanken. Ich würde ihn niemals hassen, gewiß er würde selbst mit mir zufrieden sein, wenn ich hinkäme. Aber Du kannst nicht leugnen, daß wir beide zu weit gegangen sind, um zurückzutreten, und ich ärgere mich sehr darüber, daß der Mensch durch die Weiber mir seine Thaten kund thut, und mir nicht einmahl eine Antwort werth hält. —

Geognostische Untersuchungen müssen in einem neuen Staate, wo so viele ununtersuchte Gebürge sind, von Wichtigkeit sein. — Diese erstens, dann auch das theoretische von der Hüttenkunde, würde mein Hauptfach sein, wenn ich wählen kann. Ich liebe solche Geschäfte und würde sie mit allem möglichen Eifer treiben.

Und so lege ich mein Schicksahl in Deine Hände, lieber Freund. Wie es mit H. geht, sollst Du erfahren, sobald ich etwas bestimmtes weiß. Grüß Deine Frau, ich würde mich sehr auf die erneuerte Bekanntschaft freuen.

Adieu H. Steffens.

Steffens an Schelling.

Hamb. d. 26. Jan. [1808].

Ich falle Dir mit häufige Briefe beschwerlich, lieber Schelling, indessen finde ich es doch nothwendig, Dich wissen zu lassen, daß es mit H[alle] sehr elend aussieht, daß D. [ohna] und M. [üller] mir beide haben wissen lassen, daß sie wünschen, ich gienge nach M. Indessen reise ich in einigen Wochen nach H. und Morgen von hier nach Lübeck. Ein Brief lieber Freund! trifft mich noch da.

Ich will versuchen, die Miene zu machen als wenn ich in H. herrlich daran wäre. Deinen lezten Brief habe ich erhalten, und zweifle keineswegs an Deinem schönen, unermüdeten Eifer. Ich spreche hier immer, als wenn J. sich alle mögliche Mühe gäbe. Die wilde Zeit geht jezt leider wieder an und an Ruhe ist nur bei Dir zu denken.

Reichard ist Directeur general du theatre et des Orchestr. geworden, aber weder er noch irgend ein Deutscher hat den allergeringsten Einfluß.

H. St.

Steffens an Schelling.

d. 17. Febr. [1808].

Lieber Freund! ich schicke Dir hiermit ein paar Blätter über meine Grundzüge. Ich glaube es wird gut sein nicht alles auf einmahl zu schicken; denn eine etwas ermüdende Lectüre wird es doch abgeben. Kaum wirst Du Dir vorstellen, wie kurz meine Grundzüge sind und wie viel ich mit ein paar Zeilen gesagt habe. Daher ist ein Auszug mit sehr vielen Schwierigkeiten verknüpft. Vorzüglich möchte ich Dir den Kern der Evidenz in meinen Combinationen enthüllen, aber dieses wird sehr schwer sein, theils weil dieser sich doch am hellsten darstellen läßt durch eine weitläufige Auseinandersezung, durch das Gewicht aller Thatsachen, theils weil Dir manches in meinen Grundzügen dunkel sein mag, welches ich ohne allen Zweifel, wenn wir uns sprächen, mit wenigen Worten deutlich machen könnte und jezt vielleicht kaum ahnde. Ich weiß, daß meine Ansicht einer Evidenz fähig ist, die über allen Zweifel erhaben ist. Möchte ich doch so glücklich werden, mit Dir in persönliche Beziehung zu treten. Wolltest Du mir wohl ein paar Worte über den Aufsaz sagen? Manches ist dir vielleicht auch da dunkel. Nächstens mehr.

Meine Lage ist die nehmliche — und meine Aussichten in Halle überaus spärlich. Schleiermacher warnt auch mich wiederholt für das Zurückgehen und der kleine jämmerliche Gilbert*) soll eine Hauptcabale gegen mich eingeleitet haben, auch den Commendanten, die ganze Universität beherrscht, gegen mich gestimmt haben. Die Universität wird eine Landschule, und steht unter dem Prefecten, den Gott kennen mag.

Indessen gehe ich nach Halle in 14 Tage etwa. Wie es gehen wird, mag Gott wissen.

Ich mache Morgen früh eine kleine nothwendige Reise nach Kiel. In einige Tage kehre ich zurück und gehe dann unverzüglich an die Arbeit für Dich.

An Baader habe ich geschrieben. O lieber Sch.! wenn ich in ruhiger

---

*) Gilbert, Ludwig Wilhelm, 1769—1824, von 1808 an Professor der Mathematik und Physik in Leipzig. Vgl. Allgem. deutsche Biographie 9, 168.

Thätigkeit bei Dir wäre, wie glücklich würde [ich] mich schäzen! Meine Frau grüßt Dich und Deine Frau. Der gute Rumohr legt einige Zeilen bei

Adieu lieber Dein

H. Steffens.

Steffens an Schelling.

Giebichenstein b. Halle d. 16. Merz 1808.

Liebster Freund!

Ich bin nun hier, und habe es erträglicher gefunden, als ich glauben konnte; denn man hatte mir alles viel ärger geschildert, als es ist. Ich habe, seit ich Dir lezthin schrieb, nichts thun können, denn ich mußte eilen herzukommen und bin immer auf Reisen gewesen. Hier kann ich aber, vorzüglich durch die Hülfe des braven Rumohr, den ganzen Sommer sorgenlos und, wie ich hoffe, ganz ruhig leben. Bald hörst Du mehr von mir. Ich sehne mich aber nach einigen Zeilen von Dir, lieber!

Die Fortsezung des angefangenen Briefes nächstens. Morgen oder Übermorgen ziehe ich in meinem Hause ein.

Wenn wir zusammen wären!

Grüße Deine Frau Dein

H. Steffens.

Steffens an Schelling.

Halle d. 29. April [1808].

Ich muß nothwendig glauben, daß mehrere Briefe an Dich verloren gegangen sind. Ich schrieb Dir — als Antwort auf Deinen Brief im Februar — darauf einen weitläufigen Brief in Merz*), meldete Dich die Ankunft in Halle und nun vor 4 Wochen schickte ich Dir das vollständige tabellarische Schema meiner Grundzüge, das ich mit vieler Mühe entworfen hatte. Mein erster Brief war, wie ich selbst fühle, fast undeutlicher wie die Grundzüge. Auf alles dieses habe ich keine Antwort. Ich weiß nicht einmahl, wie es meinem armen Aufsatz ergangen ist — noch weniger, wie es mit München und vor allem mit Dir, lieber Schelling! steht. Du erzeigtest mir einen wahren Gefallen, wenn Du mir ein paar Zeilen schriebst. Sagen

*) Nicht aufgefunden.

muß ich Dir aber, daß auf ein Zeugniß von Werner wenig zu rechnen ist. Er ist mir sehr böse, denn er hat erfahren, daß ich in einer Schrift, von welcher schon einige Bogen seit einem Jahre gedruckt sind*), seine Meinung über den Ursprung der Salzquellen bestreite, und dergleichen kann der gute Mann nicht vertragen. Es ist eine Schrift über die Mineralquellen überhaupt, völlig detaillirt, und ich hoffe, sie wird auch nicht unangenehm sein.

Hier ist alles schlecht genug. Endlich erhalten wir doch ein Vierteljahr — aber wann das zweite? das mag Gott wissen. Einige Studenten sind hier**), aber ich spüre nichts. Kaum werden viele herkommen und der Geist, der sich doch zu regen anfieng, ist sicher verschwunden. Ich arbeite und thue, als merkte ich nichts. Es wäre doch schlimm, wenn alle Hofnung auf ein schönes Zusammensein mit Dir nur ein Traum gewesen wäre. Grüße Deine Frau und schreib mir bald. Dein H. Steffens.

Rumohr ist wohl noch nicht [in] München? Ich habe, wunderlich genug, seit ich Lübeck verließ — Anfang Merz — gar nichts gehört. Seine Schwester schreibt, er würde eine Zeitlang in Göttingen bleiben. Es ärgert mich, daß Baader nicht antwortet. Will er auch den hohen Gönner spielen? So hohl ihm der Henker — Reil trägt mir auf bei Dir vorzufragen, ob Du mit Troxler***) in Verbindung bist? und ob Du wohl weißt, ob er eine mäßige Stelle auf der hiesigen Universität annehmen möchte? Reil träumt immer — Gott mag wissen, worauf er seine Hofnungen gründet. Ich, der ich grade mehr als die übrigen mit Kassel in Verbindung bin, sehe nichts Gutes und erwarte gar nichts.

Steffens an Schelling.

Halle, d. 10. August [1808].

Was mich verhindert hat Dir zu schreiben, l. Schell! war mancherlei und es wird zum Theil aus diesem Briefe erhellen. — Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie innig es mich freuet, daß Du Dich in einem Kreis bewegen kannst, in welchem es Dir wohl sein muß. Nimm meinen herzlichen Glückwunsch. Auch weiß ich wohl, daß Du hier vor allem und [in] diesem Kreise

*) „Geognostisch-geologische Aufsätze", Hamburg 1810.

**) Etwa 300.

***) Ignaz Paul Vitalis Troxler (1780—1866), lange Zeit Arzt, dann Professor der Philosophie in Luzern, Basel und Bern, war zunächst Anhänger von Schelling, wandte sich aber schon in „Blicke in das Wesen des Menschen" (1812) von ihm ab.

die Ruhe und die Freude der Darstellung finden wirst, aus welcher Du zwar innerlich niemals gewichen bist, die aber doch von einem rohen wiederstrebenden Stoff — nicht von der Natur selbst, wohl aber von ihrem verworrenen Reflex in der gegenwärtigen Geschichte — mehr oder weniger getrübt ward. Erst hast Du Dich in der Physik und Chemie versucht, und die Naturforscher, wenn auch noch nicht gebessert, doch in ihrer barbarischen Sicherheit gestört. Dann wandtest Du Dich zu den Physiologen, die Dir, selbst von ihren Misverständnissen gefangen, doch innerlich verwandter sein mußten, und es giebt doch gegenwärtig in Deutschland keine Physiologie, die nicht mehr oder weniger aus dem Mittelpunkt Deiner Bestrebungen sich gebildet hat. Von dem Centro der Speculation ausgehend bist Du nun zu ihre heiterste und unbetrübteste Darstellung zurückgekehrt. Hier ist doch der Eingeweihte mehr wie anderswo von den Barbaren gesondert, und ist es gleich wahr, daß die Kunst erstorben ist in unseren Tagen, so daß die Hofnung eine eigenthümliche zu sehen, nur durch einen Glauben, jenem der Altväter des alten Testaments ähnlich, sich festhalten läßt, so steht sie doch, wie das Allerheiligste, reiner und gesonderter, als alle übrigen Producte der Menschen in der Geschichte, denn hier zuerst ist alle äußere und todte Verknüpfung des Bedürfnisses ganz verschwunden.

In dieser Rücksicht und indem man aufgehört haben muß, an Dich die Anforderungen zu machen, die doch alle mehr oder weniger trüben und stören, ist auch Dein bürgerliches Loos beneidenswerth und herrlich. Wie gerne lebte ich mit Dir! Selbst nachdem ich die Hofnung aufgegeben habe, bleibt es mir klar, daß dieses mein größtes, ja, irrdisch gesprochen, vielmehr mein einziges Glück wäre. — Obgleich nun dieses was erfreuliches und Herrliches ist, so kann ich den Schmerz nicht verbergen, den ich fühle, indem ich gestehen muß, daß ich Deine Theilnahme an m e i n e n Bemühungen immer mehr entbehren muß, und das eben jezt, da ich allmählich anfange, was mich 10 Jahre lang bewegt und beschäftigt hat, besonnen zu entfalten. Doch Du wirst, fürchte ich, an jenen colossalen Bemühungen, wo die Glieder kaum zu überschauen sind, eine wiederhohlte Höllenfahrt, gebundene Geister zu befreien, die seit die Erde ihre ungeheuren Glieder regte hier verschloßen sind, an tausend scheinbar zersplitternde und kleine Nebenbemühungen kaum mehr Antheil nehmen — und allein stehend — denn wenige haben mich angesprochen — muß ich es wagen darauf, ob aus dem Volke jemand mich hören und begreifen wird. Doch muß ich Dir sagen, daß ich von der Freude des ruhigen und besonnenen Producierens mehr als je ergriffen bin. Eins wirst Du schon

zur Michaelis-Messe sehen — Geognostisch chemische Aufsätze — als Vorbereitung zur innern Naturgeschichte der Erde. Manches ist eine kritische Auseinandersezung der genauesten Details. Denn manches muß vorbereitend geschehen. Manches muß ich so was sich hervordrängt mäßigen, manches was mehr verborgen ist herausheben, sondern was man sonst verbinden zu können wähnte, verbinden, was man gewöhnlich sondert, und so diejenige Mischung hervorbringen suchen, die unter allen für die Darstellung des höheren Bildes die schicklichste und empfänglichste ist.

Auch meine äußere Lage hat sich gebessert. Bis jetzt ward das Gehalt ordentlich ausbezahlt, und wenn es mir gelänge noch etwas zu verdienen, könnte ich ruhig sein — denn leider bezahlt die Schrift nur eine alte Schuld. Ich habe einen Vorschlag zur Errichtung einer Bergakademie in Halle eingereicht. Dieser ist im ganzen Umfange genehmigt*). Ich forderte die Ausfertigung eines Befehls, daß alle Bergwerkbeamte des Königreichs verpflichtet sein sollten mir eine vollständige Suite der geognostischen und oryktognostischen Merkwürdigkeiten ihres Distrikts mit Bemerkung der Verhältnisse des Vorkommens einzuschicken, so daß allmählig ein Hauptbüreau für alle mineralogischen Schätze des Landes hier entstände. Ich habe alle diejenigen Bergwerksbeamte, die gebildeter sind, zur Theilnahme an einer Schrift, der Geognosie des Landes gewidmet eingeladen, ich habe die Anstellung einiger Lehrer bewirkt, und stehe im Mittelpunkt einer Unternehmung die, da ich mir nur das Theoretische vorbehalten habe — wenn der Grund nur nicht unsicher wäre, für mich höchst wichtig werden kann. Wenigstens hoffe ich eine Darstellung geognostischer Verhältnisse vorzubereiten, wie sie noch nicht stattfindet. Diese beschäftigt mich nun in hohem Grade. Eine fürchterliche Korrespondenz, die ich, bis ich erst einen Secretär habe, selbst besorgen muß, fordert ungeheure Zeit. Man fordert von mir bei der ersten Einrichtung alles, und ich suche es zu leisten. — Dazu werde ich von Buchdrucker und Buchhändler getrieben und dieses hat mich verhindert an Dich zu schreiben. Und doch — verschaffe mir eine ähnliche Lage bei Dir und [ich] bin da. Manches quält mich hier. Ich bin zu Deutsch, zu fremd, die Lage zu unsicher. Doch ich thue keinen Schritt weiter. Zu sehr fühle ich mich compromittiert durch die Schritte, die ich schon wagte. Zum erstenmahl habe ich mich — ich möchte sagen so weggeworfen, und Du wirst mirs nicht übelnehmen, wenn ich Dir gestehe, daß ich in dem, was Du unternahmst, mehr den etwas blinden Wunsch

*) Es kam trotz allen Bemühungen von Steffens nichts zustande.

eines Freundes, als die klare Übersicht des Möglichen sehe. Doch dieses liegt, wie alles, was in der nächsten Vergangenheit lag, wie ein böser Traum vor mir, aus dem ich erwacht bin, und ich fühle mich gedrungen zu gestehen, daß ich mich, mehr wie billig, an andern gehalten habe.

Grüße Deine Frau, laß uns ja, auch in der Ferne vereinigt bleiben und behalte mich lieb Dein

H. Steffens.

Würdest Du mir wohl bald wieder antworten? Dein Landmann, Dr. Jäger, der Dir diesen Brief bringt, kann Dir vielleicht mehreres von mir sagen. Ich kenne ihn indessen nicht genau.

Steffens an Schelling.

d. 8. Sept. 1808.

Ich eile Deinen lezten Brief zu beantworten, denn ich befürchte, daß mein lezter Brief, den ich Dir mit Dr. Jäger, Deinem Landsmann, geschickt habe, einen üblen Eindruck auf Dich machen oder Deinen Eifer erkälten könnte. Du könntest nehmlich daraus schließen, daß ich weniger eifrig wünschte nach München zu kommen. Nichts weniger. Nur will [ich] Dir bekennen, daß ich fast alle Hofnung aufgegeben hatte. Es schien nehmlich wunderbar, daß ich, nach dem was vorgegangen war, unter der großen Menge correspondirende Mitglieder der Gesellschaft nicht genannt war. Du trauest mir die Eitelkeit wohl nicht zu, daß ich irgend etwas in solche Kleinigkeiten suche, aber es schien mir eine Gleichgültigkeit zu beweisen, die mir wenig von der Academie hoffen ließ. Endlich schrieb mir Rumohr daß Du etwas von einer Professur in Landshuth erwähnt hättest, was nun allerdings nicht das wäre — wenn gleich etwas — und woraus ich schloß, daß auch Du alle Hofnung verloren hättest.

Da ich nun aber erfahre, daß Ihr noch thätig, so sage ich Dir, daß das Zusammenleben mit Dir, die Wirksamkeit, die mir in M. eröffnet werden könnte, die Aussicht, die herrlichen Schäze des wenig gekannten reichen Tyroler Gebirges um mich versammeln zu können, und selbst zu sammeln, für mich das höchste Glück sein würde. Lasse Dich nicht irre machen, wenn Du erfährst, daß ich hier ein Institut errichte. So eifrig ich bin, wird es kaum etwas werden. Ich habe bis jezt durchaus gar keine Unterstüzung und keine von Bedeutung zu hoffen. Ich fühle mich auf eine Weise fremd hier, die

ich kaum beschreiben kann. Nichts stimmt mit mir überein. Zuhörer habe ich bei der jezt so elenden Universität auch nicht, und führe äußerlich ein erbärmliches Leben. Also, gelingt es Dir, lieber Schelling, so eile ich zu Dir, und hoffe das Auferstehungsfest fröhlicher, vergangener Zeiten mit Dir zu feyern.

Zur Michaelis-Messe erhältst Du etwas von mir. Ich habe so viel zu arbeiten, besonders des Instituts wegen eine so ungeheure Korrespondenz, daß Du den kurzen Brief entschuldigen [mußt]. Wie theuer sind mir die wiederhohlten Beweise Deiner festen Treue und liebenden Gesinnung! Sollte der Jacobi nicht zu bändigen sein?

Grüß Deine Frau von mir und meiner Frau.

Dein

Steffens.

Wechselnd war die Stimmung gewesen, mit der Steffens bei seinen Freunden gelebt hatte. Nur die Innerlichkeit des Verhältnisses zu diesen Männern half über das Peinliche der Situation hinweg. „Ein dunkler Schatten hatte zwar während des Aufenthalts in diesem schönen Kreise auf der Vergangenheit geruht, aber die rein menschliche Zuneigung teurer Freunde, durch geistige Annäherung erleuchtet, bildete einen heiteren Hintergrund, über welchem sich zwar der Trübsinn gestaltete u. dunkle, unfreundliche Tage hervorrief, die aber wie Wolken verschwanden." (Was ich erlebte, V, 308). In Halle sah es nun erst recht kümmerlich aus. Und doch verlor Steffens nicht seinen freudigen Glauben an Deutschland, es gebührt ihm der Ruhm, schon in den Unglückstagen 1806 u. auch jetzt nach dem Kriege stets die Hoffnung auf die Wiedergeburt ausgesprochen zu haben. „So kräftig ist die deutsche Nation, daß eine ewige Vergangenheit in ihr lebt und mit Sicherheit eine ewige Zukunft weissaget." (Perthes Leben, I, 210). Bei Steffens patriotischer Begeisterung, die ihn auch zur nicht ungefährlichen Teilnahme an den geheimen Bündnissen zur Befreiung Deutschlands trieb, hätte man erwartet, daß er auch — wie Schleiermacher, Fichte, Reil, Humboldt etc. — an die neue Berliner Universität berufen würde. Doch geschah dies nicht. Mit lebhaftestem Anteil verfolgte Steffens aber alle Vorgänge in Berlin, die Unternehmung Schills, die Reformen Steins. 1811 siedelte er nach Breslau über; mit wechselnden Gefühlen verließ er das Zentrum Deutschlands, um im Osten zu verschwinden — wie er glaubte. Er erhielt eine geräumige Wohnung in dem früheren

Konvikt der katholischen Studenten, über ihm wohnte sein Schwager Karl v. Raumer. Auf die Studierenden bekam er trotz mancher Konflikte bald tiefgreifenden Einfluß, und das sollte von großer Wichtigkeit werden. Am 2. Januar 1813 traf Friedrich Wilhelm III. mit seinem Stabe in Breslau ein, und nun befand sich Steffens im Mittelpunkte der Volkserhebung. Da beschloß er denn, selbst einen entscheidenden Schritt zu tun. Als der Aufruf an die Jugend ergangen war, sich zu den Waffen zu sammeln, kündigte er seinen Hörern an, daß er über diesen zu ihnen sprechen wolle. Gedrängt voll war der Hörsaal, bis auf die Straße stand die Menge, und nun sprach Steffens zu ihr in flammender Begeisterung von der Bedeutung und Forderung der Stunde. „Ich verkündete nichts Neues und Fremdes. Was ich sagte, war die stille Rede aller; und eben darum machte es starken Eindruck als ein Widerhall der begeisterten Seele eines jeden." Die Ansprache mußte wiederholt werden, und in den nächsten Tagen drängte sich die Jugend zu dem Büreau, in dem unter Steffens Aufsicht die Listen über die neuen Krieger geführt wurden. Der König richtete einen warmen Dankesbrief an Steffens und verlieh ihm, der sich selbst als erster Freiwilliger gestellt hatte, die Offiziersabzeichen. Steffens zog in den Krieg! Da er aber als Gelehrter kein praktisches Geschick für den Waffendienst zeigte, fand er andere, sehr wertvolle Verwendung, so als Gesandter an Bernadotte und als Redner, der das Volk in Westfalen für Preußen gewann.

Nach dem Kriege begann eine äußerlich ruhigere Zeit für Steffens. Bis 1832 blieb er in Breslau. 1817 machte er eine Badereise nach Karlsbad, im Anschluß daran suchte er München auf, wo er Jacobi, Franz Baader und vor allem Schelling zu sehen wünschte. Schelling war bereits zu Anschauungen übergegangen, die von seiner romantischen Periode weit ablagen. Die Schrift über die Freiheit 1809, im Todesjahre seiner ersten Gattin Caroline, hatte Steffens mit lebhafter Freude begrüßt. „Mir war dieser Aufsatz um desto wichtiger, ja, verband mich noch inniger mit Schelling, je entschiedener die Ansicht einer, die Entwickelung der Natur und des Menschengeschlechtes zugleich umfassenden Geschichte, mir das Höchste geworden war, was die Spekulation zu erreichen vermochte." Inzwischen war aber fast ein Jahrzehnt vergangen, und trotz mancher Ankünd gungen, ja, trotzdem schon 11 Bogen des großen Werkes „Die Weltalter" gedruckt waren, erschien nichts von Schelling. Unwillig wandte sich das Publikum von dem einst so verehrten Philosophen ab. Doch Steffens hielt in alter Treue fest in seinem Glauben an ihn und verteidigte ihn in der Erinnerung an jenes Zusammentreffen: „Es ist der leitende Geist der Geschichte selber,

der ihm gebietet und dem er sich unterwerfen muß. Daher liegt ihm ein anderer Maßstab des Fertigen vor als uns. Wir dürfen schon Versuche wagen, mehr oder weniger gelungen, denn, was einen bleibenden Wert erhält, ist doch eine gemeinschaftliche Tat." Und an Tieck schreibt er, 3. Jan. 1818: „Schelling ist in den letzten Jahren auf eine Stufe gelangt, die äußerlich schwankend, unsicher, ja widersprechend erscheinen müßte; aber redlich ist er im höchsten Grade, und eine tiefe vornehme Natur, fleißig, tiefforschend wie wenige, und wird uns mit dem, was er still sinnend geschaut hat, überraschen." Daraus können wir schließen, daß der Besuch 1817 in völliger Harmonie verlaufen ist, trotzdem zweifellos Differenzen bestanden. Seine tiefsten Überzeugungen pflegte Schelling jetzt nicht mehr so leicht auszusprechen, wie in den jenenser Tagen — er war verschlossener geworden, namentlich seit Carolinens Tod. Einen Punkt verschiedenen Lebensgefühls deutet Steffens selbst an: „Ich besitze Briefe von ihm, die seine Sorge um mich mit freundlicher Wärme aussprechen, und immer schloß er: „Wozu, und warum sollen wir uns in die Verirrungen der Welt hineinstürzen, ist doch unser Reich nicht von dieser Welt." " Als Grunddifferenz der Weltanschauung bezeichnet er: „Beide wollten wir das Leben aus einer Wirklichkeit erkennen, und doch nicht in derselben ..... Er wollte das Geschlecht aus seinem Ursprung, aus seiner ersten, einer höheren Macht unterworfenen Tat begreifen, ich aus der mir vorliegenden verworrenen Gegenwart. . . . Er ging von dem göttlichen Frieden aus, ich mußte ihn erringen" (Was ich erlebte, VIII, 375). Schelling hatte eben eine tiefe, innerliche Wandlung durchgemacht, Steffens war derselbe geblieben.

An den politischen Bewegungen der Reaktionsjahre nahm Steffens in seiner Weise teil: er schrieb — zur Verwunderung seiner Freunde — gegen die Turnbegeisterung; so in seiner Schrift „Das Turnziel" 1818. Dann folgten die „Karikaturen des Heiligsten". Nach Kotzebues Ermordung kam dann „Die gute Sache" und „Über die protestantischen Universitäten Deutschlands". Diese Schriften führen die Gedanken weiter, die er schon 1817 in „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden" ausgesprochen. Steffens steht — trotz seiner Leidenschaftlichkeit — nicht auf der Seite der schwärmerischen Jugend, die — ziemlich ins Blaue hinein — von einer ganz neuen Verfassung träumte. Die ständische Gliederung ist für ihn Grundlage des Staatslebens, Hallers Staatslehre bekämpft er trotzdem aufs heftigste. Aus dieser bewegten Zeit stammt die nächste Briefgruppe.

Steffens an Schelling.

Breslau d. 8. May 1816.

Indem der Freiherr v. Kloch, ein sehr unterrichteter und besonders in der Naturwissenschaft kenntnisreicher junger Mann, der manches erlebt und erforscht hat und mit lebendigen Eifer in der bedeutungsvollen Gegenwart lebt, dessen Absicht es besonders ist, die kecke und feste bürgerliche Gesinnung, die in Deinem Vaterlande sich so rüstig entwickelt, genauer kennen zu lernen, da er auf seiner Reise durch das südliche Deutschland auch durch München kommt, mich ersucht hat, einen Brief an Dich ihm mitzugeben, nehme ich die Gelegenheit wahr, um mein, vielleicht durch Jahre, lange Trennung, verschiedenartige Beschäftigung in Etwas erloschenes Andenken von Neuem zu erfrischen. Freilich sind wir, einst auf eine so fröhliche Weise vereinigt, wir müssen es uns wohl gestehen, durch die verschiedenen Wege, die wir von einem Punkt aus verfolgten, immer mehr getrennt. Aber dennoch möchte die Trennung mehr scheinbar als wirklich sein; denn Deine lezte Schrift über die Lehren der Kabiren auf Samothrace,*) hat mich für Dich wieder aufs Tiefste gewonnen, ja sie ist mir in so hohem Grade wichtig geworden, daß ich behaupten darf, Du erscheinst mir, belebend und erweckend jezt wie in jenen heitern Zeiten der Jugend von Neuem.

Es ist, nach so langer Trennung, da wir so verschiedenartig angeregt wurden, schwer einen Anknüpfungspunkt zu finden, am schwersten durch einen Brief. Indessen wird vielleicht eine Schrift, an welche ich in diesen Tagen die lezte Hand lege, dazu dienen den Standpunkt, den ich für das Leben, für das Daseyn überhaupt, gewonnen habe, genauer zu bezeichnen. Ich werde sie Dir, wie mehreren meiner Freunde, von welchen ich in diesen Winkel getrennt lebe, als ein Vermächtnis zuschicken. Denn was in den trüben Zeiten des Drucks mich gequält und erhoben hat, was ich in der Zeit hoffe und fürchte, suche ich darzulegen, meine Gesinnung und meine Ansicht des Lebens. Sie heißt: „Über die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden, mit besonderer Beziehung auf Deutschland", und wird hoffe ich mit der Unzahl der politischen Schriften wenig gemein haben.

Wenn ich Dir diese Schrift schicke sollst Du zugleich, wenn es Dir nicht etwa gleichgültig ist, meine Ansicht Deiner lezten Schrift auch erhalten. Mir würde es über alles wichtig und theuer sein, wenn wir auf diesen Wege nach Verlauf so vieler Jahre uns wieder näherten.

*) „Über die Gottheiten von Samothrake", Beilage zu den „Weltaltern".

Ich darf nicht behaupten, daß ich mit meiner hiesigen, etwas eingeschränkter Lage sehr zufrieden wäre, indessen habe ich Muße, und das ist doch in mancherlei Rücksicht das Wichtigste. Es sollte mir angenehm sein, wenn ich bei dieser Gelegenheit auch etwas von Dir, von Deiner Lage, von Deinem Leben und Treiben erführe.

Dein Freund

Steffens.

Steffens an Schelling.

Ich habe es meinen Kollegen und Freunden, dem Regierungsrath und Prof. v. Raumer und dem Prof. v. d. Hagen*), die auf einer Reise nach Italien begriffen sind, nicht abschlagen können, ihnen einige Zeilen für Dich mitzugeben, obgleich ich nun recht lange nichts von Dir gehört habe. Die beiden Freunde werden Dir wahrscheinlich nicht unbekannt [sein], sie sind beide sehr tüchtige und interessante Menschen. Die Darstellung des Zeitalters der Hohenstaufen nach allen Richtungen hat Raumer zum entschiedenen Geschäft seines Lebens gemacht, und wenn seltenes Talent, großer ordnender Verstand, lebendige Ansicht und tiefe Gelehrsamkeit zu ungemeine Hofnungen berechtigt, so dürfen wir vieles erwarten. Hagens Unternehmungen sind bekannt. Es ist ein höchst liebenswürdiger Mensch, ein wahres Kind. Von beiden, da sie meine lieben Freunde sind, wirst Du über mein Leben und Treiben manches erfahren können. Soll ich nie etwas von Dir wieder hören?

d. 6. Julii 1816

Dein

Steffens.

Steffens an Schelling.

Breslau, d. 8. Decbr. 19.

Der Überbringer dieses Briefes ist Dr Waagen, ein Vetter von meiner Frau. Er ist ein paar Jahre hindurch in meinem Hause gewesen und ich habe

*) Friedrich Heinrich v. d. Hagen, 1780—1856, hochbedeutender altdeutscher Philologe, vgl. Allgem. deutsche Biographie 10, 332—337.

ihn ganz außerordentlich lieb. Er beschäftigt sich vorzüglich mit der Kunstgeschichte, die er gründlich mit Lust und Liebe treibt. Er hat viel gesehen und ist in der Kunst erzogen. Ich müßte mich sehr irren, wenn Du ihm nicht auch troz seiner socratischen Physiognomie lieb gewännest.

Wie geht es Dir, lieber theurer Freund! Ich hoffe, Du bist nicht mehr so einsam, so innerlich in stetem Kampf mit dem großen, wunderherrlichen Schaz, der Dir anvertrauet war. Ich hoffte lange es doch durchzusetzen, daß ich zu Dir käme, und mit schwerem Herzen habe ich — doch wohl nicht ganz — die Hofnung aufgegeben. Ich mußte. Meine oekonomische Lage verschlimmerte sich und mit dieser mußte ich vor allem in Ordnung [kommen], unter den waltenden Umständen wollte ich der Regierung nicht zu viel verdanken. Ich war in der That einmahl in der Lage, daß ich mein sogenanntes Glück machen konnte. Ich habe es ausgeschlagen und bin arm in der Provinz geblieben. Doch hat meine Lage sich etwas gebessert. Im ersten Jahr wollte das alberne Volk, daß ich an der Spitze einer politischen F[r]action treten sollte. Es fehlte nicht an Aufforderungen mancherley Art. Keiner begreift es, wie man genug mit sich selbst zu thun hat, und wie das Streben, die Zeit und sich in der Zeit und mit ihr zu fassen, einen Menschen ebenso sehr bewegen kann, wie ihr flacher Enthusiasmus. Es hat mich ordentlich amüsirt, daß ich ein Obscurant geworden bin.

Nun aber kommen die elenden Schritte der Regierungen in der lezten Zeit, die Beschimpfung der ganzen gelehrten Welt, ein Attentat, wie es seit der Philosophen-Verfolgung unter Domitian nicht stattgefunden hat. Jezt muß ich wieder hervortreten und thue es. Aber, glaube mir lieber Freund! ich habe das Zeug herzlich satt. Das Schimpfen freilich kümmert mir wenig. Destomehr, daß alte Freundschaft an dieser Klippe der Seichtigkeit der Zeit scheitern sollte. Den zweiten Theil der Caricaturen lasse ich in zwey Abtheilungen drucken. Die erste, die alles enthält, was ich von dem Staat noch zu sagen habe, wird Gottlob in diesen Tagen fertig, und dann auch von Staaten und Völker kein Wort mehr in meinem Leben.

Wir leben hier indessen recht lustig und guter Dinge, ich bin heiter, sammle fleißig zu meiner Kritik der Physik und habe keinen heißeren Wunsch als mit Dir, theuerster, herrlichster Freund! einige Monathe zu verleben, Deine liebenswürdige Frau, Deine liebliche Kinder, Dich selber zu sehen. Ich muß schließen, denn die Hofnung ergreift mich. Grüße Deine Frau und behalt mich lieb.

Dein

Steffens.

Steffens an Schelling.

Breslau, d. 17. October 1820

Lieber Schelling! Einigemahl habe ich Dir geschrieben, und zwar durch Freunde, die nach München reisten. Doch bin ich ungewiß, ob meine Briefe Dich getroffen haben. Ich wünschte recht sehr zu erfahren, wie Du Dich, nach Deiner letzten, schweren Krankheit befindest, ob die Nachricht, die ich durch Waagen erhalten habe, daß Carlsbad Dir so nützlich gewesen ist, zuverlässig ist. Wie sehr habe ich es bedauert, daß ich nicht hinkommen konnte. Aber es war mir, durch unangenehme Verhältnisse gekettet, leider nicht möglich. Aber die Hofnung, ein paar Monathe mit Dir in München zu verleben, kann ich durchaus nicht aufgeben. Mein ganzes Studium erfordert eine Reise nach Vesuv und Auvergne, wenn der am letzten Orte geschichtliche Ausbruch so erloschen ist, wie der natürliche am letzteren [ersteren]. Vor allem aber danke ich Gott, daß ich nun alle Schriftstellerey, die mit der Politik in irgend einer Berührung steht, auf immer geschlossen habe. Diesen Winter hindurch arbeite ich an einer Anthropologie, in meinem Sinne, schließe mein oryktogn. Hdb. und gebe vermischte Schriften, physicalischen Inhalts heraus, Aufsätze, die meistens schon ausgearbeitet da lagen. Dann folgt die Kritik der Physik, die psysikalische Geographie — die als Concentrationspunkt meine Ansicht der Menschenracen enthält, und wenn Gott mir Leben und Gesundheit gönnt, soll darauf die innere Naturgeschichte der Erde, mannigfaltig vorbereitet erscheinen. . . . . . .

Du hast dem guten Gustav Waagen, den ich so herzlich liebe, als wäre er mein Sohn, und der gewiß ein tüchtiger Mensch wird, die Aussicht auf eine Anstellung in München eröfnet. Wie sehr danke ich Dich, wie freue ich mich, Dir verpflichtet zu seyn für eine Wohlthat, die mir erscheint, als wäre sie mir erzeigt. Was möchte ich nicht Dir und Deiner Liebe verdanken, Du treuester aller meiner Freunde. Aber ich fürchte der gute Waagen scheuet sich Dir zu sagen, wie nothwendig ihm eine möglichst schnelle Anstellung ist. Sein alter Vater wankt am Rande des Grabes und lebt, im Besitz eines wahren Schatzes an schönen Bildern, die er in der herrschenden Verwirrung nicht verkaufen kann, in der bittersten Armuth. Er muß sich anstrengen, seinen Sohn zu unterstützen, und der gute Sohn quält sich. Das ist seine Lage. Ich sage Dir nichts weiter, daß Du alles thun wirst, was Du vermagst, das weiß ich sehr wohl. Die Schwierigkeiten kann ich freilich nicht beurtheilen.

Denkt Deine gute, liebe Frau noch zuweilen an mich? Wie glücklich

würde ich seyn, wenn [ich] einige Zeit in eurer Mitte verleben könnte. Wie steht es mit Deinen Arbeiten? Willst Du mir wohl ein paar Zeilen gönnen?

Dein treuer
Steffens.

Steffens an Schelling.

(?)

Da ich Dich leider nicht selbst besuchen kann, ist es mir in der Tat eine Art Trost durch diese Zeilen Dir die Bekanntschaft meines theuren Freundes des preuß. Kammerherrn und Major v. Willisen verschaffen zu können. Er war in Halle als junger Mensch mein Zuhörer — wir trafen uns im Feldzuge und länger als vier Jahr war [er] mein Hausgenosse hier in Breslau. Gewiß kein Mensch kennt mich genauer, keiner ist mir näher. Daß Ihr beiden euch einmahl treffen möchtet — er und Du — mein trefflichster Freund — war von jeher meine Sehnsucht. Er ist von dem König sehr geschätzt. Der Kronprinz liebt ihn und er ist ein genauer Freund des Prinzen Wilhelm, ein reiner, herrlicher Mensch. Ihn begleitet Graf York, ein Sohn des Feldmarschalls, der 3 Jahre lang an meinem Tische aß und unter meiner Aufsicht stand.

Sie werden Dich sagen, wie innig [ich] Dich liebe, wie oft ich an die herrlichste Zeit meines Lebens denke

Dein
Steffens.

Am 1. Mai 1823 schreibt Steffens an Mynster: „Ich bin leider noch fortwährend in heftiger Bewegung, inwendig in beständiger Aufregung, ja Erschütterung, ganz ergriffen von dem gegenwärtigen Augenblicke.“ 1821 war das Rektoratsjahr, 1822 erschien seine „Anthropologie“ und schon ergriff ihn eine neue Bewegung, die an die frühesten Jugendeindrücke anknüpfte: der Kampf um die Union. Die Beanlagung für das Religiöse war namentlich durch Schleiermachers Einfluß gepflegt worden. In Breslau spann sich nun ein inniger Verkehr zwischen Steffens und dem lutherischen Pfarrer Scheibel an, der dadurch befestigt wurde, daß Steffens' Tochter bei diesem Geistlichen Unterricht erhielt. Aus tiefster Überzeugung erklärte sich Steffens gegen die Union in seiner Schrift „Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben. Eine Stimme aus der Gemeinde“ (1823). Wieder mußte Steffens erkennen, daß er auch von seinen Freunden in seinen Motiven mißdeutet wurde. Trotzdem hielt er treu zu der kleinen

Gemeinde, sandte selbst eine Bittschrift an den König, wandte sich an den ihm nahe stehenden Kronprinzen usw. Um seine innerste Meinung klarzustellen, schrieb er endlich: „Wie ich Lutheraner wurde, und was das Luthertum mir ist. Eine Konfession" (1831). In demselben Jahre war er Gast des Kronprinzen auf Schloß Fürstenstein und die Folge der Unterredungen war ein Ruf nach Berlin als Professor der Naturwissenschaft. Schon im Winter 1824/25 hatte er dort unter großem Beifall Vorträge gehalten. Die geistige Lage war allerdings für ihn nach Hegels Tode nicht sehr günstig. Es war die Stadt der absoluten Reflexion, in der Hegels Lehre unbedingt herrschte. Daneben machte sich ein Spezialistentum breit. Trotzdem hatte Steffens einen langsam wachsenden Erfolg und einige tüchtige, namentlich theologische Zuhörer, die von Schleiermacher beeinflußt waren. In geselligen Verkehr trat Steffens mit den bedeutendsten Mitgliedern der Universität und auch mit Bettina v. Arnim. Über die Stimmung der ersten Jahre äußert er sich in einem Briefe an seinen Verleger Joseph Max in Breslau (11. Juli 1832): „Alles geht hier seinen gewöhnlichen Gang und von den politischen Ereignissen wird man immer weniger aufgeregt. Ich glaube, es gibt kein ruhigeres Land als Preußen jetzt. Man hat sich an den provisorischen Zustand der Dinge gewöhnt . . . Hier aber herrscht eine Anhänglichkeit für den König, die täglich steigt, und die Treue scheint mir, seit ich hier bin, ein tief wurzelndes Element, daß es selbst viele Stürme überwinden wird."

1837 wurde eine Ferienreise unternommen, von der uns die Briefe noch erzählen werden, und 1840 nahm Steffens auf Einladung Christians VIII. an dem Krönungsfest in Kopenhagen teil. In demselben Jahre verschob sich seine Position in Berlin sehr zu seinen Gunsten durch den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. Für das geistige Leben der Hauptstadt brach damit eine neue Ära an. „Alles ist in dem mächtigen Strudel der Begeisterung fortgerissen, der entstehen mußte, da ein neuer lebendiger König erschien, dessen gewaltige geistige Persönlichkeit größer ist als seine Stellung. Ich kenne ihn seit mehr als 20 Jahren, und weiß, was wir von ihm zu erwarten haben. Ein solcher mußte kommen, damit die erblaßten Figuren der abstrakten Paragraphen Könige papierner Konstitutionen verschwinden." (An Max, 23. Okt. 1840).

Das Hauptereignis der letzten Lebensjahre war Schellings Berufung nach Berlin. Endlich wurde die jahrzehntelange Sehnsucht erfüllt. Mitte Oktober 1841 kam Schelling zunächst probeweise nach Berlin, wo er seine

mit Begeisterung aufgenommene Antrittsvorlesung hielt (vgl. meine Ausgabe „Schelling als Persönlichkeit", 1908). Im nächsten Jahre siedelte er für die Dauer über. Wie das Verhältnis der beiden Freunde sich gestaltet hat, habe ich noch nicht klar erforschen können; es fehlen mir noch Äußerungen von Steffens darüber. 1841 schrieb er (19. Okt. an Max): „Schelling habe ich gesehn. Ich war doch erschrocken, denn ich fand ihn sehr gealtert. Wir werden uns hoffentlich verständigen nach so langer, langer Zeit." Mit der Religionsphilosophie von Steffens war Schelling nicht sehr zufrieden gewesen — das ist verständlich, denn das ist ja das Gebiet seiner eigenen rastlosen Arbeit. Auch die verschiedenen Romane von Steffens („Die vier Norweger", „Malcolm", „Die Revolution") werden ihm nicht sehr gefallen haben.

Mit seiner 10 bändigen, teilweise sehr weitschweifigen Selbstbiographie schloß Steffens sein Lebenswerk. Am 13. Februar 1845 ist er gestorben, Schelling hielt einen Vortrag zu seinem Gedenken und leitete seine nachgelassenen Schriften ein. Die Bedeutung des Mannes liegt in der Frage enthalten, die er selbst aufwarf: „Habe ich nicht in verschiedenen Zeiten die Gemüter der Jugend in Bewegung gesetzt?"

Steffens an Schelling.

Berlin, d. 16. Aug. 1835.

Lieber Fr.! Indem der Hofprediger Strauß*), mein vieljähriger Freund, durch München reist und Deine Bekanntschaft zu machen wünscht, nehme [ich] die Gelegenheit wahr, Dir einige Zeilen zu schreiben. Oft war es freilich meine Absicht, den durchgeschnittenen Faden unserer Verbindung wieder anzuknüpfen, es war mir aber schwer, den Anknüpfungspunkt zu finden. Besonders seit ich hier bin, vorzüglich seit der unanständige Anfall**) auf Dich stattfand, der freilich keinen Eindruck gemacht hat und

*) Gerhard Friedrich Abraham Strauß (1786—1863), vergl. Allgemeine deutsche Biographie 36, 532.

**) Gemeint ist die Rezension von Hinrichs in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" Berlin 1835, 1. Band, S. 273 ff., über die von Schelling eingeleitete Übersetzung des Werkes von V. Cousin über französische und deutsche Philosophie. Da heißt es u. a.: „Ungerechter, unwürdiger ist wohl nie ein großer Mann behandelt worden, als Hegel in diesen Schellingschen Phrasen. In denselben ist sozusagen die Hegelsche Philosophie auf den Kopf gestellt . . . Gegen solche (Hegels) Werke der Erkenntnis und des Geistes sind alle Schellingschen Werke Stückwerk geblieben, und Flickwerk, Versuche, Skizzen ohne Ausführung . . . Darum können wir nur mit Wehmut niederschreiben, daß Schelling nicht bloß gegen Hegel ein Zurückgebliebener, sondern in seinem Streben gegen ehemals selbst ein Zurückgekommener ist."

mit welchen die gescheutern Hegelianer selbst unzufrieden sind. Ich erklärte sogleich, daß ich nicht theilnehmen könnte an einem Blatt, in welchem ein solcher Angriff gedruckt, und bin nur auf vieles Bitten genannter Mitarbeiter geblieben, mit der Bedingung, daß ich diesen Angriff, wie es gebührt, in dieser Zeitschrift selbst zurückweisen [darf], wozu mir die Recension der Eschenmayerschen Naturphilosophie Gelegenheit geben wird. Daß diese noch nicht erschienen ist, rührt von den vielen Geschäften her, die mit dem Rectorat verbunden sind und die mich allen literarischen Arbeiten abhalten. Ich kann es nicht leugnen, ich lauerte fortdauernd auf die Erscheinung Deiner lange versprochenen Schrift, ich bin überzeugt, daß ich noch in unserm Alter die Rolle wieder aufnehmen kann, mit welcher unsere, mir ewig unvergeßliche Freundschaft jetzt vor 35 Jahren anfieng, und ich sehne mich nach einer Anregung, die mich verjüngen würde.

Von Str. kannst Du Manches über meine hiesige Verhältnisse, über meine Stellung der Hegelschen Schule gegenüber, die übrigens durch Gabler kaum wieder aufleben wird. Vor allem aber habe [ich] ihm aufgetragen über die Bemühungen des Kronprinzen Dich für uns [zu] gewinnen ausführlichen Bericht abzustatten. Sie scheiterten an der bornirt Hegelschen Gesinnung des Ministerii und wir [haben] nun, an Deiner Stelle, einen ausgetrockneten Schulmann. Zwar habe ich immer daran gezweifelt, daß Du herkommen würdest; aber dennoch beschlich mich während der Zeit dieser Bemühungen des Kronprinzen, die eine sehr entschiedene Richtung annahmen und die besonders durch Alex. Humboldt angeregt wurden, die Hofnung in meinem Alter die Jugend wieder hervortreten zu sehen.

Beiliegend habe [ich] dem Freund das zweite Heft der polemischen Blätter [gesandt]; auch dieses mußte ich eilig schließen, eigentlich abbrechen und hoffe, die Verhandlung bald ruhiger, strenger, geordneter aufnehmen zu können.

Ein recht tüchtiger, mir lieber, junger Mann — Dr Papenkort*) besucht mich häufig. Er ist Dein Schüler und inniger, treuer Verehrer. Ich kann die Hofnung noch nicht aufgeben, daß wir noch, wie früher, vor unserm Tode, vereint arbeiten werden. Was Du an mich tadelst, ist mir nicht unbekannt, aber ich mag [an] einer Verständigung nicht verzweifeln.

Dein treuer

Steffens.

*) Felix Papencordt, 1811—1841, Historiker, unvollendetes Hauptwerk: Geschichte Roms im Mittelalter. Vergl. Allgem. deutsche Biographie 25, 140.

v. Raumer (der Historiker) hatte einen Brief an Dir abzugeben, kam aber nicht über München und sandte, wie ich bei seiner Rückkunft erfuhr, nur Braniß*) Metaphysik — die zwar nach meiner Überzeugung nicht von den rechten Punkt anhebt, in der Methode zu viel hegelisirt, aber doch Aufmerksamkeit verdient — ein eigenthümlicher Forscher ist und tiefsinnig, wie unter den Neuern, die sich regen, wenige. Weiße**) will mir nicht so ansprechen.

Steffens an Schelling.

Berlin, d. 13. Merz 1836.

Lieber Sch! Ich kann nicht unterlassen, Dir wenigstens einige Zeilen zu schreiben, da sich eine so gute Gelegenheit darbiethet. Unser gemeinschaftlicher junger Freund — Dr Papenkort — reist nach Rom. Ich habe ihm recht oft [gesehen?], so wie mir auch der junge v. Schaden sehr lieb geworden ist. Papenkort kann manches von meinem Leben und Treiben sagen. Der Glückliche. Er wird ein tüchtiger Gelehrter.

Ich denke Du wirst mit der Fortsetzung meiner polemischen Blätter zufrieden seyn, obgleich es, nach einer so langen Zeit, nachdem wir beyde unsere eigene Wege gegangen sind, fast unvermeidlich ist, daß wir uns auch entfremdet werden. Aber gewiß, nach allem was ich höre, sind wir uns innerlich befreundet. Näher stehen wir uns ohne allen Zweifel als die Vielen, die jetzt an die sogenannte Metaphysik sich zerarbeiten — Fischer***), Fichte jun., Weiße, Braniß — ein philosophisches juste milieux, das mir nicht gefällt. Du frägst, was mich bewegt hat, noch immer Mitarbeiter der kritischen Jahrbücher zu bleiben? Als die Recension von Hinrichs erschien, war es meine Absicht, meinen Austritt anzukündigen. Was mich bewog zu bleiben ist — 1). das Verhältnis des Blattes zum Ministerium — es ist ein halbofficielles und ich stehe mich so schlecht, daß ich nicht gern meine Stellung noch verschlimmern möchte — 2.) weil ich die Hofnung habe das Blatt, wenn nicht ganz, doch zum Theil in meine Gewalt zu bringen —

---

*) Jul. Braniß (1792—1873), seine Philosophie ist ein Gemenge aus Gedanken von Schleiermacher, Hegel nnd Steffens.

**) Christ. Herm. Weiße (1801—1866), veröffentlichte 1835 „Grundzüge der Metaphysik".

***) J. H. Fichte gab vom Jahre 1837 an eine „Zeitschrift für Philosophie und spekulative Theologie" heraus, an der sich Carl Philipp Fischer beteiligte, ebenso wie Steffens, Weiße, Neander und Roesten.

und es giebt ja kein anderes. Wäre es möglich ein anderes Blatt zu gründen — ein völlig wissenschaftlich unabhängiges, welches weder mit Ministerien, noch mit Universitäts-Cliquen zusammenhinge — d. h. fände sich ein Mann, der Energie, Geist, Betriebsamkeit genug besäße eine solche Unternehmung nicht bloß anzufangen, ich würde mich gleich an ihm anschließen.

Vor Allem aber warte ich mit Sehnsucht auf Deine erste Schrift. Sie wird mich aus einer fast ängstlichen Lage herausreißen. v. Schaden*), andere haben mir Hefte von Deinen Vorlesungen angebothen. Ich habe sie ausgeschlagen, und Du wirst es gewiß billigen. Je höher meine Erwartung gespannt, je inniger ich überzeugt bin, daß Dein Werk, durch Dich selber vertreten — ein großes Ereigniß in meinem Leben sein wird, desto entschiedener bin ich entschlossen die öffentliche Bekanntmachung abzuwarten. In der That nur eine Schrift kann die alte Verbindung — gewiß in noch tieferm Sinne hervorrufen, und sie wird es. Wie ich höre wird nun die Mythologie**) zuerst erscheinen. Wie Du anfangen willst hängt von Dir ab — wer kann es beurtheilen, als Du? Aber mir wird eine Welt aufgehen. Ich bin nicht arm, aber ich suche für Vieles Ausdruck, Sprache.

Sollte es nicht möglich seyn, daß wir uns sähen? Etwa in Dresden, da Du wohl keine Lust hast, nach Berlin zu kommen. Oder könntest Du Dich dazu entschließen? Deine Gegenwart hier würde von großem Erfolg seyn — selbst ein kurzer Aufenthalt.

Grüße an Deine Frau bitte ich recht herzlich zu bestellen. Wie glücklich würde ich seyn, wenn ich Dich noch einmahl in meinem Leben in der Mitte Deiner Familie sehen könnte. Ich mag, ich will die schöne Hofnung nicht aufgeben.

Dein

Steffens.

Steffens an Schelling.

Landshut, d. 19. Septbr. 1837.

Lieber Fr! als ich Deinen liebevollen Brief in Erlangen erhielt, eilte ich Dich zu antworten. Ich beschloß zuerst durch München zu reisen***),

---

*) Emil August v. Schaden (1814—1852), Professor in Erlangen, ein Anhänger der Theosophie Baaders.

**) Erst aus dem Nachlasse erschien die „Philosophie der Mythologie".

***) Ein kurzer Brief vom 3. August gibt die erste Nachricht von Steffens' Reise nach München.

das Gebürge zu bereisen und dann zurückzureisen — ein Umweg von wenigstens 30 Meilen. Ich schrieb Dir, daß ich den 4. Septbr. etwa in München eintreffen würde. Kaum war der Brief fort, als ich mir vorwarf, einen so kurzen Termin gesezt zu haben. Es ließ sich aber nicht ändern. Ich hatte Dich ersucht mir eine Antwort nach München zu schicken und an Cornelius zu adressieren. Als ich dort ankam, eilte ich zu Corn., fand aber keine Antwort. Ich trieb mich so lange in das Gebürge herum, daß ich erst den 9. Septbr. nach München zurückkam. Bey meiner ersten Durchreise hatte ich keinen Menschen außer Corn. besucht. Ich blieb jezt bis heute da. Vergebens suchte [ich] auf irgend eine Weise zu erfahren, wann Du zurückkehren würdest. Dein Stillschweigen ängstigte mich. Ich hatte ein Chambre garni gemiethet und der Termin war zu Ende. Alle Verhältnisse nöthigten mich, entweder meinen ganzen Reiseplan aufzugeben oder abzureisen. Alle Deine Freunde und Bekannte behaupteten, daß Du bis nach dem Octoberfest in Carlsbad zu verweilen pflegtest. So beschloß ich mit schwerem Herzen abzureisen — und als ich heute abend hier ankam, sah ich, daß Du die lezte Nacht hier zugebracht hast. Wir haben uns begegnet — sind uns ganz nahe gewesen, und nun muß Gott wissen, ob wir uns jemals wieder in diesem Leben begegnen werden.

Ich glaube Dir dieses seltsame Zusammentreffen, dieses stumme Begegnen melden zu müssen — ich brauche Dir nicht zu sagen, wie unangenehm, ja wie erschütternd es mir gewesen ist.

Ich habe mich lange besonnen, ob ich nicht umkehren sollte; aber es geht nicht — alle einmahl eingeleitete Verhältnisse fordern meine Weiterreise.

Ein Brief nach Stadt Frankfurt in Wien addressirt trifft mich dort von d. 25. Septbr. an.

Dein treuer
Steffens.

Steffens an Schelling.

Berlin, d. 22. Nov. 1837.

Lieber Schelling!

Verzeih, daß [ich] Deinen lieben Brief, den ich in Wien erhielt, jezt erst, nachdem ich fast vier Wochen zu Hause bin, beantworte. Diese Zeit ist mir in der zerstreuenden Stadt verflossen, ich weiß kaum selbst wie. Eine Entfernung von fast ein Vierteljahr stört so viele Verhältnisse, die

wieder geordnet werden müssen, daß man sich nicht zu fassen vermag. Es ist etwas Widerwärtiges, daß man hier in so viele fremdartige Geschäfte verwickelt wird. Facultäts-Arbeiten hatten sich angehäuft, Acten wegen des Baues der Universität lagen stoßweise vor mir, die Academie legte neue Statuten zur Berathung vor und ich mußte die Nächte benutzen, um einen ganz neuen Entwurf für meine Vorträge über die Naturphilosophie auszuarbeiten. Dazu kamen Bibelgesellschaft, Krankenvereine u. s. w. gesellige Störungen, die sich nicht abweisen ließen.

Jezt zur Sache. Wie sehr die seltsamen Misverständnisse, die auf eine so wunderbare Weise uns auseinanderhielten, mich betrübt haben, wirst Du begreifen, aber ich muß eine Zeitlang mit Dir leben, eine jede Stunde meiner ernsthaften Beschäftigungen überzeugen mich immer mehr davon. Wir haben beide Opfer gebracht, um uns zu treffen. Ich kann Dir versichern, ich dachte recht ernsthaft daran umzukehren, wieder nach München zu reisen; aber die Reise galt diesesmahl vorzüglich Frau und Tochter — sie sollten eine fremde Welt, eine großartige Natur, fremde Verhältnisse kennen lernen, der einseitige Berlinismus ist nicht sehr liebenswürdig und obgleich ich sagen darf, daß sie nicht angesteckt sind, ist doch ein anderes, erfrischendes Leben nützlich und heilsam. Ich wagte es nicht von ihnen zu fordern daß sie einen Genuß aufgeben sollten, den wir uns endlich jahrelang dahin arbeitend, mit viele Opfer verschafft hatten.

Aber jezt arbeite ich unablässig dahin, wieder nach München zu kommen zu einer Zeit, wo ich gewiß bin, Dich, l. Fr! zu treffen, mit Dir zu arbeiten. Es ist mir ein beständig vorschwebendes Ziel und, da ich nicht ohne Hofnung bin, nächsten Sommer diesen, mir so wichtigen Wunsch erfüllt zu sehen, so war auch dieses ein Grund, warum ich Dir jezt erst schreibe. [Der zweite Teil des Bogens fehlt.]

Steffens an Schelling.

Berlin d. 28. März 39.

Lieber Fr!

.... Die Hofnung Dich zu sehen, die [ich] noch immer festhalte, geht nun leider in diesem Jahre wieder nicht in Erfüllung. Du wirst durch Max*) in Breslau, der mit Dir in Verbindung getreten zu sein scheint, wird Dir nun bald meine Religionsphilosophie senden; sie erscheint etwa im May —

*) Steffens' Verleger.

und ich muß wohl sagen, es ist ein lange durchgedachtes Werk, welches dennoch zu frühe erscheint. Die Zeit und stärkere Geister müssen reifen lassen, was als versteckter Keim in dem unvollkommenen Werke verborgen ist. Du bist, ich bin davon überzeugt, in der vollendeten Darstellung viel weiter gekommen als ich und ich hätte geschwiegen, wenn ich nicht bedacht hätte, daß der mächtige Geist, den wir verkündigen sollen, Viele, jeden auf seine Weise, zur Verkündigung berufen hat.

Dein treuer
Steffens.

Steffens an Schelling.

Lieber Fr! Berlin 16. 11 39

Es schmerzt mich, daß die Hofnung Dich einmahl in meinem Leben wieder zu sehen, immer mehr verschwindet. Auch in diesem Jahre verbothen die Verhältnisse eine jede weitere Reise.

Meine Religionsphilosophie hat mein Verleger Dir gesandt. Leider kann ich nicht erwarten, daß Du mit diesem Buche [zufrieden] sein wirst; denn ich selber bin mit meiner Arbeit nur zu unzufrieden. . . . .

Zugleich benutze ich die Gelegenheit, um Dich auf die Arbeiten eines Predigers in der Nähe von Dresden [aufmerksam zu machen], der Creuzer. fleißig studiert hat und seit vielen Jahren sich mit dem Studio der cabbalistischen Schriften beschäftigt. Ich habe ihm ermuntert, Dir sein Manuskript, über welches ich freilich kein Urtheil habe, zu schicken: vielleicht findest Du etwas, das Du brauchen kannst. Mir schien freilich die Ausbeute nicht sehr bedeutend. Dein treuer

Steffens.

Steffens an Schelling.

Berlin, d. 21 Merz 1841

Lieber Fr!

Ich rechne mit einiger Sicherheit darauf, Dich bald hier zu sehen, mit Gewißheit auf Deine, wenn auch verspätete Ankunft. Die für mich so freudige Nachricht erfuhr [ich] vor einigen Wochen von dem König und Eichhorn sagte mir vor Kurzem, daß er den Auftrag habe Dir den Wunsch des Königs Dich baldmöglichst hier zu sehen, mitzutheilen. Auch glaube ich, daß es besser ist, wenn Du Dich hier im Sommer, als gegen den Winter einrichtest.

Die hiesigen Demonstrationen der Hegelinge sind nur lächerlich. Ich bedauere fast Hegel, der durch seine Anhänger völlig zu Grunde gerichtet ist. Hier wirst Du mit Sehnsucht erwartet von allen bedeutenden Männern, von der Universität, hier kannst Du mit völliger Muße Dein großes Werk vollenden. Was es mir ist, meine lezten Lebenstage mit Dir zu verleben, wie meine Jugend, brauche ich Dir nicht zu sagen, alles scheint sich zu fügen, um diese heiter zu gestalten. Der König liebt mich, der Minister ist mein alter Freund, auch mit General Thiele — der Minister des Schatzes, des Königs Vertrauter, stehe ich auf einem freundschaftlichen Fuße. Ich weiß, daß Du Dich nicht von dem albernen Geschwäz über den König irre machen läßt — er ist ein seltener, ein bedeutender Mann, bei weitem der geistig bedeutendste seiner ganzen Umgebung. Der Berliner kritisirt, construirt a priori und Hegel war ein ächter berliner Philosoph. Da nun der König sich in in keiner dieser nach allen Winden gerichteten Konstructionen hineinpaßt, so stürmt es aus allen Ecken. Aber die Berliner sind auch darin ächt hegelsch, daß sie in der Abstraction stecken bleiben und den Weg zur That und lebendigen Wirklichkeit nicht finden können.

Komm, lieber Fr! Ich begrüße Dich als das Glück meines Alters. Ich bedarf Deiner. Unter Deinen Augen, unter Deiner Leitung soll es mir noch gelingen, für die Naturphilosophie etwas Tüchtiges zu leisten, sie bleibt auch in meinen Händen Deine, denn immer klarer wird es mir, daß Deine alte Darstellung eine Divination enthält, die die Geschichte . . . [das zweite Blatt ist abgerissen].

Steffens an Schelling.

Lieber Fr! [Berlin, Ende Ju i 1841]

Da Du erst so spät herkömmst, was ich herzlich bedaure, so möchte ich fast wünschen, daß Du Deine Reise noch um einige Tage aufschöbest und zwar aus folgenden Gründen:

Meine Gesundheit fordert durchaus eine Ferienreise. Einmahl wagte ich es hier zu bleiben, aber es bekam mir sehr übel und ich brachte einen unangenehmen Winter zu. Nun halten mich verschiedene Verhältnisse bis Anfang September fest und ich werde meine Reise erst später als gewöhnlich antreten können. Ich befürchte, daß ich erst Anfang October wieder zurückkehren kann, da es meine Absicht ist, Verwandte in Schlesien zu besuchen und besonders eine Tante meiner Frau, die wir wahrscheinlich zum lezten Mahl sehen werden.

Aber auch Du wirst Berlin im September noch sehr verödet finden, und da Du durch Pr. Rheinwald schon eine Wohnung bereit finden wirst, so ist auch eine frühere Ankunft kaum nöthig und ich gestehe, ich wünsche Dich hier zu empfangen. —

Indessen würde es mir angenehm sein, wenn ich recht genau den Tag Deiner Ankunft erführe, damit ich mich so viel wie möglich darnach richten könnte.

Es ist ein Aufsatz in der allgemeinen Zeitung erschienen*), in welchem man zu verkündigen sucht, daß Du Dich an die Spitze der Hegelianer stellen wolltest oder könntest, besonders eine Art Bündnis mit den Herausgebern der vormals Hallischen Zeitschrift. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß alle solche Versuche von den Vernünftigen beurtheilt werden, wie sie verdienen. Gesinnungslos, wie diese Menschen sind, verstehen sie es sich nach allen [Seiten] zu richten. Es ist aber wahr, es giebt tüchtige und wirklich geistreiche junge Männer unter ihnen. Es fehlt nur wahre Einsicht und daher fruchtbare Arbeit. Ich gebe keineswegs die Hofnung auf, daß unter diesen einige zu gewinnen wären.

Gewiß Du wirst hier, solange Du Dich hier aufhältst — gebe Gott für immer — ein fruchtbares Feld finden; aber keiner wird mehr gewinnen als ich, der ich sehnsüchtig Deiner Ankunft entgegensehe und Aufklärung erwarte, wo sie mir am nöthigsten ist. Ich bin alt zwar, aber empfänglich und weiß ja, daß ich nichts Wesentliches aufzugeben brauche. Für die Schmerzen einer Krisis fürchte ich mich nicht, ja ich bereite mich auf diese vor, auf meine Art.

[Das unterste Stück des Blattes ist abgeschnitten].

---

*) Vgl. Münchner Allgemeine Zeitung, Beilage vom 18. u. 19. Juli 1841, „Die deutschen Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst". Unter diesem Namen erschienen seit Juli 1841 die „Hallischen Jahrbücher" in Leipzig, da die Redaktion mit der preußischen Zensurbehörde in Konflikt geraten war. In dem Artikel heißt es: „Je näher die Zeit heranrückt, wo, durch Schellings Auftreten in Berlin, der Neu-Hegelianismus, der in den Hallischen Jahrbüchern sein Organ gefunden, sich mit dieser Lehre in unmittelbare lebendige Berührung versetzt sehen wird, um desto weniger können wir uns enthalten hier die Hoffnung auszusprechen, daß diese Berührung in nichts Anderem ihr Ende haben wird, als in einer freudigen Vereinigung beider Teile, nämlich in einer allmählichen Annahme und Aneignung der Schellingschen Grundgedanken seitens des Neu-Hegelianismus . . . Wir sind überzeugt, daß die Neu-Hegelianer, so wie alle andern strebenden Jünger einer freien Philosophie, von dem Geiste dieser Vorträge täglich unwiderstehlicher in das magische Netz seiner weltgeschichtlichen Entwicklungen hineingezogen, bald alle ihre kritische Kraft . . . in der Richtung dieses vor ihnen sich entwickelnden Systems vereinigen werden" . . .

Steffens an Schelling.

Berlin, d. 1. Septr. 1841.

Lieber Fr! Du wirst schon erfahren haben, wie schlimm es hier steht mit Deinen Wohnungs-Angelegenheiten. Gestern sprach ich mit Cornelius, der, wie er mir sagte, Dir gerathen hat unmittelbar im Rheinischen Hofe abzusteigen — ein Gasthof, der täglich in der öffentlichen Meinung steigt und ein großes Local besitzt, daß man nicht leicht riskiert, abgewiesen zu werden. Diesen Gasthof kannst Du, wenn Du willst, verlassen und durch Prof. Rheinwaldts Hülfe leicht eine Dir zusagende Wohnung finden. Ein anderes Mittel ist hier kaum möglich.

Was nun Deine Vorlesungen betrifft, so habe ich allerdings in Beziehung [darauf] ein wesentliches Interesse, nemlich dieses: nicht mit Dir zu collidiren. Meine, so lange ich hier lese, bis jezt fest stehenden Stunden sind Montag, Dienstag, Mittwoch und Freitag von 4—5 und von 5—6. Wie ich gehört habe, wähltest Du bis jezt die Stunde von 6—7, und da Du, welche Stunde Du auch wählen magst, doch ein übervolles Auditorium haben wirst, so wäre diese deswegen gut, weil sie fast ganz ohne Collisionen sein würde. Mir aber, wenn ich mich bei einer solchen Gelegenheit nennen darf, aber deswegen lieb, weil ich unmittelbar aus meinem Hörsaal in Deinen treten könnte. — Ich glaubte diese Verhältnisse berühren zu müssen, weil ich leider erst einige Tage nach Deiner Ankunft von meiner Reise zurückkomme und es doch nothwendig ist, daß Du Dich frühzeitig in dieser Rücksicht bestimmst. Es versteht sich indessen von selbst, daß Du Dich nicht nach mich richten sollst, wenn es Dir nicht ohnehin zusagt, und ich bin bereit, andere Stunden zu wählen, wenn meine Dir bequemer sind. Solltest Du aber eine meiner Stunden wählen, so bitte ich Dich mir es, nur durch zwei Zeilen, nach Schmiedeberg in Schlesien addressirt wissen zu lassen.

Wie ich mich auf das Wiedersehen, auf das neue Leben, auf das von Grunde aus erneuerte Studium [freue], kann ich Dir . . . . . . [das zweite Blatt ist abgerissen].

Steffens an Schelling.

Berlin, d. 1. Nov. 42.

Lieber Freund!

Ich würde Dich längst schon besucht haben, weil ich erfuhr, daß Du von jezt an wirklich ganz Unser bist — ein Glück, auf welches ich kaum

zu rechnen wagte, als es so lange in Ungewißheit schwebte. Von jezt an also denke ich mir das Verhältnis, welches sich für den Rest unseres gemeinschaftlichen Daseyns bilden soll, als ein bestehendes, ein zu begründendes und es ist mir in hohem Grade wichtig. Es ist mir nun vorzüglich wichtig — erstens Deine Lehre möglichst gründlich zu studieren — dann möglichst alle Collision zu vermeiden. Beides hängt genau zusammen.

Nun habe ich gehört, daß Du 3 Tage wöchentlich lesen wirst von 5—6 nemlich Montag, Dienstag u. Sonnabend. Ich bin entschlossen meine Vorträge ebenfalls auf drey Tage in denselben Stunden zu beschränken und kann also Deine Vorträge hören und meine halten; aber dennoch habe ich eine Bitte — kannst Du, lieber Freund, statt eines der gewählten Tage — Montag oder Dienstag — den Donnerstag wählen? Mir ist das Verhältnis zur Academie ein in mehrerer Rücksicht wichtiges und ich habe deswegen seit einigen Jahren aufgehört, wie früher, an diesem Tage zu lesen. Ich kann Dir mündlich meine Gründe ausführlicher entwickeln und würde Dich heute besucht haben, wenn ich es nicht für nothwendig hielte, um übermorgen lesen zu können, zu Hause zu bleiben.

Ich wünschte Deinen Entschluß zu erfahren, so daß ich die Tage meiner Vorlesung übermorgen meinen Zuhörern bekannt machen kann.

Noch einmahl muß ich Dir meine herzliche Freude über die endliche Entscheidung, die so lange zögerte, äußern. Ich fühle es täglich mehr — ich muß Dich hören, ganz auffassen und die jungen Tage müssen wieder aufleben.

Dein

Steffens.

Professor Dr. Karl Borinski: Die Mediceer

Kaufmannsherrschaft und Kaufmannskultur.

Im allgemeinen gilt es, namentlich im gegenwärtigen Deutschland, als festgestellt, daß der Kaufmannsgeist und die Kaufmannsherrschaft in den Staaten (Phönizier, Karthager, Engländer, Amerikaner) der höheren intellektuellen Kultur, zumal ihrer ästhetischen Seite, höchst abträglich wirken. Die Blüte der Kunst bei den aufgeführten antiken Kaufmannsvölkern, von der die Bibel (im Tempel Salomonis) und die karthagischen Prachtmünzen in den antiken Münzsammlungen Zeugnis ablegen, vermag zwar dies Urteil im Hinblick auf die antike, durchwegs von ästhetischen Interessen getragene Kulturwelt in etwas einzuschränken. Allein in neuerer Zeit bestätigen es das Erlöschen des einst so starken altenglischen Dichterfeuers, wie es in Shakespeare zur welterleuchtenden Flamme ward, durch die manchesterliche Gesinnung des Weltkaufgeistes und dessen jede geistige, namentlich künstlerische Selbständigkeit im Keime erstickende Wirkungen in Amerika. Prunk, Luxus, im besten Falle eine raffinierte Entwicklung der Körperkultur und ihrer Bequemlichkeiten, wie sie schon bei jenen antiken Kaufmannsvölkern hervorsticht, gelten nahezu dogmatisch als die Ergebnisse des spez. Kaufmannsgeistes in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit.

Kein Kundiger wird bestreiten, daß diese kausale Verknüpfung nicht zwingend sei. Es ist sehr die Frage, ob nicht der Geist des äußerlichen Puritanismus in den anglikanischen Gebieten eher für die Niederhaltung des künstlerischen Freisinns verantwortlich zu machen sei, als der Kaufmannsgeist. Für Amerika speziell wird heute immer stärker der nivellierende und das Geistesniveau zugleich herabdrückende Einfluß des Feminismus geltend gemacht, wie er sich in Kolonialländern, in denen die Frau die erste Voraussetzung und den „Clou“ der Entwicklung bedeutet, notwendig herausbilden muß. Die berufene Üppigkeit jener antiken Kaufmannsvölker mit ihrem naturalistischen Qual- und Blut-

geschmack, wie er in Flauberts Salambô so drastisch geschildert wird, scheint mehr die Folge der sich selbst überlassenen Rasse und des Bodens, auf dem sie blühte. Denn wir sehen Römer und Germanen (Vandalen) an dieser Stätte — und nicht bloß an ihr — die Erbschaft dieser fluchwürdigen Entwicklung antreten und sich genau so benehmen, sobald sie, von Feinden ungestört, sich und ihrer animalischen Natur (der „Rasse") überlassen sind. Zeigen doch in allerneuester Zeit die von dem Zügel ihrer Religion emanzipierten Juden zum mindesten in ihrem Geschmack ähnliche Tendenzen. Auch bei ihnen scheint es verfehlt, den Kaufmannsgeist dafür verantwortlich zu machen. Denn in den rund anderthalb Jahrtausenden, in denen sie schon nahezu ausschließlich auf ihn angewiesen sind, hat er sie noch niemals zu diesen Ausartungen kommen lassen, weil ihm wie gesagt der Geist der Religion zur Seite stand. Die Literatur der Juden auch in ihrer Zerstreuung trägt vielmehr durchaus einen religiösen und philosophischen, ihre Poesie einen hyperidealistischen Charakter. Auch ihre Kunst, soweit von einer solchen bei dem in seiner sinnlichen Bildfreudigkeit durch sein Gesetz so beschränkten Volke überhaupt die Rede sein kann!

Das Vorurteil gegen die Kaufleute, als Fremdlinge, ja sogar Schädlinge der höheren Geisteskultur hat eine ihrer stärksten Autoritäten in Plato. Dieses antike Philosophenhaupt, in neueren Zeiten einer fast göttlichen Verehrung genießend, obwohl einem durch Handel blühenden Staate entsprossen, der gerade als das Heiligtum der Geisteskultur gilt, Plato, der Athener, hat eben die schädlichen Einflüsse des zügellosen Kaufmannsgeistes im Staate und am eigenen Leibe hart zu spüren bekommen. Er sah jene unvergleichliche Epoche in der Geistesgeschichte, die als „Perikleisches Zeitalter" berühmt ist, schwinden, den Verfall des Vaterlandes hereinbrechen, die Wirksamkeit, ja das Leben der reinsten Geister (seines Lehrers Sokrates) vernichtet durch jene Praxis politischer und geistiger Käuflichkeit, zahlender und bezahlter Demagogie, die leider so leicht gerade im Gefolge der Entartung des Kaufmannsgeistes im Staate auftritt. Nicht als seine Voraussetzung! Dagegen bieten allzeit den stärksten positiven Gegenbeweis das Athen, aus dem Plato emporwuchs, selber; vor allem aber jener ausschließlich kaufmännische Staat, der in Italien das, was wir Mittelalter im schlimmen Sinne nennen, beseitigte, durch eine allseitige Geisteskultur, wie sie in ihrer Höhe nur in Athen ihresgleichen hat, die neue Zeit in Europa heraufführte und durch sein unmittelbares Beispiel in den germanischen Ländern mindestens

analoge Bildungen in Kaufmannsrepubliken anregte. Wir meinen das Florenz der Mediceer, das Muster der Fugger und Welser in Augsburg, von Nürnberg und den Niederlanden im 16. und 17. Jahrhundert.

Wir haben hier unter Kaufmannsfürsten ein nahezu in seiner Gesamtheit kaufmännisches Volk, wie es als solches fast mit den nachbiblischen Juden verglichen werden kann. Der Name Toskaner (Florentiner) bedeutete im späteren Mittelalter, wie im früheren der des Lombarden (daher noch heute „Lombardiren") nicht mehr die Herkunft, sondern das Geschäft eines Wechslers. Am Mittelmeer, in der Levante bis nach China hin, im Norden bis Brügge und London, handelten die Florentiner Agenten und Faktoren, blühten die Florentiner Banken und Comptoirs. „Das einzige Haus der Peruzzi hatte im 14. Jahrhundert 16 Comptoire von London bis Cypern." (Alfred von Reumont.) Kaufmannsgeschlechtern entsprossen jene literarischen und künstlerischen Größen, die in Europa die Wiedererneuerung seiner antiken Geisteskultur heraufführten. Der große Michelangelo, dieses Ideal eines hohen, selbstlosen Geistes, entstammt einer alten Sippe von Kaufleuten, Wechslern, kleinen Bankiers, die stolz darauf waren, „kein Gewerbe zu betreiben", „ihr Einkommen aus Besitz zu behaupten und zu vermehren", wie es sein eigener Vater ausdrückt. Gleichwohl konnte sich das Geschlecht der (freilich legendären) Verwandtschaft mit den mittelalterlichen Landesfürsten rühmen, dem Geschlecht jener Markgräfin Mathilde von Tuscien, aus deren Händen der Papst seine italienische Territorialmacht empfing. Der Florentinische Künstler fühlte sich so seinem päpstlichen Auftraggeber nicht bloß geistig, sondern gesellschaftlich ebenbürtig. Denn wie sonst nirgends und nie wieder in der Welt und in schroffstem Gegensatz zu anderen italienischen Staaten, z. B. dem durchaus feudalen Königreich Neapel, hat hier das handeltreibende Bürgertum, nicht bloß neben einem herrschenden Landadel, wie in Venedig, sondern gegen denselben und mit seinem schließlichen völligen Ausschluß die Herrschaft des Staates an sich gerissen. Die dabei emporgekommenen Familien bildeten einen neuen patrizischen Adel, aus dem schließlich ein herrschtüchtiges Kaufmannsgeschlecht zu fürstlichem Ansehen und Range gelangte.

Dieses sind die Mediceer, ein aus durchschnittlichen Anfängen im Verlaufe eines Jahrhunderts unter die ersten Regentenfamilien Europas emporgerücktes Bankiersgeschlecht. Wenn man den Erfolg, den das Geld in einem demokratischen Staatswesen am ehesten und direktesten



nuß



Antonis Mor:
Männliches Bildnis.
(Cassel).

sichert, geringer bewerten sollte, so muß man den Blick auf die Rivalitäten, die Intrigen, die politischen und finanziellen Gefahren richten, aus denen heraus er hier errungen werden mußte. Nirgends in der Welt sind Verbannungen mißliebiger und nun gar als der Freiheit gefährlich verrufener Bürger mit rücksichtsloser Vermögens- und Gütereinziehung, Verschwörungen, Attentate so an der Tagesordnung gewesen, wie auf diesem vulkanischen Boden. Kommerziell war der Aufschwung keineswegs so einfach und selbstverständlich, wie in den Zeiten der neu eröffneten Seewege der Hollands und Englands. Hier am Mittelmeere waren die Konjunkturen seit uralter Zeit festgelegt. Alles saß voll Aspiranten auf den geringsten Vorteil. Nicht bloß die Konkurrenz von Venedig und Genua, sondern in unmittelbarer Nähe Pisas, der handelsmächtigen Hafenstadt des Mittelalters, mußte ausgehalten werden. Wesentlich dem handelspolitischen Ruin Pisas, der mit allen Mitteln der großen Weltpolitik betrieben wurde (Pisa war ghibellinisch, Florenz wesentlich aus diesem Grunde welfisch!), verdankte Florenz seinen schließlich erreichten Platz an der Sonne des Handelsvorteils. Dazu kommen die finanziellen Katastrophen, die keiner Zeit ganz erspart bleiben, in einer so unruhigen aber (man denke an die Napoleonische) ganz andere Dimensionen annehmen. So hatte gerade im 14. Jahrhundert, also zur Zeit des Aufschwungs des mediceischen Hauses, der große englische Staatsbankerott den größten Teil der Florentinischen Wechslerbanken völlig zugrunde gerichtet.

Man hat dem Begründer der mediceischen Machtstellung, dem Giovanni d'Averardo, genannt di Bicci (1360—1429) schon zu seiner Zeit nachgesagt, er habe gerade durch rücksichtslose Ausnützung der Verlegenheiten des Staates und der Privaten in den Kriegs- und Handelskatastrophen sein fürstliches Vermögen erworben. Gewiß ist daran nur so viel wahr, daß er auch in der Politik der Kaufmann blieb. Er legte sich auf keine Partei noch Koterie fest. Er war z. B. ebenso der Bankier des viel angefeindeten Papstes des Konstanzer Konzils, Johanns XXIII., als nach dessen Absetzung der seines Nachfolgers Martins V. Ein niedriges Benehmen kann ihm hierbei am wenigsten vorgeworfen werden. Er war es, der dem abgesetzten Papste eine ehrenvolle Aufnahme in Florenz erwirkte und ihm dort im Baptisterium des Domes jenes schöne Denkmal (durch Michelozzo) aufrichten ließ, das jetzt noch mit seiner nachdenklichen Inschrift an jenen jähen Glückswechsel erinnert. Eben diesem ersten großen Mediceer schreiben manche aber auch die überaus

selbstlose und sozial ausgleichende Florentiner Steuerreform jener Zeit zu, die alle Lasten dem Kapital und Grundbesitz zuwälzte, einen Teil des Volkes (die sog. Miserabili) ganz befreite. Von welchem Schrot und Korn dieser Mann war, davon mögen seine letzten Worte an seine Söhne, gleichsam sein politisches Testament an sein Haus, Zeugnis ablegen: „Tut nichts gegen die Neigung des Volkes, und wenn es Unverständiges will, so sucht es nicht durch hoffärtiges Besserwissen, sondern durch freundliches Zureden davon abzubringen. Machet nicht den Regierungspalast zu eurem Comptoir, sondern wartet, bis man euch dahin ruft; dann bezeiget euch gehorsam und fliehet hochtrabende Worte. Wirket dahin, das Volk im Frieden, den Platz wohlversorgt zu erhalten. Mischt euch nicht in Rechtsstreite, denn wer die Gerechtigkeit behindert, kommt durch die Gerechtigkeit um. Suchet nicht die öffentliche Aufmerksamkeit auf euch zu ziehen, und bewahrt euch rein von Flecken, wie ich euch lasse. Sorget für meine Frau, eure Mutter, und laßt ihr den Platz, den sie heute einnimmt." Der Bahre dieses Florentiner Bankiers folgten bereits die Gesandten des deutschen Kaisers und Königs von Ungarn, Siegmund, die von Venedig und anderer Staaten.

Die politische Weisheit der Mediceer — man könnte sagen: eigentlich jeder vernünftigen Kaufmannsherrschaft — liegt in jenem Testament ihres Ahnherrn beschlossen. Die beiden staatsmännischen Genies, die das Haus in den unmittelbar folgenden Generationen erzeugte und die allerdings dazu gehörten, es zu seiner politischen Weltbedeutung zu erheben, Cosimo, mit dem Beinamen der Alte, und Lorenzo il Magnifico, „der Prächtige", sein Glanzpunkt: sie sind bei aller Erhöhung der Ziele und Machtmittel in ihrem äußeren Auftreten niemals von den Richtlinien abgewichen, die ihnen die bescheidene Solidität ihres Ahnen gezogen hat. Diese Bescheidenheit wurde bei ihnen kluge Zurückhaltung, die Solidität eine die Grundfesten des politischen Weltsystems in Berechnung ziehende Kalkulation. Aber bei einem Absolutismus der Herrschaft, wie er sich nur dem überlegenen, alles durchdringenden G e i s t e darbietet, bei der rücksichtslosesten Beseitigung jeder Rivalität, selbst in ihrer ehrenwertesten Vertretung — „man regiert die Welt nicht mit Paternostern" lautet ein „geflügeltes" Mediceerwort — immer blieben sie in der Stadt, die zufällig gerade Begünstigten unter ihresgleichen, die „Väter", die „Schützer", die „Hochvermöglichen". Sie liebten es, im Gespräche den Kaufmann, in der Muße den Familienvater, Landwirt und Pferdezüchter hervorzukehren. Ihre Gepflogenheit, offene Tafel

zu halten und dabei den zuerst Kommenden den Vorzug der Plätze einzuräumen, erregte das Staunen von hoch und niedrig, die daran teilnahmen. Auf diese Weise kam der halbwüchsige Kunsteleve Michelangelo z. B. über die Hoheiten und Berühmtheiten der damaligen Welt zu sitzen, was tiefen Eindruck auf seine stolze Seele gemacht hat. Sie gingen mit dieser Praxis aus den Gefahren radikaler Verschwörungen mit der Glorie der Märtyrer doppelt gefestigt hervor. Sie wurden vertrieben, sobald hochmütig gewordene Enkel von ihr abzuweichen begannen; und nur unter Strömen von Blut, in ganz anderer Form durch Verbindung mit den Dynastien und Anwendung ihrer Machtmittel gelang die endliche Durchsetzung des verhaßt gewordenen Namens, bald eines Stichworts für satanische Politik, als „Herzöge von Toskana".

Gerade die Zeit der inoffiziellen Mediceerherrschaft und nicht die der Herzöge und Großherzöge von Toskana ist aber das in der Weltgeschichte zu den wenigen Hochblütezeiten der Menschheit zählende „Mediceeische Zeitalter". Der Imponier- und Luxusbetrieb, der bei bloß äußerlich reichen Leuten auch nur äußerliche, meist lächerliche und häßliche Blüten treibt, ging bei diesen auch innerlich reichen Naturen auch sozusagen nach innen. Er wurde zu jenem großartigen geistigen Förderungs- und Weltverschönerungstrieb, der mit einer nicht mehr kaufmännischen, sondern im edelsten Sinne fürstlichen Freigebigkeit gepaart das letzte Geheimnis ihrer politischen Erfolge bildet. „Eine Summe von 663 775 Goldgulden haben wir von 1434 bis Ende 1471 für Wohltätigkeitszwecke, Bauten und öffentliche Ausgaben allein verbraucht. Mich dünkt, diese machen unserer Stellung große Ehre und das Geld ist gut angelegt." Diese ungefähre Rechnungsablage Lorenzos kann, in unsere heutigen Geldbegriffe umgerechnet*), eine Vorstellung verschaffen von dem, was das Mediceertum gekostet hat. Die Kapitalsanlage hat erst nach Jahrhunderten die Früchte getragen, die ihrer im höchsten Sinne würdig sind. Sie hat nicht mehr bloß, wie zu ihrer Zeit Gelehrte, Dichter und Künstler, sondern die ganze Nation vor Verkümmerung und Untergang gerettet. Das finanziell ruinierte, kommerziell lahmgelegte Italien sah geraume Zeit in dem Fremdenstrom, der das Land der Mediceer zu bewundern, zu genießen und zu studieren kam, großenteils seine haupt-

*) Man erwäge, daß damals in Deutschland, selbst in Geldzentren wie Nürnberg, fünfzig Gulden für den jährlichen Unterhalt eines Bürgers genügten. Albr. Dürer kaufte 1509 sein großes Haus am Thiergärtner Thore um 250 (zweihundertfünfzig) Gulden!

sächliche Einnahmequelle. Und noch heute, wo es sich langsam zu neuem selbständigen Leben zu erholen beginnt, bilden die 500 Millionen Franks, die ihm seine großen Erinnerungen als Reisevölkertribut jährlich eintragen sollen, wohl den Hauptposten, wenn nicht die Grundlage seiner nationalen Ökonomie.

Dies zur Würdigung der dem gemeinen kaufmännischen Sinne meist so schwer eingehenden idealen Kapitalsanlagen. Nun ist es auch auf diesem Gebiet gewiß, daß wo nichts ist, auch der — Mediceer sein Recht verloren hat. Man hat in unserer Zeit der Rassendogmen nicht verfehlt, dem Wunder jener Blütenzeit auf alle mögliche Weise von dieser Seite beizukommen. Das einzig Positive darin bleibt die eigentümliche, um nicht zu sagen geheimnisvolle Natur der alten Etrusker, der (freilich durch ein Jahrtausend entfesselter Rassenmischung von jenen „Toskanern" geschiedenen) Ureinwohner des Arnolandes. Sie heben sich unter den alten Italikern kennbar auch durch besondere Kunstbegabung schon in einer Zeit heraus, da auch in Griechenland, dem sonstigen ausschließlichen Musterlande für die Kultur Italiens, die Kunst erst im Werden war. Der Skeptiker gegenüber den Rassetheorien wird freilich in dem unvergleichlichen Blütenzauber jener fruchtbaren Landschaften, dem günstigen Klima (der trockenen, milden Luft), dem allgemeinen materiellen Aufschwung der von geistigen Interessen dabei höchst erregten Zeit des zur weltlichen Macht gewordenen abendländischen Kirchentums, der zentralen Lage Toskanas in dessen Mutterlande — er wird in all diesen Faktoren genug natürliche Vorbedingungen für jene Geistesblüte finden. Allein, wie schon bemerkt, das kultivierende Verdienst der Besteller dieses fruchtbaren Bodens bleibt dadurch ungeschmälert. Es gilt überall auch unter günstigen Umständen das Wort des römischen Dichters:

Sint Maecenates, non desunt, Flacce, Marones!

Wenn es Gönner wie Maecenas gibt, werden auch Geister, wie Virgil, nicht fehlen.

Das Mäcenatentum der Medici war von der vornehmsten Art; nur der Sache und nicht der prunkenden Herausstreichung ihrer Person zugewendet. Eine solche vermieden sie schon aus den oben angeführten politischen Motiven möglichster Beseitigung alles äußerlichen Aufsehens unter der Bürgerschaft. Dies Prinzip zeigt sich besonders kenntlich in ihren Privatbauten, von denen der Palazzo Medici (jetzt die französische Kunstakademie) auf dem Pincio in Rom ein lehrreiches Muster abgeben

kann: Nach außen so vornehm einfach als möglich, im Innern und hinten heraus in der Gartenfront allen Reichtum des Kunstgeschmacks entfesselnd. Nur wenn es galt, das Haus und zugleich den Staat zu repräsentieren, auf ihren Gesandtschaften, politischen Empfängen und dergleichen wurde mit exotischer Pracht (Geschenken orientalischer Fürsten und des Sultans, Teppichen, fremden Tieren, Kamelen, arabischen Rossen etc.) ein geradezu orientalischer Luxus getrieben.

Auf diese Weise wurde es möglich, das künstlerische Genie so sich selbst und seinen hohen Ideen zu überlassen und es so in den Dienst objektiver Repräsentation zu stellen, wie es den Nachkommen das Italien der Renaissance an seinen Kunststätten vor das bewundernde Auge führt. Recht zum Unterschiede von jedem nur auf die eigene Verherrlichung bedachten kurzsichtigen Pseudo-Mäcenatentum! Freilich gehört dazu die geistige Höhe und dadurch befähigte Anteilnahme an allen geistigen Interessen, wie wir sie neben ihrer kaufmännischen und politischen Begabung bei den großen Mediceern finden, deren Tradition das Haus in allen Mitgliedern folgte. Man merkt es noch in ihren Briefen, welche innere Genugtuung ihnen das geistige und künstlerische Verständnis gewährte, wie sie statt mit ihren Kunstschätzen prunken zu wollen, sich freuen, wenn ihre Besucher deren inneren Wert nicht, wie sie, zu würdigen vermögen. Wenn der alte Cosimo genug von seinen Gesandtschaftsberichten und Geschäftsbüchern hatte, zog er sich in die Stille des Klosters von S. Marco zurück, um dort — den Plato zu studieren. Seinen Enkel Lorenzo hat er so früh in diese hohe Geistessphäre hineingezogen, daß dieser schon als Knabe im 16. Jahre in einer berühmt gewordenen Disputation mit dem großen Leon Baptista Alberti die tiefsten Platonischen Fragen erörtern konnte. In diesem glänzenden Geiste, der in seinem kurzen geschäftlich-politischen Leben im Mittelpunkt der europäischen Finanz und Politik noch Zeit und Kraft fand, vier Foliobände (der großen Florentiner Ausgabe von 1825) großenteils geistsprühender Poesien zu schreiben, den stets mit Roß und Laute bereiten Troubadour seiner Dame zu spielen und — auf das sorgfältigste über die Erziehung seiner Kinder zu wachen — in diesem dämonischen Phänomen hat die Familie allerdings ihre höchste persönliche Leistung hingestellt. Von seinen Kindern hat nur Giovanni, der große Kunstfreund auf dem päpstlichen Stuhle Leo X., etwas von seinem Geiste geerbt. Sein ältester Sohn Piero „Fiero", der Stolze, wie die gegen ihn empörten Florentiner ihn nannten, führte die Katastrophe des bald in direkter Linie er-

löschenden Hauses herbei, in dessen Namen nur ein Menschenalter später ein Seitenzweig die mediceische Dynastie begründete.

Man hat Lorenzo allerdings vorgeworfen, daß er bereits das Geschäft über der Herrschaft vernachlässigt habe. Hand in Hand damit gehen die Verleumdungen, die der spätere Haß auf den mediceischen Namen ausgeheckt hat: Er habe Staats-, ja Mündelgelder unterschlagen, Mädchen des Gewinnes halber der Schande ausgeliefert und dergleichen. Es fehlt bloß, daß er silberne Löffel gestohlen habe, was heute freilich den amerikanischen Krösusfamilien beim Abschied aus europäischen Hotels nicht mehr als Schande, sondern als Pietät gelten soll. Richtig daran ist, daß Finanz- und politische Berechnung sich schließlich so bei diesem fürstlichen Kaufherrn deckten, daß äußerlich oft die eine für die andere eintrat. Man kann dabei mitunter das Gegenteil von Vernachlässigung des Geschäfts bemerken und damit die notwendigen Auswüchse der Kaufmannsherrschaft zumal in derselben Hand! Ein solcher Auswuchs war z. B. die kriegerische Vergewaltigung der Stadt Voltera durch die Florentiner Republik, die im Grunde nichts anderes motivierte, als die Spekulation des Hauses Medici auf die dortigen Alaunwerke. Daß bei einem Hause, das so viel Privatkapital in Staatsunternehmungen stecken hatte und dem Staate solche Opfer gebracht hatte, eine reinliche Scheidung zwischen privaten und Staatsgeldern nicht mehr möglich war, erhellt von selbst. Die Liberalität des Hauses im unfruchtbaren Ausstehenlassen von Kapitalien war im Gegenteil so groß, daß die bloße Rechnungsrevision nach Cosimos Tode eine förmliche Koalition gegen die Mediceer auf die Beine brachte, die freilich vor des jungen Lorenzo frühreifer politischer Klugheit zerstob. Lorenzo hätte sicher den Staat geopfert, wenn er seine Gelder geschont hätte. Wir haben schon hervorgehoben, daß tatsächlich die Herrschergewalt dieses, sich mit dem Titel des „Hochvermöglichen" (Magnifico) begnügenden Privatmannes eine viel unumschränktere war, als die eines souveränen Fürsten, nun gar unserer Zeit. Dem Gefühl dieses außergewöhnlichen Verhältnisses entsprangen die Legenden, die über seinen Tod in Umlauf sind. Der berühmte asketische Demagoge, der nach Lorenzos Tode seine Opposition gegen die Mediceer und die von ihnen vertretene Kultur zur Tat machte, der Dominikanermönch Savanarola habe ihm auf dem Totenbette die Beichte abgenommen und für die Absolution als letzte Bedingung den Verzicht auf die mediceische Herrschaft über Florenz gemacht. Bei dieser Forderung aber habe Lorenzo sich umgedreht und sei verschieden. Der

Münchener Theologieprofessor Joseph Schnitzer hat das aktenmäßig als legendär erwiesen. Allein auch ohne das muß jeder Beurteiler der Sachlage sich fragen, welchen Sinn eine solche Forderung dem tatsächlichen Verhältnis gegenüber haben konnte und welche Verbindlichkeit denn eine solche Erklärung des Sterbenden ohne Zeugen hätte haben sollen — bei einem vor Herrschsucht brennenden Erben, wie Lorenzos Sohn Piero.

Es war eine weltgeschichtliche Katastrophe, als der erst dreiundvierzigjährige am 8. April 1492 in der kleinen Villa Careggi im Nordwesten von Florenz, dem durch unzählige Geisteserinnerungen geweihten Lieblingssitz der Mediceer, eines niemals ganz aufzuklärenden, plötzlichen Todes verblich. „Ich sterbe und niemand hilft mir," hat er gerufen. Sein Leibarzt hat sich (durch Ertränken in einem Brunnen) selbst getötet, sei es aus Verzweiflung, ein so wichtiges Leben nicht haben erhalten zu können, sei es aus Ärger über erhobene Anklagen, sei es wirklich aus Gewissensbissen. Man versuche sich vorzustellen, was der klare, vorurteilslose, alle europäischen Schwierigkeiten beherrschende Kopf des Florentiner Finanzfürsten in der Folgezeit bedeutet hätte, die sein Vaterland, die Europa in so schreckliche, bis auf den heutigen Tag nicht beigelegte Kämpfe gestürzt hat. Man sagt, er allein wäre imstande gewesen, die Kirchenspaltung (und mit ihr den dreißigjährigen Krieg) zu vermeiden. Den politischen und wirtschaftlichen Ruin Italiens hätte er niemals erlebt. Ist doch im Verhalten seines päpstlichen Sohnes Leo X. gegen Luther noch etwas von der Geistesfreiheit des Vaters zu spüren, sei es, daß Luthers Geist in Schrift und Auftreten diesem Papst wirklich imponierte oder der „ganze Mönchszank" in Deutschland ihm lediglich Spaß machte. Es scheint keine bloße historische Phrase, wenn man erklärt, dieser Florentiner Bankier habe das Geheimnis des europäischen Friedens ins Grab genommen.

Maria Janitschek:
Heimweh

Roman.

(Schluß)

Die Sonne brannte in Rom noch mit versengender Glut und Anselmus, obzwar kein Wort der Klage über seine Lippen kam, litt nicht wenig unter der Hitze. Da lud ihn Johannes, der Abt des Salvatorklosters (ein früherer Beccenser-Mönch) ein, auf einem Gute des Klosters Wohnung zu nehmen. Es lag in tiefster Einsamkeit, neun Meilen von Capua entfernt, auf einem steilen Berg. Ein einziger Klosterbruder, außer den Bewirtschaftern, bewohnte es. Anselmus nahm dankbar das Anerbieten an und zog hinauf.

Voll Seligkeit lebte er hier wieder sein stilles, nach innen gerichtetes Mönchsleben und vollendete die Schrift Cur deus homo, die ihm so am Herzen lag.

Hier spielte sich auch die liebliche Geschichte ab, die bewies, daß Anselmus nicht nur über geistliches, sondern auch über praktisches Wissen verfügte und die Natur tüchtig studiert hatte.

Der kleine Ort besaß nur einen Brunnen, unten am Fuß des Berges, ein Übelstand, der das Beschaffen des Wassers sehr erschwerte.

Der Verwalter bat Anselm, der Not doch abzuhelfen und eine Stelle hier oben ausfindig zu machen, wo es Wasser geben könnte. Anselmus, ohne viel Worte zu verlieren, willfuhr der Bitte. Er durchschritt das Gebiet. Seine sanften Augen glitten über die Gräser, über die Felsstücke, die zwischen ihnen lagen, schienen Zwiesprachen mit dem Rasen und seinen tausend geheimen Wundern zu halten.

Dann ließ er sich einen Spaten geben, blieb ein Weilchen im stillen Gebet versunken und tat die ersten drei Spatenstiche. Nach kurzem Weitergraben sprudelte ein frischer Quell hervor, der ebenso reichliches als wohlschmeckendes Wasser gab.

Noch heute führt die Quelle den Namen: Brunnen des Erzbischofs von Canterbury.

Um Capua herum lagerten damals drei normannische Heere. Herzog Roger von Apulien, einer der Zwölfe aus der Löwenbrut Tankreds, der Geist und Schönheit gleich feurig verehrte, hatte kaum von Anselmus gehört, als er den brennenden Wunsch empfand, ihn kennen zu lernen. Er lud ihn ins Lager ein. Feierlich holte er ihn mit einer erlesenen Reiterschar ab und gab ihm zur Wohnung eine alte zerfallene Kirche, die unweit seines Lagers sich befand. Dort besuchte er ihn und verbrachte manche schöne Stunde in seiner Gesellschaft.

Robert Guiscards Bruder, der die arabischen Sarazenenhorden gebändigt und sich untertan gemacht hatte, voll verwegener Kühnheit, wurde — befand er sich Anselmus gegenüber, zum schlichten Kinde. Er fühlte es, hier stand ein Stärkerer als er. Das Schwert erobert wohl den Erdkreis, aber die Sanftmut erhält ihn. Nicht die gewöhnliche temperamentloser Leute, die mächtige, die das Ergebnis hellsehender Klugheit und mitleidiger Liebe ist.

Später fand sich auch der Oberlehnsherr der Normannen in Unteritalien: der Papst, ein. Er kam, um sein eigenstes Amt auszuführen: um Frieden zu stiften. Man machte ihm ein herrliches Zelt auf, und zwar in der Nähe der Kirche. Von nun an standen die beiden, er und Anselmus, in beständigem Verkehr.

Die Sarazenen, die in Rogers Diensten waren, liefen wie die Kinder Anselmus nach, um seinen Segen, ein Stückchen Brot oder irgend ein kleines Andenken zu erhalten.

Seine edle Haltung und Ruhe wirkte ungemein stark auf sie.

Kam ihm beim Anblick so manchen schmalen, gebräunten Gesichtes hier nie ein anderes Gesichtchen in Erinnerung, das dieselben dunklen träumenden Augen besaß, dieselbe Geschmeidigkeit der Gestalt, denselben geheimnisvollen Reiz der Persönlichkeit?

Sie, die Sprößlingin dieser Söhne des Morgenlandes, freute sich, als sie vernahm, der Erzbischof wäre drüben in ihrer sonnigen Heimat. Der Kluge! Wohl ihm, daß er dieser Küste entronnen war! Nur Verwirrung und Unruhe hatte er zurückgelassen.

* * *

Indessen Rufus mit seinem Heer nach Frankreich aufgebrochen war, änderte sich plötzlich die Lage.

Philipp bot ihm im letzten Augenblick Waffenstillstand an. Neu-

lant und die anderen Minister drangen aufs lebhafteste in Rufus, das Angebot anzunehmen.

Die Geldmittel des Reiches waren erschöpft, die Reichen Englands unlustig, sich noch weiter ausbeuten zu lassen; unter den Soldtruppen herrschte Unbotmäßigkeit, weil ihre Zahlung nicht richtig erfolgte. Unter diesen Umständen war es das Beste, der Vorstellung seiner Ratgeber zu folgen und den angebotenen Waffenstillstand anzunehmen.

Sie bestiegen die Schiffe und kehrten heim.

Innerlich gärte es in Rufus. Noch nie während seiner Regierung waren so viele Ungerechtigkeiten, so viele Greueltaten geschehen, wie jetzt. Schien doch alles gegen seinen Willen zu gehen. (Die einzige Frau, die ihn interessierte, schob die erwünschte Zusammenkunft mit ihm immer länger hinaus.) Meist handelte sich's übrigens um Gewaltakte, durch die Geld herbeigeschafft werden sollte.

„Heiratet doch, Sir", entglitt es einmal auf einem der berüchtigten Herrenabende Meulant, „alle Mitgiften der Welt stehen Euch zu Gebot, greift zu."

Rufus lachte hämisch. „Wenn ich 'Mit' ohne ‚Gift' haben könnte . . ."

„Sir, Ihr verachtet doch nicht das Geflügel." Warelwast hob eben einen Bissen fetten Truthahnes zum Mund. „Was liegt daran, ob ein Täubchen mehr in London oder bei Winchester girrt."

Einige der Herren brachen in ein Gelächter aus und ließen ein paar saftige Witze los.

Rufus fühlte seine Stirne heiß werden.

„Es gab einmal eine schöne Zeit. Da konnte jeder König tun, was ihm beliebte. Doch jetzt, da das Gesetz den König, nicht der König das Gesetz macht, da Bannflüche herumfliegen —"

„Ihr schert euch ja soviel um Gesetze und um römische Meinung," rief's im Chor. „Jetzt ist Herrschen zum Witzwort geworden."

Er hob mit schwankender Hand seinen Becher zum Mund und trank.

„Euer Bruder, Prinz Henry, Sir, denkt anders als Ihr." Wilhem von Breteuil lachte vom Tischende herüber. „Montgomery hat ihn mit der Laute im Arm in Wilton gesehen. Ich wette, er macht an der Tochter gut, was Ihr dem Vater übel mitgespielt habt, und ehelicht Malcolms junges Mägdlein."

Rufus, aus Ärger über das Vernommene, riß einem der Fackelträger die Fackel aus der Hand und hielt sie ihm ans nackte Bein.

„Verwünschter Kerl, willst du wohl stillhalten, wenn ich gebratenes Menschenfleisch riechen will?"

Der Bursche war schreiend zur Erde gesunken. Im Augenblick hatte Rufus ihm die Fackel ins Gesicht gestoßen. Seine Haare und Kleider begannen Feuer zu fangen. Einige Herren von der Tafel sprangen auf, rissen einen Teppich vom Wandgestell und warfen ihn, so die Flammen erstickend, über den Unglücklichen.

„Sir, das erinnert an alte Vorgänge auf dem Palatin."

Aquis war aufgestanden und hatte abwehrend sich vor Rufus gestellt, der seinen Scherz beim nächsten der Fackelträger wiederholen wollte.

„Willst du selbst mir als Räucherwerk dienen, edler Aquis?" Rufus krallte die Finger wie ein böser Junge in Aquis' Schulter.

„Was wollt Ihr denn, Sir? Wollt Ihr uns einäschern?" Aquis' Augen bohrten sich voll unaussprechlichen Hasses in die Rufus', doch seine Haltung blieb die des Höflings. „Gestattet zuvor, daß sich Eure ergebenen Freunde entfernen, Eure Diener könnt Ihr braten und meinetwegen verzehren."

„Und das nennt Ihr Freundschaft," rief Rufus in seiner Trunkenheit gekränkt aus.

Aquis' Blick war ihm entgangen.

Haimon kam herbei und sagte Rufus einige beruhigende Worte.

Erblaßte Diener gingen umher und schenkten die Becher voll.

„Wer sprach vorhin vom Heiraten, er soll hierherkommen," rief Rufus, sich wieder setzend, mit schwerer Zunge, „damit ich ihm ins Gesicht schlage."

„Wir alle," rief Bellesme, den gefährlichen Augenblick ungefährlich zu machen suchend, „wir, die wir voll Ergebenheit dem König dienen, haben davon gesprochen. Wir wünschen, daß er uns eine —"

„Halt, Lästermaul! In dieser Gesellschaft soll das Wort, das du aussprechen willst, nicht genannt werden. Ihr könnt heiraten —"

„Aus Gefälligkeit gegeneinader," flüsterte Aquis dem König zu.

„Aus Gefälligkeit gegeneinander, doch ich — ich — bin der König, versteht Ihr? Euer Besitz ist der meinige, aber der meinige kann nie der Eurige werden."

Sais stieß seinen Becher zurück und sprang auf.

Rufus runzelte die Brauen.

„Was soll's? Verhaltet Euch gefälligst ruhig, wenn ich rede."

„Sir, wir sprachen von Frauen."

„Entfernt Euch, Sais." Haimon faßte ihn am Ärmel, des Königs auflodernde Augen bemerkend.

„Nein, jetzt nicht. Weshalb sollen wir hier nicht von der künftigen Königin sprechen, Sir? Habt die Güte, uns das zu erklären."

„Wie dürft Ihr wagen, in diesem Ton mit dem König zu sprechen?" Einer der Herren stand auf und trat auf den jungen Hitzkopf zu.

„Hier sind Edelleute, Sir! —"

Sais, vor Empörung von Sinnen gekommen, wollte fortfahren. Seine Tischnachbarn ergriffen ihn und zerrten ihn hinaus.

„Das ist heute lauter als nötig ist."

„Wählt andere Stoffe zu Eurem Gespräch!"

Unzufriedene Worte wurden von allen Seiten hörbar. Um die Tafel in dem sonst so behaglichen Raum standen die vor Angst bebenden Lichtträger mit weißen Gesichtern.

Mehrere der Herren hatten sich entfernt. Die übrigen waren aufgestanden.

„Was wollt Ihr denn?" Rufus in seiner Trunkenheit sah hämischer denn sonst aus. „Wißt Ihr nicht alle, daß jedes Weib jeden Mann verrät, wenn ein Höherstehender es küren will? Das mag ja ein Trost sein, daß der andere höher steht, aber — der König entbehrt ihn, deshalb muß er — allein bleiben."

„Sir, gebt einige Ausnahmen zu, ich bitte darum, im Namen der anwesenden Herren, die Ihr Eure Freunde nennt."

Walchelin von Winchester trat einige Schritte vor.

„Ha," der König lächelte böse; „wenn ich hier bliebe — aber ich muß abreisen, um in meines Herrn Bruders Wirtschaft nachzusehen — doch wenn ich von drüben zurück bin —"

„Sir, schenkt uns gütigst die Vollendung Eures Satzes! . . ."

Aquis schlug vor, man möge sich doch niederlassen.

Die Anwesenden nahmen ihre Plätze ein und Rufus rief nach Musik.

Es herrschte eine schwüle, gespannte Stimmung. Auch Mortimer war unter den Gästen, er hatte den ganzen Abend nicht den Mund aufgetan.

Am andern Tag wird zum Aufbruch Befehl gegeben.

Rufus hat sich mit Meulant beraten, ein paar Edikte erlassen,

Flambard mit neuen Vollmachten ausgerüstet, dann wirft er sich auf sein Pferd und jagt in die frische Luft hinaus, in den Wald hinüber.

Nur wenige Diener folgen ihm in einiger Entfernung. Die Luft wirkt belebend. Jagdgelüste wandeln ihn an, doch jetzt ist keine Zeit zum Jagen. Er muß nach Rouen. Allerlei Vorstellungen fangen an, ihn zu beschäftigen. Heute fehlen einige Herren, die er jeden Morgen zu empfangen gewohnt ist. Ist es wegen gestern abend? Bah! Ja, wenn er zurückgekehrt ist, wird er einen tollen Streich ausführen, um allen Hochmut in ihnen zu dämpfen.

Ein Zug der Schadenfreude geht über sein Gesicht.

Giffiu! Die Unholdin läßt ihn noch immer ihrer Nachricht harren. Und doch freut er sich auf die Stunde, da er ihr gegenüberstehen wird.

Da flattert ein heller Frauenschleier auf.

„Beim Funkeln der Hölle! Ihr, Gräfin Troarn!"

„Sir," Albereta hält hochaufatmend neben ihm, „was fällt Euch ein, in so kleiner Begleitung auszureiten?"

„Wie?" Er blickt sie überrascht und verwundert an. Auch etwas Freudiges ist dabei. „Was tut Ihr auf meinem Gebiet, Gräfin?"

„Laßt die Scherze, Sir." Sie sieht übermüdet und abgespannt aus. „Ihr wißt doch, daß das Landvolk von Winchester Euch von Tag zu Tag weniger anhängt, daß dieser Wald — ach! meine Gebete haben ihn nicht entsühnen können! — Eurem Bruder Richard und seinem Freund verhängnisvoll geworden ist. (Sie wurden in New-Forest ermordet.) Seid nicht so unbekümmert! Wißt Ihr, ob die Eltern Eurer Diener nicht zu denen gehörten, deren Hütten damals brennen mußten, um Euren Sauen mehr Platz zu schaffen? Hütet Euch!"

„Gräfin!" Er treibt sein Roß dicht an ihres. „Was habt Ihr? Seid Ihr von Sinnen?"

„Nicht unter zwölf Mann Bewaffnete laßt um Euch sein, und gebt es bekannt, wenn Ihr ausreitet, ich bitte Euch darum!"

Sie reißt den Zügel ihres Pferdes an und jagt davon. Er starrt betroffen ihr nach. Sie will mich warnen. Was bedroht mich? Bah! Doch, wo sind die Schurken, die Diener? Seine Augen fliegen in die Runde.

Dort hinten halten sie. Was flüstern sie zusammen? He?! Er will eine silberne Pfeife an die Lippen heben, läßt sie aber fallen. Nein! So tief sank er nicht. Angst! Er!! Und vor wem? Vor einigen — weißen Haarsträhnen höchstens, denn Gespenster scheut er mehr als Tod

und Teufel. Und die Weiße ist für ihn, fast! ein Gespenst. Baumzweige streifen mit kühlen Fingern sein Gesicht. Nebel huschen hin, verstecken sich und kommen als rötlicher Flimmer wieder hervor, sein Roß erschreckend. Die Hufschläge klingen hohl, als ob unter dem Boden Gewölbe wären. Verdammte Erinnerung!

Ich bin der König! Nero, du würdest mich Memme schelten. Wegen armseliger sechzig Kirchen und Dörfer! ... Wo sind die Schurken, die Diener? Er sieht sie nicht. Sie wissen, daß sie nie ganz dicht hinter ihm reiten dürfen, das mag er nicht.

Hier im Walde ist's ihm schließlich gleichgültig. Und doch — er läßt die Geißel auf das Roß sausen, daß es dahinzujagen beginnt — und doch liebt er gerade diesen Wald mehr als andere Wälder seiner Besitzungen. Gerade, weil ihm hier vor Grauen das Herz oft fast stillgestanden hat. Weil hier etwas webt, nach dem es ihn mit unheimlicher Macht, mit unerbittlicher Nötigung zieht ...

Die kleine Troarn mit ihrem bekümmerten Gesicht taucht vor seinem inneren Blick auf .... Ohne, daß er es gewahr geworden ist, hat sein Roß die Richtung nach dem Ufer dieses dräuenden Wäldermeeres eingeschlagen und tänzelt in die Wiesen hinaus.

Die kleine Troarn! Glaubte er wirklich einmal, daß er sie liebe? Glaubt er jetzt, daß er sie nicht liebe? Sie ist sein Sonntag, doch alle Tage Sonntag wäre langweilig.

Verdammt, und die andere, die ihn solange warten läßt? Was denkt sie eigentlich von ihm? Kann er sie nicht in wenig Stunden in seine Macht bekommen, wenn er will? Scheut e r vor einer Möglichkeit zurück, wenn es gilt, seinen Willen durchzusetzen?

Wer sprengt da quer über die Felder herüber? Ein Bote. Rufus wendet sich unwillkürlich zurück. Seine drei reiten in einiger Entfernung hinter ihm her. Was will der Bote? Hat es wirklich solche Eile, daß man ihn auf seinem Spazierritt überfallen muß?

Der Kommissarius pariert sein Pferd und springt herab.

„Sir, eine Nachricht."

Ist Aufstand in Rouen ausgebrochen? Haben die Waliser sich wieder gerührt? Entfloh Robert Mowbray seiner Haft?

Rufus öffnet den Brief.

„Die Gräfin von Bray bittet Euch, Sir, ihr morgen das grüne Reis zurückzubringen, das Eure Kühnheit sich gepflückt hat. Sie freut sich, Eure Erwartungen zu erfüllen."

Der König nickt dem Boten zu und reitet langsam nach dem Schlosse.

Giffiu! Launenvollste aller Launenvollen. Weißt du denn nicht, daß ich morgen in See gehen will? Giffiu, endlich werde ich dir gegenüberstehen. Wird dein überlegenes Gesicht seinen Ausdruck behalten?

Er malte sich aus, wie er die Kraft ihrer Hände, die ihm immer imponiert hatte, erstreben wollte. Wie er ihr beweisen würde, daß es mit dieser Kraft doch nicht so weit her wäre. Freilich besitzen diese zähen, schlanken Leiber oft ungeahnte Muskelstärke. Er kann einen Denar zusammenbiegen; ob auch sie das konnte? Er konnte Gewichte von mächtiger Schwere vom Erdboden aufheben; ob auch sie das zu tun vermochte? Er erinnerte sich an allerlei Athletenstücke, die er in seinem Leben gesehen hatte. Dann lächelte er über sich. Welche Gedanken vor dem Besuch bei einer Freundin? Verdammt! Im Grunde war er nur sehr neugierig auf sie und hatte den Drang, sich mit ihr zu prügeln, ihr zu beweisen, daß er der Stärkere sei, wenn sie auch noch so überlegen tat. Das grüne Fetzchen aus ihrer Schleppe hatte er ja schon längst weggeworfen. O, Giffiu! Ich will dir mit der Faust unter der Nase herumfuchteln, daß du all' deine Überlegenheit verlierst!

In so zärtlichen Liebesgedanken vertieft, erwartete er den nächsten Tag.

Nicht zu Pferd wollte er kommen, sondern sich in einer Sänfte hintragen lassen, um nicht staubig und erhitzt bei ihr zu erscheinen.

Er kleidete sich in kostbare Gewänder, wählte einen dunkelblauen Leibrock mit reicher Perlenstickerei und band eins seiner kunstvollsten Wehrgehenke um. Sein rotes Haar tränkte er mit Essenzen aus Indien, deren jeder Tropfen ein kleines Kapital kostete. Dann bestieg er in höchst behaglicher Stimmung seine vergoldete Sänfte und ließ sich dem artigen Liebesabenteuer entgegentragen.

Schon erhob sich der Wald, der Bray umgab, als ein Edelmann zu Roß, einiges Dienstvolk hinter sich, der königlichen Sänfte entgegenkam. Der Herr sprang aus dem Sattel, um dem König seine Ehrerbietung zu bezeigen. Es war Fitz Haimon.

Seit jenem unliebsamen Trinkgelage hatte Rufus ihn nicht mehr gesehen.

Das ernste gefurchte Gesicht sah heute heiterer aus. Hatte er vergessen oder wollte er vergessen? Rufus freute sich, daß er so leichte Gelegenheit fand, dem Vertrauten ein paar freundliche Worte zu sagen.

„Ich will Brays überraschen,“ setzte er hinzu, „und hoffe, daß sein Leichnam diese Überraschung überstehen wird.“

„O Sir,“ um Haimons Lippen zuckte ein Lächeln, „da habt Ihr Euch einen bösen Tag ausgewählt. Seine Leute haben eben nach dem Arzt für ihn geschickt. Ihr könnt Euch ja denken — gestern ist Frau Giffiu mit dem byzantinischen Knäblein auf und davon gegangen.“

Einen Augenblick lang starrte Rufus den Sprecher ungläubig an, dann brach er in schallendes Gelächter aus.

„Verdammt, daß es ein fremder Bube hat sein müssen, der mir das witzigste Weib meines Reiches entführt hat! Diese Unholdin! Na warte, Schlange! Küssen könnt' ich dich für deinen Scherz! Umkehren!“

Haimon gab Rufus ein Wegstück das Geleite.

Rufus war sehr zerstreut und hatte die ganze Zeit über ein Lachen im Gesicht.

Am andern Morgen reiste er nach der Normandie.

* * *

Er bezog seines Bruders Palast in Rouen. Die Stadt befand sich in großer Aufregung. Diesmal waren es die Juden, die sie hervorriefen.

Vor kurzem hatten einige aus ihrer Mitte sich taufen lassen und waren zum Christentum übergetreten. Darüber entbrannten ihre strenggläubigen Brüder in heftigen Zorn, und es gab keine willkommenere Nachricht für sie, als daß Wilhelm, der König von England, in Rouen angekommen und in der herzoglichen Burg abgestiegen sei.

Sofort begab sich eine Abordnung von ihnen zum König, schilderte ihm in bewegten Worten die Ursache ihrer Aufregung und bot ihm eine hohe Summe an, wenn er die verirrten Genossen wieder ihrem Glauben zurückgeben würde. Rufus, zuerst ungeduldig, hatte ihnen zum Schluß seinen Beistand versprochen. War doch ein wundersames Wort erklungen. Geld! Geld!!! Sofort ließ er Kommissionäre an die Abtrünnigen abgehen, die ihnen mit Folter und Tod drohten, wenn sie nicht sofort zur Synagoge zurückkehrten.

Mehrere Väter, im Anblick der sie verzweifelt umgebenden Familie, wurden weich und ließen sich überreden. Einige indessen, junge Leute, lachten ihren Bedrohern ins Gesicht und versicherten ihnen, eher zu sterben als der neuen Offenbarung untreu zu werden. Unter diesen befand sich auch ein Jüngling, dessen Vater dem König sechzig Mark Silber

angeboten hatte, wenn er den Sohn dem heimischen Altar zurückgewänne.

Rufus schickte seine Häscher aus und ließ den Ungetreuen holen. Er hatte erwartet, eine vor Angst schlotternde, erbarmungswürdige Gestalt vor sich niederfallen zu sehen, anstatt dessen trat ihm ein junger Mensch entgegen, dessen hageres Gesicht Entschlossenheit und Würde verriet.

„Was fällt dir ein," fuhr ihn der König an, „deinen Glauben abzuschwören, das ist ein verdammenswertes Verbrechen, und nur durch die schleunigste Rückkehr zu den deinen machst du es wieder gut."

Der Jüngling blickte den König ruhig an. „Ein verdammenswertes Verbrechen, Sir, wäre es, aus Sorge für sich, eine Überzeugung aufzugeben."

„Was Überzeugung! Unsinn! Wir wollen nicht lange Worte machen. Du kehrst heute noch nach der Synagoge zurück und versprichst ein treuer Sohn deines Volkes zu bleiben."

„Ihr beliebt zu scherzen, Sir."

„Was?!" Rufus fühlte sein Blut heiß werden. „Ich mit dir scherzen, du Lump? Wenn du nicht auf der Stelle gehorchst, so lasse ich dir die Augen ausreißen."

Da neigte der junge Mensch gelassen das Haupt. „Tut es, Sir, es kann ihnen keine größere Ehre geschehen."

Rufus blickte mit heimlicher Verwunderung den Jüngling an. Er fühlte es, daß hier einer von jenen stand, die auf dem glühenden Rost noch scherzten, einer mit jenem zähen Willen, der Leben und Tod überwindet mit Makkabäerwillen . . . . .

Rufus schätzte solche Leute. Er schritt einige Male auf und nieder, dann sagte er über die Schulter zurück: „Mach, daß du weiter kommst." Der Jüngling war gerettet.

Soweit wäre alles ganz gut gegangen, jetzt kommt der Humor der Begebenheit.

Der Vater, nachdem er den Ausgang der Geschichte gehört hatte, knirschte vor Wut.

Natürlich dachte er nicht daran, die sechzig Mark zu bezahlen, der König hatte ja nichts erreicht bei seinem Sohne. Rufus wartete einige Tage, dann schickte er Boten zu dem Alten. Wo die Zahlung bliebe, die er dem König zu leisten hätte. Welche Zahlung? Nun, die sechzig Mark. Der enttäuschte Greis kehrte sich empört ab. Auch noch zahlen!

Für die falsche Hoffnung, die in ihm erweckt worden wäre. Fiel ihm nicht ein!

Die Kommissäre richteten Rufus das Ergebnis der Forderung aus. Er ließ den Vater vor sich führen.

„Du machst dir's ja recht bequem, mein Lieber," herrschte Rufus ihn an. „Meinst du, ich habe meine Zeit gestohlen? . . . ."

„Sir, vergebt, aber — erreicht habt Ihr doch nichts."

„Was? Nichts erreicht, nichts erreicht?" Der Schuft hat recht, dachte Rufus, aber die schönen sechzig Mark!!

„Nichts erreicht, aber in den Handel hab' ich mich eingelassen, gib mir mindestens — dreißig Mark."

Der Hebräer sah den König vorwurfsvoll an, zog schweigend die Geldkatze und legte ihm die dreißig Mark hin.

* * *

Allerlei trug dazu bei, um Rufus hier in hellere Stimmung zu bringen. Freilich hielt sie nicht lange an.

Die Berichte über die Abenteuer und Siege der Kreuzritter verscheuchten sie.

Warum durfte nicht auch er dort mitstreiten und sich Säckel und Taschen mit Schätzen füllen? Dazu langte noch ein Brief Roberts an, in dem er seinem Bruder mitteilte, er hätte eine wunderschöne, reiche apulische Prinzessin kennen gelernt, die er zur Herzogin zu erheben gedenke.

Robert fiel alles in den Schoß, Freiheit, Gold, Ehre. Er hingegen hatte den Schädel beständig mit Sorgen voll, mit den elendesten aller, mit Geldsorgen, und doch sparte er wie er konnte.

Es war Brauch unter seiner Regierung geworden, daß sein Dienstvolk, wenn er reiste, überall umsonst bewirtet werden mußte. Freilich wurde dabei viel Unfug verübt. (Diesen Gebrauch hatten seine Feinde ihm aufs Kerbholz geschrieben.)

Plötzlich wieder in seine alte Unzufriedenheit verfallend, reiste er nach England zurück. Unterwegs, auf dem Schiff fiel ihm ein Wort ein, das ein holder Mund einst zu ihm gesprochen hatte. Heimweh! . . .

Er riß die goldene Kette vom Hals und warf sie in die See. So taten's vor Zeiten die alten Germanen, um sich heimlich der Gunst ihrer Götter zu versichern.

In London, wo er das Hoflager aufschlagen ließ, empfingen ihn

übereifrige mit der Nachricht, fünfzig Angelsachsen hätten in New-Forest sich an den königlichen Hirschen vergriffen. Grimm befiel ihn. Er ließ Nachforschungen anstellen und erfuhr, daß es Leute von Vermögen waren. Sofort zog er alles ein, dessen er habhaft werden konnte und ließ, um seinem Zorn gegen diesen verhaßten Volksstamm Genugtuung zu verschaffen, die unglücklichen fünfzig zur Probe des glühenden Eisens verurteilen.

Mit undurchdringlichen Mienen, fest und selbstbewußt, traten sie zwischen ihren Henkern den entsetzlichen Weg an. Nicht fünfzig waren es, hunderte, tausende, der erbangesessenen Söhne des Landes, die mit den Brüdern in diesem Augenblick, im kraftvollen Glauben an die höhere Gerechtigkeit, mit der tapferen Faust das rote Eisen umspannten.

Unermeßlicher Jubel überflog den Richtplatz, die Straßen und pflanzte sich bis zur königlichen Burg fort.

Die Fünfzig waren heil geblieben. Rufus runzelte die Brauen.

„Und das soll ein gerechter Richter sein? Verdammt, wer das von nun an glaubt! Nach m e i n e m Urteil soll künftig entschieden werden, nicht nach Gottes Urteil, der jedem Narren zum Wunsche ist." (Wilhelms eigne Worte.)

Es kam zu Reibereien im Volke.

Die Normannen schrien laut, daß alles Teufelsblendung gewesen wäre, indes die Angelsachsen behaupteten, die Stunde der Gerechtigkeit wäre angebrochen, bereits geschähen Wunder zu ihren Gunsten.

Gezänke und Streitigkeiten waren an der Tagesordnung.

Die Worte des Königs machten die Runde. Die einen leugneten, daß Rufus so gesprochen habe, die andern beschworen die Tatsache als Wahrheit.

Die Minister hielten ihre Bedenken dem König gegenüber nicht zurück. Mit den Menschen möge er umgehen, wie er wolle, sie hinrichten oder laufen lassen, von ihrem Glauben aber solle er die Hände lassen, denn die Unklugheit sei das schwerste Unrecht und er wisse wohl, was er damit heraufbeschwüre, wenn er auch die Seinen gegen sich aufbringe. Die Normannen hingen nun einmal an ihrer religiösen Tradition. Die braven Leute! war Rufus Antwort. Und wie gottesfürchtig! Das kenne er von seinen intimen Abenden her, da doch fast nur Söhne seiner Heimat ihn umgäben. Die Pläne, die da geschmiedet würden, um sich zu zerstreuen, zeigten die Aufrichtigkeit des Glaubens . . . .

Spitzbuben! Es gäbe nichts Equickenderes als sie, solange sie keine Larve trügen. Bänden sie die vor, dann seien sie widrig zum Anspeien.

Beim nächsten Herrenessen im kleinen Saal, glaubte Rufus Zurückhaltung und Unlust in den Mienen seiner Gäste zu erkennen. Selbst der Wasserspeier hatte sein Grinsen daheim gelassen. Herr von Breteuil sah aus, als ob er ein Geheimnis wüßte, aber nicht sagen wolle. Warelwast überlegte jedes Wort, das er sprach. Bellesme und einige andere Herren tranken so viel, bis sie schließlich mit stieren Augen vor sich hinbrütend nicht mehr zu wissen schienen, wo sie waren. Herr von Sais, der wieder in Gnaden aufgenommen worden war, sprach im Flüsterton mit Flambard und wagte nicht die Augen aufzuheben. Nur Aquis war angenehm wie immer, voll guter Einfälle und bereit, alle Bosheiten höflich zurückzugeben, was der König liebte. Er plauderte mit Prinz Henry.

„Ihr seid heute aufs unterhaltendste, Herren." Rufus lächelte böse. „Meulant und Haimon fehlen, ich glaube, man hat mir übel genommen, daß ich mich als Hausherr hier zu Land fühle und fremde Ungehörigkeiten zurückweise." Er spielte auf die Geschichte mit den Angelsachsen an.

Das gebratene Wildschwein, das hereingebracht und kunstgerecht zerteilt wurde, nahm einen Augenblick lang die Aufmerksamkeit in Anspruch. Man erwachte aus seinem Hinbrüten, ließ sich bedienen, aß und fand, daß es sich eigentlich ganz gut auf dieser Welt lebe.

„Tut nicht so bescheiden, Sir," Prinz Henry wischte sich mit dem Rücken der weißen Hand den Mund ab und blickte auf seinen Bruder, „als Hausherr fühlt sich niemand weniger als Ihr, die Würde ist auch viel zu gering, Gott sein, mit unumschränkter Macht ausgerüstet sein, wollt Ihr, wie Ihr ja auch bekannt gemacht habt."

„Der Gott einer käuflichen, heuchelnden, sich großdünkenden und klein handelnden Bande, die den Namen Menschheit führt! Keine Ehre, mein Lieber, wenn der Mensch — Ebenbild seines Schöpfers ist."

Mortimer richtete die Augen auf Rufus, verlor aber kein Wort.

Aquis sagte leise, scheinbar mehr zu sich, als zu den andern: „Es braucht durchaus ein Werk nicht seinem Schöpfer zu gleichen. Zeuxis schuf Tierlein und war doch ein Mensch, Cäsar hat keinen Cäsar gezeugt, und die Sonne, brütet sie nicht Schlangeneier aus.

„Aber auch die Pharaonen hat sie ausgebrütet."

„O Sais, unterlaßt die schlechten Bemerkungen. Was sind die

Pharaonen heute!? (Das durfte hier nur ein Prinz von Geblüt sagen und Henry war es.) Eine vertrocknete, mißduftige Sache in einem Sarkophag verschlossen, weiter nichts."

„Eure mißduftige Herrlichkeit hat wohl Erbauungsstunden mit der frommen Oblata in Wilton gehalten."

Henrys Brauen furchten sich.

„Weder ist sie eine Oblata, Sir, noch sah ich sie seit Wochen. Die Tochter des Königs Malcolm ist zu anderm Beruf geboren, als zur Oblata."

„Weshalb sitzt sie dann hinter Klostergittern?"

„Das hat ihre kluge Mutter verfügt, die sie von der Frechheit unserer Abenteuerer schützen wollte."

Rufus kniff die Augen zusammen.

„Meint Euer Gnaden, daß ein armselig Gitter einen Mann abhielte, sich zu holen, was er will?"

„Aber ein Klostergitter vielleicht."

Verflucht, ist der Junge dumm! wetterleuchteten Rufus' Augen hinüber. „Kein Gitter, noch Stand und Rang, noch Eid noch Treuschwur hinderten mich, das zu nehmen, was ich wollte."

„O Sir," Flambard machte eine sänftigende Handbewegung, „Gitter hinderten Euch wohl nicht, aber der Treuschwur gälte Euch als unzerstörbare Mauer."

In diesem Augenblick stieg in Rufus eine alte Erinnerung auf, jener wüste Einfall von neulich kreuzte wieder sein Gehirn.

Er trank hastig seinen Becher aus.

„Herren, wollt ihr am Donnerstag in Winchester eine kleine Überraschung mit mir erleben? Ich lade dazu die Anwesenden und noch einige andere ein. Wir wollen vergnügt sein. Wer aber den Kopfhänger spielen will, dem bleibt es unbenommen."

Was würde er aushecken?

Sie versprachen natürlich zu kommen.

Sie tranken und aßen, doch die Bissen wollten nicht mehr recht durch die Kehle gleiten.

Er aber wurde gut aufgelegt und voll übermütiger Einfälle.

Seit Anselmus' Abreise war sein Herz ganz verhärtet geworden. Die Unruhe hatte sich verstärkt. Immer tiefer lief er in die Irre um das zu finden, was er, ohne es zu wissen, suchte . . . . .

* * *

Sie hatten Hühner geschossen. Aber nie waren sie elendere Jäger gewesen. Die „Überraschung" lag ihnen in allen Gliedern und machte ihre Hände unsicher. Nach dem Essen sollte sie stattfinden. Je heiterer der Gastgeber wurde, um so stummer wurde die Gesellschaft. Die Spaßmacher mit ihren öden Witzen, die Musik, die langatmigen Erzählungen einiger wurden als höchst lästig empfunden. Endlich Aufbruch! Oben, im ersten Stockwerk des linken Flügels lagen die intimen Gemächer des Königs, in die für gewöhnlich niemand Fremder Zutritt hatte.

Die Fackelträger gehen mit erzernen Mienen voran und bleiben in zwei Reihen in dem breiten Korridor stehen. Rufus faßt fröhlich Bellesme unterm Arm, klopft in eigentümlicher Weise an eine der Türen und stößt sie auf. Ein Schrei.

„Ihr?!"

„Ach, Kind! Ihr?!"

Bellesme ist im Augenblick die Lage klar geworden. Nicht ihn hat seine Frau erwartet. „Seid Ihr zufrieden mit mir, Bellesme? Mir angebotene Rechte weise ich an ihren rechtmäßigen Besitzer zurück."

Rufus lacht, die Herren wissen nicht, um was es sich handelt, sehen bloß Bellesme in ein Gemach eintreten und folgen Rufus, der die nächste Tür öffnet.

„Breteuil, bitte, tretet ein, dankt mir, guter Breteuil."

Wieder ein erschreckter Ausruf von innen. Einige heftig gewechselte Worte, dann das Geräusch klatschender Ohrfeigen. Die Tür schließt sich von innen.

Wasserspeier, weshalb bist du so todesblaß?

„Mein guter Troarn, wollt Ihr anstatt meiner eine Ungeduldige grüßen?"

Rufus öffnet die Tür weit und zuckt zusammen. Alberetas Windspiel ist ihm ans Bein gefahren. Außer dem Hündlein ist — niemand im Gemach.

Der König hält sich die Seiten vor Lachen. Aber Troarn hat nicht mitlachen können. Mortimer hat den Umsinkenden in seinen starken Armen aufgefangen und schleppt ihn halb über die Treppe hinunter.

Die Gesellschaft fängt an zu begreifen. — Einige der Herren treten zurück, andere bemühen sich in des Königs heitere Laune einzustimmen.

Sais, die Lippen verzerrt, nähert sich Rufus.

„Ach Sais, da seid Ihr ja. Öffnet mein Ritter!"

Rufus drängt ihn nach einer Tür. Im selben Augenblick erhebt

sich Sais Hand, bevor sie jedoch des Königs Wange berührt hat, sinkt er ins Herz getroffen tot nieder. Rufus' Dolch steckt ihm mitten in der Brust.

„Der Junge war betrunken."

Aquis und einige andere sind an den König herangetreten.

Vier Lakaien schaffen rasch den Leichnam weg.

Rufus lacht gezwungen.

„Weshalb sind sie nur so albern und begreifen einen harmlosen Scherz nicht?"

Flambard hat sich schützend vor den König gestellt. Ein kleines Getümmel ist entstanden, man sieht nichts weiter als zwei, die einen in ein Gemach ziehen.

Haimon sagt, ohne scheinbar seine Ruhe zu verlieren:

„Gehn wir doch lieber hinab, Sir, wenn es Euch gefällt, hier oben ist's unbehaglich."

Prinz Henrys Fanfaren.

Von unten schallt Pferdegetrappel herauf. Der König, von Haimon, Aquis und Flambard dicht umgeben, begibt sich hinunter.

Er sieht verbissen drein, so wie einer, der eine Enttäuschung erlebt hat.

* * *

Im Juli verbreitete sich die Kunde in der Welt, daß Papst Urban gestorben sei.

Es war ihm nicht vergönnt gewesen, den Erfolg seines großen Werkes zu sehen, die strahlenden Siege mitzuerleben, die unten in Syrien erkämpft wurden.

Als die Nachricht vom Ableben des Papstes auch dem König von England gemeldet wurde, rief er unwirsch: „Ob der Alte gestorben ist oder nicht, ist mir einerlei, der neue hingegen, was für ein Mann ist der?"

Der Gesandte meinte, Paschalis hätte Ähnlichkeit mit Anselmus, dem Erzbischof von Canterbury.

Darauf verzog Rufus das Gesicht und sagte:

„Dann taugt er nichts."

Kurze Zeit darauf hielt er einen Hoftag zu Westminster in der großen Halle, die er erbaut hatte.

Die meisten Freunde, die nicht dienstlich zum Erscheinen genötigt waren, blieben fern. Befremdet bemerkte er dies. Daß auch seine kleinen

Abende, zu denen er nur die Vertrautesten einlud, wenig besucht wurden, ging ihm nahe. Selbst der gute Wasserspeier blieb unsichtbar.

Mortimer hatte Troarn damals heimgebracht. Er hatte seine ganze Beredsamkeit aufbieten müssen, um den Grafen vor einem dummen Streich zu bewahren. Troarn wollte sich mit Rufus schlagen, von ihm Genugtuung verlangen usw. usw.

Eins törichter als das andere, hatte Mortimer ruhig versetzt. Rufus würde ihn zwar niederstechen, nie aber sich mit ihm schlagen. Und was die Genugtuung beträfe, so möge er noch eine kleine Zeit warten, sie würde ihm wie den andern zuteil werden. „Wohl haben wir ihm den Lehnseid geleistet," fügte Mortimer verschlossen hinzu, „und müssen zu ihm stehen, aber wenn auch wir nicht handeln dürfen, anderer darf sich die Vergeltung bedienen, und sie wird es in kurzem tun, seid versichert."

Albereta hatte ihren Gemahl voll Würde empfangen. Er war mit funkelnden Augen auf sie zugestürzt, um sie an seine Brust zu reißen. Gelassen hatte sie sich aus seiner Umarmung befreit.

„Ich bitte Euch, vergeßt alles. Es war ein schlechter Scherz von ihm, die Damen seiner Freunde zu sich zu entbieten, ich erwiderte Scherz mit Scherz."

„Hat er auch einen Brief geschrieben?"

Und was für einen, dachte mit schneidendem Weh die Gräfin, als ob ich die Einzige wäre, nach der er brännte und die er empfangen wollte.

„Ja, er hat mir einen Brief geschrieben, doch kann ich ihn Euch nicht zeigen, denn ich habe ihn zerrissen."

„Und Ihr wußtet nicht, daß er auch andern so schrieb?"

Nein, das hatte sie nicht gewußt. Ihr Herz zitterte vor Leid.

„Es war ein dummer Scherz, auch Könige machen dumme Scherze."

Stellt sie sich so, oder weiß sie nicht klar, was dieser „dumme Scherz" zu bedeuten hatte, dachte Troarn. Er fühlte, daß zu allem andern Kummer diese neue Demütigung ihn schwer danieder warf.

Am nächsten Tag kam Aquis. Natürlich dachte Troarn, die Zähne zusammenbeißend, er kommt ihr für ihre Treue zu danken.

Es war ein anderer Grund, der ihn herführte. Er kam ihr die Hand zu küssen für ihren guten Witz.

„Es war seine letzte Bosheit, tröstet Euch, Gräfin."

„Was heißt das?" fuhr Albereta auf.

„Daß das Maß voll geworden ist. Oder war Euch auch dies letzte

Erlebnis noch zu wenig? Wißt Ihr nicht, daß etliche Stunden von hier eine junge Frau an der Bahre ihres Mannes kniet, die in einigen Wochen Mutter werden soll? Glaubt Ihr nicht, daß allein die Verwünschung dieser Frau hinreichen dürfte, sein Schicksal zu besiegeln?"

„Aquis, denkt Ihr nicht mehr an die fünfzig als an die eine? Euere Partei wird ihn morden."

„Meine Partei ist heute eine ganze Nation geworden." ....

Sie hat geweint, dachte einige Stunden später Troarn.

Weshalb hat sie geweint? — Ist er eifersüchtig geworden?

* * *

In London.

Albereta hat ihren Gemahl gedrängt, endlich sein Versprechen zu erfüllen und sie hierher zu führen. Vor allem will sie die vor kurzem fertig gebaute königliche Burg wenigstens von außen — sehen, deren Mauern als unzerstörbar gelten. Man erzählt, Rufus hätte Tierblut in den Kalk mischen lassen, um ihnen diese Stärke zu geben. Als die Gräfin auch noch die neue Brücke über die Themse und einige andere merkwürdige Gebäude kennen gelernt hat, will Troarn wieder heim. Um keinen Preis möchte er zu Hofe gezogen werden — Wilhelm weilt noch hier — es gäbe ein schweres Unglück.

Indes sie durch eine Straße reiten, begegnet ihnen — Tyrell. Sie haben einander lange nicht gesehen, die drei. Tyrell grüßt und hält sein Roß an. Ist es — Giffius Werk, daß er so elend aussieht, oder trägt anderes die Schuld daran? Seine Augen brennen im Schädel.

„Woher Troarn?"

„Woher Ihr?"

„Ich komme aus der Burg."

„Wie, Ihr seid mit dem König versöhnt?"

Albereta weicht erstaunt zurück.

„In Gnaden aufgenommen worden, als ich mich zur Audienz melden ließ."

Albereta sieht ihn unsicher an. „Bleibt Ihr jetzt hier?"

„Bis Mittwoch. Donnerstag gibts ein großes Jagen bei uns in New-Forest."

„Was habt Ihr, Albereta?" Troarn blickt sie erschrocken an.

„O nichts." Sie ist zu Tod erblaßt. „Es überfiel mich plötzlich ein Schwindel. Tyrell, werdet Ihr mit auf der Jagd sein?"

„Selbstverständlich, Gräfin."

„Habt Ihr — Aquis gesprochen?"

„Vor kurzem."

Sie verhüllte sich das Gesicht und blieb einige Augenblicke stumm.

Man wechselte mehrere höfliche Worte und verabschiedete sich von einander.

Etliche Stunden später schlugen Troarns den Heimweg ein.

* * *

Ein großes Essen war am Vorabend des Jagdtages in Winchester angesagt. Rufus wollte sehen, wer alles unter seinen Freunden sich der gegnerischen Partei angeschlossen hatte, wer ihm abtrünnig geworden war. Seltsamer Weise waren heute alle gekommen, selbst die, die in letzter Zeit sich zurückgezogen hatten. Auch Bellesme und Breteuil waren anwesend und taten so, als wäre zwischen ihnen und dem König nicht das geringste vorgefallen. Nur Troarn fehlte. Rufus vermißte das treue Gesicht seines ergebensten Anhängers. Es ärgerte ihn nachträglich, daß er seiner Laune hatte die Zügel schießen lassen und die Gräfin, die er über alle andern Frauen stellte, mit in sein Experiment hineingezogen hatte. Die Frauen hätte er unbelästigt gehen lassen, denn es lag ihm wenig an ihren Gunstbezeigungen, nur die Männer hatte er demütigen und ärgern wollen, sich rächen wollen für ihre Kühnheit, ihm Ermahnungen zu geben.

Albereta hätte er nicht verwunden dürfen. Aber, hat sie sich nicht gerächt? Die scharfen Zähne ihres Hündleins waren in sein Fleisch eingedrungen.

Heute bemühte er sich durch Liebenswürdigkeit seinen Gästen alles Trübe der letzten Zeit vergessen zu machen. Für jeden hatte er ein freundliches Wort, einen hellen Blick. Aber seltsam, wie ein eisiger Bann lag's auf den Leuten. Einträchtig saßen sie alle da, als hätten sie einander besucht, nicht ihn.

Und aus jedem Gesicht sprach Ernst, Zurückhaltung, etwas, über das er sich nicht klar werden konnte.

Trugen diese Menschen, die selbst voll Laster und Ungerechtigkeit waren, ihm etwa die Ereignisse der letzten Zeit nach?

Nun, der Wein würde ihre langweilige Feierlichkeit schon lösen, die sich ausnahm wie jene der vierzig Senatoren, die einst unbeweglich auf ihren Thronsesseln sitzend den Tod erwarteten. Aber — sie verschmähten

heute den Wein und keiner unter ihnen ließ sich zum zweiten Mal den Becher füllen. Die Musik ließ ihre heitern Weisen ertönen, köstliche Speisen wurden aufgetragen, doch die Mienen der Gäste blieben ernst und schwer. Prinz Henrys blondes Lockenhaupt war das einzige an der Tafel, von dem etwas Licht ausging. Er sollte eine sehr gute Prophezeiung von jemand erhalten haben, verbreitete sich aber nicht darüber.

Das Gespräch der königlichen Tafelgenossen drehte sich um das Ereignis der Zeit, den Krieg im heiligen Land, von dem die meisten Teilnehmer schon zurückgekehrt waren. (Herzog Robert noch nicht, der vergnügte sich noch unterwegs.) Rufus bemühte sich, die gewöhnliche Tonart dieser Abende anzuschlagen, doch es wollte ihm nicht gelingen. Sein Nachbar war Haimon, der ihn immerzu heimlich ansah und zerstreute Antworten gab, wurde er von ihm angesprochen. Indessen ein neuer schwerer Wein vergeblich der Tafelrunde angeboten wurde, näherte sich einer der Diener Rufus und sagte ihm einige leise Worte.

„Der? Was will der zu dieser Stunde?" Des Königs Brauen furchten sich.

„Nur drei Worte mit Euch sprechen, Sir, doch allein."

„Ist er toll?" fuhr Rufus auf, „soll ich etwa aufstehen, um dem Herrn Pater Rede zu stehen?"

Der Diener stand mit gesenkten Augen vor Rufus und rührte sich nicht. Er wußte nicht, was er tun sollte.

Rufus wandte sich um und aß weiter.

Nun schritt der Diener hinaus, kehrte aber bald zurück. Er war bleich, denn er wußte, daß es ein Wagestück war, den König abermals zu stören, ein Wagestück, das ihn den Kopf kosten konnte. Doch er versuchte es.

„Sir, vergebt, der Herr Abt steht noch draußen. Es handelte sich um eine Botschaft von allergrößter Wichtigkeit."

Der König fuhr wütend herum.

„Hereinkommen."

Niemand an der Tafel hatte den Vorgang bemerkt, die Musik spielte weiter und das leise Geräusch der Löffel erklang. Da näherte sich langsam von der Tür her die hohe, schmale Gestalt eines Mönches, blieb bescheiden einige Schritte hinter dem Sitz des Königs stehen und wartete. Rufus nahm es wohl wahr, daß der Abt von Dunstaple hinter ihm stand, doch es machte ihm Freude, ihn so in der Reihe der Diener stehen zu lassen.

Endlich wandte er den Kopf über die Schulter zurück und sagte mürrisch:

„Was wollt Ihr von mir? Jetzt ist nicht die Zeit Botschaften zu bringen."

„Verzeiht, Sir," der Geistliche bediente sich der lateinischen Sprache, um von den Dienern nicht verstanden zu werden, „es ist eine Sache, die außer Euch niemand hören soll."

„Dann zum Teufel," Rufus sprang unwirsch auf und ging nach einer Fensternische, „was wollt Ihr also?"

Der Priester war ihm gefolgt und erhob jetzt das Haupt zu ihm.

„Sir, geht morgen nicht auf die Jagd, wenn Euch Euer Leben lieb ist."

„Was, nicht auf die Jagd? Weshalb nicht? Unsinn!"

„Sir, ich darf kein weiteres Wort verlieren, ich warne Euch nur, beim Leibe Christi, geht nicht auf die Jagd."

„Verrückte Zumutung! Geht nicht auf die Jagd! Geht nicht auf die Jagd! Was fällt Euch ein, mir Vorschriften machen zu wollen?"

„Es ist keine Vorschrift, Sir, es ist eine Bitte, die ich um Eueres eignen Heiles willen an Euch richte."

„Hat etwa Euer Kellermeister schwer geträumt und macht mich nun zur Veranlassung dazu?"

„Auch das ist geschehen, Sir, einer unserer Brüder hat Entsetzliches, das Euch angeht, geträumt, doch deshalb warne ich Euch nicht. Der Grund weshalb ich es tue, liegt in der Wirklichkeit. Mehr kann ich nicht sagen."

„Haltet Ihr mich für ein altes Weib, das Warnungen von eueresgleichen Wichtigkeit beimißt?"

„Sir," der Mönch senkte die Augen, „Ihr seid ein mächtiger König. Das Wohl von Tausenden ist Euch anheim gegeben, doch glaubt mir, der geringste Diener Gottes, der sich vom Kraut seines Gärtleins nährt, steht höher als Ihr. Euere Stimme mag noch so laut rufen, ihr folgt der Herr nicht, doch das leise geflüsterte Wort des ärmlichsten Geistlichen am Altar zieht ihn von seinen Himmeln herab."

Rufus' Rechte fuhr an den Gürtel.

Der Abt lächelte. „Laßt das! Ich bin bereit dem Tod zu folgen, wenn er ruft. Mich schreckt er nicht. Meine Pflicht habe ich getan. Noch einmal wiederhole ich mein Wort: Geht nicht zur Jagd morgen."

Er verneigte sich und schritt langsam hinaus.

Man hatte zwar hingesehen, aber nicht gehört, was die beiden sprachen.

Rufus kehrte zur Tafel zurück, leerte mehrere Becher Weins und mischte sich ins Gespräch, ohne des Auftritts zu erwähnen.

Innerlich fühlte er wohl ein leises Unbehagen, besonders berührte ihn die gezwungene Art seiner Tischgenossen seltsam, doch ging seine Verstimmung nicht so weit, um die getroffenen Vorbereitungen zu ändern. Die Herren verabschiedeten sich, wie sie gekommen waren, ernst, zurückhaltend, etwas in ihren Gesichtern, das Rufus nicht gefiel.

Donnerstag.

Das Frühstück ist beendet. Draußen kläffen die Hunde ungeduldig, die Pferde scharren, ein Troß Diener und Treiber drängt sich vorm Schloß.

Schmetternde Horntöne, die Herrschaften kommen herab. Ein buntes Getriebe beginnt. Mit Hilfe der Diener schwingen sie sich in die Sättel. Scherze, Fragen, Befehle schwirren durcheinander. Und nun geht's fort auf den lustig dahintänzelnden Pferden nach den Dämmerhallen von New-Forest.

Es hat sich so gefügt, daß Rufus neben seinem Bruder hinreitet, der ebenfalls teil an der Jagd nimmt. Henry steckt mit seiner Munterkeit den Ältern an. Er erzählt ihm allerlei tolle Streiche, die er in letzter Zeit verübte. Rufus macht lose Witze darüber, dann sprengen mehrere Herren heran und trennen die königlichen Brüder. Aquis und Tyrell ist es gelungen an die Seite des Königs zu kommen. Sie verwickeln ihn in ein Gespräch über Jagden in der Normandie, er streift allerlei merkwürdige Bräuche dort. Bald ist der Forst erreicht. Die Jagd beginnt. Der finstere Wald hat das Häuflein Menschen verschluckt. Das Hörnergeschmetter verstummt, die Huftritte verhallen, die lauten, lustigen Stimmen verklingen.

Ein Rudel aufgescheuchter Rehe saust durch die Schatten hin, verscheuchte Raben flattern zwischen den Bäumen auf. Schwaches Hundegekläff. Kein Zweiglein regt sich. Plötzlich bemerkt Rufus, daß er allein ist. Im Eifer der Jagd hat er sich von den übrigen getrennt. Verwundert blickt er um sich. Große schweigende Ruhe umgibt ihn. Zu dem lärmenden Menschentroß, der ihn noch vor kurzem umdrängt, den schmetternden Hörnern, bildet diese Todesruhe einen seltsamen Gegensatz. Finstere Buchen stehen reglos umher. Endlose Schatten hinter

ihm, vor ihm, neben ihm. Das Leben mit seiner Helle scheint weit ab zu liegen. Bestürzt reitet er ein Stück weiter.

Was, zum Teufel, kommt ihn an?

Der mutigste Ritter seines Volkes verläßt den Sattel und lacht mit gezwungener Heiterkeit.

„Mir scheint gar, ich — ängstige mich . . ." Das Pferd spitzt die Ohren und sieht nach links. Rufus will hinüber blicken, doch unterläßt er's aus einem unklaren Grunde, greift an das goldene Horn, das er umgehängt trägt, und bläst kräftig hinein. In einer Minute werden sie herbeigestürmt kommen, alle seine Jagdgefährten, die sicher schon hinter ihm her sind.

Es regt sich nichts, oder doch?

Das Roß sieht wie versteinert nach der gleichen Richtung. Dort erhebt sich eine hohe Frauengestalt. Weiße Haarsträhne fließen ihr vom Haupt herab. Ihre Augen sind weit geöffnet, starr, voll entsetzlichen Ausdrucks. . . . .

Rufus wirft das zögernde Haupt herum und erblickt sie.

Nun weiß er, daß seine letzte Stunde gekommen ist.

Er reckt sich trotzig auf.

„Kann ich dafür, daß mein Vater deinen Buhlen erschlagen hat?" . . . . .

Da hebt sie den Arm auf, als gäbe sie Unsichtbaren ein Zeichen.

Ein Pfeil zischt gegen Rufus und zerreißt seine Brust. Blut sprudelt hervor. Die Faust auf die Wunde pressend, will er fliehen. Sein Roß ist fort. An der Stelle, wo es stand, steht wie aus Erz gehämmert: Tyrell. Rufus taumelt einige Schritte zur Seite und erblickt — Aquis, dem die Weiße einen neuen Pfeil hinreicht. Nebel steigen vor Rufus auf, rote glühende Glocken beginnen mit furchtbarem Hall zu läuten, brennende Scheine lecken nach ihm, er stürzt zur Erde.

„Edyth Schwanenhals . . . dein Harald . . . ist gerächt. . . ."

Noch ein krampfhaftes Zucken, dann streckt sich der Körper lang.

Das Herz hat aufgehört zu schlagen.

Stunden hat es gedauert, bis sie ihn fanden. Haimon, überwältigt beim Anblick des Toten, wollte sich neben ihn auf die Erde werfen. Mortimer deutete kalt auf die große Blutlache.

„Ihr macht Euch schmutzig, Graf."


NORD
UND
SÜD

Meulant, Flambard und Warelwast sprangen in die Sättel und rasten davon, Prinz Henry zu suchen. Meulant sah ihn zuerst und schrie ihm die Nachricht zu. Henry erwiderte kein Wort, sondern preßte seinem Roß die Sporen in die Weichen, daß es mit ihm dahinstob. Er hatte nicht nach wie und wo gefragt. Er sauste mit keuchender Lunge Winchester zu, der Hut flog ihm vom Kopf, die Haare peitschten seine Stirn, Blut floß aus den Weichen seines Tieres, er spürte den Boden nicht mehr, er fühlte, daß er nach einigen Augenblicken mit samt seinem Roß tot zusammen brechen wird — da war Winchester erreicht . . .

Mit brennenden Augen will er vom Wächter die Schlüssel der königlichen Burg heischen, ein anderer stürmt heran, fahl, schweißtriefend: Wilhelm von Breteuil.

„Ihr kommt zu spät, Prinz, ich war eher da, für den Ältern heisch' ich die Schlüssel. Heil König Robert!!"

„Heil Heinrich! Heil König Heinrich! . . ."

Die Henry nachgejagten Großen sind angekommen, haben dem Wächter die Schlüssel entrissen, überreichen sie kniend dem neuen König und huldigen ihm.

Breteuil schleicht davon.

„Herzog Robert, dein Alter gab dir das Anrecht auf Englands Thron, doch dein Leichtsinn hat ihn verscherzt."

* * *

Adgife begoß die Blumen auf ihrem Söller, als sie ein Roß anjagen sah. Allain von Clare sprang aus dem Sattel. Bevor sie noch ihre Gedanken zusammengefaßt hatte, stand er vor ihr und ergriff ihre Hände.

„König Wilhelm ist tot, Eueres Gemahls Pfeil soll ihn getroffen haben, flieht mit mir."

Sie sah den Boten verständnislos an, wiederholte die von Aufregung zerrissnen Worte und fing endlich an sie zu begreifen. —

Der König getötet und Gautier als sein Mörder genannt!

„Wird ihm — Unheil geschehen?"

Allain ließ sich aufs Knie vor ihr nieder.

„Flieht mit mir, edle Frau, er ist's nicht wert, daß Ihr um ihn leidet. Was mit ihm geschehen wird, weiß ich nicht. König Henry kann ihn hinrichten lassen."

Sie sah einige Augenblicke starr vor sich hin, dann ohne ein Wort

zu verlieren, schwang sie sich auf die Brüstung des Söllers und stürzte sich in die Tiefe hinab .....

Zu Troarn war die Nachricht später gelangt.

Es war Mortimer, der über die Wiesen gesprengt kam, und sie überbrachte. Albereta war unten auf dem Rasen und wollte eben ausreiten. Troarn sollte sie begleiten. Wie sie Mortimer vom Pferd steigen sah, eilte sie auf ihn zu und ergriff seine Hände.

„Ihr bringt Unglück, Graf, ich seh's Euch an."

Er schüttelte ihre Hände ab, wandte sich zu Troarn und streckte ihm die Rechte entgegen.

„Ilbert, es lebe König Heinrich!"

Troarn, ohne ein Wort zu erwidern, kehrte sich ab und senkte den Kopf.

So blieb er einige Augenblicke stehen. Als er sich gefaßt hatte, war Mortimer fort. Albereta lag zu seinen Füßen. Er hob sie auf. Ihr Gesicht war eiskalt, die Augen geschlossen. Er trug sie in ihre Kammer hinauf. Dort erwachte sie und richtete sich auf.

„Er ist tot, nicht wahr?"

„Er ist tot."

„Ich will zu ihm."

Sie wollte aufstehen. Troarn schlang den Arm um sie.

„Was wollt Ihr bei dem Leichnam, den Dienstvolk und Ärzte umgeben werden. Bleibt."

Da brach alles, was sie seit Jahren in sich verschlossen hatte, hervor.

Ihre Lippen stammelten seinen Namen voll unaussprechlicher Liebe. Alles, was er ihr angetan hatte, war nicht imstande gewesen, diese Liebe zu töten.

Troarn sah sie mit immer größer werdenden Augen an.

War es möglich, was ihm ihre Tränen verrieten?

„Und Tyrell? Aquis?"

Ach, Stufen waren sie ihr gewesen, die zu ihm führten ....

Troarn erbebte unter dieser Offenbarung. Enthielt sie neues Leid für ihn?

Lag ein Hoffnungsschimmer in ihr?

„Habt Ihr .... mehr als eine Freude Eurer Augen in Wilhelm zu beweinen?"

Ihre Reinheit verstand die Frage nicht.

„Wie die Sonne habe ich ihn geliebt, wie die Frühlingsluft. Wenn

ich ihn sah, freute sich mein Herz, und sah ich ihn nicht, so suchte ich die auf, die viel um ihn waren, um von ihm zu hören. Sein Schutzgeist zu sein und ihn dem Guten zurückzugewinnen war mein Wunsch."

Troarn neigte sich zu ihr herab.

„Albereta, ich fühle es, trotz seiner Freveltat an mir, an der seine innere Zerrüttung schuld war, ich habe ihn nicht weniger als Ihr geliebt, gern wäre ich anstatt seiner gestorben."

Da fühlte er, wie ihre zarten Arme sich um ihn schlossen.

„Ihr hattet ihn lieb und habt ihn noch lieb, ach, Troarn, wie seid Ihr gut! Ihr seid wohl der einzige, der ihn lieb hatte. Er ist verderbt geworden, doch wer weiß," sie schluchzte auf, „vielleicht brannte doch noch ein Fünklein der Vergangenheit in ihm. Einst soll er gut gewesen sein."

„Sorgt Euch, geliebte Frau, nicht um Dinge, die über unser Wissen hinausgehen. Eins glaubt. Ist in einem Menschenherzen auch nur noch die kleinste Regung von etwas Edlem, so wird es nicht verworfen, und wo sie nicht mehr lebt, da schweige das Mitleid. Euch aber bringe ich nach Sizilien, damit Ihr dort im Schein des blauen Himmels, im Duft Eurer Rosenbeete wieder heiter und jugendfroh werdet. Ihr braucht nicht mehr nach England zurückzukehren, wenn Ihr nicht mögt."

Sie hob den Kopf auf und versenkte ihre Augen in die Furchen seines Gesichts, in die Züge um seinen Mund, die so viel, unendlich viel Bitteres erzählten, trotz seines Schweigens.

Verächtlich war ihr der Mann erschienen, dessen Milde und Größe ihr diese Stunde verriet.

„Ihr seid mir wohl sehr gut."

Er schwieg eine Weile, dann sagte er wie zu einem Kinde:

„Sehr, sehr gut, immer mehr gut, je mehr ich durch Euch leide. So grenzenlos gut, daß ich das, was ich bisher um jeden Preis verhindern wollte, eine gänzliche Trennung von Euch, nun endlich stark genug bin, zu ertragen. Geht heim, meine kleine Albereta, die Liebe, die der fühlbaren Gegenwart des Geliebten bedarf, ist nicht die größte."

„Jetzt heimgehen, wo meine wunde Seele Euch nötig hat? Nein, ich will bei Euch bleiben, an Euerm großen Herzen gesunden. Wollt Ihr einige Zeit Geduld mit mir haben?"

Er erwiderte nichts. Er blickte sie ruhig und gütig an. Hinter dieser Güte und Ruhe aber loderte die Hoffnung einer großen, leidenschaftlichen Liebe . . . . .

Als der Mond im Osten emporstieg, sahen die Wälder von Winchester einen seltsamen Zug aus ihren Schatten hervorkommen.

Auf einem von Kühen gezogenen Arbeitswagen, den allerlei Bettler und Strolche umgaben, lag mit Lumpen zugedeckt der tote Rufus. Hinter dem Wagen zog sich eine Spur roter Tropfen her. Keine Glocke läutete in den Kirchspielen um Winchester, niemand lüpfte den Hut, an dem die Leiche vorüber kam, kein Kind faltete die Hände für ihn.

Nur einer hat später unter Tränen für ihn gebetet, einer, der segnete, wenn man ihm fluchte, und die gegen ihn erhobene Faust durch eine Liebkosung beruhigte: Anselmus von Canterbury.

Vier Tage später wurde Prinz Henry vom Bischof Mauritzius in London gekrönt.

Er blieb Tyrell und Aquis gewogen, trotzdem Tyrell so kopflos gewesen war, nach Frankreich zu fliehen. — Adgife war tot und hatte ihm nicht mehr ratend zur Seite stehen können. — Er kehrte indes bald wieder zurück und befand sich später unter denen, die sehr für die junge Königin schwärmten, die König Heinrich seinem Volke gab.

Es war die liebliche Mathilde, König Malcolms Tochter. . . . .

Dr. Ernst Schultze:
Geistige Ausbildung und wirtschaftlicher Erfolg

Manchem Deutschen will heute das Wort vom „Schulmeister von Sadowa“ als Übertreibung erscheinen. Fremde Völker haben seine Richtigkeit — soweit eine Gruppe zusammengesetztester Erscheinungen überhaupt in ein richtiges Schlagwort zusammengepreßt werden kann — rückhaltlos anerkannt und daraus ihre Folgerungen gezogen: den Schulzwang eingeführt, soweit sie ihn noch nicht hatten, ihr höheres Schulwesen und ihre Hochschulen nach deutschem Muster umgestaltet, Gründlichkeit und Kenntnisreichtum, wie sie bestimmten Berufsklassen in Deutschland zu Ruhm und Vorteil gereichen, auch bei sich einzuführen versucht. Es kann wohl auch für niemand, der weitere volkspsychologische und kulturgeschichtliche Zusammenhänge zu überschauen gelernt hat, zweifelhaft sein, daß die Bildungshöhe eines Volkes auf seine militärischen, politischen und materiellen Erfolge fördernd einwirken muß. Im einzelnen habe ich dies für verschiedene Gebiete des Wirtschaftlebens, insbesondere für die Maschinentechnik, in meinem Büchlein „Volksbildung und Volkswohlstand“ zu zeigen versucht.

Es ist heute wohl allgemein anerkannt, daß weder der dümmste Bauer die dicksten Kartoffeln hat, noch auch daß die Bildungshöhe des industriellen Arbeiters ohne Einfluß auf seine Leistungsfähigkeit ist. In den Ländern und Landesteilen mit höchster Volksbildung steht die Durchschnittsleistung des Arbeiters weit über dem, was der weniger gebildete oder gar der analphabetische Arbeiter zu schaffen vermag — zumal der letztere nie imstande ist, in größeren Massen geordnete Zusammenarbeit zu vollziehen oder selbst in kleinster Zahl ohne die beständige Aufsicht von Vorarbeitern zu bleiben.

Auf der anderen Seite sollte allerdings niemals verkannt werden, daß auch der beste Schulunterricht eine ganze Reihe von kulturellen Problemen nicht zu lösen vermag —

und, was noch wichtiger ist, daß kein Land den idealen Schulunterricht besitzt, den wir als Forderung aufstellen müssen, daß man im Gegenteil in vielen Ländern von dieser idealen Unterrichtsgestaltung weit entfernt geblieben ist. Überall, wo sich die Illusion festgesetzt hatte, daß schon durch die bloße Tatsache der Einführung des allgemeinen Schulunterrichts nun die Entwickelung der Menschheit eine aufsteigende Bahn einschlagen müsse, daß man gewissermaßen durch Umdrehung dieses bestimmten Hebels an der Gesetzgebungs-Maschinerie den kulturellen Fortschritt erzwingen könne, hat sich nach wenigen Jahrzehnten tiefe Enttäuschung eingefressen. Aber diese Enttäuschung kennt man im Auslande noch viel mehr als in Deutschland. Namentlich wo große politische Parteien (meist waren es die Liberalen) übertriebene Hoffnungen auf die Wirkungen des allgemeinen Schulunterrichts gesetzt hatten, mußte die Ernüchterung bitter sein.

Und so kann man denn die Frage, ob es eigentlich zweckmäßig erscheine, dem Volksbildungswesen so großes Gewicht beizulegen, auch im Auslande häufig genug aufstellen hören — wenngleich sie sich hier doch fast immer mit der heimlichen Meinung mischt, daß man in Deutschland ein geheimnisvolles System zu besitzen scheine, welches die gewaltigen Fortschritte unseres Landes hauptsächlich auf dem Wege der Förderung des höheren und niederen Bildungswesens erzielt habe.

Ganz so unrecht hat diese Ansicht nicht. Und wenn auch bei uns nicht ganz selten eine Unterschätzung des Volksbildungswesens und der Folgeerscheinungen, die es herbeiführt, beobachtet werden kann, so überwiegt doch glücklicherweise die andere Meinung durchaus: die Meinung, daß jede Förderung des Volksbildungswesens der Wohlfahrt des ganzen Volkes und der Machtstellung und Kulturhöhe unseres Landes zugute komme.

Es widerspricht dieser Annahme, oder sagen wir ruhig dieser Tatsache, durchaus nicht, wenn darauf hingewiesen wird, daß eine Zunahme des Wissens, ja selbst eine Zunahme der Bildung — die ja mit Wissen durchaus nicht verwechselt werden darf — keineswegs immer eine Erhöhung des Glücksgefühls bedeutet. Es gibt viele Völker und zahllose Einzelmenschen, die sich vor der Erwerbung größeren Wissens und höherer Bildung wohler gefühlt haben als nachher. Geht das aber nicht mit vielen anderen Fortschritten unserer Zeit ebenso? Hat vielleicht die Energie, mit der wir die Eisenbahnen bis in jedes Gebirgstal, bis in jede Heide und jedes Moor vorgeschoben haben, eine Steigerung des Glücksgefühls der Bevölkerung bewirkt, oder hat etwa die riesige Zunahme

materieller Güter diese Folge gehabt? Gewiß nicht. Unsere Zeit krankt an einem *seelischen* Unbehagen, von dem manches frühere Zeitalter nicht geplagt wurde, obwohl es technischen, wirtschaftlichen, verkehrspolitischen Zuständen unterworfen war, die mit den heutigen verglichen als geradezu erbärmlich betrachtet zu werden pflegen.

Die Zunahme des Wissens und noch mehr der Bildung pflegt schon deshalb keineswegs immer zu einer Steigerung des Glücksgefühls zu führen, weil sie dem Menschen über vieles die Augen öffnet, woran er früher achtlos vorüberging. Unzweckmäßiges, das der Ungebildete überhaupt nicht sieht, fällt dem höheren Gebildeten weit leichter auf. Ungerechtigkeiten werden von ihm weit schärfer empfunden — und nicht nur solche, die ihn selbst betreffen. Deshalb kann sowohl das Gefühl der Unzufriedenheit mit der eigenen Umgebung oder mit den Zuständen, unter denen man lebt, als auch die Empfindung, daß wir durchaus nicht die beste aller Welten haben, sondern daß in den Theorien unserer großen Pessimisten manches Körnlein Wahrheit enthalten ist, ein inneres Unbehagen hervorbringen, das durch die Erlangung höherer Bildung zwar geweckt, aber doch keineswegs veranlaßt wurde.

Nicht selten kann man gegen eine Ausdehnung der Bildungsmöglichkeiten bezw. gegen den Plan, neue Bildungsanstalten, insbesondere Hochschulen der einen oder anderen Art, zu schaffen, einwenden hören, daß damit das *geistige Proletariat* vermehrt werden würde und daß dies die Steigerung einer kulturellen Gefahr bedeute. So schmerzlich uns nun die Tatsache berühren muß, daß viele Tausende tüchtiger Geistesarbeiter nicht die richtige Entlohnung finden, ja daß sie vielfach selbst bei bescheidenster Lebensführung sich nicht über Wasser halten können, so ist doch das Problem des geistigen Proletariats ein viel zu kompliziertes, als daß es nur aus diesem einen Gesichtswinkel heraus beurteilt werden dürfte. Obwohl ich es in dem beschränkten Rahmen dieses Aufsatzes nur streifen kann, so möchte ich doch wenigstens auf zwei Seiten dieses Problems hinweisen, die häufig übersehen werden: auf eine biologische und auf eine gewissermaßen exporttechnische.

Der biologische Gesichtspunkt ist der folgende. Die Lebensbedingungen, in die wir durch die Natur hineingestellt sind und die wir für das Menschenleben einstweilen doch nur in sehr bescheidenem Maße haben ändern oder mildern können, fordern mit unerbittlicher Grausamkeit, daß überall mehr Keime ausgesät werden, als zur Entfaltung kommen können. Die Pflanzen und die niedersten Tiere müssen ihren

Samen in ungezählten Mengen ausstreuen, weil 999 Tausendstel oder noch mehr davon zu Grunde gehen, bevor einem die Entwickelung zum Lebewesen gelingt. Unter den lebenden Wesen aber findet beständig ein harter Kampf ums Dasein statt, der nicht bei den niederen Lebewesen Halt macht, sondern auch unter den höchstorganisierten oft genug mit furchtbarer Schärfe auftritt. Daß der Kampf ums Dasein durch all die kulturelle Entwickelung der vergangenen Jahrtausende keineswegs überwunden, sondern nur in bestimmte Bahnen gelenkt und zum Teil umgestaltet worden ist, ist bekannt. Die Waffen des Einzelmenschen gegen seinen Konkurrenten bilden heute nicht mehr die Zähne und Krallen und nicht mehr die Waffe (außer in dem organisierten Kampf ums Dasein im Völkerleben, dem Kriege), sondern Kraft, Fleiß, Geschicklichkeit, Schlauheit, Gewissenlosigkeit, Geldbesitz und manches andere — gute und schlechte Eigenschaften durcheinandergemischt. Selbst die Illusion, daß aus diesem Kampf ums Dasein im Menschenleben der Bessere hervorgehe — eine Illusion, die unmittelbar nach dem Erscheinen von Darwins Hauptwerk fast allenthalben herrschte und die heute noch weiten Kreisen heilig ist — haben wir aufgeben müssen. Es ist *nicht der Bessere*, und zwar weder der moralisch noch auch der physisch Bessere, der unter den heutigen Bedingungen obsiegt, überlebt und zur Fortpflanzung kommt, *sondern der Passendere*, der den gegenwärtigen Lebensbedingungen besser Angepaßte. Und so können sich denn auch auf geistigem Gebiet Fälle ereignen, in denen der Klügere, der moralisch Wertvollere, der Sympathischere von seinem skrupellosen Nebenbuhler geschlagen wird. So werden in das geistige Proletariat gar nicht selten ausgezeichnete Geister heruntergedrückt. Neben ihnen aber finden sich dort auch zahlreiche Männer, denen der nötige Fleiß mangelte, sodaß sie trotz guter Fähigkeiten nichts zu erreichen vermochten, oder endlich solche, die ihren Beruf verfehlt haben, indem sie sich ohne die nötige Befähigung einem geistigen Berufe zuwandten.

Irgend ein Mittel, das geistige Proletariat wirksam zu beschränken, kennen wir nicht. In der Berufswahl ist jeder Deutsche frei. Wünscht er, Droschkenkutscher oder Automobilführer oder Konditor oder Schlosser zu werden, so kann er dies tun. Wünscht er, zu studieren, so wird ihm auch dies ohne weiteres gestattet, wenn er in der Ablegung bestimmter Examina die geforderten Vorbedingungen erfüllt. Erhält er von den Eltern nicht das nötige Geld zum Studium, so steht es in seiner Macht, sich durch Energie und Sparsamkeit mit Hilfe von Nebenbeschäftigungen über Wasser zu halten, bis er aus-

studiert hat. Wenn nun in einem Volke die geistigen Berufe besondere Anerkennung finden, wie dies in Deutschland noch immer der Fall ist, so daß eine Menge von kleinen Leuten ihre Söhne deshalb studieren läßt, um sie auf der sozialen Stufenleiter emporzubringen, so muß die Entstehung bezw. Erhaltung eines geistigen Proletariats die Folge sein.

Nun würde sich ein Teil des zweifellosen Überschusses von Studenten gewiß durch kluge Maßnahmen vom Studium zurückhalten lassen: z. B. dadurch, daß in den höheren Schulen (etwa von Obersekunda ab) regelmäßig Tabellen über den Zudrang zu den einzelnen akademischen Berufen und über die Zahl der zu besetzenden Stellen sowie der Bewerber, die keine Stelle finden können, aufgehängt werden. Diese auf der Hand liegende Maßregel wird meines Wissens nirgends angewandt. Abgesehen von solchen kleinen Korrektionsmaßnahmen kann jedoch durch direkte Mittel kaum auf eine Verminderung des geistigen Proletariats hingestrebt werden. Dieses muß naturnotwendig immer wieder entstehen, ganz genau so wie auf jedem anderen Gebiete menschlicher Betätigung stets ein Überangebot von Kräften vorhanden ist. Ist es denn in irgend einem Berufe des Wirtschaftslebens anders? Wo einmal Erscheinungen auftreten, die das Überangebot aus der Welt schaffen, — wie etwa die Landflucht der landwirtschaftlichen Tagelöhner — da bringt dies sofort die schwierigsten Probleme hervor. Man kann daher vielleicht geradezu sagen, so herzlos es klingen mag, die menschliche Gesellschaft braucht ein geistiges Proletariat, und wenn es nicht vorhanden wäre, würde sie es schaffen.

Denn was würde wohl die Folge sein, wenn nicht genügend Bewerber für die Stellen vorhanden wären, die in den geistigen Berufen zu besetzen sind? Daß die Regelung von Angebot und Nachfrage so genau vollzogen werden könnte, daß sich beide decken, ist naturgemäß vollständig ausgeschlossen. Wenn aber das Angebot von Kräften auf geistigem Gebiete geringer würde als die Nachfrage, so würden wir die Geistesarbeiter aus dem Auslande importieren müssen. Dies würde aber wohl niemand als ein zu wünschendes Ziel erscheinen.

Wie die Dinge liegen, ist genau das umgekehrte Verhältnis vorhanden: wir exportieren Geistesarbeiter ins Ausland, anstatt sie von dort nach Deutschland hereinzuziehen. Die Bedeutung dieser Tatsache für unsere wirtschaftliche Wohlfahrt wie auch für unser politisches und kulturelles Leben kann kaum überschätzt werden. Leider gibt es meines Wissens eine Statistik der im Auslande lebenden deutschen Geistesarbeiter

(Ärzte, Architekten, Ingenieure, Lehrer, Künstler u. s. w.) nicht. Daß ihre Zahl sehr groß ist, weiß jeder, der verschiedene fremde Länder kennt. Sehr häufig gelingt es diesen Deutschen, wenn auch zuweilen nur nach einer Probe- und Leidenszeit, sich zu angesehenen und recht gut bezahlten Stellungen emporzuschwingen. In einigen Teilen des Auslandes liegen ganze Zweige der Technik in den Händen von Deutschen. Dadurch strömen im Laufe der Zeit nicht nur nennenswerte Kapitalien nach Deutschland, sondern unser kultureller und politischer Einfluß wird dadurch gestärkt — kurzum, die Lage scheint in dieser Beziehung für uns durchaus glücklich.

Übrigens sind wir ja auch keineswegs das einzige Volk, das unter der Frage eines gelehrten Proletariats leidet. Soweit ich die Verhältnisse übersehe, ist sie in vielen fremden Ländern (in ausgeprägtestem Maße z. B. in Rußland) vorhanden und weist dort zum Teil viel schärfere Erscheinungsarten und viel üblere Seiten auf als bei uns. Am ersten kann man unser geistiges Proletariat an verhältnismäßigem Umfang und Lebenslage sowie in seinem Zusammenhang mit der geschilderten exporttechnischen Lage wohl mit dem der Siebenbürger Sachsen vergleichen, die ebenfalls seit Jahrzehnten ein umfangreiches geistiges Proletariat besitzen.

Ich wiederhole: das einzelne Glied des geistigen Proletariats mag auf das tiefste zu bedauern sein — wir werden aber nicht über die Naturnotwendigkeit einer solchen Klasse hinwegkommen, solange die sehr verbesserungsbedürftige Organisation unserer Gesellschaft nicht außergewöhnliche Fortschritte gemacht hat. Und neben den mannigfachen Schattenseiten unseres geistigen Proletariats ist doch eben mindestens die eine (exporttechnische) Lichtseite vorhanden.

Die Errichtung neuer Bildungsanstalten wird sich also über das Bedenken, daß wir dadurch das geistge Proletariat verstärken könnten, wohl oder übel hinwegsetzen müssen. Auf der anderen Seite erscheint die Verstärkung aller Bildungseinrichtungen schon deshalb als unausbleibliche Notwendigkeit, weil sich unter den heute herrschenden Verhältnissen große Erfolge des Einzelnen oder eines ganzen Volkes ohne geistige Ausbildung nicht erzielen lassen. Gewiß kann einmal jemand durch einen merkwürdigen Glückszufall oder durch geschickte Ausnutzung bestimmter Möglichkeiten, die im Wesen unserer kapitalistischen Wirtschaftsform begründet sind, ein Millionenvermögen aufbauen, ohne daß eine Spur feinerer Geistestätigkeit dafür verwandt würde: etwa wie das des alten Rockefeller, der nur durch Schlauheit und Rücksichtslosigkeit zu seinem Milliardenvermögen gekommen

ist, über den Niederbruch Tausender von Existenzen erbarmungslos hinwegschreitend. Aber solch ein Lebenslauf wird stets als eine Ausnahme zu betrachten sein und, solange wir die Orientierung in der sittlichen Beurteilung menschlicher Handlungen nicht verlieren, als eine höchst unerwünschte Ausnahme. Die Regel wird doch die sein, daß der Aufstieg des Einzelnen wie der ganzen Völker, so sehr auch das Glück dazu beitragen, zuweilen wohl auch einmal eine überwiegende Rolle spielen mag, ohne die Ausbildung geistiger Fähigkeiten sich nicht erzielen läßt.

Nun gibt es in der Geschichte der Technik zahlreiche Beispiele dafür, daß die Praktiker den Theoretikern abhold oder gar verächtlich gegenüberstanden und jedes tiefere Nachdenken, jedes nachhaltige geistige Eindringen in ihren Beruf für überflüssig hielten. So stand England z. B. vor 100 Jahren der Theorie mit der Verachtung des Praktikers gegenüber. Die Tatsachen schienen ihm recht zu geben: denn im Jahre 1810 liefen dort 5000 Dampfmaschinen, während in Frankreich, das theoretisch auch den Maschinenbau weit besser durchgebildet hatte, erst 200 Dampfmaschinen im Betrieb waren; Deutschland stand damals theoretisch wie praktisch noch ganz abseits. Aber die Engländer mußten doch bald auf mancherlei Gebieten erkennen, daß die Praxis allein nicht zum vollen Erfolge führt. Die englischen Seeoffiziere jener Zeit hatten den Auftrag, französische Kriegsschiffe möglichst nicht zu rammen und nicht in den Grund zu bohren, weil die französischen Schiffbauer es durch tiefere theoretische Durchbildung ihres Berufes verstanden hatten, den Engländern durch kühne Konstruktionen und überraschende Problemlösungen den Rang abzulaufen; die französischen Schiffe übertrafen daher die englischen nicht nur an Eleganz, sondern auch an Schnelligkeit, und deshalb mußten die Engländer darauf bedacht sein, die französischen Fahrzeuge möglichst zu entern, um so die Geheimnisse ihrer Konstruktion für den Bau ihrer eigenen Schiffe nutzbar machen zu können.

Ähnliche Entwickelungen haben sich wiederholt abgespielt. So haben die Engländer auch auf dem Gebiete des Maschinenbaus später nachzuholen gehabt, was sie in der ersten Zeit der Praxis theoretisch versäumt hatten. Daß aber das alte Vorurteil der Praktiker gegen die Theoretiker sich in dem englischen Volksgeist ganz besonders tief eingenistet hatte, so daß es auch heute noch nicht vollständig beseitigt ist, muß doch wohl als ein Hauptgrund dafür betrachtet werden, daß die englische Industrie heute auf vielen Gebieten von der deutschen überflügelt worden ist. Denn gerade die ausgezeichnete theore-

tische Durchbildung aller unserer Wirtschaftszweige ist es gewesen, was dem deutschen Wirtschaftsleben den staunenswerten Aufschwung ermöglichte, den es im letzten halben Jahrhundert erlebt hat. Der englische Kriegsminister Haldane, einer der gebildetsten und weitblickendsten Männer Großbritanniens, hat in einem seiner Bücher hierauf ganz besonders hingewiesen; er hat seinen Landsleuten klarzumachen gesucht, daß z. B. das deutsche Brauereigewerbe erst durch die ausgezeichnete wissenschaftliche Durchbildung aller einzelnen Phasen seines Betriebes zu seinen ausgezeichneten Leistungen gelangt sei. Und daß nun gar unsere Elektrotechnik, unser Maschinenbau, unsere chemische Industrie in ihrer heutigen Gestalt gar nicht denkbar wären, wenn sie nicht wissenschaftlich bis in jede Einzelheit durchdacht und durchgestaltet wären, ist eine Binsenwahrheit, über die, wenigstens im Auslande, nur eine Stimme herrscht. Die Reinheit unserer pharmazeutischen Präparate, die Zuverlässigkeit unserer Sprengstoffe sind allenthalben berühmt. Von der etwa 160 Millionen Mark jährlich umfassenden Weltproduktion an Farben stammen mindestens drei Viertel aus Deutschland. Alles das ist uns nicht von selbst in den Schoß gefallen: neben dem unendlichen Fleiß aller Kreise unseres Volkes, neben dem ehernen Pflichtbewußtsein, das den Deutschen zum mindesten in früheren Jahrzehnten auszeichnete, das allerdings jetzt — wenn man nach einigen Anzeichen urteilen darf — zum Teil verloren zu gehen droht, sind für den geschilderten Aufschwung vor allem die innige Durchdringung der Praxis mit der Theorie, die beständige Einwirkung der Wissenschaft auf Technik und Wirtschaft die treibende Kraft gewesen.

Deshalb wäre für unsere fernere wirtschaftliche Entwickelung nichts gefährlicher, als wenn wir uns die Überzeugung von der Ersprießlichkeit solcher geistigen Ausbildung nehmen lassen wollten. Würde doch dadurch auch das Lebenswerk einiger der größten deutschen Kulturpioniere des 19. Jahrhunderts wieder in Frage gestellt werden. Mit tausend Schmerzen haben sie den Weg gewiesen, den damals eine unverständige Menge, ja selbst ein großer Teil der wissenschaftlichen Welt noch nicht anerkennen wollte. Als Justus von Liebig, der Begründer der Agrikulturchemie, der sein später so berühmt gewordenes Laboratorium in Gießen mit großen Opfern aus eigenen Mitteln unterhalten hatte, um Bewilligung einer staatlichen Unterstützung dafür bat, wurden ihm von manchen Seiten als Beweggründe für die Opferung eines Teiles seines Vermögens für Laboratoriumszwecke häßliche, eigennützige Motive nachgesagt. Der süddeutsche Arzt Robert Mayer, der

1842 das Gesetz von der Erhaltung der Kraft ausgesprochen und damit die theoretische Grundlage für die ganzen modernen Kraftübertragungsanlagen geschaffen hatte, ist eine Zeitlang zwangsweise in einer Irrenanstalt festgehalten worden, weil er von der „fixen Idee" besessen war, daß alle Naturkräfte auf eine einheitliche Kraft zurückgingen! Er kam als gebrochener Mann heraus und vermochte für das, was er erlitten hatte, keine Entschädigung darin zu finden, daß er nun dem Götzendienst der großen Masse preisgegeben wurde. Und Josef von Fraunhofer, dem es in dem kurzen Zeitraum von 19 Jahren gelang, die gesamte Optik wissenschaftlich und technisch auf völlig neue Grundlagen zu stellen — nicht nur die nach ihm benannten dunklen Linien im Sonnenspektrum festzustellen, die Wellenlänge des Lichts zu berechnen, Beugungsgitter zu erfinden, die Pendelschleifmaschine und andere wertvolle Vorrichtungen zu ersinnen, Fernrohre und Mikroskope von bisher ungeahnter Vollkommenheit herzustellen und uns von der Einfuhr optischer Gegenstände aus England freizumachen — Josef von Fraunhofer sank im Alter von 39 Jahren ins Grab, weil man ihm in der Jugend jeden nur irgend erdenkbaren Widerstand entgegengesetzt hatte, um ihn an der geistigen Fortbildung, nach der er dringend verlangte, zu hindern; er hatte deshalb seinen Körper durch übermenschliche Anstrengungen so schwächen müssen, daß er nur ein Alter von 39 Jahren erreichte.

Soll ich noch mehr der Beispiele anführen? Ich denke, wir werden in jenen alten Fehler der Unterschätzung der wissenschaftlichen Theorie für die Praxis nicht wieder zurückfallen. Wir würden damit einen der mächtigsten Stützpfeiler untergraben, die die deutsche Kulturentwickelung des 19. Jahrhunderts für unser Wirtschaftsleben aufgebaut hat*). Nein, die Überzeugung von dem hohen Werte der Wissenschaft für Technik und Wirtschaftsleben ist heute wohl allenthalben in Deutschland verbreitet, und wenn ausländische Regierungen und Fachorganisationen immer wieder Untersuchungen darüber anstellen, worauf denn unsere Überlegenheit auf so manchem Gebiete des Wirtschaftslebens beruht, so ist das Ergebnis fast immer das: auf dem ausgezeichneten deutschen Bildungswesen, auf der Durchdringung jeder wirtschaftlichen Tätigkeit mit wissenschaftlichem Geiste.

---

*) Siehe Näheres in meiner Schrift „Weltanschauung und Wirtschaftsleben in der deutschen Kulturentwickelung des 19. Jahrhunderts" (Hamburg; Gutenberg-Verlag, 1910. Preis geheftet 2.— Mk.)

Selbst die praktischen Nordamerikaner, die uns auf manchen Gebieten der Technik zweifellos voraus sind, möchten ihr technisches Bildungswesen gar zu gern nach deutschem Muster umgestalten, weil wir ihnen eben in vielen komplizierten technischen Dingen trotz alledem um mehrere Nasenlängen voraus sind.

Wunderbar kann nur eins erscheinen: daß wir gerade in Deutschland (wenigstens teilweise) dazu übergegangen sind, für neue Bildungsmöglichkeiten besondere Anstalten zu schaffen, statt sie an schon bestehende Bildungskörper anzugliedern. Unsere technischen Hochschulen stehen außerhalb des Rahmens unserer Universitäten, und neben beide ist im letzten Jahrzehnt mehr als ein halbes Dutzend von Handelshochschulen getreten, denen, wie es scheint, weitere Anstalten dieser und anderer Art folgen sollen. Es scheint mir, als wenn dieser Weg der Zerlegung in Einzel-Hochschulen unzweckmäßig sei. Denn ganz abgesehen von dem rein praktischen Gesichtspunkt, daß es unmöglich ist, in einer neuen, nicht mit besonders reichen Mitteln ausgestatteten Hochschule für eine Vertretung all der zahllosen Fächer zu sorgen, die im Interesse der Eingliederung des Spezialwissens in einen großen allgemeinen Rahmen erforderlich sind — abgesehen davon ferner, daß die Verwaltung mehrerer Einzel-Hochschulen teurer werden muß als die Vergrößerung schon bestehender Hochschulen — daß es ferner ganz ausgeschlossen ist, für die neuen Hochschulen in kurzer Zeit nennenswerte Bibliotheken zu schaffen, während diese an den alten Hochschulen schon vorhanden sind und leicht ausgebaut werden könnten — abgesehen von diesen rein praktischen und insbesondere auf dem Wunsche größtmöglicher Ausnutzung der verfügbaren Geldmittel beruhenden Einwänden scheint mir gegen die Gründung von Einzel-Hochschulen vor allen Dingen der überaus wichtige Gesichtspunkt zu sprechen, daß dadurch die Einheit unseres Geisteslebens allmählich verloren gehen muß.

Die unendliche Arbeitsteilung, die uns das 19. Jahrhundert auch auf wissenschaftlichem wie überhaupt auf geistigem Gebiete gebracht hat, hat eine Menge von Fächern, die noch vor 100 Jahren von einem einzigen Manne übersehen und gelehrt wurden, in zahllose Einzelfächer aufgelöst. Die Vertreter eines jeden dieser Einzelfächer, d. h. fast alle unsere Professoren, sind dadurch der Gefahr einer höchst bedrohlichen Einseitigkeit ausgesetzt. Denn je mehr sich Wissen und Forschung des Einzelnen auf ein ganz enges Gebiet beschränken, desto mehr gehen nicht nur das Interesse und der Blick für große allgemeine Zusammenhänge verloren, sondern desto mehr

gerät das Urteil dadurch auch im einzelnen Falle in Gefahr, verschroben zu werden. Wir kennen alle den Typus des Gelehrten, der nur seine Fachwissenschaft, nein, nur den allerengsten Umkreis seiner Spezialwissenschaft kennen will und es grundsätzlich ablehnt, darüber hinauszuschauen. In allen Fakultäten gibt es solche Männer — glücklicherweise jedoch einstweilen erst in geringer Zahl. Ihre Weltanschauung ist zum Teil so verstiegen, daß man darüber lachen könnte, wenn die Sache nicht so bitter ernst wäre. Denn die Gefahr ist doch wohl nicht ganz von der Hand zu weisen, daß solche Einseitigkeit und Verschrobenheit keine Ausnahmeerscheinung bleibt, sondern sich weiter ausbreiten könnte — falls nicht immer wieder auf den unendlichen Wert der Vielseitigkeit und auf die überragende Bedeutung der Zusammenfassung wissenschaftlicher Ergebnisse hingewiesen wird. In seiner Antrittsrede über die Zwecke und Ziele unserer Universitäten hat der Berliner Hygieniker Professor Rubner am 15. Oktober 1910 über diese Frage sehr beachtenswerte Worte gesprochen. Energisch hat er gegen die innere Zersplitterung in kleinere und kleinste Nebenfächer Stellung genommen: denn das Ziel der Universität sei das Zusammenfassen der Tatsachen zu Gedanken.

Es bedarf keines Beweises, daß solch zusammenfassende geistige Tätigkeit an einer Spezial-Hochschule weit schwerer erreichbar ist als an einer allgemeinen Hochschule. Unsere Universitäten haben ja daher den Namen, daß sie die Gesamtheit und Gemeinsamkeit aller Wissenschaften pflegen sollten. Sie können dieses Ziel nicht aus den Augen verlieren, ohne an innerer Bedeutung einzubüßen. Es mag zu denken geben, daß die technischen Hochschulen, so überzeugt sie ursprünglich von der Notwendigkeit ihrer Sonderstellung waren und so nützlich diese Sonderstellung sein mochte, solange die Abneigung einzelner Kreise der Wissenschaft gegen die Technik noch nicht völlig überwunden war, seither doch sämtlich das starke Bedürfnis empfunden haben, sich allgemeine Abteilungen anzugliedern, weil die Ausbildung des Studenten des Aufbaus geistiger Zusammenhänge und des Überblicks auch über andere Gebiete dringend bedarf.

Gibt es uns nicht weiter zu denken, daß namentlich in England das Ideal der Übermittelung einer geschlossenen Allgemeinbildung durch die Universitäten noch immer festgehalten wird? Nicht zum Schaden der Gesamtheit. Denn die Durchschnittsbildung des englischen Fachpolitikers und des höheren englischen

Verwaltungsbeamten steht vielleicht doch auf einer höheren Stufe als die der gleichen Kreise in Deutschland. Wenigstens ist von Sachkennern behauptet worden, daß sich Beamte von der Vielseitigkeit, dem tiefen Sachverständnis und der umfassenden Bildung, wie sie die Kaiserlich Indische Zivilverwaltung durchweg aufweist, in Deutschland in gleicher Verhältniszahl kaum in einem einzelnen Verwaltungszweige finden lassen. Gewiß haben auch wir vorzügliche Beamte — aber der Durchschnitt soll mit der genannten englischen Beamtenklasse doch nicht zu messen sein. Und daß das Niveau des englischen Parlaments über dem des deutschen Reichstages steht, muß ja wohl mit tiefem Bedauern zugegeben werden. Es war nicht immer so: in den 70er Jahren standen die Verhandlungen unseres Reichstages geistig auf wesentlich anderer Höhenlage. Aber damals saßen auch weit mehr Professoren auf den Bänken der Abgeordneten, überhaupt weit mehr Geistesarbeiter, als wir heute dort finden .....

Gibt es nicht ferner zu denken, daß in manchen Teilen des Auslandes im letzten Jahrzehnt die Gründung neuer Hochschulen in noch schnellerem Tempo fortgeschritten ist als in Deutschland? In weiteren Kreisen ist bei uns leider zu wenig davon bekannt. Daß wir selbst seit 1900 7 Handelshochschulen geschaffen haben, daß in Danzig eine technische Hochschule, in Posen eine Akademie, in Frankfurt a. M. eine Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften begründet worden ist und daß man sich in Hamburg bemüht, eine Universität zustande zu bringen, wenn hier auch einstweilen dieser Name grundsätzlich vermieden wird — das wissen wir. Daß aber die Engländer gleichzeitig in Bristol, in Birmingham und in manchen anderen Städten Universitäten geschaffen, daß sie alte und neue Forschungsinstitute mit den reichsten Mitteln ausgestattet und daß sie gerade in großen kaufmännischen und industriellen Bevölkerungsmittelpunkten neue Hochschulen ins Leben gerufen haben, die nicht einen Sondercharakter tragen, sondern allgemeine Hochschulen darstellen — davon haben wir vielleicht zu wenig erfahren.

Besser ist uns schon bekannt, daß man in den Vereinigten Staaten gern neue Universitäten schafft und daß die schon bestehenden mit immer reicheren Mitteln ausgestattet werden. An den altberühmten Hochschulen des Nordostens der Union (z. B. der Harvard- und der Yale-Universität) sind neue Lehrstühle nur so aus dem Boden gestampft worden. Von deutschen Gelehrten ist wiederholt auf die Gefahr auf-

merksam gemacht worden, daß dadurch eine Überflügelung der deutschen Wissenschaft droht, die wohl im Augenblick noch kaum eintreten wird, die aber nach einigen Jahrzehnten in zahllosen Formen in die Erscheinung treten kann. Dann wird es zu spät sein, noch durch vorbeugende Maßnahmen des Übels Herr zu werden, und wir werden dann weit größere Mittel aufwenden müssen, um wieder an die Spitze zu gelangen, während sich dies heute noch mit verhältnismäßig kleinen Summen erzielen ließe . . .

Allerdings Hochschulen kosten Geld und kosten viel Geld. Aber ich wüßte nicht, womit man auch nur den Versuch einer Begründung dafür machen könnte, daß in Deutschland etwa nicht genug Geld vorhanden sei, um neue und alte Hochschulen mit weit reicheren Mitteln auszustatten, als ihnen gegenwärtig zu Gebote stehen. Wenn in der Zeit unserer Urgroßväter vor 100 Jahren, als Fremdherrschaft und Kriegsunglück schwer auf Staat und Volk lasteten und als Deutschland ein bitter armes Land war, genug Geld aufgebracht werden konnte, um mitten in den Tagen der Bedrängnis die neue Universität Berlin zu schaffen, die, wie der König sagte, durch geistige Mittel ersetzen sollte, was der Allgemeinheit an materiellen verloren gegangen war — dann sollten wir, die wir ein wohlhabendes Volk geworden sind, kein Wort darüber verlieren, wenn Hochschulen und Forschungsinstitute ein paar Dutzend Millionen Mark mehr zu erhalten wünschen, als ihnen bisher bewilligt waren. Ein Volk, das sich einen so weit gespannten Luxus in Automobilen, in Kleidung, in Theaterausstattung, im Reisen, in Vergnügungen aller Art leisten kann wie das deutsche Volk der Gegenwart, wird wohl nicht zu fragen brauchen, woher es die Mittel nehmen soll, in seinem Geistesleben weiteren Aufschwung zu ermöglichen.

Das Ausland weiß sehr wohl, was es tut, wenn es eine Hochschule nach der andern schafft und den schon bestehenden reichere Mittel in den Schoß schüttet. Es weiß, daß das Wort vom Schulmeister von Sadowa keine bloße Redensart ist, sondern daß eine wuchtige Wahrheit dahinter steckt. Der Wettbewerb auf dem Weltmarkt kann nicht nur mit rein materiellen und ebensowenig lediglich mit politischen Mitteln durchgeführt werden. Nutzt England all sein politischer Einfluß und all sein Reichtum etwas dagegen, daß es in Mittel- und Südamerika vor dem deutschen Handel ständig an Boden verliert? Der deutsche Kaufmann verschmäht es eben nicht, Spanisch und Portugiesisch zu lernen, und hat damit eine geistige Waffe in der Hand, der unser in dieser Beziehung trägerer englischer Vetter nichts Gleichartiges entgegenzusetzen vermag.

Und die Güte der Waren irgendeiner Exportindustrie, von der kompliziertesten Maschine bis herunter zum einfachsten Streichholz, wird nun einmal von dem Bildungsgrade nicht nur der leitenden Ingenieure, sondern auch von dem der Arbeiter mitbestimmt, wie zahllose Beobachtungen unzweifelhaft erwiesen haben*).

Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, daß die Bewilligung von Mitteln für wissenschaftliche und geistige Zwecke häufig nicht dann den meisten materiellen Nutzen bringt, wenn man allzu absichtlich auf das Ziel lossteuert, sondern wenn dem wissenschaftlichen und geistigen Leben die Mittel ohne allzu absichtsvolle Zwecksetzung zur Verfügung gestellt werden. Ich meine damit nicht nur, daß die Wissenschaft völlig frei sein muß, daß es ihren Tod bedeutet, wenn man versucht, sie irgendwie zu hemmen oder einzuschnüren, auch wenn sie Ergebnisse erzielen sollte, die dem Staate oder anderen Interessenten im Augenblick überaus unerwünscht sein, ja geradezu als verderblich erscheinen sollten; darüber ist ja in den letzten Jahren auch in Deutschland oft genug diskutiert worden. Ebenso wichtig wie die Forderung absoluter wissenschaftlicher Freiheit scheint mir aber zu sein, daß man eben nicht allzuschnelle direkte Resultate materieller Art von ihr fordern sollte. Die schnellste Verbindung zwischen zwei Punkten ist vielfach nicht die gerade Linie zwischen ihnen, sondern ein scheinbar großer Umweg; die Eisenbahn führt uns, wenn sie ein Gebirge übersteigen will, oft auf Kehren in einer dem Ziel abgewandten Richtung zurück und bringt uns dadurch doch dem Ziele schnell immer näher. Und andererseits gilt auch für die Mittel, die Hochschulen und geistigen Zwecken im allgemeinen zugewandt werden, das wundervolle Wort als Wahrheit, das Alexander von Humboldt vor fast einem Jahrhundert im „Kosmos" niederschrieb:

„Wissen und Erkennen sind die Freude und die Berechtigung der Menschheit; sie sind Teile des Nationalreichtums, oft ein Ersatz für die Güter, welche die Natur in allzu kärglichem Maße ausgeteilt hat. . . . . . . Was von diesem Wissen in das industrielle Leben der Völker überströmt und den Gewerbfleiß erhöht, entspringt aus der glücklichen Verkettung menschlicher Dinge, nach der das Wahre, Erhabene und Schöne mit dem Nützlichen, wie absichtslos, in ewige Wechselwirkung treten."

*) Näheres in meinem schon angeführten Büchlein „Volksbildung und Volkswohlstand. Eine Untersuchung ihrer Beziehungen" (Hamburg, Gutenberg-Verlag).

Kurt Münzer:
Der verlassene See

Es ist der erste Dezembertag. An allen Ufern des morgendlichen Sees, an allen Schiffländen stehen in Mengen junge Leute. Reizende schmucke Jünglinge mit verführerischen kleinen Schnurrbärten und schimmerndem Scheitel, in hellen Gummimänteln, in der Hand einen allerdings recht unzulänglichen Segeltuchkoffer und neben sich eine braun oder gelb gestrichene Holztruhe. Dicht bei ihnen sitzen auf ähnlichen Kisten kokette, lachlustige Fräuleins oder plumpere und bäuerliche Landmädchen, und etwas reserviert im Hintergrund der Wartehalle stehen würdigere und ernsthaftere Herren, glattrasiert oder vollbärtig, von Kommerzienratfülle oder Leutnantsschlankheit, eine distinguierte Tasche in der Hand. Sie warten alle auf das Schiff nach Como, und es ist das Personal der ungezählten großen Hotels, die am ersten Dezember ihren letzten Gast vor die Tür setzen.

Es sind die reizenden, liebenswürdigen, unübertrefflich dienstbereiten Etagen- und Frühstückskellner, die schwindelnd geschickten Speisen- und Weinträger; es sind die unnachahmlich schicken, in keiner Situation versagenden und allen Zumutungen kühn gewachsenen Stubenmädchen, denen das unschuldvolle weiße Häubchen sich immer wie eine Taube der Venus in die gebrannten dunklen Locken schmiegt; es sind die in ihren unterirdischen Verließen von der Kultur und der verschönernden und bereichernden Liebe verschont gebliebenen Spül- und Putzmädchen, die statt des Huts noch immer das dörfliche Kopftuch tragen und noch nicht zehn französische Vokabeln in dieser ihrer ersten Saison aufgeschnappt haben; aber die reizenden Zimmerfräuleins mit den abgelegten und ihrer Straußfedern beraubten Hüten der Ladys und Kokotten sprechen ihnen aufmunternd zu: wenn sie erst im nächsten Frühjahr Nachtdienst im Grandhotel bekommen und sei's auch im Korridor der vierten Etage, so werden sich schon schnell Bildung und Erfahrung, Abenteuer und Garderobe, Trinkgelder und jene Träume ein-

stellen, in denen ein durchreisender Großfürst dem Stubenmädchen das symbolische Häubchen raubt, um ihm das Diadem in die unwiderstehlichen Locken zu drücken. Und die würdigen Herren im Hintergrund? Es sind die Köche und Herren Oberkellner, aller Sprachen mächtig, alle Formen tadellosen Anstands beherrschend, geläutert von nicht mehr zählbaren Liebesversuchen aller Baronessen und Kommerzienrätinnen, gewürdigt vom Vertrauen regierender Persönlichkeiten. Aber an diesem letzten Tage Gemeinsamkeit fallen die Schranken: auf dem Dampfer wirbelt alles durcheinander, der Ober scherzt mit einem Küchenjungen, das Zimmermädchen aus der ersten Etage spricht freundlich mit der Messerputzerin, und nur der süße kleine Stubenkellner, von dem sich alle Damen die Schokolade ans Bett bringen ließen, steht allein und schwermütig an Bord, sieht trübe in die Schiffsspur und träumt von der kaum bewältigten Saison.

Aber nur bis Como währt diese unterschiedslose Gemeinsamkeit aller. Am Hafen in Como beginnt mit viel Geschrei das Ausladen. Die kleinen Trambahnwagen werden gestürmt, und eine halbe Stunde später ist der Bahnhof oben gefüllt von unseren Freunden, deren schöne, mehr oder minder unsichtbare Geschäftigkeit so manche Reiselast uns erleichterte. Züge fahren ein und aus, und jeder von ihnen nimmt ein Trüpplein mit. Alle Sommerfreuden, -freundschaften und -liebschaften stieben da auseinander. Aber es gibt ein unverhofftes Wiedersehen eines Frühjahrs an einem blauen See, auf einem grünen Berge, in einer alten berühmten Stadt. Sie fahren dahin nach Mailand, Florenz, Rom, in die großen Winterhotels, nach Genua, Nizza, Cannes, Antibes, hinauf auch ins Gebirge in die Karawansereien des Schnees, wo die Damen in weißen Trikothosen mit dem Ober kokettieren und das Skigigerl nach dem Stubenmädchen schielt. Der kleine süße Frühstückskellner allein, der im Strudel seiner vielen Morgenbesuche und im Duft seiner verschütteten Schokoladen allzuspät eine neue Stellung suchte, fährt nur bis Lugano, dessen ehrbares Schweizer Winterpublikum ihm Zeit lassen wird, den Frauen von Cadenabbia nachzutrauern.

Aus allen Fenstern winken sie den Schicksalsgenossen zu. Neue Hoffnungen, Träume, Phantasien, Sehnsucht, Erwartung, ein wenig Angst — Trinkgelder, Nachtdienst, diffizile Gäste, brutaler Geschäftsführer, mißgünstige Ober, moralische Beschließerin, verdorbenes Essen, schlechtes Bett: o wieviel Sorgen! Aber heut! Der einzige Tag, wo man selbst Gast ist und selbst Trinkgeld gibt! und was ist man nobel

im Stationsbüfett! Alle machen sich einen Herrentag! Nur unser kleiner Frühstückskellner ist schon mittags in Lugano, und abends, abends — Ja, ich verrat's, damit ihr lieb zu ihm seid, wenn ihr ihm begegnet. (Donato heißt er und stammt aus Chiavenna.) Lieb: denn er ist ein Kellner mit Seele; die vielen liebenden Damen haben sie ihm mitgeteilt. Ja, abends sitzt er oben an der Luke seiner Stube, sieht hinüber nach dem vom Mond verschleierten Monte Caprino und denkt: „Liebten sie mich? Sie freuten sich nur an mir. Keine hat mich entführt, zu sich erhöht, sich zu mir bekannt! keine hat mich geliebt! und ich? ich habe jede angebetet!" Nein, ich habe noch nicht alles gesagt: er sieht hinüber nach dem vom Mond verschleierten Monte Caprino und — soviel Seele hat er, der kleine süße Donato! — und weint! — — —

Aber am selben Abend gibt es Sturm in Como. Der See schäumt, das letzte Platanenblatt wirbelt in die Wellen, die Zypressen schütteln sich im Frost, die letzte Kamelie fällt ab, der weite Hafenplatz ist verödet, und die wenigen schwarzen Menschenschatten auf ihm werden wie vom Sturm aus den Gassen gestoßen, über den Platz gejagt und in eine Haustür gedrückt. Nachts wird es still. Als alles schläft in dieser kleinen Stadt, geschieht das Wunder der Verwandlung: Schnee fällt. Am Morgen ist der See grau, der Himmel tief, so tief, daß er die Gipfel der Berge bedeckt, Brunate oben auf seinem Abhang ist eingeschneit, die Zypressen sind erstarrt vor Winterschreck. Ein neuer unbekannter See liegt da und windet sich in's Gebirge hinein. Denn Italien? — Italien ist Bläue! Im Wintergrau ist's ein fremdes Land. . . .

Was ist über Nacht aus dem kleinen, lebhaften, heiteren Como geworden? Ein trübes, ödes Städtchen am Meer, denn der plötzliche Winternebel setzt den See in's Unermeßliche fort, in einen zähen, schwer bewegten Ozean. Am Broletto sitzen die feiernden Marktweiber; ihre frischen hellgelben jungen Orangen in den runden Körben scheinen ängstlich immer kleiner zu werden unter diesem unbekannten grauen Himmel, da sie doch aus der ewigen Bläue Siziliens kommen. Wenn ein Beter den schönen Dom betritt, dessen reiche Gewölbe beängstigen, dringt Frost und Schneeluft durch die schweren Vorhänge. Die schönen Madonnen des Luini und Ferrari sind bedeckt von Dunkelheit, als wollten sie aus der Kälte fliehen. Nur des heiligen Kindes nacktes blondes Körperlein leuchtet tröstlich, erhaben über alle irdischen Drangsale. — Die Via Plinio mit ihren Bogenhallen, die Piazza Cavour liegt still wie nach einer Epidemie. Die Glocke des Schiffes gellt um-

sonst durch die Stadt. Winterschlaf ist eingefallen. Der Bursche aus dem Hotel Volta trägt meinen Koffer auf den Dampfer; dort steht der nun einsam an der Kajütentür; niemand bewundert neidvoll seine Hoteletiketten von Tunis über Palermo, Rom und Pisa nach Como. Ein Handlungsgehilfe nach Lenno findet sich noch ein; und in der zweiten Klasse hocken Bauern und Tagelöhner. So hebt die Reise an auf dem unbekannten See.

Vielleicht muß man ihn im Frühling gesehen haben, um diese Verwandlung eines stürmischen Winters ganz zu begreifen, diese Verwandlung die den vertrautesten Liebhaber dieser Ufer fremde Küsten zu sehen glauben läßt. Man muß ihn wohl durchschifft haben, wenn die Flut blauer als Himmel die Gärten bespülte, wenn die rosigen Pyramiden der Riesenmagnolien ihren Duft über das Wasser schickten, die bunten Kaskaden der Kamelien zum Ufer hinabstürzten, aufgefangen von rosenüberwucherten Terrassen, beschattet von Zedern und schwankenden Palmen. Jetzt ist der See grau, die Ufer bedeckt mit schmutzigem dunklen Grün, aber darüber, in Hochgebirgshöhe, erheben sich die weiß beschneiten Berge, allen Nebel durchleuchtend, allein verschönt und verklärt durch die Verzauberung des Winters. Auf den Hügeln stehen unmöglich, stillos, parador die schwarzen Zypressen mit gespaltenen Wipfeln. Auf ihnen allein haftet der Schnee nicht. Sie sind die stolzesten aller Bäume.

Das Schiff pflügt mühsam den hochgehenden See, von Mövenschwärmen verfolgt; langsam, träge, starrend von Melancholie schieben sich die sonst von Lust und Glück strahlenden Vorgebirge vorbei. Wie verzauberte Schönheiten ziehen die zurückbleibenden Ufer einen Schleier um sich. Hoch oben läutet ein Kirchlein im Schnee, es klingt wie der Hilferuf eines Verstiegenen. Und wahrhaft glaubt man, hoch droben in der Region des ewigen Eises zu sein. Der lange See ist dahinauf versetzt; denn man fährt vorüber an scheinbar ewigen Schneefeldern, verschneiten Gletschern, und immer höhere, wildere, grauenvollere heben sich im Hintergrunde auf. Die kleinen Ortschaften an den Ufern liegen trostlos leer, farblos und melancholisch hinter dem fallenden Schneeschleier. Das romantische Gassengewirr von Torno ist unbetretbares Höhlendunkel. Und wie trauriges Erlebnis lastet es auf den Herzen, die weißen Villen, die die Ufer kränzen, mit verschlossenen dunklen Fensterladen, achtlos offenen Parktüren, ohne Blüten, ohne helle Frauengewänder und ohne Vogellaut daliegen zu sehen. Nicht nur

Tod bedeuten diese Küsten, sie sind schon mehr: Auflösung, Verwesung, unkenntliche Leichen schöner angebeteter Wesen.

Eine Freiluft-Katakombe ist der See. Liebliche Villa Carlotta! Ein Grabesgewölbe ist sie, und Amor und Psyche, von keinem goldenen Licht beseelt, Grabfiguren über zerfallenen Liebenden! Aber drüben, mitten im See, dort, wo er sich spaltet und seine Fluten in drei Täler schickt, erhebt sich über dies graue, zähe Wasser Bellagio, als hätte es auf sein hügeliges Vorgebirge einen Rest Lieblichkeit gerettet. Denn es trägt keinen Schnee auf seinen Terrassen, die Villa Serbelloni steht noch immer im dunklen Grün, als zöge sie sich vor der Sonne ins Kühle zurück.

Aber auch der Strand von Bellagio ist öde. Die kleinen Läden sind verrammelt, als sollten sie sich nie wieder öffnen, die Hotels geschlossen. Durch die Arkaden saust der kalte Wind. Alles ist grau, als wäre die Farbe abgewaschen, und ein einziges rosenrotes Haus macht am Ufer schlechte Figur. Die kleinen steilen Gassen zur einzigen Straße hinauf sind ihres Lebens beraubt. Der Himmel ist nicht mehr wie hochzeitliche Seide über ihren schmalen Dächern ausgespannt; wie schmutzige Wäsche hängt er hinab und trieft, trieft. Die ganze Halbinsel ist erfüllt vom Geruch des nassen Lorbeers und des faulenden Laubes.

Alle Gärten stehen offen. Es gibt keine Rosenstöcke und Kamelien zu plündern und keine Fremden, die die nassen Wege betreten. Der Glückliche, der hier landet, ist also alleiniger Besitzer aller Villen und Parks. Die Zypressen der Villa Melzi halten ihn nicht auf, wenn er ihre verwachsenen Gartenwege betritt. Die Kameliensträucher der Villa Giulia, in die öden Felswände des jenseitigen Ufers hineinschauen, stehen in ihrer Nässe wie versilbert da. Aber die Villa Serbelloni mit ihren Grotten und Ruinen beschert ihm die schönste Überraschung. An den Geländern ihrer Terrassen hängen rote und gelbe Rosen, offen und in Knospe, an kahlen, dornigen Zweigen; in ihrem welken Gras stehen leuchtende Anemonen. Hortensienbüsche, vom Frost überrascht, halten krampfhaft ihre verblaßten Blütenbüschel fest, rosa und blau und blaßgrün. Aber der schönste Zauber sind die Rosen, die an den Gittern hängen, die im Frost weiterblühen. Unsterbliche Leidenschaft, nie gekühltes Blut, schöpferische Sehnsucht!

Nachts wird der Himmel über Bellagio klar. Im Süden glänzt der Orion, der Stier, im Zenith der große Bär. Wie nahe scheint der Sirius! Alle Götter strahlen hinab. Mars und Saturn, Venus, Orion,

Andromeda. Sie zittern ein wenig. Nur Mars bleibt unbewegt, er glüht, er ist rot wie von Liebe, da ihn Venus anblinzelt. Aber trotz aller Sterne kommt der neue Tag mit Sturm. Er treibt den Wanderer vorwärts auf der Höhenstraße nach Civenna, wo der Blick fast schauert vor dem einsamen See von Lecco. Still wirds zwischen den Gartenmauern. Weit hinten glänzen die beschneiten Bergspitzen, über die Mauern aber hängen leere Ranken mit blassen Rosen; sanft gleitet ein Blatt hinab, wie an Sommerabenden.

Aber die Vögel schweigen, die Wege sind leer, kalter Regen fällt, die Weinberge sind wie eine ins Unkraut geschossene Saat kahler Stöcke. Und immer in der Tiefe der dunkle See mit weißen Schaumflecken, ohne Glanz, ohne Licht, ein Unterweltsgewässer.

Nur starke leidenschaftliche Herzen ertragen das Grauen dieses winterlichen Sees, dessen vergessene Sommerwunder den Schauer nur erhöhen. Als wäre es Trug, List, Zauber einer bösen Fee, wagt die Hand nur zaghaft, angesichts der beschneiten Berge die rote Rose zu brechen. Mit welchem Liebsten wird man sein Gelüst bezahlen müssen?

Wie schauervoll und überwältigend gespenstisch sind die Nächte Weihnachten am See. Sie sind so schwarz, daß kaum die Lichter des anderen Ufers herüberglänzen, die Flut klatscht dumpf, als läge sie auf der Tiefe eines ungemessenen Abgrunds. Die Fischerboote reiben sich aneinander, als schnitte eine Säge in die Finsternis. Finsternis ist die ganze Welt, endlose Finsternis. Ich ging in sie hinaus, an den Strand hinab und stand da, verloren in das schwarze rauschende Nichts. Der Sturm war wie ein Strudel um mich, ich wußte nicht, wo Land, wo Flut. Unter mir hob sich der Boden, ich wagte nicht, den Fuß zu heben, Grauen überzog das Herz — Ich war ein einziges Gefühl ohnmächtigen Verlorenseins des Menschen in die Nacht. Zum erstenmal empfand ich die Nacht. Es war, als hätte ich den Tod erlebt. . . . Es gab keine Zeit, nur grenzenlosen Raum, Finsternis und den unerträglichen Lärm des Schweigens.

Das Erlebnis des Todes ist das schaurige Abenteuer dieses winterlichen Sees. Lieblichste Schönheit im Lenz, ist er erstarrte dämonische Leidenschaft im Winter. Die zarten Herzen können hier nicht schlagen. Grauen strömt aus allen Dingen, unfaßlich sind die weißen Gipfel in den grauen Wolken und ein Zwang in seine Tiefe der dunkle, weiß aufzischende See. Ihn zu erleben, ist eine Probe auf Kraft und Nerven.

Daß sie nur an ihm vorüberfahren, die lieben Reisenden! Es gibt

keine geheizten Zimmer im einzig offenen Albergo. Man hockt unten im Kamin, rechts versengt, links erstarrt. Der Wirt ist Kellner, Koch und Hausdiener, aber abends Tenor. Ich lockte ihn an mich mit einem Ritornell aus dem Trovatore; er kommt, er lächelt, ich beginne die Stratta, er reißt den Blasebalg vom Kamin, schwingt ihn als Degen, und die Leidenschaft einer kraftschwelgenden Stimme erfüllt den Raum, tönt hinaus, erreicht das hohe C und ist einfach nicht mehr herunterzubekommen! Ja, in diesen kalten Wochen werden wenigstens die Italiener wieder zu Italienern. Sie vergessen die drei deutschen und vier englischen Phrasen, die Phantasiepreise; sie tragen wieder schmutzige Hemden, schlürfen in Pantoffeln, haben Zeit zu erzählen, zu singen, zu deklamieren und alle ihre Güte und Zärtlichkeit auf den einzigen Gast zu konzentrieren, der der Padrona den Tisch decken hilft.

„O, ch'é gentile, signore!"

Sie bemitleiden mich im Stillen, zweifeln ein wenig an meinem Verstand, der ich nachts am Strande stehe und Woche um Woche an diesem Ufer bleibe, das wie jenseits oder unter aller Welt zu liegen scheint. Es gehört mir, das Land, die Küste, diese dämonische Phantasie, dieser rosendurchflochtene Winter, diese einzig ganze, wahre, dunkle, schaurige Nacht. Wenn die Finsternis um die Vorgebirge heult und die Welt in Grauen zerfließt, Sterne und Lichter erlöschen und mein Herz das einzig schlagende ist, weiß ich um die tiefste Empfindung des Lebens. Ihre Heimat sind die stürmischen Winternächte Bellagios, des Vorgebirges, das die Stürme und die Wellen dreier Seen schütteln.

Rundschau

Über die Zukunft des Mittelstandes.

Der Kern der Mittelstandsfrage ist die Erhaltung des Mittelstandes aus eigener Kraft.*)

Mancher wird sagen, der Mittelstand kann nicht mehr, als er geleistet hat. Ich glaube, die Erörterungen des Mittelstandskongresses des Bundes haben gezeigt, daß er noch ganz anderer Anstrengungen fähig ist: gerade auf rein wirtschaftlichem Gebiete harren seiner umfassende Aufgaben. Wenn man als die großen Gefahren des Mittelstandes die Macht des Kapitals und die Macht der Konkurrenz in den eigenen Reihen bezeichnen darf, so ergibt sich von selbst, daß es der Macht des Kapitals gegenüber nur eine Rettung gibt, den im Genossenschaftswesen vorbezeichneten Weg zu betreten, und daß es der Macht der Konkurrenz gegenüber nur den anderen Weg gibt, durch möglichste Reellität der Arbeit und der Ware, durch vortrefflichen Kalkül, sparsame Wirtschaft an der Spitze zu bleiben.

Beides sind jedoch Dinge, die seit langem erkannt sind. Was bringen wir, der Hansa-Bund, mit unserer Organisation Neues in die Entwicklung des Mittelstandes? Wodurch erweitern wir im Hansa-Bund das, was der Mittelstand aus eigener Kraft leisten kann?

Der Mittelstand hat bisher eine schwere Unterlassungssünde begangen. Er ist sich nicht klar geworden, wo und wie er die eigene Macht in die Wagschale zu werfen hatte. Seine politische Betätigung hat sich bisher auf das zerstreute Arbeiten in seinen Vereinigungen beschränkt. Wir im Hansa-Bunde rufen den Mittelstand zum ersten Male zu wirtschaftspolitischer *gemeinsamer* Arbeit auf.

Was bringt der Hansa-Bund hierbei dem Mittelstande?

Bisher stand dieser allein, agitierte und arbeitete für sich, ohne andere Erwerbsstände zu berücksichtigen. Die Erfolge waren praktisch geringfügig. Und der Grund liegt auf der Hand. Eben weil der Mittelstand nur sein Interesse im Auge hatte, traten die anderen Erwerbsstände nicht für die seinen ein. Aus den Reihen der Handwerker und Detaillisten gerade wurde der Vorwurf erhoben, daß der Großhandel, die Großindustrie, die Großbanken sich nicht um sie kümmerten.

Darin besteht der bahnbrechende Wandel, den der Hansa-Bund für den Mittelstand geschaffen hat, daß er ein unpolitisches, wirtschaftliches Parlament darstellt, in dem jeder Erwerbsstand gleich dem anderen Sitz und Stimme hat und neben seinen eigenen Interessen auch die der anderen Erwerbsstände abwägt und vertritt. Der Hansa-Bund liefert also dem Mittelstande das, was er bisher entbehrte, das breite Forum, die große Öffentlichkeit, vor der er sich zur Geltung bringen, seine Wünsche erörtern und vertreten kann, stellt ihm also für seine Zwecke die mächtigste bürgerliche

*) Dieser Artikel bringt das Schlußwort des Herrn Oberbürgermeisters Knobloch auf dem Mittelstandskongreß des Hansa-Bundes am 5. und 6. November 1911.

Organisation Deutschlands, die, wenn und soweit seine Forderungen sich irgend mit dem allgemeinen gewerblichen Interesse vereinigen lassen, dieselben zu den ihren macht, mit ihrer unendlich viel umfassenderen Organisation, Finanzkraft und parlamentarischen Einflußsphäre verfolgt und durchzusetzen bestrebt ist.

Es heißt also nichts weiter, als das Prinzip genossenschaftlicher Kraftvermehrung durch Zusammenschluß nunmehr auf das wirtschaftspolitische Kampfgebiet übertragen, wenn der Mittelstand seine bisherige Isolierung im gewerblichen öffentlichen Leben aufgibt und den Anschluß, die Schulter- an Schulterfühlung mit den anderen Erwerbständen zum gemeinsamen Interessenschutz sucht.

Und hier liegt zweifellos seine Entwicklung und seine Zukunft. Der Mittelstand muß sich eins fühlen mit den übrigen großen Faktoren des deutschen Wirtschaftslebens und nicht nur für die eigenen, sondern auch für die Interessen der Gesamtwirtschaft politisch denken, arbeiten und eintreten. Wie kommt es denn, daß die großen politischen Erfolge der letzten Jahrzehnte den großen wirtschaftlichen Gesamtvereinigungen am letzten Ende in den Schoß gefallen sind, den Sozialdemokraten und dem Bunde der Landwirte? Eben weil sie rechtzeitig, unter Beiseitelassung aller Politik der allgemeinen staatlichen Ideale und über alle inneren Meinungsverschiedenheiten hinweg, lediglich auf dem Boden realer Machtverhältnisse fußend das Ziel verfolgt haben, den Ertrag ihrer Arbeit und ihres Gewerbes unter den Schutz der Gesetzgebung zu stellen und so hoch wie möglich zu steigern, gleichgültig, was dabei für die übrigen Berufe abfiel, — die bekannte Tendenz, die Hand leer in den großen Staatssäckel zu stecken und möglichst voll wieder herauszuziehen.

Der bürgerlichen Arbeit in Gesetzgebung und Verwaltung die gleichen Rechte wie der Arbeit der Landwirte und des Arbeiters zu schaffen, ist anerkanntermaßen die Devise des Hansa-Bundes, sein Ziel, der Grund seines Bestehens. Erstreben muß der Mittelstand das gleiche. Aber allein erreichen kann er es niemals; dazu ist er zu schwach, numerisch und finanziell. Vereint dagegen mit allen anderen Erwerbsständen im Hansa-Bunde, erhält der Mittelstand die Möglichkeit, eine Zusammensetzung der Parlamente zu erzielen, die mehr als bisher die Erfüllung gerechter Forderungen des Mittelstandes als staatserhaltende Arbeit ansieht und damit einer verständnisvollen Behandlung der Mittelstandsfragen auch durch die Verwaltung die Bahn bricht.

Im Hansa-Bunde mit den anderen Erwerbsständen geeint, unter Einsetzung der vollen Kraft für seine gerechten Forderungen im öffentlichen Leben nach jeder Richtung, dies zeigt den heutigen Mittelstand an der richtigen Stelle, von wo aus er in Betätigung seiner Macht, in der Verfolgung der eigenen, für wahr erkannten Ziele, reguliert und unterstützt durch die Mitarbeit des gesamten werktätigen Bürgertums, neue und, so Gott will, segensreiche, aufwärts führende Wege finden und beschreiten wird.

Oberbürgermeister Knobloch.

Der Münchner Zoo.

Hagenbeck hat den alten Menageriebegriff von den Tierkerkern glücklich überwunden. Der Löwe, der Tiger, der Bär, die drei Schritte rechts und drei Schritte links machen konnten und dann allemal an die Eisenwand stießen — Bilder der Tierverzweiflung, werden jetzt ganz anders vorgeführt. Man kann die Fauna aller Zonen in breiter Gemeinsamkeit, bei angepaßtem Milieu, mit möglichster Bewegungsfreiheit beobachten. Und man erhält eine ungefähr richtige Vorstellung von der natürlichen Kraft, dem Verhalten, Vertragen verwandter Tierrassen mit- und nebeneinander. Der moderne Zoo ist kein Tierbilderbuch mehr — er gibt ein Stück Leben wieder und ist wirklich interessant geworden.

Auch München hat sich den Anfang eines Zoo's geleistet, der in seinem gegenwärtigen Bestand so recht charakteristisch für diese eigenartige Stadt ist. Die beiden nebeneinanderlaufenden und sich hochselten tangierenden Strömungen von München sind im Zoo beide am Wort. Die großen Bierkapitalisten, die mit Leichtigkeit die Mittel zur Dotierung eines reichen, zeitgemäßen Tierparks schaffen könnten, haben nur pfennigweise gespendet, daher die eigentlichen Schauobjekte, die Tiere, vorläufig fast ganz fehlen — wenigstens nach den modernen Begriffen der Hagenbeckschen Vorführung. Hingegen hat sich das künstlerische München alle Mühe gegeben, die Anlage in seinem Zeichen auszugestalten, kunstgerechte Bilder zu bieten und auch im Zoo zu zeigen, daß in der Isarstadt ungemein viel Künstlerwille, Künstlerkraft und Künstlerstreben steckt. Da es aber überall an Geld fehlte, die Künstler arbeiten zu lassen, entstanden lauter kleine, an Modelldimensionen, an Atelierarbeit, an Miniaturaufbau erinnernde Anlagen, die geradezu den Grundsätzen des Gegenwartszoo's widersprechen. Was Freiheit der Bewegung, Gemeinsamkeit einer größeren Zahl von Tieren, Schein des überwundenen Käfigs — im Entwurf, im Plan bedeuten, ist durch den Mangel an Mitteln, durch die Engherzigkeit der Münchener Plutokratie — wieder ins Enge, Kleine, Beschränkte zusammengeschrumpft. Dazu kam noch, daß man — wieder aus Besorgnis um Geld zur Erhaltung des Wenigen — den Tierpark in ganz unfertigem Zustand eröffnen mußte, um dadurch etwas hereinzubringen. Kein Wunder also, daß die Kritik scharf ansetzte und den „Münchener Zoo ohne Tiere" verspottete.

Nach meiner Ansicht hätte sich die sonst so wünschenswerte Schaffung eines modernen Tierparks in der Fremdenstadt München ganz anders, und zwar derart einleiten lassen, daß schon die Anfänge die Linien des zeitgemäßen, im Zeichen Hagenbecks liegenden Zoo's trügen, so karg auch die vorhandenen Mittel waren. Die natürlichen Auen, der Naturpark von Hellabrun, in welchen der Zoo, allerdings etwas weit entfernt vom Weichbild der Stadt angelegt ist, hätten sich vor allem geeignet, große, schöne Hochwaldgehege — auch mit künstlichen Fels-

anlagen für Gemsen und andere Bergtiere — zu errichten, deren zahlreiche Beschickung bei den Wildbeständen der benachbarten Alpengebiete leicht und wenig kostspielig gewesen wäre. Mit vorläufigem Verzicht auf einzelne, seltenere Exemplare hätten weit großzügiger und vor allem weit dichter besetzte größere Bärenzwinger, Wasservögelgehege, Bassins mit zahlreichen Vertretern arktischer Fauna, Pferche mit Rudeln an Wölfen usw., kurzum billigere, aber en masse zu sehende Tiere ausgestellt werden sollen. Das hätte gleich den Charakter des richtigen Tierparks gekennzeichnet. Und hätte ganz gewiß das Interesse der Besucher mehr angeregt, als die in je einem Exemplar vorhandenen, kostspieligen Tierspezies. Und mit den künstlerisch aber miniaturhaft angelegten Zwingern hätte eher noch gewartet werden sollen, um später auch der breiteren Besetzung angepaßte Bauten ausführen zu können.

So ist, der modernen Zeit entsprechend, Unfertiges nur rasch an die Öffentlichkeit zu bringen, im Münchener Zoo auch a priori ein Torso geschaffen worden. Da zweifellos noch andere deutsche Städte daran gehen werden, ihrer Bewohnerschaft die Annehmlichkeit eines zeitgemäßen zoologischen Gartens zu bereiten, mögen diese Andeutungen über die in München gemachten Erfahrungen nicht ganz wertlose sein.

Eine neue französische Faustübersetzung.

„J'y ai pourtant ma joie! hab ich doch meine Freude dran!" läßt sich hier der mephistophelische Ausspruch ins vornehm Anerkennende umschreiben.

Faust. Tragédie de Goethe. Traduction nouvelle complète strictement conforme au texte original par Ralph Roderich Schropp. (Paris, librairie académique Perrin et Cie,)

In seiner französischen Vorrede sagt der Übersetzer: „Goethe wünschte nur die Prosa-Übertragung eines Gedichtes zu lesen. Nur so, besser wie in Versen, könne man sich versichern, ob der übersetzte Autor Ideen habe, oder ob das Reimen sein einziges Talent sei". Diesem Ausspruch hat sich Ralph Schropp in seiner mächtigen und kräftigen Art, den Faust in französischer Sprache wiederzugeben, gefügt. Und er hat bewiesen, daß die Prosa allein die einzig richtige volle Wiedertönung der Dichtung zuläßt.

„Goethe's Kunst zu schreiben, ist ganz persönlich," nach diesem Bekenntnis gab Ralph Schropp schon in den Jahren 1888 u. 89 die „Römischen Elegien" und die „Epigramme" in meisterlichem Französisch heraus. Das Persönliche über den deutschen Gelehrten, der seine Lebensarbeit an Goethe gesetzt, ist, daß er, ein geborner Berliner, von früher Jugend an im Süden Frankreichs gelebt und verschiedene deutsche Originalarbeiten veröffentlicht hat. Nun aber brachte er den Franzosen Goethe's Faust, beide Teile, mit einer gründlich deutschen Kunst, die weit über all dem steht, was seit Frau von Staël's Fragmenten, der Darbietung Gérard de Nervals und allen Nachfolgern bis auf den heutigen Tag an Übersetzungen existiert.

Mit großem Interesse, mit warmem Lob und vollster Anerkennung ist denn auch in Frankreich dieses, von ungemeinem liebevollen Fleiß zeugende Werk aufgenommen. Die Bibliophilen, die Goetheaner bei uns haben mit Eifer nach ihm gegriffen. Wem das Buch noch nicht zur Hand kam, der wird durch die willkürlich hier herausgezogenen Proben dem Erfolg zustimmen, den die Übersetzung hatte.

Da ist Faust's überquellendes Liebesgeständnis in der Gartenszene:

„Laisse ce regard, laisse cette pression de mains te dire ce qui est inexprimable:

s'abandonner entièrement et éprouver une extase qui doit être éternelle! Eternelle! la fin serait le désespoir! Non, pas de fin! pas de fin!" und aus Gretchens Sehnsuchtsseufzern:

„Ma pauvre tête est bouleversée, mon pauvre esprit est morcelé", wo der Anklang einer Alliteration. Und vermißt man den Reim etwa in der wörtlich strengen und so süß klingenden Wiedergabe „sein edler Gang" „Sa fière allure, sa noble taille, le sourire de sa bouche, la puissance de ses yeux!" oder in dem Verzweiflungsruf: „Où que ce soit que j'aille; quelle douleur, quelle douleur, quelle douleur j'éprouve ici dans le sein! A peine suis-je seule, ah! je pleure, je pleure, je pleure! Le coeur se brise en moi!"

In der Zwiesprache von Faust und Helena im zweiten Teil bringt Ralph Schropp Verse, sie bezeugen glänzend, daß auch der Goethe'sche Reim ihm für die Übersetzung gelegen haben würde.

Faust: Quand le sein, tout ému, déborde de desirs
On cherche . . .
Hélène: qui partage avec soi les plaisirs.
Faust: L'avenir, le passé, laissent l'esprit paisible.
Car le présent . . .
Hélène: nous offre un bonheur indicible.
Faust: C'est un trésor, un gage, un bien, le plus haut gain.
Mais qui me donnera la sanction?
Hélène: Ma main!

Der Faustkenner, der Goetheschwärmer findet im Vergleich von Original und Wiedergabe eine Fülle des Genusses. „J'y ai pourtant ma joie!" E. Vey.

Turandot.

Turandot, die Leichtfüßige, Turandot, die Liebliche, Widerspenstige, Grausame feierte in Reinhardts Deutschem Theater ein Auferstehen. Schillers kühle und hoheitsvolle Jambenbearbeitung machte Gozzis kleine Turandot bühnentot; Vollmoeller, mehr Übersetzer, weniger Bearbeiter, kommt ihrem Wesen näher; er drängt ihr nicht die Wucht der Tragödie auf, und läßt das Spiel im Spiel. So ist Turandot nicht mehr die bewußt Grausame, die unerklärlich Kalte, sondern ihre Grausamkeit entspringt ihrer Naivität, lediglich aus Unschuld läßt sie ihren Freiern die Köpfe abschlagen. Noch keine Sehnsucht ward in ihrem Herzen geweckt, knospengleich liegt sie in ihr verborgen. Deshalb begreift sie nicht, daß man sie besitzen will,

daß sie Besitztum sein soll; ihr Stolz lehnt sich dagegen auf. Deshalb wird sie menschlich, als Kalaf sie gewinnt, wie ein weicher Frühlingswind die Knospe zur Blüte erschließt. — Und die Naivität, die in der Gestalt der Turandot liegt, überträgt sich auf den Geist des ganzen Spieles, das schließlich auf Maske und Groteske hinausläuft.

In diesem Sinne war Regie und Darstellung der Reinhardt'schen Aufführung. Frau Eysoldt (Turandot) war ganz zierliches Püppchen; Moissi dagegen, der geborene Liebhaber und Märchenprinz, nahm stellenweise seine Rolle zu ernst, zu wahr. Die Komiker, die wie in der alten italienischen Komödie improvisieren durften, waren aus einem andern Grunde nicht ganz stilrein: Sie litten an einer unglaublichen Geistesöde. Komiker ohne Witz sind etwas äußerst Klägliches! Und wie kann ein Regisseur wie Reinhardt Banalitäten durchgehen lassen, die mehr Ärger als Lachen erwecken? Das Ensemblespiel war dadurch nicht einwandfrei, was einer harmonischen Wirkung erheblichen Abbruch tat. F. P.

Die Wiener Hoftheater

Oper und Burg — einst zwei gesunde, pausbackige Lieblinge der Wiener — haben so lange vom eigenen Fett gezehrt, bis sie eines Tages als abgemagerte, anämische, nur mit allerlei, nicht immer einwandfreien Kraftmitteln zu erhaltende Reste einstiger Größe dastanden. Schon die extremen Wechsel in den Leitungen dieser beiden Kunstinstitute ließen vermuten, daß man eine Gesundung nur von einer „Wundarznei" erhoffte. Im Operntheater ließ man auf die Direktion von ausschließlichen Musikern, wie Mahler und Weingartner, unter welchen die Tonkunst zwar auf ihre Kosten kam, jedoch öfters die theatralische Inszenierung litt, die administrativen und disziplinären Bande innerhalb des Institutes gelockert wurden, einen Leiter folgen, der antipodisch seine Tätigkeit mehr nach strammem Drill vor und hinter den Kulissen einzurichten scheint, denn auf künstlerische Leistung. Die Gregor-Aera, die sich mit einem strengen Erlaß gegen die Schnurrbärte der Sänger, mit einem ziemlich überflüssigen Konflikt mit der besten Sängerin der Oper, Frau Kurz, einführte, wobei das Publikum, dem die Disziplinfrage ziemlich gleichgültig ist, um seinen Anspruch kam, die Künstlerin in einer Uraufführung zu hören, ist wieder ein Extremversuch.

Im Burgtheater, wo das Experimentieren nach Gesundung, nach dem weichlich-lyrischen System Wilbrandts, die Berufung des intelligenten, schneidigen, aber gänzlich theaterunkundigen Juristen Burckhardt zeitigte, dann es wieder mit dem Journalisten und Rezensenten Schlenther probierte, der schon berufsmäßig mehr destruktiv als konstruktiv wirken mußte, schienen die Verhältnisse günstiger zu liegen, als man sich endlich entschloß, dem in Hamburg praktisch erprobten Baron Berger die Führung anzuvertrauen. Nach allem, was jedoch das Burgtheater bisher unter dessen Leitung herausgebracht hat, fängt man an, in Wien den Eindruck zu gewinnen, daß Berger seine eigentliche Arbeits- und Schaffensperiode mit der Erreichung des lang er-

sehnten Direktionsstuhles entweder abzuschließen oder sich wenigstens eine Pause im Racker zu gönnen gewillt ist. Man wird in Wien so leicht zum Bureaukraten, der genau ausrechnet, wann er den Scheitel seiner Hofratskurve erreicht, von wo aus es nicht weiter hinauf geht und es unnütze Mühe wäre, aufwärts zu streben. Auch bei den einst so berühmten Bühnen ist die alte Garde tot oder invalid. Auf beiden Theatern herrscht Mangel an zureichendem jugendlichen Nachwuchs, sowie an dramatischer und musikalischer, ebenbürtiger Neuproduktion. In der Oper tastet man schon in das Gebiet der Operette hinein und über die Bretter der Burg huscht manches französische Schweinchen. Auch mit der Vorstadtposse wird zuweilen auf Blutaufbesserung hingearbeitet. Das alte Theater Wien ist — nach üblicher Klassierung — im Rennen um dramatische Erfolge längst von Berlin überholt worden. Zeitweise muß es sogar zur Sensationspeitsche greifen, um nur den zweiten Platz zu behaupten. Dabei ist es gewiß sonderbar, daß der Wiener als Publikum weit schwerer zu befriedigen ist als der Berliner. Die harmlosere, behäbig-gutmütige Art des Wieners weist ein Theaterstück glattweg ab, das in der eigenartigen Wiener Resonanz nicht klingt, indes der weit kritischere Berliner sich die Sache noch von der andern Seite ansieht und anhört und dort oft das Gute erst entdeckt. Nicht immer Personenüberlieferungen sind es — denn die moderne Wiener Generation kennt z. B. die alte Burgtheatergarde fast nicht mehr — die hier bestimmend für das Wiener Urteil wirken, sondern weit eher eine perennierende Milieustimmung. Ohne diese zu treffen, hat kein Autor und kein Darsteller Aussicht auf einen tatsächlichen Wiener Erfolg. Und das Wiener Theaterpublikum hat die Gabe, das Vorhandensein dieser für Wiener Theaterleistungen unerläßlichen Qualität im Menschen vorzuerkennen. So ist es überzeugt davon, daß Baron Berger diese Gabe besitzt, und hat immer gewünscht, ihn an der Spitze des Burgtheaters zu sehn. Berliner Publikum würde ganz gewiß — nach den bisherigen Wiener Leistungen Bergers, die etwas danach aussehen, als schnaufte er sich nach der Hamburger Arbeit behaglich in dem endlich erreichten Direktionsstuhl aus und beginne nach erlangtem Scheitelpunkt die österreichische Bureaukratenbahn zu — durchsitzen, an der ausgebliebenen Reform des etwas dekadent gewordenen Burgtheaters mäkeln und makeln. Der Wiener, der sonst über alles, was zwischen Himmel und Erde nach seiner Empfindung nicht richtig ist, scharf räsoniert, nimmt die Passivität seines wienerisch gestimmten Burgtheaterdirektors ohne weiteres hin, stellt sich aber dagegen ganz anders gegen den neuen Leiter der Oper, den aus Berlin verschriebenen Sachsen Gregor, dessen erste Taten schon mit großem Unmut hingenommen wurden. Gregor wird in seinem Fach ganz wesentlich mehr leisten müssen als Berger, um Wien zu gewinnen, wenn ihm das überhaupt möglich wird.

Es wäre lächerlich, dem Wiener Publikum Kunstsinn und Kunstverständnis absprechen zu wollen, aber gesagt soll damit nur werden, daß die Kunst, auch die wahre, echte, bei weitem nicht so kosmopolitisch

ist, als man es akademisch zu erweisen sucht, daß sie auch differenziert und nur dort auf volle Aufnahme und volles Verständnis rechnen kann, wo sie bei Anreger und Empfänger adäquate Figuren hervorbringt. v. S.

„Nathan" in den Kammerspielen.

Ob Lessing, der scharfe Kritiker, der infolge seines Religionsstreites den „Nathan" schrieb, an ein Theater der Dreihundert gedacht hat und nicht an eins der Dreitausend? Sein Werk ist zu groß für einen intimen Raum, die Tendenz zu deutlich, als daß sie nicht nach der Masse verlangte. Es ist doch kein traumhaftes Maeterlinckwerk, dessen feine Strahlungen nicht für den Durchschnitt berechnet sind; sondern stählern und hart ist es in seinem Bau, klar und konsequent in seiner Sprache.

War es vielleicht verfehlt, das Werk statt im größeren Deutschen Theater in den ihm angefügten Kammerspielen zu geben, so war es eine glückliche Idee, den heiteren Charakter des Stückes hervorzukehren. Die Tageskritik war empört darüber, — aber das macht nichts. Freilich fehlte es dabei nicht an Übertreibungen, sonst aber wurde der Grundton richtig getroffen. Albert Bassermann spielte die Titelrolle. Woher kommt es, daß dieser ausgezeichnete Künstler in letzter Zeit so kalt läßt? Gerade vom Nathan soll Wärme ausgehen, Güte, Weisheit, Heiterkeit. Hier war es gerade umgekehrt: Kayßler (Tempelherr), hitzig, rasch, unausgeglichen, wie es der Figur zukommt, Wegener (Derwisch), voller Humor, allerdings von Mätzchen nicht frei, Camilla Eibenschütz als Recha, ein wenig nervös und wohl nicht so, wie sie sich Lessing gedacht hat, und, nicht zu vergessen, Hans Pagay (Klosterbruder), der dem Lessingschen Geiste wohl am nächsten kam, sie waren es, die Stimmung brachten, sie hatten mehr vom Nathan an sich als der Nathan selbst. F. P.

Hans v. Bülow, ausgewählte Schriften, herausgegeben von Marie von Bülow. Zweite vermehrte Auflage, Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Für Hans von Bülows Witwe, Marie geb. Schanzer, der wir auch eine siebenbändige Ausgabe seiner Briefe verdanken, konnte es gar keine größere Genugtuung und Freude geben, als daß die von ihr besorgte Ausgabe seiner Schriften bereits wenige Jahre nach ihrem Erscheinen vergriffen war. Wenn sie sechs Jahre bis zur Herausgabe der neuen Auflage hat vergehen lassen, so ist dies ein Beweis, wie sorgsam sie diese vorbereitet hat. Nicht ohne Rührung wird man das Vorwort der tapferen Frau lesen, der hoffentlich fernere Polemiken erspart bleiben. In den Schriften erscheint Bülow bekanntlich als Streiter und Lehrer; ich muß gestehen, daß mir seine erstere Eigenschaft noch sympathischer ist als die zweite. Bedauern muß man nur, daß seine 1850 beginnende schriftstellerische Tätigkeit während der Jahre 1866 bis 1870 ganz unterbrochen war. Im allgemeinen sind die Schriften Bülows ein wichtiger Beitrag zur Musikgeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, interessant selbst, wenn es sich um

Besprechungen von Werken heute vergessener Komponisten handelt. Die heutige Generation kann jedenfalls viel daraus lernen.

W. A.

Arnold Schering, Geschichte des Oratoriums. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Arnold Schering, dem wir u. a. bereits eine vortreffliche Geschichte des Instrumentalkonzerts verdanken, hat sich mit diesem grundgelehrten und dabei doch durchaus lesbaren und für jeden Musikfreund verständlichen Buch in die erste Reihe der lebenden Musikhistoriker gestellt. Ein immenses Quellenstudium bietet die Grundlage zu dem mehr als 600 Seiten zählenden Werke, das den dritten Band der von Hermann Kretzschmar herausgegebenen „Kleinen (sic!) Handbücher der Musikgeschichte nach Gattungen" bildet. Auch praktische Musiker, vor allem die Leiter der großen Chöre werden gut tun, sich mit diesem Buche zu beschäftigen, besonders um mit Unrecht in Vergessenheit geratene Oratorien kennen zu lernen. Wohltuend berührt in der Beurteilung, daß Schering z. B. die Eigenart eines Massenet durchaus aus den spezifisch französischen Verhältnissen zu erklären und zu würdigen versteht. Nirgends drängt sich in dem Buche überhaupt ein Urteil vor, das nicht historisch-objektiv begründet ist. Daß Schering übrigens auf eine Generaldefinition des auch heute noch vielfach unklaren Begriffs Oratorium verzichtet und den Oratorienbegriff von Fall zu Fall zu bestimmen sucht, wird man nur billigen können, ebenso daß er die Passionsmusiken, die älter als das gleichfalls im Schoße der Kirche entsprungene Oratorium sind, nur gelegentlich in seine Darstellung einzieht. Für diese steht übrigens Händel durchaus im Mittelpunkt.

W. A.

Zu den Kunstbeigaben.

Bilder der niederländischen Schule haben für den deutschen Betrachter immer etwas Erfreuliches, etwas Stammverwandtes in ihrer heimatlichen Sprache; selbst dann noch, wenn ihre Maler ins Ausland gingen, läßt sich dieser Zug nicht verkennen.

Antonis Mor (Mor, Moor), genannt van Dashorst, aus Utrecht, trat als Sechsundzwanzigjähriger, nach andern als Sechsunddreißigjähriger in die Künstlerzunft zu Antwerpen ein. Sicher ist, daß er um 1550 als Günstling des Kardinals Granvella in Rom lebte, der ihn an den portugiesischen Hof empfahl. Dort malte er in der Folge eine Anzahl vorzüglicher Porträts, darunter das der portugiesischen Königsfamilie und die im Museum zu Madrid befindlichen Bildnisse Philipps II. und Marie Tudors. Einen Beweis für seine vortreffliche, charakteristische Auffassung des Bildnisses gibt die hier beigefügte Reproduktion eines Männerporträts aus dem Museum zu Cassel.

Sehr interessant im Gegensatz zu diesem Fürstenmaler ist das Wirken des berühmten Antwerpeners, Frans Hals, geboren 1584.

Der damaligen Gepflogenheit gemäß malte er eine Reihe von größeren Gruppenbildern, wie die im Harlemer Museum und Amsterdamer Rathaus

befindlichen. Ganz wundervoll in der Technik sowohl, wie auch in der vorzüglichen physiognomischen Auffassung sind seine vielen ungemein lebendig wirkenden Einzelstudien von Menschen, die er lediglich aus malerischem Interesse an den Vorwürfen malte. Viele darunter sind mit einer so meisterhaften Technik und Pinselführung gemalt, daß sie unbedingt jeden Künstler unter den Bann seiner Individualität zwingen. Und es gibt nichts Lehrreicheres für die studierende Kunstjugend, als zu versuchen, gelegentlich ein paar dieser Meisterwerke zu kopieren, um dabei ein rechtes Bild auch von der unglaublichen Handgeschicklichkeit des holländischen Meisters in eigener Übung zu erhalten. Selbst die hier gebotene Wiedergabe eines seiner schwächeren Bilder, die singenden Knaben aus der Casseler Galerie, legt immer noch genügend Beweis von der Faustfertigkeit des Meisters ab.

Auch der Geiger im Fenster, von Gerrit Dou (auch Gerard Dow, oder Douw), ist ein Bild zweiten Ranges, verglichen mit den anderen ganz vorzüglichen Genrebildern, dieses Rembrandtschülers. Von Rembrandtischem Geiste ist allerdings in seinen Werken, deren Wert nach einer ganz andern Richtung hin liegt, nichts zu spüren. Aber jene bestrickende Gemütlichkeit der Schilderung, wie sie unserm Knaus eigen war, fesselt heute noch ebenso wie diese jeden gemütvollen Betrachter. Meisterhaft ist Dou geradezu in der echt deutschen Art der intimen Kleinmalerei auch der nebensächlichsten Dinge, die trotz aller Feinheit und Sorgsamkeit der Durchführung niemals den künstlerischen Gesamteindruck stören. Interessant zu beobachten ist es, daß Maler, die bei ihren Werken Ehrlichkeit und Fleiß besonders hoch einschätzten, auch von den Kunstliebhabern entsprechend bewertet wurden. So zahlte damals der Kurfürst von der Pfalz für eins seiner Gemälde den recht annehmbaren Preis von 30 000 Fl.

Eine Kunstübung, die sich so eindringlich mit dem Leben und Treiben der Menschen und der Sitten ihrer Zeit beschäftigte, mußte notwendig auch zu einer intimeren Beobachtung der Natur und der Tierwelt gelangen. Paul Potter, der feinbeobachtende Tiermaler, war auch bodenständiger Holländer (geb. 1625 zu Enkhuizen). Schon als Fünfzehnjähriger fand er allgemeine Anerkennung; und dem Vierundzwanzigjährigen erstand ein liebevoller Förderer und Gönner in dem kunstliebenden Oranier, durch dessen Sammeleifer so manches gute Kunstwerk aus jener Zeit erhalten blieb. Die Rinder und Pferde, die Ziegen, und was sonst an Hausgetier die weiten Flächen des heimatlichen Bodens malerisch belebte, gaben ihm immer wieder neuen Stoff für seine Bilder. Jedenfalls war er nicht nur einer der gesuchtesten, sondern auch einer der tüchtigsten Darsteller dieses Stoffgebietes. Sein Bild, Landschaft mit Weidevieh, veranschaulicht seine Art in guter Weise.

H. F.

Weihnachts-Büchermarkt

Politik und Volkswirtschaft.

Politisch-wirtschaftliches Konversations-Lexikon. Bearbeitet von Otto Groth und H. G. Bayer. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller. 559 Seiten Oktav. — Preis eleg. geb. Mk. 3.—

Es ist wohl selten ein Buch der Öffentlichkeit übergeben worden, das so allgemeine Beachtung verdient wie dieses politisch-wirtschaftliche Konversations-Lexikon. Gerade in der jetzigen bewegten Zeit, wo auf allen Gebieten des Staats- und öffentlichen Lebens so große und weittragende Umwälzungen vor sich gehen, wird jeder Zeitungsleser, dem an einem genauen Verständnis und einem tiefen Einblick in die brennenden Fragen der Gegenwart gelegen ist, das Erscheinen dieses direkt notwendigen Buches mit Freuden begrüßen. In leicht verständlicher Sprache gibt das Werk in alphabetischer Reihenfolge der Stichwörter zuverlässigen, erschöpfenden und unparteiischen Aufschluß über alle im Reichstag, Landtag usw. sowie in den Zeitungen erörterten politischen und staatsbürgerlichen Fragen. So ist das Buch für jeden Zeitungsleser und Politiker ein höchst willkommenes Vademekum und wird viel zur Aufklärung des Volkes über die politischen und wirtschaftlichen Fragen der Gegenwart beitragen. Es ist aufs wärmste zu empfehlen.

Das soziale Gemeinschaftsleben im Deutschen Reich. Leitfaden der Volkswirtschaftslehre und Bürgerkunde in sozialgeschichtlichem Aufbau für höhere Schulen und zum Selbstunterricht von Elisabeth Gnauck-Kühne. 134 Seiten. 8°. M.-Gladbach 1909. Volksvereins-Verlag GmbH. Preis gebunden 1 Mk.

Der vorliegende Leitfaden — der erste seiner Art auf dem Büchermarkt — ist zunächst für soziale Frauenschulen und für die Bildungsanstalten bestimmt, die von der Reform der höheren Mädchenschule zu erwarten sind. Er wird sich aber auch für den Sozialunterricht an höheren Bildungsanstalten für das männliche Geschlecht brauchbar erweisen. Von besonderem Wert ist er für den Selbstunterricht, wo es sich um die erste knappe übersichtliche und leichtverständliche Orientierung über die sozialen Fragen handelt.

Friedrich Naumann: Geist und Glaube. Preis 3 Mk., In künstlerischem, von Richard Grimm-Sachsenberg entworfenen Einbande 4 Mk. Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe"), GmbH., Berlin-Schöneberg.

Dieses Buch, das eine Sammlung von Naumanns verstreuten theo-

logischen und religiösen Aufsätzen und Schriften einleitet, ist von vielen erwartet worden. Es gibt nicht wenige, die glaubten, Naumann einen Vorwurf machen zu müssen, weil er aus dem Pfarramt in die Politik überging, denn sie sahen in ihm den theologischen und religiösen Führer. Dies Buch nun zeigt, daß Naumann mitten in den politischen Kämpfen und Arbeiten den religiösen und kirchlichen Problemen zugewandt blieb, und nun seine Aufsätze gesammelt vorliegen, werden viele erstaunen über den Reichtum dieser Gedankenarbeit, die bis in die neueste Zeit hereinführt. Der glücklich gewählte Titel „Geist und Glaube" deckt die Gliederung des Buches: Glaube und Fortschritt, Glaube und Persönlichkeit, Glaube und Staat. Protestantische Philosophie, religiöse Selbstbehauptung und ein fruchtbares Nachdenken über die staatliche Gebundenheit der Religion, die kirchliche Gebundenheit des Staates geben die Linien dieses selten reichen Buches, mit dem sich die orthodoxe und liberale Theologie gründlich auseinandersetzen wird, das besonders aber auch bei den Pädagogen und Eltern starke Anteilnahme finden muß wegen der ausführlichen grundsätzlichen Behandlung des religiösen Unterrichts in der Schule. Gerade heute, wo durch die innere Krisis der protestantischen Kirche wie durch die geistigen Bewegungen innerhalb des Katholizismus die Sehnsucht nach neuen Prägungen des alten Glaubens in das Bewußtsein der ganzen gebildeten Schicht getreten ist, muß dieses Buch zu einem Führer werden. Es ist geschrieben in dem starken Rhythmus einer bewegten Seele, voll Anschauung, voll Bildkraft, dabei scharf, klar, durchleuchtend in der Formulierung der gewonnenen Erkenntnisse.

Friedrich Naumann: „Freiheitskämpfe". Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") GmbH., Berlin-Schöneberg. Preis br. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—

Wenn Naumann nun auch begonnen hat, seine größeren politischen Aufsätze soweit sie nicht am aktuellen Tageskampf haften, zu sammeln, ist er einem Wunsche vieler Freunde seiner Anschauungen entgegengekommen. Es wäre schade gewesen, wenn diese Stücke, die die Belege seiner Entwicklung sind, verstreut geblieben wären. Aber man darf dieses Buch nicht nur unter dem Gesichtspunkte betrachten, daß es neues und wertvolles Material enthält, die Gedankenwelt des bekannten liberalen Politikers kennen zu lernen. Gerade jetzt in der Zeit vor der Wahlbewegung wird dieses Buch ein Anreger und Wegweiser sein, die großen geschichtlichen Perspektiven über dem Kleinkram der Agitation nicht aus dem Auge zu verlieren.

Michael der Große. Eine Kaiserbiographie der Zukunft von Excelsior. Preis brosch. ord. 3.— Mk.

In schicksalsschwerer Zeit — drohend und glühend ist wiederholt ihre Schrift erschienen und noch drohender und glühender wird sie die nächsten Jahre erscheinen — ein Buch zur Einkehr, Einsicht und Sammlung. Es ruft unserem Volk, unseren Regierungen, unseren Regenten zu: „Vergeßt die kleinen

selbstischen Interessen, umfaßt die großen, allgemeinen des Vaterlandes, es tut bitter not!" —

Ein Weckruf, aufzuwachen aus dem düsteren Nebeltag nach bismarckscher Aera! Ein Weckruf, wieder stolz und machtvoll der Mittelpunkt Europas dem Lande und dem Geiste, der Macht nach zu sein. Das Buch wendet sich demnach an jeden, Mann und Weib, an die Alten und Jungen, an die jetzige und kommende Generation. — Soll das deutsche Volk seine Sendung vollbringen, so heißt es aufmerken! nicht stehen bleiben! sondern Excelsior!

Oskar Klein-Hattingen, Geschichte des deutschen Liberalismus, Band 2, geheftet 6,50 Mk., gebunden 8 Mk., Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe"), Berlin-Schöneberg.

Nun liegt auch, von vielen lange erwartet, der zweite Band des großen Geschichtswerkes über den deutschen Liberalismus fertig vor. Sein Verfasser hat die Verbreitung und Wirkung dieses Buches nicht mehr erlebt; bekanntlich ist er einem ganz plötzlichen Tode erlegen. Nun muß das fertige Werk für seinen Fleiß und für seine Gesinnung zeugen. Der erste Band, unterbaut durch eine philosophische und staatsrechtliche Einleitung, verfolgte die Schicksale und Erfolge des deutschen Liberalismus bis zur Reichsgründung; hier wird der Faden wieder aufgenommen. Es ist ein Buch mit lebhaftem Temperament, dabei von großer Offenheit des Urteils und unabhängig auch in der Kritik liberaler Fehler. Darum aber auch nützlich und gut. Ein solches Buch hat es bis heute noch nicht gegeben und alle die neueren Versuche, Parteigeschichte zu geben, können sich mit dieser gründlichen Arbeit nicht vergleichen. Es ist notwendig, daß in unserm Volk der Sinn für die Geschichte, die vom Volk selber gemacht wird, erneut und vertieft werde; wo ist noch ein solch guter Mentor wie Klein-Hattingen? Das Buch erfreut durch seine vortreffliche Ausstattung, eine große Anzahl guter Bildnisse zeigt die führenden Männer des deutschen Liberalismus. Friedrich Naumann, der Klein-Hattingen zu diesem Werke anregte, hat dem Verfasser einen feinen und geistvollen Nekrolog geschrieben. —

Naturwissenschaften.

Die Erhaltung der Lebenskraft. Eine neue Lehre vom gesunden und kranken Leben, zugleich ein Lösungsversuch des Problems vom Leben. Von Dr. med. Fr. Kleinschrod. Preis 4 Mk. Verlag von Otto Salle in Berlin W. 57.

Die heutige Wissenschaft sucht bekanntlich das Leben durch die Gesetze der leblosen Welt zu erklären, aus dem Schattenreiche des Todes die wahren Gesetze des Lebens zu gewinnen. Indes noch keine einzige Lebenserscheinung konnte bis jetzt mechanisch erklärt werden. Nun tritt der praktische Arzt Dr. Kleinschrod aus München mit einer neuen Lehre vom Leben hervor, in der er zeigt, daß das Leben gerade das Gegenstück der leblosen Welt ist, daß es in seinem Gesetze die mechanischen Gesetze

mittelbar oder unmittelbar aufhebt. Leben ist Überwindung der mechanischen Gesetze der toten Welt. Ohne Lösung des Lebensproblems läßt sich keine Weltanschauung bilden. Es dürfte also Dieses Werk Dr. Kleindschrods in der Tat das größte Interesse zu erregen im Stande sein.

Die neue Serie der Universalbibliothek. Nr. 5321—5323. Bücher der Naturwissenschaft, herausgegeben von Professor Dr. Siegmund Günther. 10. Band: Robert Geigel, Die Wärme. Mit 4 Tafeln und 32 Zeichnungen. Inhalt: Vorwort. — Einleitung. — 1. Temperatur. — 2. Wärmemenge. — 3. Änderung des Aggregatzustandes. — 4. Ausbreitung der Wärme. — 5. Wärme und Arbeit. — 6. Erzeugung von Wärme. — 7. Kosmische Wärme. — 8. Schlußbetrachtung. — Register. Geheftet 60 Pf., geb. 1 Mk., in Leder geb. 1,75 Mk.

Die Kunst des so früh verstorbenen Dr. Robert Geigel, ord. Professors der Physik an der Forstlichen Hochschule in Aschaffenburg, schwierige Stoffe klar und jedem verständlich darzustellen, war weit bekannt (unsern Lesern schon aus „Licht und Farbe", Bücher der Naturwissenschaft. Bd. 5, Univ.-Bibl. Nr. 5188—90) und von allen seinen Schülern gerühmt. Das von ihm hinterlassene und von seinem Bruder, Herrn Professor Dr. Richard Geigel, in pietätvollster Weise vollendete kleine Werk „Die Wärme" scheut auch nicht vor der Behandlung der schwierigsten Probleme, mechanische Wärmetheorie, Kinetik der Gase, Kreisprozeß zurück, zu denen auch der nicht Vorgebildete von den einfachsten Betrachtungen an stufenweise hingeleitet wird. Andererseits finden nicht wenige Erscheinungen der alltäglichen Erfahrung ihre physikalische Erklärung und sind gar manche Bemerkungen eingestreut, die für jeden Haushalt praktische Bedeutung haben. Endlich wird der Blick auf die Beziehung der Wärme zum organischen Leben, auf die Quellen der Wärme auf der Erde und im Weltall, auf dessen vermutliches Werden und Vergehen gelenkt.

Einführung in die Psychologie. Von Wilhelm Wundt. Kl.-8° (VIII, 129 Seiten). 1911. R. Voigtländer's Verlag in Leipzig. Preis in Leinen geb. 2,60 Mk., ungeb. 2,— Mk. Ordentliche Veröffentlichung der „Pädagogischen Literatur-Gesellschaft Neue Bahnen". Für Abonnenten der Zeitschrift „Neue Bahnen" kostenlos.

Es ist erstaunlich, was Wundt in den engen Rahmen einer kurzen, übersichtlich und einfach geschriebenen „Einführung" einzufügen versteht. Der Leser, der sich zunächst ganz allgemein über die Aufgabe der Psychologie orientieren läßt, steht plötzlich, noch auf der ersten Seite, mitten in der experimentellen Psychologie, ausgerüstet mit seinem psychologischen Instrumentarium und unter Wundts Anleitung eifrig selbst mit tätig, die wichtigsten Gesetze des psychischen Geschehens zu er-

forschen. Ein eigenartiges Instrumentarium ist es, mit dem er arbeitet: es besteht nur aus einem einzigen Apparat, dem aus der Musik wohlbekannten Metronom. Was Wundt mit diesem einfachen Hilfsmittel für die Ableitung psychischer Gesetzmäßigkeit leistet, das ist vorbildlich für jeden Lehrer der Psychologie. Wer das Buch gelesen hat, wird unserm Urteil zustimmen: Wundt's „Einführung" ist nicht eine, sondern schlechthin die Einführung in die Psychologie für jedermann.

Eiszeit und Urgeschichte des Menschen. Von Herrn Professor Dr. H. Pohlig. 180 S. mit 40 Abb. 2. Auflage. (Wissenschaft und Bildung Bd. 8.) In Originalleinenband 1,25 Mk. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1911.

Die Eiszeit ist der interessanteste Abschnitt aus der Lebensgeschichte unserer Mutter Erde, nicht nur, weil wir auf Wanderungen durch unser engeres und weiteres Vaterland fast überall ihre Spuren in Gestalt von Gletscherschrammen, erratischen Blöcken usw. finden, sondern auch, weil diese Periode die wichtigste treibende Kraft zur Höherentwickelung des jungen Menschengeschlechtes gewesen ist; denn sie hat unseren Ahnen Waffen und Werkzeuge in die Hand gezwungen, damit sie im Daseinskampfe bestehen konnten. Dieser innere ursächliche Zusammenhang zwischen Eiszeit und Urgeschichte ist noch nie so für jedermann faßlich und anregend geschildert worden, wie in diesem Buche, das nunmehr bereits in 2. Auflage erschienen ist. Möge das zu Beobachtungen anspornende Werkchen regen Eingang in die weitesten Kreise der Liebhaber finden.

Dornblüth, Wollen und Können. Der Weg zum Erfolg. 4. Auflage der „Hygiene der geistigen Arbeit." 1911. Deutscher Verlag für Volkswohlfahrt, Berlin W. 30. Broschiert 4,— Mk., geb. 5,— Mk.

Die neue Auflage der „Hygiene der geistigen Arbeit", die nach dem Vorwort den obigen Titel deshalb erhalten hat, weil unter dem bisherigen oft ein allzu gelehrtes Buch verstanden wurde, ist wiederum um ein Kapitel vermehrt worden, so daß das Werk nunmehr den stattlichen Umfang von 272 Seiten hat.

„Knabe oder Mädchen", d. h. die praktische Vorausbestimmung des Geschlechts beim Menschen vor der Geburt, ist das Thema eines umfangreichen, soeben erschienenen Werkes, in dem der angesehene Rottacher Badearzt Dr. Otto Schöner in einer für Fachmediziner wie für die gesamte Welt der Gebildeten gleich interessanten Darstellung die reichhaltigen und wertvollen Ergebnisse jahrelanger Forschungen und Experimente der Öffentlichkeit vorlegt.

Hermann von Helmholtz. Von Leo Königsberger, Professor an der Universität Heidelberg. Volksausgabe in einem Bande. 23 Bogen 8°. Mit 2 Bildnissen. Gebunden 4,50 Mk.

Ein seit Jahren von vielen Seiten geäußerter Wunsch findet durch diese Helmholtz-Biographie von mäßigem Umfang und billigem Preise seine Erfüllung. Die „Volksausgabe" ist ein Auszug aus desselben Verfassers berühmtem dreibändigen Werke; sie enthält alles, was weiteren gebildeten Kreisen von dem Leben und Werdegang des Menschen und großen Naturforschers Helmholtz wissenswert erscheinen könnte. An der gesamten Anlage der Biographie ist nichts geändert worden; fortgelassen sind dagegen alle diejenigen Teile, welche nur für einen eng umgrenzten Leserkreis von Interesse waren, sowie die ausführlichen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, welche umfassende mathematische und physikalische Kenntnisse voraussetzten.

Entlegene Spuren Goethes. Goethes Beziehungen zu der Mathematik, Physik, Chemie und zu deren Anwendung in der Technik, zum technischen Unterricht und zum Patentwesen. Dargelegt von Max Geitel, Geh. Regierungsrat im Kaiserl. Patentamt. Mit 32 Abb. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin.

Der Titel dieses neuesten Goethebuches wird in weiten Kreisen der großen Goethegemeinde die Frage auslösen: „Gibt es noch Spuren des Olympiers, die so entlegen sind, daß ihnen nicht schon einer der zahllosen Goetheforscher gefolgt wäre?!" Und dennoch ist es dem Verfasser gelungen, dem „menschlichsten der Menschen" eine neue Seite abzugewinnen, die bisher in abschließender Form noch nicht gewürdigt wurde. Neben dem Mathematiker, dem Physiker, dem Chemiker Goethe kommt dessen Interpret nur so weit zum Worte, als es für das Verständnis des eigenartigen Stoffes unbedingt erforderlich ist. Zweifellos bilden die „Entlegenen Spuren Goethes" eine hochbeachtenswerte Erscheinung auf dem weiten Gebiete der Goetheliteratur.

Philosophie und Philologie.

Seneca: Vom glückseligen Leben. Herausgegeben von Dr. H. Schmidt (Jena). Taschenausgabe. In Leinwand gebunden Preis 1 Mk.

Mit Epiktet und Mark Aurel gehört der Erzieher Neros, Lucius Annäus Seneca, zu den hervorragendsten Vertretern und Darstellern der stoischen Philosophie in der römischen Kaiserzeit. Die Großartigkeit seiner Weltanschauung, die Erhabenheit seiner sittlichen Forderungen, die dem späteren Christentum das Beste seines Besitztums gegeben haben, machen den Stoizismus schon an und für sich anziehend genug: in Senecas Darstellung wird sein Studium aber auch zu einem ästhetischen Genuß.

Dr. Alfred Graf: Schülerjahre, Erlebnisse und Urteile namhafter Zeitgenossen. Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") GmbH., Berlin-Schöneberg. Preis brosch. Mk. 4,— gebunden Mk. 5,—.

Man übertreibt wohl nicht, wenn man sagt, daß dieses Buch von

zahllosen Menschen mit der größten Spannung erwartet wurde. Einzelne Partien sind in der gesamten deutschen Presse schon zum Abdruck gekommen, und ehe der Band ausgegeben werden konnte, hat sich um das Problem, das er behandelt, eine lebhafte Aussprache entwickelt. Wenn nicht alles täuscht, wird er bald im Mittelpunkt der psychologischen und pädagogischen Auseinandersetzungen stehen. Es ist ein gutes Zeichen, daß Männer der verschiedensten Berufe und Richtungen sich dazu entschlossen haben, vor der Öffentlichkeit ein Wort über ihre Schulerziehung zu sagen: die Mannigfaltigkeit der Anschauungen, die zum Ausdruck kommt, der Ernst, mit dem hier eine heikle Frage von berufenen Männern unsres öffentlichen und geistigen Lebens angefaßt wurde, beleuchtet genug, welche Bedeutung heute der Erziehung der gebildeten Jugend im öffentlichen Urteil zuerkannt wird. Mit Recht. Es kann hier nicht unsre Aufgabe sein, die Resultate dieser Umfrage in knappen Worten zu formulieren; jeder soll an das Urmaterial selber herangehen und sich dort Anregung, Belehrung, Unterhaltung suchen.

Geschichte.

Gustav Freytag, Bilder von der Entstehung des Deutschen Reichs. Herausgegeben von Wilhelm Rudeck. 496 Seiten gebunden in eleg. Original-Leinenband, Mk. 6,—. Verlag von Walther Fiedler, Leipzig.

Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", die bis 1813 heraufreichen, sind volkstümlich geworden. Gewissermaßen zum Abschluß gebracht und gekrönt werden sie durch die soeben erschienenen „Bilder von der Entstehung des Deutschen Reiches", die in noch höherem Maße verdienen, überall gelesen und geliebt zu werden. Auch dieser neue Gustav Freytag ist nicht etwa eine gelehrte Geschichte; es sind Bilder, ebenso wie seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit". Wo diese letzteren aufhören, mit 1813, genau da knüpfen die Bilder von der Entstehung des Deutschen Reiches an und führen bis zum Sedanfeste 1871. Farbenreicher und lebendiger ist das 19. Jahrhundert dem Deutschen nie dargestellt worden. Alle Vorzüge der Freytagschen Darstellungsgabe sind hier vereint; die novellenartige Behandlung einzelner bedeutsamen Lebensschicksale, der grandiose Humor, die Anschaulichkeit der Bilder, die Wärme der Empfindung, das geschichtlich geschulte Urteil. Es ist ein wahrhaft gutes Buch, das in jedes deutsche Haus gehört.

Radowitz, Ausgewählte Schriften. Herausgegeben von Wilhelm Corvinus. 3 Bände in Leinen gebunden 10 Mk.

1. Band: Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. — Frankfurt am Main. 2. Band: Deutschland und Friedrich Wilhelm IV. — Reden in der National-Versammlung. — Fragmente I. 3. Band: Fragmente II.

General Radowitz, der katholische Vorläufer Bismarcks, beansprucht heute mehr denn je wieder gelesen und beachtet zu werden.

Eine Auswahl seiner Schriften hat leider noch gefehlt. Um so schöner gestaltet sich seine Auferstehung. Wir wünschen der billigen Ausgabe die weiteste Verbreitung. Alle Kreise des deutschen Volkes, Katholiken wie Protestanten, vor allem Politiker, Journalisten, Geistliche, Lehrer, ganz besonders jedoch die gebildete Jugend werden diesen wertvollen Neudruck auf das Wärmste begrüßen.

Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche. Im Auftrage des Zentralkomitees für die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands von Dr Johannes B. Kißling. Drei Bände.

Über die Veranlassung und den Plan seines großangelegten Werkes berichtet im Vorwort der Verfasser, der sich als Herausgeber der letzten Bände der Brückschen „Geschichte der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert" schon einen guten Namen erworben hat und als einer der besten Kenner der kirchenpolitischen Geschichte des letzten Säkulums gilt: „Das Interesse für die historische Würdigung des in seinen Ursachen, seinem Verlaufe und seinen Lehren so bedeutsamen deutschen Kulturkampfes braucht nicht erst geweckt zu werden. Es ist in Deutschland in reichem Maße vorhanden, und nicht etwa nur in ausschließlich katholischen Kreisen." „Daß die Zeit für ein abschließendes Werk über den Kulturkampf noch nicht gekommen ist, kann kein Historiker sich verhehlen. Anderseits wird aber auch jeder Unbefangene bereitwillig das Bestreben anerkennen wollen, das sich darauf richtet, die bislang zugänglichen, von Jahr zu Jahr wachsenden Materialien, einstweilen möglichst vollständig zusammenzufassen und darauf eine übersichtliche und objektive Darstellung jener Ereignisse zu gründen. Mit einem solchen Werke dürfte ebenso der Jetztzeit und ihrem Bedürfnisse nach historischer Belehrung wie der Geschichtsforschung der Zukunft ein Dienst geleistet sein." Von solchen Erwägungen ausgehend beschloß das Zentralkomitee für die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands die Herausgabe einer Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche von streng wissenschaftlichem Charakter. Die Ausarbeitung des Programms hatte Herr Prälat Dr Adolf Franz übernommen. Das Programm bezeichnete als nächste Aufgabe die Abfassung von Spezialgeschichten des Kulturkampfes in den einzelnen Diözesen Preußens und anderer Staaten des Deutschen Reiches. Neben diesen Spezialarbeiten war in dem Programm ein umfassendes, die kirchlichen Kämpfe im Deutschen Reiche und den einzelnen Bundesstaaten behandelndes Werk vorgesehen, dessen Abfassung das Zentralkomitee Dr theol. J. B. Kißling in Mainz übertrug.

Kunst.

Zur modernen Malerei. Julius Meier-Gräfe: Cézanne. — van Gogh. E. H. du Quesne — van Gogh: Persönliche Erinnerungen an Vincent van Gogh.

Erschienen bei R. Pieper & Cie., München.

Unserer Zeit scheint auf allen

Gebieten geistiger Äußerungen der Begriff einer in sich geschlossenen Leistung verloren gegangen sein, weil den Produzierenden das Gefühl für eine Harmonie zwischen Objekt und Subjekt abhanden gekommen ist. Auf das wissenschaftliche Buch übertragen, liefert man entweder unendlich fleißige Werke, die in den Objekten wühlen und darum bis zur Unlesbarkeit anschwellen, oder ganz halt- und bodenlose Subjektivismen, Anschauungen, Meinungen, aber niemals Erkenntnisse. Diese Werke haben den Vorzug einer überaus gefälligen Lektüre, wenn man auch am Ende gewöhnlich so schlau ist wie am Anfang. Wenn ich Herrn Meier-Gräfe sage, daß man damit keine Wissenschaft macht, so wird er mir sagen, daß er stolz darauf ist Anakademiker zu sein, woraus dann die Notwendigkeit erwächst, daß seine Bücher noch einmal geschrieben werden müssen. Ich bin ungerecht gegen den Autor, denn ich beurteile ihn von einem Standpunkt, den er niemals hat einnehmen wollen oder können. Seine Arbeiten enthalten alle Vorzüge, die man ihnen nachgerühmt hat, und unter den anakademischen Kunsthistorikern gibt es wohl keinen so sprachgewandten Künstler wie ihn. Dies kann mich aber nicht hindern, als Urteil folgende Notiz aus den Tagebüchern (1838 vom 26. November) Hebbels niederzuschreiben: „Das Buch ist voll von glänzenden Ansichten, aber es ist weit mehr ein Werk kühner Phantasie als ruhigen Verstandes, und das ist dem Begriff der Wissenschaft nicht angemessen. Man wird einem solchen Buch auch eigentlich nichts schuldig; so wenig, als etwa dem Baum, dem Stein usw., die Gedanken in uns erregen. Solche Bücher sind mehr für den Verfasser als für den Leser geschrieben, sie peinigen gewaltig, wenn man sie auffassen und ausschöpfen will, sie haben nur eine Traumrealität, die für uns kaum noch eine ist. Was ihren Inhalt von dem Inhalt wirklicher Träume unterscheidet, ist das stete Streben, den Nebel des Gesichts zu durchbrechen und den festen Boden der Ideen zu betreten.“ Als Ergänzung zum Leben van Gogh mögen die persönlichen Erinnerungen sehr erwünscht sein. Man merkt an jeder Zeile, daß eine Frau dieses Buch schrieb, und das bedingt seinen Reiz. Ich wundere mich seit langem, daß keiner unserer Dramatiker diesen wahrhaft tragischen Stoff des Lebens d. h. Leidens van Goghs darstellte. Er ist der moderne Held, der sich an sich selbst verzehrt. Eine ganz vage Sehnsucht läßt ihn suchen, Beruf mit Beruf dreimal wechseln; dann wird er Künstler. Seine Kunst verzehrt ihn und er schreit nach dem Leben. Daß van Gogh zu dem Schluß von Ibsens Rubek gekommen ist, das sollte zu denken geben. Frau du Quesne-van Gogh hat gleichsam die Idylle geschrieben, aus der diese Tragödie herauswuchs. Jetzt aber darf ein Dichter uns diese Tragödie schreiben.

M. R. Schönlank.

Christliche Kunst im Bilde. Von Professor Dr. Georg Graf Vitzthum. 96 Tafeln mit Abbildungen in Kunstdruck und 60 Seiten erklärender Text. (Wissenschaft und Bildung Bd. 89.)

In Originalleinenband Mk. 1,25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1911.

Wer auch nur eine Vorstellung hat vo: der unendlichen Fülle der uns erhaltenen Kunstwerke christlichen Inhaltes und kirchlicher Bestimmung, der wird bewundern, mit welchem hervorragenden Geschick der Verfasser es verstanden hat, uns in ungefähr 130 Bildern die christliche Kunst an ihren charakteristischsten Beispielen vorzuführen, und uns zu zeigen, wie vielseitig und verschiedenartig das Christentum im Laufe der Zeiten die Kunst für seine Zwecke verwendet hat: Zum Bau seiner Kirchen und Klöster, ihrer Ausschmückung mit Gemälden und Skulpturen, ihrer Ausstattung mit gottesdienstlichen Geräten: Altären, Kanzeln, Taufbecken, Reliquienschreinen, Leuchtern und Kelchen, zu würdiger Kleidung der Geistlichen, zur Weihe der Gräber. Nicht minder lehrt er uns aber auch die Kunst als Zeugen christlicher Wahrheit und sichtbares Bekenntnis des Glaubens kennen.

Lustige Bildergeschichten und allerlei Humore. Gezeichnetes und Gedichtetes von Wilhelm Busch. Zweite, um einen dramatischen Scherz erweiterte, Auflage. Herausgegeben von Rudolf Will. Preis gebunden, in Leinen-Prachtband großen Formats, Mk. 6,—. Verlag von Walther Fiedler, Leipzig.

Dieses vor einigen Monaten erstmalig erschienene Buch ist, wie bereits viele Busch-Verehrer wissen werden, eine reiche Sammlung solcher „Bildergeschichten", die in den andern Werken des großen Humoristen nicht enthalten sind und so unbekannt waren, daß Busch selbst noch im Jahre 1906 sagen konnte: „Ja, ja, von meinen ersten Sachen weiß wohl heute außer mir keiner etwas mehr ..... Sie sind vergessen. Teilweise laufen sie sogar unter andern Autornamen in der Welt herum." Und das, obwohl diese köstlichen genialen Zeichnungen (beinahe 200 an der Zahl!) von Busch selbst geradezu „Delikatessen" genannt und von ihm zu dem Besten gerechnet werden, was er gemacht habe. Der Herausgeber ist mit offensichtlichem Erfolg bemüht, den von ihm gehobenen Schatz nicht nur nach jeder Richtung hin sicher zu stellen — Irrtümer in der Zuschreibung hält er heute für ausgeschlossen — sondern auch weiter zu vermehren. Und letzteres ist ihm in der jetzt schon vorliegenden zweiten Auflage in einer Weise gelungen, die allgemein die größte Überraschung sein dürfte. Er hat nämlich jetzt den vollständigen Text einer von Busch gedichteten „Operette" mitteilen können, die am Münchner Hoftheater und am Berliner Friedrich-Wilhelmstädtischen mit Erfolg in den sechziger Jahren aufgeführt und — da Busch's Autorschaft nicht genannt war — völlig vergessen wurde: nicht einmal den Titel nennen die Erben und Biographen von Busch richtig. Die Operette, die ein echter Busch in ihren Verwicklungen, in der Meisterschaft ihrer Verse nnd sozusagen ein dramatisierter Bilderbogen ist, gehört schon dem Umfange nach zu den größten Schöpfungen des Maler-

Dichters, und schon ihretwegen wird das hier angezeigte Buch von allen Busch-Freunden freudig begrüßt werden. Daß Busch auch ein erfolgreicher Bühnendichter war, das wird man ja kaum glauben wollen und ebensowenig, daß erst in dem hier angezeigten Buche dieses Werk dem Publikum zugänglich gemacht wird.

Rudolf Toepffers Werke. (Das geliebte Ding, Das kecke Lüftchen, Die Weltreise.) 3 Bände Mk. 1,80, geb. 2,50, Erich Baron, Verlag, Berlin.

Toepffers Werk kam durch Goethes Ermunterung in die Öffentlichkeit. Goethe äußert sich zu Soret bei Betrachtung der „Weltreise": „das ist ja toll," sagte er mehrmals, „der Künstler sprüht ja von Talent und Geist. Gewisse Stellen zeigen eine unnachahmbare Vollkommenheit; sie beweisen, was der Künstler machen kann, wenn er neue Themen behandelt, mit weniger Eilfertigkeit verfährt und mehr reflektiert." Mehrere Stellen in Goethes Tagebüchern zeigen, daß er sich mit Toepffer genau beschäftigt hat. Toepffer wurde von St. Beuve in Frankreich, von Zschokke in Deutschland eingeführt.

Wilhelm von Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Herausg. von Prof. Dr. Adolf Stern. Neue reich illustrierte Ausgabe. In Leinenband Mk. 2,50. In Geschenkband Mk. 3,—. In Liebh.-Halbfranzband Mk. 5,—. Richter, Ludwig, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Volksausgabe des Dürerbundes.) 21. bis 30. Tausend. Herausg. von H. Richter. Mit einer Einleitung v. F. Avenarius. Neue reich illustrierte Ausgabe. In Leinenband Mk. 3,—. In Geschenkband Mk. 4,—. In Liebh.-Halbfranzband Mk. 5,—. Leipzig, Hesse & Becker Verlag.

Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes, und Ludwig Richter, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, erscheinen in neuen reich illustrierten Ausgaben; unter den zahlreichen seltnen und interessanten Abbildungen befinden sich trotz des billigen Preises sogar farbige Wiedergaben. Der neue Schmuck wird neue Leser zu dem alten ausgedehnten Verehrerkreise hinzuführen. Der wundervolle Inhalt verdient auch die entsprechende äußere Form. Wir haben ja nicht viel Werke in unserer an wahrhaft schönen Schriften reichen Literatur, die so zum Herzen sprechen und so zum deutschen Jugend- und Volksbuche geeignet sind, wie diese beiden Selbstbekenntnisse deutscher Maler: Es sind Haus- und Familienbücher allerersten Ranges, deren unterhaltender und erzieherischer Wert gleich groß ist.

Grimm, Ludwig Emil. Erinnerungen aus meinem Leben. Herausg. von Prof. Ad. Stoll. Mit 39 Bildnissen und Abbildungen und einer Kartenskizze. In Leinenband Mk. 3,—. In Geschenkband Mk. 4,—. In Liebhaber-Halbfranzband Mk. 5,—. Leipzig, Hesse & Becker Verlag.

Zugleich mit den Deutschen Sagen der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm — der prächtige Märchenband ist vorausgegangen —

erscheinen die reich illustrierten Lebenserinnerungen des jüngsten Bruders zum ersten Male. Das Werk enthält alles, was der Titel verspricht, und mehr. Ludwig Emil war Maler und Radierer, er lebte von 1790—1863, begann sein Leben als 44 jähriger Mann zu beschreiben und stand nicht nur mit seinen berühmten Brüdern bis zu Ende im engsten Verkehr, auch Goethe und die Romantiker Arnim, Brentano, Görres, Heine u. a. traten fördernd an ihn heran; die gründlichen und reichen Anmerkungen des Herausgebers erweitern den Kreis ungemein und erhöhen den kulturhistorischen Wert. Das Schönste am Buche ist aber doch die naive Schilderung der Jugendzeit, des engen Zusammenlebens der „Republik" Brüder Grimm, des innigen Familienlebens eines wahrhaft vornehmen deutschen Bürgerhauses, die treue Liebe zum Vaterlande. Das Werk gehört zu den Biographien Kügelgens und Richters.

Simplicissimus-Kalender für 1912. Umschlagzeichnung von Th. Th. Heine. Geheftet 1 Mk. Verlag von Albert Langen in München.

Als gern begrüßter Gast für ein großes Publikum erschien soeben der Simplicissimus-Kalender für das nächste Jahr. Er ist wieder ausgezeichnet redigiert und kann ohne Frage den Ruhm für sich beanspruchen, der lustigste und witzigste unter sämtlichen deutschen Kalendern zu sein. Für eine Mark also bietet der Kalender eine Fülle des Anregenden und Interessanten, und niemand wird seine Anschaffung bereuen.

Victor Auburtin: Die Kunst stirbt. Geheftet 1,20 Mark. Verlag von Albert Langen, München. —

Diese Schrift, die sich auf Widerspruch gefaßt macht, will ein Wort aussprechen, das vielen wohl auf der Zunge liegt. Daß große Künste jetzt eine schwere Krisis durchmachen — so das Drama und die Malerei — muß auch dem Stumpfesten auffallen. Alle Welt sieht, daß da wertvolle Kunstgüter verflachen oder durch schamlose Entrepreneure verpöbelt werden, aber allgemein tröstet man sich mit dem Gedanken, daß solche Verdunkelung schon oft dagewesen sei und auch diesmal wieder vorübergehen werde. Auburtins Schrift sieht die Dinge schwärzer; sie formuliert den Satz, daß die ganze Kunst am Ende sei, und daß wir einer vollkommen kunstlosen Zukunft entgegengehen. Die Kunst stirbt an der Industrialisierung der Welt, an der Nützlichkeit, an dem, was wir großmäulig „die Errungenschaften" nennen. Und sie stirbt daran, daß in der immer straffer angezogenen sozialen Organisation die Persönlichkeit und die Leidenschaft ausgemerzt werden, ohne die eine Kunst nicht möglich ist.

Literaturgeschichte.

Professor Dr. Wolfgang Golther: Zur deutschen Sage und Dichtung. Im Xenien-Verlag zu Leipzig. Geheftet Mk. 6,—. In Reinleinen Mk. 7,50.

Der Band enthält Aufsätze aus deutscher Sage und Dichtung, die alle durch einen gemeinsamen Grundgedanken, durch ihre Be-

ziehung auf Richard Wagner verbunden sind. Von Wagners Werken erscheinen Rienzi, Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, Tristan, Parsifal, deren sagengeschichtliche Grundlagen untersucht werden. Dabei ist ebensosehr der poetische Wert der Sage, der Quellen und Vorlagen hervorgehoben, als die Eigenart der Wagnerschen Neudichtung in helles Licht gerückt. Eine besondere Abhandlung beschäftigt sich mit den verschiedenen Verdeutschungen der Edda, wobei manche Wunderlichkeit zu berichten ist. Wilhelm Hertz, dem schwäbischen Dichter und Gelehrten, dem Neugestalter alter Sagen, ist ein Aufsatz gewidmet. Die letzte Gruppe der Schriften behandelt Wagners Verhältnis zu Goethe und Schiller.

Dr Theodor Alt: Das „Künstlertheater". Kritik der modernen Stilbewegung in der Bühnenkunst. Heidelberg 1909, Carl Winter. Brosch. Mk 1,50.

Dr. Alt als hervorragender Aesthetiker und Kenner der Kunstgeschichte in wissenschaftlichen Kreisen längst bekannt, wendet sich mit dieser Arbeit an die breitere Öffentlichkeit. In gemeinfaßlicher Weise erörtert er zunächst Wesen und Zweck der Stilisierung. „Wissen Sie denn, gnädige Frau," fragt er, „was Stilisierung ist?" Er stellt diesen oft mißdeuteten Begriff klar. Die Summe seiner Beobachtungen zieht Dr Alt in einer Feststellung des Verhältnisses von Naturalismus zum Realismus in der Kunst, deren wissenschaftliche Bedeutung eine außerordentliche sein dürfte. Gleichwohl ist sie, wie das ganze Werk, auf die größte Leichtigkeit des Verständnisses mit dem Erfolge berechnet worden, den nur jemand erzielen konnte, der seinen Gegenstand vollkommen beherrscht.

Wilhelm Raabe-Kalender auf das Jahr 1912. Herausgegeben von Otto Elster und Hanns Martin Elster. Groß-Oktav. Kartoniert 1,80 Mk. Berlin, G. Grote.

Der Wilhelm Raabe-Kalender, der dieses Jahr zum ersten Male an die Öffentlichkeit tritt, ist dazu bestimmt, dem Dichter, seinen Werken und seiner Weltanschauung Freunde zu werben, den späten Ruhm, der Raabe's Lebensabend nach jahrelangen bitteren Enttäuschungen verschönte, wach zu erhalten und die Erkenntnis dieses wahren Dichters in immer weitere Kreise zu tragen.

Ein Handbuch. Noch ist kein Jahr verstrichen, seit ein von Richard Zoozmann herausgegebener Zitaten- und Sentenzenschatz der Weltliteratur erschien und schon wird eine stark vermehrte neue Auflage in gleich handlicher, praktischer Ausstattung und zu gleich billigem Preise (Leinenband 3 Mk.) auf den Markt gebracht; ein Erfolg, der sich bei Büchern dieser Art, die nicht der Mode unterworfen sind, nur aus der Güte und Preiswürdigkeit des Werkes erklären läßt. Das Buch ist gründlich bearbeitet und sehr stark vermehrt worden; um etwa ein Viertel der Bogenzahl trotz vielfacher neuer Abkürzungen und größeren Formates. Wohl an 20 000 Zitate — nach Schlagworten geordnet — bieten „nicht eine bloße Aneinanderreihung von fremdem Geistesgute, sondern eine

Übersicht über die Geisteskultur aller Zeiten und Völker durch die Gegenüberstellung von verschiedenen Erklärungen gleicher Begriffe." Der Gebildete von heute kann in Rede und Schrift das Zitat als Schmuck und Beweis nicht entbehren. Oft ist die Fassung einer Sentenz oder der genaue Name des Verfassers ungewiß — Zoozmanns Sammlung ist ein unbestechlicher Richter und nicht leicht versagender Führer.

Goethes Faust. Erster und zweiter Teil. Taschenausgabe. In Leinwand gebunden Preis 1 Mark.

Goethes Meisterwerk, dieser unerschöpfbare Born ewiger Schönheiten, soll in dieser Taschenausgabe ein ständiger Begleiter allen denen werden, die aus des Tages Last entfliehen, um in erquickender Stunde sich selbst und neue Kraft für neue Aufgaben zu suchen. Goethes „Faust" mit seinen alten und doch immer neuen Wahrheiten, mit seiner wunderbaren Klarheit und erhabenen Ruhe ist dem Frieden suchenden Menschen die Oase, die jene Erquickung und Freude gewährt, deren der Mensch heute mehr denn je bedarf. Möge diese bequem mitzuführende, wohlfeile Taschenausgabe, welcher die Ausgabe letzter Hand zugrunde gelegt ist, recht oft dazu helfen.

Das XXV. Jahr. Ein Jubiläumsbuch. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 1 Mk., Pappband Mk. 1,25.

Anläßlich der fünfundzwanzigsten Jährung des Gründungstages veröffentlicht der Verlag von S. Fischer, Berlin, ein Jubiläumsbuch unter dem Titel „Das XXV. Jahr." Diese Gelegenheitspublikation unterscheidet sich von bisher erschienenen ähnlichen Veröffentlichungen durch den unverkennbar großen Wert der Beiträge.

Otto Brahm: Das Leben Heinrichs von Kleist. Neue Ausgabe. — Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin. — Preis: Mk. 6,—.

Die vorliegende vierte Auflage der Brahmschen Kleistbiographie ist vom Verfasser vollkommen umgearbeitet und bedeutend erweitert worden, wie schon die fast doppelte Stärke des Bandes zeigt. Denn es galt nicht nur die Resultate der Kleistforschung, die seit Erscheinen der ersten Auflage vor fünfundzwanzig Jahren recht bedeutend sind, zu verwerten, sondern auch neuen Gesichtspunkten, die sich daraus ergeben haben, gerecht zu werden. — So ist Brahms Kleistbiographie in ihrer neuen Fassung ein Werk geworden, das hoffentlich weiteren und immer weiteren Kreisen des deutschen Volkes die Erkenntnis seines größten Dramatikers erschließen wird.

Heinrich von Kleist in seinen Briefen. Eine Charakteristik seines Lebens und Schaffens. Herausgegeben von Ernst Schur. Schillerbuchhandlung, GmbH., Verlag, Charlottenburg. Geheftet 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Es ist ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit, daß sie an den persönlichen Dokumenten, an Briefen und Tagebüchern ein besonderes Interesse nimmt. Diese unmittelbaren

Bekenntnisse führen sowohl in das Seelenleben der Dichter wie in die Kultur der Zeit ein und geben so dem Leser ein klareres Bild, als theoretische Einführungen es vermögen. Die Briefe Heinrich von Kleists nehmen in dieser Literatur einen besonderen Platz ein. Sie sind ganz reflexionslos, ganz Hingabe, ganz Seele. Das Innerste einer ringenden Menschennatur offenbart sich hier rückhaltlos und darum können diese Briefe, die merkwürdigerweise im größeren Publikum so wenig bekannt sind, überall auf ein unmittelbares Verständnis, ja auf eine stetig zunehmende Teilnahme rechnen. Dies um so mehr, als die Briefe einen fortlaufenden Kommentar zu den Werken bilden.

Eduard Engel: Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart. Zwei Bände mit 101 Bildnissen und 33 Handschriften. Zwölfte, durchgesehene Auflage. — (Verlag von G. Freytag in Leipzig und F. Tempsky in Wien.)

Von Eduard Engels wohlbekannter Deutscher Literaturgeschichte erscheint soeben die 12. neu bearbeitete Auflage, also eine Art Jubiläumsausgabe schon nach fünf Jahren. In vollem Maße hat sich der Wunsch erfüllt, den der ausgezeichnete deutsche Schulmann Adolf Matthias der Engelschen Literaturgeschichte bei ihrem ersten Erscheinen mit auf den Weg gegeben: „Seit langer Zeit habe ich kein Werk gelesen, das so im besten Sinne des Wortes ein Primanerbuch zu werden verdient. — Vertrauen wir sie nur getrost der Führung dieses Buches an.“ Aber ein Erfolg von dem Umfange dieser Deutschen Literaturgeschichte, 12 starke Auflagen, in nur fünf Jahren ist natürlich nicht bloß dadurch zu erklären, daß es ein Primaner- oder Studentenbuch geworden; nein, es hat sich längst fest eingebürgert in den gebildetsten deutschen Familien, ist zum Ratgeber und Wegweiser derer geworden, die sich an der Hand eines erfahrenen und geschmackvollen Führers durch den Urwald deutscher Literatur hindurchfinden wollen; ja es hat sich ebenso sehr den Deutschlehrern zu einem vertrauten Freunde gemacht und dadurch auf den deutschen Unterricht anregend und segensreich eingewirkt. Den Wert eines nützlichen Nachschlagewerkes erhöht in dieser neuen Auflage noch eine sehr dankenswerte Zugabe: eine Zeittafel der wichtigsten Ereignisse, Menschen und Bücher. Dem schönen Werke in seiner neuen Gestalt darf ein dauernder Erfolg gewünscht, ja vorausgesagt werden.

Erzählende Literatur.

Charles de Coster. Flämische Legenden. Deutsch von Marie Lamping und Fr. von Oppeln-Bronikowski. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena.

Wer das Buch mit dem trefflichen Titelholzschnitt im Fenster sieht und in Erinnerung an den „Ulenspiegel“ begierig darnach greift, wird nicht enttäuscht sein, wenn er von vornherein bedenkt, daß die „Flämischen Legenden“ 9 Jahre früher entstanden sind. Sie enthalten gleichsam das Versprechen zum „Ulenspiegel“. Alle

Charakterzüge und künstlerischen Fähigkeiten, die wir in dem großen Epos des flämischen Volkes bewunderten und liebten, liegen hier keimartig und beginnen sich zu entfalten. Auch die Stoffe sind hauptsächlich der glorreichen Zeit der leidensvollen Befreiungskriege entnommen und schildern den Charakter des belgischen Volkes. Nur ist hier alles auf einzelne Erzählungen aufgeteilt, gemäß einem Rezepte Goethes, daß der junge Künstler nur kleine Gegenstände behandeln solle. So bieten uns diese Legenden zusammen mit dem „Ulenspiegel" den seltenen Genuß, einen Künstler bis zum vollen, klaren und notwendigen Ausreifen seiner Begabung gelangen zu sehen. Sie war derart, daß sie nur einen kleinen Kreis umspannte, den aber in vollem Umfang und reinstem Wohlklang. Darum ist seine Wiederbelebung eine Tat.

M. R. Schönlank.

„Der Charlatan", eine Erzählung von Lydia Danöfen, erschien soeben bei Albert Langen.

Das sind lauter lebensvolle Menschen, die uns in diesem Buche begegnen. Keck und fröhlich gezeichnet. Durchaus amüsant. Jedem einzelnen begegnet man gerne. Jeden einzelnen glaubt man zu kennen. Der Held des Buches ist ein junger Arzt, den die Erfahrungen seines Berufes zum Charlatan machen. Seine psychologische Entwickelung ist ebenso wie die Charakteristik aller Personen überzeugend, weil lebenswahr. Das ganze ist eine höchst erfreuliche literarische Erscheinung von beträchtlichem künstlerischen Wert, in der sich Tiefe des Inhalts mit reizvollster Humoristik der Darstellung paart, — ein ernstes und doch überaus fröhliches Buch, das sich aus der Flut der modernen Durchschnittsliteratur glänzend hervorhebt. Es weist Lydia Danöfen einen ersten Platz unter den Vertretern deutschen Humors an.

Prof. Dr. M.

Fürst Nakaschidze. Roman von Paul Lindenberg. (Berlin, G. Bernstein, Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei.) Brosch. 3,— Mk., gebunden 4,20 Mk.

Ein Roman des bekannten und vielseitigen Schriftstellers, der auch auf diesem literarischen Felde einen berechtigten Erfolg erzielen wird. Neben erschütternden Szenen kommt sonniger Humor nicht zu kurz, und in den Rahmen der bewegten und erregten Handlung des Romans fügen sich landschaftliche Gemälde voll intimer und dichterischer Schönheit. Das Buch verdient das vollste Interesse, es hebt sich vorteilhaft aus der literarischen Tagesflut heraus und dürfte dauernde Beachtung finden, die es durchaus verdient. Es ist zu wünschen, daß wir bald von neuem Paul Lindenberg auf dem Gebiet des Romans begegnen.

Wilhelm Arminius. Künstlernovellen. Im Xenien-Verlag zu Leipzig. Geheftet 4,— Mk., in Reinleinen 5,— Mk.

Es ist eine der liebenswürdigsten Gaben, die uns Wilhelm Arminius, der bekannte Weimarer Poet, mit den vorliegenden

Künstlernovellen beschert. Der vielgelesene Verfasser der Novellenbücher „Frauenkämpfe", „Der Hegereiter von Rothenburg", „Aus der Ruhl" u. a. bietet uns in diesem vorliegenden Werke vier Kabinettsstücke, deren packende Handlung in leichterem oder derberem Humor voll tragischer Wucht oder voll süßer, herzbezwingender Zartheit meisterhaft vorgetragen ist.

Jonas Lie, Lindelin. Märchen-Novellen. Leipzig. Verlag von Georg Merseburger. Preis broschiert 2,50 Mk., gebunden 3,50 Mk.

Mit diesem schön ausgestatteten Buche bringt die „Nordische Bücherei" einen Band der berühmten Lie'schen Märchen. Zum Teil sind es Märchen für Erwachsene. Die Titelnovelle Lindelin behandelt in glänzender Form das große Pandoraproblem: Lindelin das Trollweib, die Seelen- und Gefühllose, die immer von neuem die Männer narrt, vom reichen Kaufmannssohn bis zur alten Exzellenz. Die meisterhafte Erzählung ist ein klassischer Narrenspiegel zum Thema Weib. In der Erscheinungen Flucht wird dieses Buch sicherlich seinen Platz behaupten, es kann mit gutem Gewissen warm empfohlen werden.

M. G.

Jonas Lie, Rutland. Eine Seegeschichte. Leipzig. Verlag von Georg Merseburger. Preis broschiert 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.

Die Nordische Bücherei hat es sich gegenüber der Hochflut oft minderwertiger Übersetzungen zur Aufgabe gestellt, nur solche Werke nordischer Literatur herauszubringen, die als hervorragende Kunstwerke bei uns begründeten Anspruch auf Bürgerrecht haben. Daß dieser Leitsatz nicht nur Redensart ist, hat der Verlag mit seinen bisherigen Veröffentlichungen bewiesen. Dieser Band: Rutland ist ein herrliches Seebuch, wie wir in unserer Literatur nur wenige aufzuweisen haben. Rutland ist kein Leihbibliotheksbuch, das man nach der Lektüre wieder abliefert, es ist ein Buch, das man in seiner ständigen Bibliothek haben müßte, weil man immer wieder danach greifen wird. M. G.

Otto Rühle: Das proletarische Kind. Eine Monographie. Geheftet 3,— Mk., in Leinen gebunden 4,50 Mk. Verlag von Albert Langen in München.

Mit diesem Buche übergibt der bekannte Verlag allen, die noch einiges Interesse am Leben und Gedeihen unseres Volkes haben, ein ernstes, nachdenklich stimmendes und mitleidvoll bewegendes Werk. Über den Nachwuchs der unteren Volksschichten, aus denen doch immerwährende Verjüngung steigen sollte, hat man bisher noch nie in zusammenhängender und umfassender Weise der Öffentlichkeit berichtet, ja auch den an der sozialen Fürsorgebewegung teilnehmenden Kreisen und Faktoren sind die traurigen Tatsachen des elenden Daseins der proletarischen Kinder wohl nur in Einzelheiten bekannt. In allen Kreisen, ja in allen Familien sollte dies Buch zu

Hause sein und sein Inhalt immer jedem gegenwärtig, — dann könnte vieles, wenn auch nicht gleich alles, besser werden! —

Heinrich von Schoeler: Rafael von Urbino. Kunstgeschichtlicher Roman in Bildern. 300 Seiten mit 14 Kunstblättern. Geh. 3,50 Mk., in Leinen geb. 4,50 Mk. 1911, Leipzig. Verlagsbuchhandlung Schulze & Co.

Wie der bekannte Autor in seinem vor drei Jahren erschienenen und glänzend aufgenommenen historischen Roman „Kaiser Tiberius auf Capri" den Versuch wagte, den genialen Cäsar zu schildern, abweichend von dem Bilde, das eine unkritische Schultradition uns von ihm übermittelt hat, so bietet Dr. H. von Schoeler in seinem neuesten kunstgeschichtlichen Roman „Rafael von Urbino" ein auf der Grundlage sorgfältiger Studien gezeichnetes Bildnis Rafael Santis, das den großen Urbinaten der historischen Wirklichkeit entsprechend darstellt. Nur ein absoluter Beherrscher historischer Darstellungskunst konnte aus dem Vollen heraus ein solch' großzügiges Lebensbild des genialen Künstlers und zugleich ein wichtiges Dokument der Blüte der italienischen Renaissancezeit schaffen.

Dmitry Mereschkowski: „Leonardo da Vinci". Historischer Roman aus der Wende des 15. Jahrhunderts. Vom Verfasser autorisierte deutsche Übersetzung. Erste, vollständige Ausgabe. 580 Seiten mit 16 Kunstblättern, vornehm gebunden. Preis nur 3,— Mk. Leipzig 1911. Verlagsbuchhandlung Schulze & Co.

Seit einigen Jahren erfreuen sich die Literatur- und Kunstfreunde Deutschlands einer vorzüglichen, vom Verfasser autorisierten Übersetzung des dichterisch und kulturhistorisch gleich interessanten Romans: „Leonardo da Vinci" von Dmitry Mereschkowski, der zu den ersten und führenden Schriftstellern des modernen Rußland zählt. Es ist nun mit aufrichtiger Freude zu begrüßen, daß sich die Verlagsbuchhandlung Schulze & Co. in Leipzig entschlossen hat, durch eine neue, vollständige und jetzt auch noch durch 16 prächtige Kunstblätter illustrierte Volksausgabe in geschmackvollem Geschenkband zum Preise von nur 3,— Mk. den Genuß des Romans auch den weitesten Kreisen der Gebildeten aller Stände zu ermöglichen.

Kurt Münzer: Kinder der Stadt. Roman. Titelbild von Professor Max Slevogt. (Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Ch.) Preis broschiert 5,— Mk., gebunden 6,50 Mk.

Kurt Münzer hat mit diesem Buch den großen Roman geschrieben, der ihn in die erste Reihe unserer Schriftsteller stellt. Er hat sich zum Thema nicht das Schicksal eines einzelnen Menschen gewählt, sondern sein Held ist eine Stadt, ist die große Stadt, ist Berlin! Die Geschichte einer Gruppe von Menschen, die im Banne der Stadt sind, geben die Momente zu der bunten und bewegten Hand-

lung her. Die Menschen dieses Romans sind abhängig von der Stadt, erliegen ihrer Verführung, verlieren an sie ihre Kraft, ihre Seele, oder gewinnen ihr Macht, Kräfte und Künste, Liebe und Reichtum ab. Vielleicht ist es der erste wahrhafte Roman von Berlin. In ihm gewinnt die Stadt ein oft erschreckend wahres Leben. Mit empfindlichstem Sprachgefühl geschrieben, in seiner edlen Diktion, seinem beherrschten Ausdruck, seiner prägnanten Charakterisierung und seinen dichterischen Schilderungen erfüllt dieser Roman aufs schönste die früheren Versprechngen des jungen Schriftstellers: er ist ein geklärtes, reines und darum bleibendes Kunstwerk.

Jakob Wassermann: Der goldene Spiegel. Erzählungen in einem Rahmen. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 4,50 Mk., gebunden 6,— Mk., in Leder 7,50 Mk.

„Erzählungen in einem Rahmen" nennt Wassermann sein neues Buch. Es sind da vier junge Männer, Freunde, verschieden an Temperament und Bildungstendenz, die zu einer schönen Schauspielerin, Franziska, ein freundschaftliches Verhältnis haben, dessen eigentümliche Innigkeit weder durch Eifersucht, wozu sie nacheinander ein Recht hätten, noch durch das undurchsichtige Wesen der schönen Frau getrübt wird. Eines Tages verläßt Franziska mit einem Abenteurer die Stadt und vermacht den vier Freunden als Andenken einen goldenen Spiegel, ein antikes Gerät von großer Schönheit. Als sie nach Jahr und Tag wiederkommt, irgendwie verwundet in ihrem tiefsten Wesen, gerät sie auf den Einfall, den Spiegel, der inzwischen wegen der Unsicherheit des Besitzes mehr Unruhe als Freude gestiftet hat, demjenigen zuzuerkennen, der die schönste Geschichte erzählen wird. Die Gesellschaft befindet sich in der Muße des Sommeraufenthalts, man besucht einander herüber und hinüber, und es hebt ein Erzählen an, das, wie bei so jungen, geistreichen Leuten natürlich, des Wetteifers gar nicht mehr bedarf, um immer weiter und abenteuerlicher in sich zu greifen. Man merkt es Wassermann an, welche Freude und Genugtuung ihm seine Erfindung schafft. Es ist ihm immer zu eng gewesen im Bereich eines thematisch vorgeschriebenen Plans. Jetzt kann er seiner Phantasie, seiner Lust, durch alle Zonen und Zeiten zu schweifen, seiner Zweifelsucht und seinem Glauben die Zügel locker lassen; die Novellen selbst sind zum Teil Perlen seiner Kunst.

Heinrich Spiero: Verschworene der Zukunft. Ein Roman. Im Xenien-Verlag zu Leipzig. Geh. 3,— Mk., in Leinen 4,— Mk.

Die Jahre von 1888—1890, vom Tode Kaiser Friedrichs bis zu Bismarcks Abgang, bedeuten nicht nur einen Umschwung in der hohen Politik Deutschlands und Preußens, sondern in ihnen vollzog sich auch eine Umwandlung der Stimmung im ganzen Volke und besonders in der Jugend. In solche Kämpfe führt Spieros Ro-

man. Dem jungen Menschen, der hier vom Schüler zum Manne emporwächst, schlägt durch alle persönlichen Schickungen das lebhafteste, von dem im Feldzug gefallenen Vater überkommene Vaterlandsgefühl bestimmend durch. Was er zwischen studentischen Zwistigkeiten und dem Hin und Her eines reichen, stillen Liebesgeschicks erlebt, ist nicht zufällige Zeitgeschichte, sondern gehört ganz und gar zu einem deutschen Leben, das sich schon in früher Jugend nur im Ganzen wirklich fühlen kann und mag. Die engeren Verhältnisse der ostpreußischen Heimat, die weiteren Berlins, die fremdartigen Rußlands, das alles führt ihn immer wieder auf das gleiche innerlich begriffene nationale Ideal, dem in bescheidener, aber kämpfevoller Stelle zu dienen er sich am Ende entschließt. So wächst er aus der in ihm lebendigen ostpreußischen Überlieferung, wesentlich an Treitschkes Hand, hinein in das größere Deutschland.

Karl Hans Strobl: Das Frauenhaus von Brescia. Halbpergamentband. Mit farbigem Umschlag. (Vita, Deutsches Verlaghaus, Berlin-Ch.) Preis Mk. 3,—.

Mit diesem Werk, so stark in seiner Eigenart, so spannend in seiner Handlung, so vornehm und reizvoll in seiner Formgebung, ist Karl Hans Strobl in die erste Reihe der Auserwählten unter den lebenden Schriftstellern getreten. Der heikle Stoff ist von Strobl in einer schlichten, aber um so wirksameren Form und mit großer Dezenz behandelt. In wunderbarer Plastik erstehen seine Personen zum Leben und zum Leiden.

Ein Lebensbuch. Roman von Hermine Villinger. Preis geh. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk. Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

In einem köstlich reifen, oft von Schwermut gedämpften Ton ist dieses Schicksalsbuch dreier Generationen niedergeschrieben. Die Feder führt Hermine Villinger einer Frau, deren eigenartiges, verhaltenes, musikalisches Temperament Konflikte und Erlebnisse heraufbeschwört, die nur von einer selbst aus tiefster Seele Schöpfenden wiedergegeben werden können. Die Verfasserin schildert eine reizvolle Frauengestalt, die, aus guten Bürgerkreisen stammend, als Gesellschafterin zu einer alten Gräfin auf ein Schloß kommt, das der Sitz eines adelstolzen Geschlechtes ist. Nichts von öder Romantik ist bei der Schilderung der Liebe zwischen ihr und dem Grafensohn, der sie zu seiner Gattin macht, zu spüren. Hermine Villinger die sich als Schwarzwalddichterin längst einen Namen von gutem Klang erwarb, versteht es, lebenswahr die seltenen Freuden und Schmerzen dieser Frau zu schildern.

Max Dauthendey: Raubmenschen. Roman. Geheftet Mk. 5,50, in Leinen 7 Mk., in Halbfranz 9 Mk. Verlag von Albert Langen in München.

In Max Dauthendey scheint ein unaufhörlich strömender, unerschöpflicher Quell zu wohnen, so reich an dichterischen Gaben ist er geworden, und so frisch und un-

mittelbar sind seine Schöpfungen. Seine Entwicklung vom orginellen Lyriker zum feinen Novellisten und kraftvollen Dramatiker hat viele überrascht, und staunend steht man nun vor diesem großen Roman, der als neue Seite von Dauthendeys genialer Begabung zeigt, daß er auch die innerlich und äußerlich raumgroße Form dieser breiten epischen Kunstgattung mit prachtvollem Stoff vollauf zu füllen vermag.

•

Ludwig Finckh: Die Reise nach Tripstrill. Roman. Titelholzschnitte von Max Bucherer. Geheftet Mk. 3,—, in Pappband gebunden Mk. 4,50, in Halbfranz Mk. 6,—. Verlag von Albert Langen in München.

Unter den beliebten schwäbischen Erzählern der Gegenwart ist Ludwig Finckh eine der sympathischsten Erscheinungen. Seine stille, feine Art hat ihm sogleich bei seinem Auftreten einen großen Kreis von Freunden und Verehrern geschaffen, der ihm bis heute unverbrüchlich treu blieb. Die herzliche Aufnahme und starke Verbreitung seiner früheren Bücher, insbesondere des „Rosendoktor", wird auch seinem neuen Roman ohne Zweifel unvermindert zuteil werden, ist es doch ein echt schwäbisches Buch, und schwäbisch ist heutzutage von vornherein eine gute Note. Finckh danken wir an diesem Roman besonders die lebendige, vielfach von echtem Humor durchglänzte Darstellung der typischen Schwabenunruh; er hat darin wieder viel Feinheit in Beobachtung und Schilderung bewiesen. So wird dieses schöne Buch allen, die Finckh schätzen, eine rechte Freude sein.

André Lichtenberger: Die kleine Majestät. Roman. Geheftet Mk. 3,50, in Pappband Mk. 5.—. Verlag von Albert Langen in München.

Auch ein „Buch vom Fürsten", aber von einem noch werdenden, von einem kleinen Buben also, der bestimmt ist, ein Nachfolger hoher Ahnen zu werden, und sozusagen die Hoffnung seines Landes „Pannonien" ist. Da er vater- und mutterlos ist, wird er „von staatswegen" erzogen und muß furchtbar viel lernen, was ihn gar nicht interessiert. Dabei dient er den politischen Parteien seines Landes als Spielball, und dem geheimen Streben der Familie seines Onkels hätte er fast mit Leib und Leben weichen müssen, wenn nicht ein berühmter Arzt in letzter Stunde eingriffe und — alles durchschauend — einen längeren Aufenthalt an der Riviera vorschriebe. Licht, Luft und Freiheit und die Freundschaft mit einem kleinen englischen Mädchen stärken und ermuntern ihn. Mit schwerem Herzen nimmt er endlich von den sonnigen Meeresufern Abschied. Der Groll und Schmerz darüber, daß er nie nach seinem Herzen, sondern immer nur nach den Bestimmungen der hohen Herren sich richten muß, weicht allmählich anderen Empfindungen, und der kleine König kehrt mit festen Vorsätzen für sein eigenes und seines Landes Wohl in seine Residenz zurück.

Korfiz Holm: Die Tochter. Roman. Zwei Bände. Geheftet

7 Mk., in zwei Leinenbänden 10 Mk., in zwei Haifischlederbänden 15 Mk. Verlag von Albert Langen in München.

Gute Bücher legen ihren Autoren große Verpflichtungen auf, und wer den „Thomas Kerkhoven" geschrieben, hat keine Nachsicht zu erwarten bei einem neuen Werk. Und Korfiz Holm hat diese für seinen neuen Roman „Die Tochter" auch nicht nötig. Er hat mit ihm sein starkes Können aufs neue und in überraschend reichem Maße bewiesen und dürfte nunmehr der besten einer unter den ganz wenigen sein, die den realistischen Roman in der gegenwärtigen Literatur von Rang zu vertreten und zu halten vermögen. Es ist wirklich eine Erfrischung, nach all den Büchern mit neuromantischem Dunst und nach den sogenannten „stillen" Büchern wieder etwas zu lesen das wirkliches Leben bietet, menschliches, erdhaftes, in tausend Beziehungen verästeltes Dasein, Regen und Ringen, Entfaltung und Kampf, Nöte und Verzweiflungen, Liebe und Haß. Daß auch ruhige, sonnige, beschauliche Partien in diesem großen Roman enthalten sind, ist bei dem feinen Realismus Holms, der alle Gegensätze und Nuancen so wohl abzuwägen und zu mischen versteht, nur natürlich.

Jens Z. Kielland: Menschenwege. Roman. Leipzig, Verlag der Nordischen Bücherei von Georg Merseburger. Preis Mk. 3,— brosch.; Mk. 4,— gbd.

Jens Kielland, der Sohn Alexanders des Großen, debütierte bei uns mit seiner Geschichte von der See „Zwei Brüder." Der Erfolg war überraschend. Dieses Buch hat ihm mit einem Schlage neben seinem großen Vater einen guten Namen verschafft, es steht bereits in allen deutschen Jugendschriftenlisten als Lektüre für die reifere Jugend und erschien soeben in zweiter Auflage. Sein Roman „Menschenwege" ist ein tiefernstes, hochbedeutsames Werk, kein Eintagsfliegenroman. Mit atemloser Spannung läßt man sich von der Erzählung fortreißen und zum Schlusse sagt man sich trotz allem Trüben: Du hast ein wirklich gutes, bedeutsames Werk gelesen, das dich sobald nicht wieder losläßt. „Menschenwege" ist ein feines tiefes Buch, das dem Namen Kielland alle Ehre macht, es sei angelegentlich empfohlen. M. G.

Stefan Zweig: Erstes Erlebnis. Vier Geschichten aus Kinderland. Einbandzeichnungen von Emil Preetorius. Leipzig, Insel-Verlag. Geheftet Mk. 3,50, in Pappband Mk. 5,—.

Stefan Zweig, der vor mehreren Jahren durch seine tiefgedachte Charaktertragödie „Thersites" zuerst die Aufmerksamkeit erregte und seither durch seine Verhaeren-Übertragungen allgemein bekannt geworden ist, veröffentlicht in diesem Bande vier Novellen, die aufs engste zusammengehören. Ein einziges Ereignis ist es, das unter verschiedenen Verhältnissen eine wechselnde Beleuchtung erhält, nie aber seinen inneren Sinn, seine besondere Tragik verliert und so bildet dieser Zyklus eine organische Einheit, in der dem Leser das poetische Problem zu menschlicher Allgemeingültigkeit gesteigert ent-

gegentritt. In das Leben der Kinder tritt das erste Erlebnis; nun sind sie nicht mehr Kinder —; nicht mehr Blumen, sondern Menschen. Lange vor den eigentlichen Übergangsjahren, in ganz zarter Lebenszeit kann das geschehen. Zweig gewinnt damit der Poesie des Kindes neue Seiten ab, die sein Werk von den verbreiteten Darstellungen anderer Autoren gänzlich unterscheiden.

Lucie Hörlyk: Die alte Plantage. Roman aus Westindien. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber. Geheftet Mk. 3,50, in Leinen Mk. 5,—. Verlag von Albert Langen in München.

Es ist sehr viel Schönes in diesem Roman enthalten, der schon seines Milieus wegen interessieren wird. Lucie Hörlyk, in ihrer Heimat hochgeschätzt, hat sich mit ihm in Deutschland sehr gut eingeführt.

Felix Salten: Das Schicksal der Agathe. Drei Novellen (Das Schicksal der Agathe. Heimfahrt. König Dietrichs Befreiung). Einbandzeichnung von Emil Preetorius. Leipzig, Insel-Verlag. Geheftet Mk. 3.—, in Leinen Mk. 4,50.

Der Wiener Dichter Felix Salten hat auf den verschiedensten Gebieten der Poesie bemerkenswerte Erfolge errungen, doch darf man die Novelle als seine eigentliche Domäne bezeichnen; seine konzentrierte Erzählungskunst, seine Macht über die Stimmung, seine Neigung für Charaktere, die über dem Alltag stehen, prädestinieren ihn dafür. Diesmal kommt er mit zwei historischen Novellen zu uns, von denen die eine ein bewegtes Bild der österreichischen Kriegslager im 17. Jahrhundert entrollt, die andere die Tragödie des Herrschers von neuen, eigenartigen Seiten zeichnet. Dazwischen hat er, als ein dämonisches Intermezzo, ein Gegenwartsbild vom Mittelmeer gestellt; auf der Fahrt von Kairo nach Venedig vollzieht sich die innere Gesundung eines Mannes im erfolgreichen Ringen mit einer vom Dichter fast symbolisch gemalten Frau.

Ludwig Thoma: Der Wittiber. Roman. Geheftet Mk. 4,—, gebunden in Leinen Mk. 5,50, in Halbfranz Mk. 7,—. Verlag von Albert Langen in München.

Es ist nicht leicht, Worte zu finden, die einfach genug wären, an die schlichte Größe dieses Buches heranzureichen. Wunderbar vollendet wiedergegeben ist die Redeweise der Bauern. Und auch wo Thoma rein erzählend das Wort nimmt, tut er es mit einer so beherrschten Einfachheit und mit einer so vollkommnen Unterwerfung unter das eigene Werk, unter dessen Milieu und dessen Menschen, daß man sich keinen Satz anders denken könnte, als er geschrieben steht. — Auf die Gefahr hin, den Autor zu kränken: Es ist bis jetzt sein bestes Werk. — Und es ist eins unserer besten Bücher überhaupt.

3.
Melodie.

Andante. (= ♩. 80)

Alexis Hollaender. Op. 31

espr. *p* *cresc.* *a tempo* *dimin.* *poco riten.* *p* *espress.* *simile* *cresc.*

S. 7536

Mit Genehmigung des Verlages der Schlesinger'schen Buch- u. Musikhandlung (Rob. Lienau) Berlin.

dimin. e riten.

a tempo. espressivo

p

Ped. * Ped. * Ped. *

Ped. *

cresc.

Ped. * Ped. *

poco riten. a tempo dimin.

Ped. * Ped. * Ped. * Ped. *

2

pp f dim.

Ped. * Ped. * Ped.

rit.

p pp

* Ped. *

S. 7636

Zu der Musikbeigabe.

Alexis Hollaender.

Nachdem in letzter Zeit hier mehrfach junge noch unbekannte Tonsetzer zu Gehör gekommen sind, soll diesmal eines Komponisten gedacht werden, der bereits am 26. Januar des vorigen Jahres unter reger Beteiligung zahlreicher Verehrer und dankbarer Schüler seinen 70. Geburtstag in geradezu beneidenswerter geistiger und körperlicher Frische gefeiert hat und voraussichtlich noch manches Jahr rastlos tätig sein wird. Es ist dies Alexis Hollaender.

Ein Leben voller fruchtbarer Arbeit liegt hinter ihm; nur zu einem verhältnismäßig geringen Teil konnte es der Komposition zugute kommen, da es in der Hauptsache durch pädagogische, schriftstellerische und reproduzierende Tätigkeit ausgefüllt war. Verweilen wir zunächst bei letzterer, so denken wir weniger an seine Betätigung als Klavier- und Geigenspieler als an seine Tätigkeit als Dirigent von Chören. Als er noch auf dem Elisabetan in Breslau den Grund zu seiner feinen humanistischen Bildung legte, dirigierte er schon einen von ihm gegründeten Chor. In Berlin, wo er das Universitätsstudium bald zugunsten der Musik aufgegeben und in der Akademie der Künste treffliche Lehrer in E. Grell und A. W. Bach gefunden hatte, rief er hauptsächlich zur Pflege zeitgenössischer Musik den Cäcilien-Verein 1865 ins Leben, den er nach vierzigjährigem Bestehen selbst auflöste. Ihm verdanken die Berliner Erstaufführungen des „Odysseus" von Bruch, des „Requiems" von Verdi, des „Verlorenen Paradies" von Rubinstein, um nur einige Werke hervorzuheben; vor allem aber wird ihm unvergessen bleiben, daß er, obwohl er keineswegs Lisztianer war, sondern neben Johann Sebastian Bach vor allem Mendelssohn und Schumann verehrte, Lißts „Christus" erstmalig aufführte.

Gern nahm er, der uns auch vortreffliche Ausgaben vor allem der Klavierwerke Schumanns geschenkt hat, auch die Feder, die uns hoffentlich auch noch seine Lebenserinnerungen schreibt, zur Hand; vor allem war er ein eifriger Mitarbeiter an der „Neuen Zeitschrift für Musik." Dreiundzwanzig Jahre war er erst alt, als er die bedeutungsvolle Forderung aufstellte: „Der Schulgesangunterricht muß die Grundlage der musikalischen Erziehung bilden." Erst 1877 wurde er dazu berufen, diese Forderung praktisch zu verwirklichen: er wurde Gesangslehrer an der berühmten Viktoriaschule, wo er noch heute segensreich wirkt und auch treffliche Schülerinnenaufführungen zustande bringt. Der schönste Lohn für seine gesangspädagogische Tätigkeit, neben der er stets als Klavierlehrer wirkte, war es, daß die amtlichen Bestimmungen über den Gesangsunterricht an höheren Mädchenschulen vom Jahre 1906 durchaus seinen Vorschlägen entsprechen. Goldene Worte

Zu der Musikbeigabe

enthält auch seine eben erschienene kleine Broschüre „Musikalische Erziehung".

Als Komponist ist Professor Alexis Hollaender mit Chorwerken, von denen ein großes sechsstimmiges „Requiem" leider ungedruckt geblieben ist, mit Liedern, unter denen „Die Spröde" und „Die Bekehrte" (von Goethe), sowie die Baßlieder „Ablösung" und „Morgenlied" eine sehr große Verbreitung gefunden haben, mit Kammermusikwerken, darunter einem recht gelungenen „Klavierquintett" und zahlreichen Klavierstücken an die Öffentlichkeit getreten. Unter den letzteren dürften die „Variationen über ein Thema von Schubert" für 2 Klaviere wohl sein reifstes Werk sein. Wer Gelegenheit hat Kompositionen für 2 Klaviere näher kennen zu lernen, wird auch gern zu Hollaenders „Variationen über ein eigenes Thema" und seinen „Ländlern" greifen. Sehr reizende Stücke existieren von ihm auch für Klavier zu 4 Händen. Unter den zweihändigen nenne ich in erster Linie sein geradezu populär gewordenes „Rokoko" und seine in Bachschem Stile gehaltenen Stücke. Ganz eigenartig sind zwei Hefte („Intermezzi") für die linke Hand allein. Ich wähle daraus die sehr ansprechende „Melodie" zugleich auch, um unserem Leserkreis eine Vorstellung davon zu geben, wie wohlklingend, ungekünstelt und bequem man auch für die linke Hand allein schreiben kann.

Gemeinsam allen Kompositionen Hollaenders ist stets ein wirklich empfundenes Gefühl und die deutliche Führung der dies aussprechenden Melodie, auf die es ihm in erster Linie ankommt, die logische Ausbildung der Harmonie und die vollendete Satzkunst. Zu einer besonderen Berühmtheit unter den Fachgenossen ist er durch seine meisterhafte Beherrschung der Canonform geworden. Auch der musikalisch architektonische Aufbau zeugt bei ihm stets von feinstem Geschmack, eine Folge seiner trotz steter Fühlung mit den Zeitgenossen beibehaltenen eingehenden Beschäftigung mit den Klassikern, deren Wert für die Gegenwart noch immer unerschöpflich ist.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. Curt Radlauer, Berlin W., Traunsteinerstraße 3.
Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

^emusgegeben twnIKOnrtRaÃ¶laÃ¼er
Hundertneununddreiá¸igster Band
36. Jahrgang : 1911: Oktober-Dezember

Inhalt des 159. Vandes:
Oktober / November / Dezember 1911

Politik, Sezcklckkelunä Volk3»lrtzckatt: ; Seite

V)i55en3<liatt un6 KeKebesclnelblmgeii:

23.338

,

llunztbelgaben:

^ Z3erlirr^V3o/Trtiftnseewetstr3
35. Jahrgang. Vd. l39 ^eft 439Â»440.
Erstes und zweites Okkoberheft l9U.

Oberstleutnant Nogalla von Biederstem:

Die Überschätzung der schwarzen Gefahr

Die Gefahr, welche Deutschland aus den französischerseits bereit« eingeleiteten und den ins Auge gefaßten Maßregeln für die Bildung und Verwendung von Negertruppen droht, bildet seit geraumer Zeit den Gegenstand lebhafter Erörterungen in der deutschen Presse. Diese Gefahr wird in erster Linie durch die Bevölkerungszahl der der Rekrutierung Frankreichs in jenen afrikanischen Gebieten zur Verfügung stehenden Eingeborenen, ferner aber auch durch ihre Geeignetheit für den Kriegsdienst und durch die Kriegsleistungen der bisher zu diesem Dienst verwandten, aus ihnen gebildeten, einzelnen Truppenteile begründet. Man weist darauf hin, daß der Rekrutierung Frankreichs schon jetzt im Sudan, Algerien und Tunis 22 Millionen Menschen zur Verfügung stehen, Marokko würde weitere sieben Millionen hinzufügen, damit würde aber der Ueberschuß Deutschlands an Menschenmaterial völlig ausgeglichen sein. Frankreich aber sei das Zeugnis auszustellen, daß es dieses Gut zu Rüstungszwecken wesentlich besser ausnutze als Deutschland. In den Planen Frankreichs mit seinen afrikanischen Truppen liege für Deutschland zweifellos eine ernste Gefahr, der rechtzeitig vorzubeugen sei.
Nun ist jedoch die Organisation und die Kriegsbereitstellung der aus jenen 29 Millionen möglicherweise hervorgehenden Streitkräfte eine ungemein schwierige und bei hoher Dotierung ihrer Cadres, sowie im Kriegsfall auch ihrer Mannschaften, eine voraussichtlich recht kostspielige, namentlich aber ist die rechtzeitige Verwendung ihrer Hauptmasse im Kriegsfall auf dem europäischen Kontinent so gut wie ausgeschlossen. Denn sie ist auf die ungeheueren Gebiete Algiers, Tunis, Französisch»Westafrikas d. h. Senegambiens, das Nigergebiet, Französisch»Guinea, die Elfenbeinküste, Dahomey, Fran»zösisch»Kongo. die Somaliküste und künftig nunmehr auch auf Marokko verteilt, so daß in Anbetracht der Schnelligkeit der deutschen Mobil»

machung nicht einmal für die algerischen und tunesischen Streitkräfte und einen Teil der in Marokko etwa zu bildenden Einge» borenentruppen bei plötzlichem Kriegsausbruch auf ein rechtzeitiges Eintreffen zu den ersten großen Entscheidungen an Frankreichs Nord» ostgrenze zu rechnen ist. Denn diese Truppen sind sämtlich auf den Seetransport nach Frankreich verwiesen, und es stehen ihnen für den Transport zur Küste und zu den Mobilmachungszentren nur die beiden langen Bahnstrecken Tunis—Algier—Oran und Ain—Sefra—Oran und die kurzen von BisKa, Tebessa, Kairouan, Biserta, Gafsa»Sfui und von 1915 ab die Senegal»Nigerbahn zur Verfügung. Oberstleutnant Mangln berechnet in seinem Werke: „La force noire", das» nach Maßgabe der von ihm geforderten Ausgestaltung der west» afrikanischen Sudan»Truppen im Iahre 1915, wenn die Senegal» Nigerbahn vollendet ist, bis zum sechsten Mobilmachungstage eine Division für Europa zur Verfügung gestellt werden könne, die am 14. Mobilmachungstage in Bordeaui oder Marseille eintreffe. Eine zweite derartige aus Reservisten und Veteranen gebildete Division würde Ende 1914 nicht vor dem vierzigsten Tage, nach voller Ent» wickelung der Organisation aber gleichzeitig mit der ersten Division in Frankreich sein können. Eine dritte Division aus den Gebieten Dahomey, Mauretanien, Timbuktu, Zinder usw. würde vor Ablauf des zweiten Monats in Frankreich sein. Eine vierte Division, gebildet aus den in die von Frankreich entsandten Cadres aufzunehmenden und dort zu instruierenden Rekruten, würde im vierten Kriegsmonat nach Frankreich oder von Beginn der Mobilmachung ab, nach Algerien zu entsenden sein, um die dortige Division zu verdreifachen, und sie in den Stand zu setzen, eine fünfte und sechste Division nach Frankreich in Transport zu setzen. Oberst Mangin zufolge stehen in Nord»Afrika 32 000 Franzosen (13 000 aus dem Mutterlande, 11000 algerische, 8000 Angeworbene und Rengagesj, ferner 25 000 angeworbene Eingeborene, 10 000 Mann Fremdenlegion, 5000 Mann der Bataillons d'Afrique, in Summa 72 000 Mann. Bei Einführung der obligatorischen Dienstpflicht wie in Tunesien, würde man nach und nach noch 25—30 000 Mann unter den Fahmen, 70—80 000 Mann in der Reserve haben können, die zu 25 000 Mann angeworbenen algerischen Tirailleurs und Epahis hinzukämen. Das 19. französische Armeekorps würde bei Heranziehung der Sudanesentruppen, Mangin zufolge, nach und nach nach

der schwarzen Gefahr von Biederstem
Frankreich zurückgesandt werden können. Ob aber die von den Arabern und Berbern Algiers verachteten Negertruppen des Sudan dem großen französischen Kolonialbesitz, Algier, wenn dort das 19. Armeekorps fehlt, den erforderlichen politischen Halt verleihen würden, muß als fraglich erscheinen. Wenn man die Leistungen der bisherigen afrikanischen Truppen, die der Juaven und Turkos, in der Türkei und Aegypten, der Krim, in Meiiko und Italien und 1870 bei Weißenburg, Nörth und an der Loire hervorgehoben hat, so.ist zu bemerken, daß dieselben keine Neger, sondern Eingeborene Algiers und somit Araber und Berber waren, die Juaven aber schon seit 1839 und ihren vielen Desertionen zu Abdel Kader nur aus Franzosen rekrutiert, und die Algerier zu den Turios, den heutigen „TiraMeurs algeriens". versetzt wurden. Die sudanesischen Bataillone Oberst Mangins aber sind eine Negertruppe, und Frankreich entsandte bereits im Frühjahr des Vorjahres ein Bataillon von 800 Senegalschützen nach Algerien an die marokkanische Grenze, und beschloß 1650 Mann in Westafrika einzustellen, und im laufenden Iahre zwei weitere Bataillone nach Algier zu schicken. Bis 1915 sollen dann drei weitere Regimenter folgen, so daß sich dann etwa 10000 Mann in Algier befinden würden. Dem Plan Mangins zufolge würden von 1914 ab außer den erwähnten algerischen Truppen H0000 Mann sudanesischer Truppen für einen Angriffskrieg gegen Deutschland verfügbar gemacht werden können. Sowohl in Algerien wie in Französisch»Südwestafrika würde mit jedem Iahre über 1914 hinaus bis zur vollen Entwicklung der Neuorganisation die Zahl der verfügbaren afrikanischen Truppen noch weiter steigen, und schon in wenigen Iahren für den Kriegsfall in Europa mehrere Armeekorps afrikanischer Truppen verfügbar sein. Daß die in der Ausführung begriffenen und geplaten Maßregeln gegen Deutschland gerichtet sind, darüber herrscht in Frankreich kein Zweifel, und man hofft, durch sie das militärische Gleichgewicht auf dem europäischen Kontinent wiederherzustellen. Allein wir betonen nochmals, daß von den neu zu schaffenden afrikanischen Armeekorps nur diejenigen Truppenteile, welche an oder nahe der Bahn Tunis—Algier—Oran stationiert sind, und auch diese nur für die Kämpfe an der französischen Südostfront, der italienischen, eventuell zurecht kommen tönnten, jedoch nicht für die rapiden, gewitterartig erfolgenden, großen Entscheidungen auf der Nordostfront. Eine etwa verborgen bleibende

Mobilmachung dieser Truppen ist beim heutigen Stande des internationalen Nachrichtenwesens ausgeschlossen und die zeitraubende Ein» und Ausschiffung großer Truppenkörper mit ihrem gewaltigen Train ist nicht zu umgehen, von einer etwaigen Störung ihres Transports durch gegnerische Geschwader sehen wir dabei in Anbetracht des den Transport schützenden französischen und eventuell selbst des englischen Mittelmeergeschwaders ganz ab, zumal jene Geschwader der französischen Mittelmeerflotte gegenüber nicht sämtliche Einschiffungsstellen zu sperren vermögen. Iene erwähnten ersten großen Entscheidungen aber sind in der Regel die wichtigsten und maßgebendsten der heutigen Kriege, und überliefern den Unterliegenden meist dem Verhängnis einer, wenn auch hie und da offensiv geführten (Vambetta) allgemeinen, schließlich aber erfolglosen Defensive. Wenn daher hervorragende französische Generale wie Lacroii. Lang» rois und Bonnal fordern. 15000 Mann schwarzer Truppen müßten zur See — durch das Bündnis mit England ermöglicht — im Bedarfsfall nach Frankreich, nach dessen Ost grenze gesandt werden, wo sie für die ersten Schlachtentscheidungen unentbehrlich seien, so würden dieselben doch nur zur Verstärkung der in zweiter Linie auftretenden Streitkräfte dienen und kaum an der französisch»italienischen Südost grenze, falls Italien dort energisch angreift, rechtzeitig eintreffen können. Somit aber kann man auch an dieser Grenze nicht mit Bestimmtheit im wichtigsten Moment auf sie rechnen, und etwa an ihrerStelle Truppen Südfrankreichs nach der Nordostgrenze entsenden. Immerhin würden jene 150000 Mann, von einigen selbst auf die doppelte Stärke veranschlagt, den Widerstand Frankreichs, ähnlich den Armeen Gambettas, erheblich zu verlängern, und damit politische Chancen zu eröffnen vermögen. Daß das Menschenmaterial der Sudanesen, namentlich das der Senegal» neger, sich für den Kriegsdienst physisch und intellektuell vortrefflich eignet, haben die Leistungen der Negerbataillone im amerikanischen Sezessionskriege und einiger in Meiiko, in der Türkei und Aegnpten. der Krim, in Italien und Madagaskar bewiesen, jedoch darf man annehmen, daß damals nur Elitematerial zur Verwendung gelangte. Der französische Offizier kann sich jedoch unbedingt auf sie verlassen, die Senegalesen besitzen selbst einen gewissen Nationalstolz, und halten,

der schwarzen Gefahr von Biederstem
wie die Franzosen unter den Weißen, sich für die ersten unter den Negern. An der Möglichkeit der Akklimatisierung der Neger in Algier und selbst in Europa zweifeln in Frankreich nur wenige, zumal die Negertruppenteile der Union in Nordamerika akklimatisiert seien. Man glaubt jedoch, daß sie nur dann Tüchtiges leisten werden, wenn man ihnen ihre nationale Gewohnheit, ihre Weiber und Kinder mit ins Feld zu nehmen, läßt, damit die ersteren dort für ihre Verpflegung^ und andere Bedürfnisse sorgen, das Gepäck und die Patronen tragen und den Schützen zutragen, und wenn man sie nicht in Kasernen, sondern in den ihnen gewohnten Kutten unterbringt. Ein derartiges Lagern aber würde zwar in Algier angängig sein, jedoch auf europäischem Kriegstheater mannigfache Unzutraglichkeiten haben. In Algier, wo sie heute bereits mit drei Bataillonen in Probeversuch sind, sprechen bei einer weiteren Verstärkung bis auf 60 000 Mann und mehr, die nationalen Empfindungen der algerischen Araber gegen sie. Den algerischen Arabern sind die Heuscher, die Franzosen, immer noch innerlich fremd, und sie würden in einer starken, Frankreich blindlings ergebenen Sudanesentruppe nur die Streitmacht erblicken, die dazu bestimmt ist, sie, die Araber, niederzuhalten, und zugleich Frankreich die Möglichkeit zu gewähren, die 32 0W unbestraften Franzosen, welche in Algier im XIX. Armeekorps dienen, nach der Heimat zurückzuziehen, so daß nur die l 5 000 Mann der Fremdenlegion und der fünf Disziplinarbataillone in Algier an französischen weißen Truppen zurückblieben, um dort im Verein mit den Neger» truppen die französische Herrschaft zu behaupten. So wird denn oorgeschlagen, keine muhamedanischen Sudanesen, sondern nur Fetischanbeter nach Algier zu senden, um dort einer schon in den muhamedanischen Arabern bestehenden muhamedanischen Gefahr vorzubeugen, Ueber die Verwendung schwarzer Truppen in Frankreich spricht sich in der „France militaire" ein Oberst folgendermaßen aus: „Ich habt die Senegalesen in Friedens» und Kriegszeiten kennen gelernt, s' sind schlechte Schützen und vermögen keine Feuerdiszivlin z^ ^alt,, Europäischen Truppen gegenüber würden sie im Feuer» gcs.. ^agen. Dagegen wären sie gewissermaßen als Sturmbock beim Angriff für die nachfolgenden Truppen vorzüglich zu verwerten." Der Oberst schließt mit der Ansicht, daß der Platz für den sudanesischen Krieger nicht in Europa sei. Ferner wird zugegeben, daß die bisherigen Versuche mit senegalesischen Truppen während des

von Biederstem Die Überschätzung
marokkanischen Feldzuges nicht völlig befriedigt haben. Die beiden bei Casablanka verwandten Negerbataillone haben sich modernen Gefechtsanordnungen trotz ihrer Tapferkeit nicht gewachsen gezeigt, und außerdem wiederholt schwere Ausschreitungen gegen die Be» völkerunß begangen. Aus letzterem Grunde besonders hätte man sie wieder zurückschicken müssen. Es würde sich nun erst zeigen, ob das Selbstgefühl und der Fanatismus der Algerier nicht in noch höherem Maße durch die Verwendung dieser barbarischen und verachteten Negertruppen gereizt werden würde. Eine weitere Schwierigkeit aber besteht in der kriegsmäßigen Ausbildung großer Verbände der Neger- truppen, der vier Divisionen, die der Plan Mangins ins Auge faßt. Dieselbe würde voraussichtlich in beiden Kontinenten mannigfachen Schwierigkeiten begegnen, da ihre wilden Krieger, wenn auch in starke französische Cadres gestellt, sowohl in Frankreich wie in Al- gerien bei der Bevölkerung bei zuweilen nicht zu umgehender Unter- kunft. Durchmärschen durch Ortschaften und dortigen Requisitionen, starker Abneigung, Widerstand und Händeln begegnen würden. Ferner würden durch deren Ausbildung sich die Unterhaltungskosten beträchtlich steigern. Oberst Mangin berechnet zwar die jährliche Mehrausgabe auf nur 46 Millionen Franken, und zwar in Verbin- dung mit dem Plan des früheren Deputierten, des heutigen Kriegs» ministers Messimn, über den Militärdienst der algerischen Einge- borenen. Das würde ihm zufolge Frankreich einen Truppenzuwachs von zusammen 200 000 Mann sichern. Ob jedoch in jener Summe die Kosten für die Ausbildung in großen Verbänden, für die Unter- bringung und die verschiedenen Militäretablissements, wie Proviant», Fourage», Munitions» und Bekleidungsmagazine, Lazarette und die sonstigl. hygienische Pflege und für die von anderer Seite in der „Revue de Paris" für etwa 150 000 Pensionsberechtigte auf rund 26 Millionen berechneten Pensionen sämtlich enthalten sind, erscheint fraglich. Die Organisation d -., von Oberst Mangin geforderten schwarzen Armee, ohne die om Kriegsminister . ' Auge gefaßte der algerischen Arabertruppe auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht würde zwar. Mangin zufolge, nur eine vermehrte Ausgabe von jähr- lich höchstens sieben Millionen Franken die ersten Iahre erfordern, und bis ihre vollständige Stärke erreicht wird, d. h. in 12 Iahren, 2? Millionen. Dagegen würde infolge der stetigen Abnahme der Rekrulenzahl in Frankreich auch die Ausgabe für die Armee im

der schwarzen Gefahr von Biederstem
Mutterland« vermindert, und die Ersparnis in diesem Punkte schon in I0 Iahren 70 Millionen betragen.

Aus Paris wird berichtet: Die Begeisterung für das Negerheer, das im Kriegsfalle den Fehlbetrag der französischen Rekrutierung ausfüllen soll, ist bei weitem noch nicht so allgemein, wie es nach den Darstellungen seiner Freunde den Anschein hat. So beruft sich General de Toren auf seine Erfahrung in den Kolonialkriegen, um dis militärische Tüchtigkeit des Negers viel geringer anzuschlagen als Oberst Mangin es getan hat, von dem die erste Anregung zur Bildung eines Negerheeres ausging. Er findet heute die Unterstützung eines anderen kolonialen Fachmannes, des Dr. L. d'Anfreville de la Salle. Diese: behauptet, daß der Geist der Disziplin unter den schwarzen Soldaten der Kolonien nicht im Zunehmen, sondern im Abnehmen begriffen sei, daß die Verwendung schwarzer Truppen in Algerien den Haß der Eingeborenen gegen Frankreich vermehren würde, und sagt dann über die Verwendung der Schwarzen in einem europäischen Kriege: „Ein schwarzes Heer würde nicht viel ausrichten gegen europäische Gegner, die nach der besten heutigen Methode verschanzt und durch Kanonen beschützt werden, die auf mehrere Kilometer treffen. Unsere Schwarzen sind weder Iapaner noch Russen. Sie würden nie einen „Hügel 203" oder einen „Putilow»Hügel" mit Sturm nehmen. Sie können nie in Europa den menschlichen Sturmbock bilden, dessen wir früher oder später bedürfen. Wir müssen, wie unserc Vorfahren, selbst den Degen ziehen, wenn die Schlacht richtig geführt werden soll."

Der frühere Kriegsminister General Brun war seinerzeit dem Plan, aus im Sudan» und Senegalgebiet rekrutierten Negerbatcnl» lonen ein, sogar zwei Armeekorps zu bilden, die schon im Frieden ganz oder teilweise nach Algerien oder Tunesien verlegt würden, und die dadurch freiwerdenden algerischen Eingeborenentruppen im Kriegsfall auf einen europäischen Kriegsschauplatz zu werfen, ablehnend gegenüber getreten, hatte sich jedoch schließlich auf Andrängen General Langlois und des damaligen Deputierten Messimn bereit finden lassen, einen Versuch mit einem sudanesischen nach Algerien verlegten Bataillon zu machen, dem, wenn es sich dort akklimatisierte, später weitere Bataillone folgen sollten. Er hatte geltend gemacht, daß es noch nicht erwiesen sei. daß sich die Neger an das kühlere und trockenere Klima Algeriens und gar erst Frankreichs gewöhnen

würden, daß die budgetären Schwierigkeiten nicht unterschätzt, und
die Größe der franko»negerischen Menschreserve des Sudans nicht
überschätzt werden dürften. Hinsichtlich des Kostenpunktes wurde ihm
erwidert, daß ein Senegalneger dem Staate im Senegal» oder Sudan-
gebiet jährlich etwa 550 Franken koste, in Algerien und Tunesien
810 Franken kosten würde, während dagegen ein französischer Sol-
dat in Frankreich jährlich 1137 Franken, ein Algerier in Nordafrika
sogar 1500 Franken koste. Der Minister machte ferner Vorbehalte zu
der an gewisse Bedingungen geknüpften Disziplin der Sudanneger
und ihrer gewissen Beschränkungen unterworfenen, strategischen Ver-
wendbarkeit, wie endlich zu ihrer moralischen Bewertung in Anbetracht
ihrei Berührung mit dem nordafrikanischen Muhamedanismus. Mit
den, erfolgten Eintritt Messimys ins Kriegsamt erwartet man je-
doch in weiten Kreisen Frankreichs mit Bestimmtheit, daß schon
in den nächsten Iahren alle europäischen Truppen in Nordafrika,
mit Ausnahme der Fremdenlegion und der Disziplinarbataillone,
durch Neger ersetzt werden, um das immer größer werdende Defizit
der Präsenzstärke in Frankreich selbst auszugleichen. Allein es stehen
der schließlichen Durchführung des Plans noch mannigfache andere
Schwierigkeiten wie die bereits erwähnten gegenüber. Das marokka-
nische Kontingent der sieben Millionen Marokkaner würde das muha»
medanische Element Französisch»Nordafrikas noch verstärken, und im
Islam vollzieht sich zurzeit eine vorwärtsstrebende Bewegung, so
daß manche annehmen, daß ein durch europäische Truppen nicht in
Schranken gehaltenes Ileberhandnehmen des Muhamedanismus in
Nordafrika zum Zusammenbruch des dortigen Kolonialreiches führen
könne. Die Marokkaner militärisch zu organisieren und gehörig zu
bewaffnen (mit Artillerie), sei ein gefährliches Eiperiment. und die
Unterwerfung der großenteils unabhängigen Stämme Marokkos
werde auf viele Iahre hinaus eher eine Schwächung der in Europa
verfügbaren militärischen Macht Frankreichs mit sich bringen. Frank-
reich dürfte daher, wenn ihm Marokko politisch zugewiesen werden
sollte, bis auf weiteres vollauf mit dieser neuen Kolonie zu tun haben,
und seine Pläne hinsichtlich des Negerheeres einschränken müssen.
Ueberdie! steht es vor der wichtigeren Aufgabe einer gründlichen
Reform seiner Seemacht und der Schaffung einer neuen Schlacht»
schifflotte. Auch seine gewaltigen Mittel sind nicht unerschöpflich und:
„c>ui trop embrasse mal etreint". Ferner herrscht in weiten politischen

der schwarzen Gefahr von Biederstem
Kreisen Frankreichs die Besorgnis, daß eine starke Anzahl, sei es im Kriegsfall oder im Frieden, in Frankreich auftretender Negertruppen leicht ein „Prätorianerheer" ergeben könnte, das, seinen Führern blind ergeben, die Republik zu stürzen vermöchte. Ferner kommt für die geplante Bildung der Negertruppen und der algerischen Eingeborenentruppen der starke Gegensah in Betracht, der hinsichtlich ihrer Besetzung durch' das französische Offizierkorps in diesem selbst besteht. Das Offizierkorps der französischen Kolonial» truppen, das mit Ausnahme Algeriens und Tunesiens, diese Truppen überall in den Kolonien, in Tonkin, Madagaskar und dem Sudan befehligt, beansprucht, als mit Neger» und mit farbigen Truppen vertraut, die Führung der künftigen schwarzen und farbigen Truppen Algeriens und Tunesiens und damit die ihm daraus erwachsenen Vorteile für sich. Dieselben bestehen namentlich auch in einem weit bessern Avancement, so daß es vorkommt, daß ein aus Saint»Cyr in di«. Kolonialarmee eingetretener Offizier, dessen Kameraden in der Armee des Mutterlandes erst Hauptleute sind, bereits Oberst, ja General ist. Es besteht zwischen der Armee des Mutterlandes und der Kolvnialarmee eine unbestreitbare Rivalität: die erftere wacht aber um so eifriger über ihren Rechten auf Nordafrika. als sie nach und nach aus den anderen Kolonien verdrängt wurde, ferner aber auch, da sie seit über einem halben Iahrhundert ihre Aufgabe in Algerien in glänzender Weise gelöst hat, und weil der Dienst daselbst für die höheren Führer und die Cadres aller Waffengattungen eine ausgezeichnete Schule war, und noch ist. Aus den französischen Truppen in Algier und ihren Kämpfen ging eine Reihe der besten französischen Generale der Neuzeit hervor. Wir nennen nur Bugeaud, Lamoriciere, Cavaignac, Changarnier, Pelissier, Saint» Nrnaud. Bosauet, Randon, Mac»Mahon, Chanzn, Saussier und Tallifet. Für die etwaige Verlegung des XIX. Armeekorps nach Frankreich kommt daher die Bedeutung Algeriens als dessen Kriegsschule sehr in Betracht.
Von besonderem Gewicht für die Lösung der Frage der Neger» truppen ist der Inhalt des unlängst vom Senator Gervais dem Senat vorgelegten Berichts über das Kolonialbudget. Ihm zufolge ist der Zweck der bis jetzt in West» und Aequatorialafrika vorhandenen Negertruppen dort der, das Land in friedliche Bahnen zu bringen, unzureichend gesicherte Gebietsteile zu schützen, mit einem

Wort, den ungeheuren Kolonialbesitz in West» und Südafrika zu
nutzbringendem Eigentum zu entwickeln. Verläufig sei man aber
noch weit davon entfernt, alles Land mit diesen Truppen besetzt
zu haben, und selbst in den besetzten Abschnitten herrsche noch lange
nicht überall Ruhe. Schon deshalb allein könne noch von nennens-
werten Abgaben oder Entsendungen nach anderen Kolonien oder
gar auf europäischen Boden keine Rede sein. Oberst Mangin zufolge
stellte Westafrika zu Anfang des Vorjahres 20000 Mann Neger-
truppen auf, und zwar in vier senegalesischen Schützenregimentern
und fünf desgleichen Bataillonen, mit in Summa 16 Bataillonen,
ferner in einer Spahi»Eskadron und einer Schutztruppe den „gardes
indigenes", von welch erfteren nur ein Schützenregiment in Mada-
gaskar und zwei Bataillone am Tschadsee stehen, überdies drei Kongo»
Schühenbataillone. Da aber die Bevölkerung Französisch»West»
afrikas auf 8 300 000 Bewohner, die Französisch»Kongos auf 5—I0
Millionen geschätzt wird, und selbst die Senegambiens und des Niger»
gebiets allein etwa 4^/Z Millionen beträgt, so erschiene es, was die
Ziffern betrifft, nicht schwierig, selbst wenn man nur auf das ge-
eigneteste Material, die Neger des Senegal und des Niger, rekru-
tierte, die zunächst für Nordafrika geforderten neuen 20 000 Mann
aufzubringen. Denn die Geschlechtsziffern und die der nichtwehr-
fähigen Greise und der Kinder dürften am Senegal und Niger an-
nähernd dieselben wie anderwärts sein, und zwar die Hälfte der
Bevölkerung aus Männern, die Kälfte aus Frauen bestehen, und
von der zwei Millionen Männern ein Viertel Kinder, ein Viertel
nicht mehr wehrfähige Männer und Greise sein, so daß noch eine
Million Wehrpflichtiger verfügbar sein könnte. Wie groß aber die
Zahl ihrer Diensttauglichen sein würde, läßt sich auch nicht annähernd
schätzen, und wahrscheinlich beansprucht der. wenn auch leichte Erwerb
des Lebensunterhalts in dem weiten Gebiet zahlreiche Kräfte der
Diensttauglichen. Senator Gervais bezweifelt aber, ob es möglich
sein wird, in Westafrika ein so zahlreiches schwarzes Truppenauf»
geboi zusammenzubringen. Voraussetzung dafür sei. daß die Rekru-
tierung auf bisher noch nicht in Anspruch genommene Landstriche
ausgedehnt, und nach neuen Grundsätzen geregelt wird. Bisher er-
folgt die Anwerbung Freiwilliger, die sich oft und gern stellen, derart,
daß sich die französische Behörde mit den Dorfältesten über die
Personen und die näheren Bedingungen des freiwilligen Eintrittes

einigt. Das ist jedoch kein System, das auf Zuverlässigkeit Anspruch machen kann, und deshalb in sehr vielen Fällen versagt hat. Statistische Bevölkerungslisten fehlen gänzlich. Allein selbst, wenn sich hinreichender Ersatz für ein über 20000 Mann starkes Negerkorps finden sollte, ist, Gervais zufolge, damit noch nicht gesagt, daß es für die Verwendung auch nur in Nordafrika brauchbar ist. Denn die senegalesischen Schützen haben in Colomb-Beschuar. im südwestlichen Algerien noch sehr unter Kälte zu leiden gehabt, so daß der neue Versuch in wärmeren Gegenden im Süden der Provinz Konstantine erfolgen soll.

Noch stehen daher der Aufbringung und Formierung eines Negerarmeekorps in Westafrika und seiner Verwendung in Algerien oder Frankreich die mannigfachsten Schwierigkeiten entgegen, und es ist fraglich, ob der neue Versuch mit den senegalesischen Schützen überhaupt glüst. zumal ihre Mannschaften weniger für den Friedens» dienst wie vielmehr für Kriegszüge inklinieren, bei denen, wie in Madagaskar, auf Raub und Plünderung zu rechnen ist. Gelingt jedoch der Versuch, und schafft sich Frankreich im Laufe der Zeit eine Negerarmee, und verlegt es sein XIX. Armeekorps und einen Teil seiner algerischen und der Negertruppen nach Europa, um sie im Kriegsfall rechtzeitig zur Hand zu haben, so wäre es für Deutschland bei seiner schnellen Bevölkerungszunahme und seinem Ueberfluß an vom Heeresdienst befreit bleibenden Mindertauglichen und Tauglichen nur eine Geld» und wirtschaftliche Frage, diese Maßregel mit entsprechender Neubildung einheimischer und daher jenen überlegener Streitkräfte zu beantworten. Somit aber hat „die schwarze Gefahr" auch nicht das mindeste Bedrohliche für Deutschland und höchstens dasjenige, eventuell zu erneuten, gesteigerten Forderungen für das beer Anlaß zu bieten.

Dr. Kuno Ridderhoff:

Neue Briefe von Sophie von Laroche

Sophie von La Roche! Wer außer denjenigen, die den Werdegang deutschen Geistesleben verfolgen, besitzt heute noch eine ein» gehende Kenntnis von der Bedeutung dieser Frau? Wohl wissen manche, daß sie die glühend geliebte Braut des jungen Wieland war, daß sie sich der Freundschaft des jungen Goethe rühmen durfte, daß sie die Großmutter von Clemens und Bettina Brentano war 7 wer aber weiß heute noch, daß der Name Sophiens in der ganzen Kulturwelt des l8. Iahrhunderts einen hellen Klang hatte, nicht nur um des trefflichen Erstlingswerkes willen („Geschichte des Fräuleins von Sternheim"), das Sophie als die erste deutsche Romanschriftstellerin l77l erscheinen ließ und das in alle Kultur»Sprachen überging, sondern ganz besonders um der belehrenden, erziehlichen Schriften willen, durch die sie zu den Frauen und Mädchen Deutschlands und des Auslandes in das Verhältnis einer mütterlichen Freundin und Beraterin trat.

Diese Frau, die mit dieser führenden geistigen Stellung eine so hohe soziale verband, daß ihre Enkelin Bettina noch l804 erzählen konnte, es seien „siebzehn Fürstlichkeiten" eines Tages zugleich bei der Großmutter zu Besuch gewesen, verdient wohl, daß ihr Andenken hochgehalten, ihr Name der Vergessenheit entrissen wird. — Die Briefe, die hier veröffentlicht werden, hat Sophie von La Roche in den Iahren 1791 bis 1796 geschrieben, also in Iahren, in denen dieses reiche, interessante Frauenleben sich seinem Ende zuzuneigen begann, in den Iahren abnehmender Kraft. Sie reichen naturgemäß an Geist und an Lebhaftigkeit der Empfindung, an Energie und Selbstbewußtsein bei weitem nicht an die Briefe heran, die die auf der Höhe ihres Lebens, ihres Glückes, ihres Ruhmes Stehende schrieb. Und doch haben auch diese Briefe der alternden Frau einen eigenen Reiz. Nicht nur lassen sie jene Lebensjahre der

Verfasserin in einem ganz neuen Lichte erscheinen: es spricht aus ihnen vor allem eine unendliche Mutterliebe, eine Liebe, die trotz aller Tröstungen der Religion, trotz eines nach dem Vorbilde großer Menschen aller Zeiten, nach dem Vorbilde vor allem des eigenen Gatten zu hoher Selbstbeherrschung gefestigten Charakters, doch in immer wieder ausbrechendem Schmerze klagt um den in seiner Jugendblüte dahingerafften Lieblingssohn.

Wenn wir dieses hoffnungsvolle Leben, das die unglückliche Mutter neben dem Grabe des Gatten auf dem stillen Landfriedhofe zu Bürge! bei Offenbach der Erde übergeben mußte, zurückverfolgen, so werden wir in die Iahre zurückgeführt, die Sophie von La Roche stets als ihre glücklichsten betrachtet und gepriesen hat. die Iahre des Aufenthalts auf dem Schlosse Warthausen bei Biberach.

Unter Verzicht auf eine verheißungsvolle Laufbahn war So» phiens Gatte 1761 dorthin seinem Herrn, dem Trafen Friedrich von Stadion, gefolgt. Dieser Mann, den wir Zu den bedeutendsten Staatsmännern jener Zeit rechnen müssen, hatte bis zu seinem durch die Klerikalen herbeigeführten Sturze als Großhofmeister, Kanzler und erster Staatsminister am Kurmainzischen Hofe gewirkt. Mit außerordentlicher Sorgfalt hatte er die Erziehung und staatsmännische Ausbildung La Roches geleitet, Erfolge und Ehren waren diesem in seinen arbeitsreichen und verantwortlichen Aemtern im vollen Maße zuteil geworden. Wenn er diese aufgab, um dem Grafen nach dem stillen Warthausen zu folgen, so wissen wir jetzt, daß ihn hierzu nicht nur Dankbarkeit und Anhänglichkeit bewogen, daß es auch die Stimme des Blutes war. die in ihm sprach. Denn wir dürfen jetzt als ziemlich feststehend betrachten, daß La Roche ein natürlicher Sohn Stadions war.

Seit dem 27. Dezember 1753 war La Roche mit Sophie Gutermann von Gutershofen vermählt. Sophie war schon zweimal verlobt gewesen. Das Verlöbnis mit dem Italiener Bianconi. einem Manne, dem sie nach ihrem eigenen Zeugnis reiche geistige Anregung und Belehrung verdankte, hatte sich am Widerstande ihres Vaters gegen den von dem katholischen Bräutigam verlangten Ehepakt zerschlagen. Das liebevolle und zärtliche Verhältnis zu Wieland hatte durch einen „Konkurs der seltsamsten Widerwärtigkeiten", an denen Wielands Mutter nicht ohne Schuld war, sein Ende gefunden. Wer könnte es dem jungen Mädchen, dem das Elternhaus

durch eine Stiefmutter verleidet, dessen Herz mit Leid und Bitterkeit erfüllt war. verdenken, daß es dem Werben des angesehenen Mannes Gehör schenkte, dessen gleichmäßiges, vornehmes Wesen und dessen menschenfreundliches Wirken ein ruhiges, stetes Glück versprachen ? Kein Wunder auch, daß sie, die ohne eigentliche Liebe diesen Bund geschlossen und reiches Glück in ihm gefunden hatte, später bei der Verheiratung ihrer Töchter sich durch die günstige Erfahrung ihres eigenen Lebens allzusehr hat leiten lassen.

Sophie schenkte ihrem Gatten acht Kinder, von denen aber drei schon im zartesten Alter starben. Von den fünf überlebenden sind drei in Mainz geboren: 1756 Maiimiliane, die „Maie", das Vorbild zur Lotte in Goethes „Werther", die Mutter von Clemens und Bettina Brentano: 1757 Fritz: 1759 Loulou. Die jüngeren Söhne Karl (1766?) und Franz Wilhelm (April 1768) sind beide in Mart» hausen geboren. Sämtliche Kinder erhielten ihre Vornamen von Angehörigen der Familie Stadion, so der jüngste Sohn Franz, der uns hier interessiert, von dem jungen Grafen Franz von Stadion.

Was wir über das Leben des jungen La Roche wissen, schöpfen wir fast alles aus den Schriften seiner Mutter, die nach dem Tode des Sohnes ihre literarische Tätigkeit zum großen Teil seinem Andenken geweiht hat. In rührender Liebe stellt sie immer aufs neue sein Bild den Zeitgenossen vor die Augen, und es ist nicht zu leugnen, daß ihre Schriften, die mit dem zunehmenden Alter schon an sich eine abnehmende Gestaltungsfähigkeit zeigen, gerade durch diese stete, oft aufdringliche Trauer etwas Monotones, Ermüdendes bekommen.

Seine ersten Kindheitsjahre verlebte Franz mit seinen Geschwistern und den Kindern des jungen Grafen von Stadion in Warthausen und in Binnigheim, einer württembergischen Besitzung der Familie lStadion. Diese verlor durch den im Oktober 1768 erfolgten Tod des alten Grafen ihr bisheriges Oberhaupt, La Roche seinen treuen, Väterlichen Beschützer. Sein Verhältnis zu dem Erben von Warthausen war nicht nur nicht herzlich, es war vielmehr mit der Zeit so unhaltbar, daß er mit Freuden die Gelegenheit ergriff, um wieder in den Staatsdienst zu treten. Zwei geistliche Fürstenhöfe bewarben sich um ihn, Kur»Mainz und Kur»Trier. Er entschied sich für Trier, und so finden wir die Familie seit Ende März 1771 in Thal»Ehrenbreitstein, wo ihr Haus ein Sammelpunkt für Künstler.

Dichter, Gelehrte und Staatsmänner ward. Und wer nicht persönlich erschien, der stand doch brieflich mit der Frau dieses Hauses in Verbindung. So konnte Bretschneider an Nicolai schreiben: „Ich wünsche, daß Sie hier in Koblenz wären und sich hier einen Monat aufhielten. Wer auf einmal die wahren Charaktere der jetzt lebenden Geister in Deutschland durchschauen will, der darf nur die Korre» spondeNi» der Frau von La Roche mit Fleiß und in der Reihe durchlesen."

Welch reiche Fülle von Eindrücken schon damals für das weiche, empfängliche Gemüt des jungen Franz! Daß er eine treffliche Erziehung und guten Unterricht genoß, dafür sorgte der Vater, der gerade für Erziehungs» und Unterrichtsfragen ein ausgeprägtes Interesse hatte. Von l77l—l?73 leitete den Unterricht der La Rocheschen Kinder Ioseph Schwarz, ein ehemaliger Iesuitenzögling, späterer Schüler Wielands, der ihn seinem Freunde La Roche empfahl. Vielleicht hat auch Franz schon an dem Unterricht des offenbar tüchtigen Lehrers bescheidenen Anteil genommen. Neben einem gründlichen Unterricht in den Sprachen, Geschichte, Religion, Philosophie und den mathematisch»naturwissenschaftlichen Fächern sorgte La Roche, der selbst eine große Vorliebe für die Kunst besaß, für Zeichenunterricht und Pflege aller künstlerischen Gaben und Neigungen. Schmerzlich kann daher Sophie von La Roche dem toten Sohne nachrufen!): „Ach! die Flöte, das Klavier meines Franz schweigen auch: seine Reisfeder, und das artige Talent niedliche Verse zu dichten, schlafen mit ihm."

In seinem sechsten Iahre besuchte der schöne ^) Knabe mit seinen Eltern die ihnen befreundete Familie von Stein in Nassau, wo. wle die Mutter mit verzeihlichem Stolz erzählt^), „Lavater durch seinen Maler ihn zeichnen ließ, da er in dem holden, sechs Iahre alten Knaben die Blüte jeder Kenntnis der Tugend keimen sah."

Aus demselben Lebensjahre übermittelt uns die Mutter auch einen für die religiöse Anschauung des Knaben bezeichnenden Ausspruch. Sie erzählt 4). daß er >.bey einem Bilde vom Götzendienst in Picards Darstellung aller Gottesverehrungen trauerte. Weil die

') Orinnerungen aus meiner dritten Schwcizreise. Offenbach 1793. S. 497:
«) N. a. O. S. 53.
°) Liebe'Hütten, Leipzig 1803 und 1804. ». 164.
«) a. a. O. II. 185—186, 328.

Menschen so schön und gesund aussahen, Bäume und eine frucht-
bare Gegend um sich hatten, die Sonne ihnen leuchtete, alles, selbst
Sandkörnchen und die Keime von Gras sehen konnten, und von
dem wohlthätigen Urheber so falsche, häßliche und grausame Ideen
hatten."

Iäh brach in diese schöne, glückliche Kindheit das Unglück herein.
Nach jahrelangen, stillen, emsigen Bemühungen gelang es den Kleri-
kalen am Trierer Hofe, den freigeistigen Minister, der durch seine
„Monchsbriefe" ihren grimmigen Haß sich zugezogen hatte, zu stürzen.
Im September 1780 erhielt La Roche von seinem Fürsten den Ab-
schied. Er zog sich mit seinem Freunde, dem Minister von Hohen»
feld. der ihm zu Liebe gleichfalls seinen Abschied nahm, nach Speier
zurück, wo die Familie La Roche in Hohenfelds Domherrnhof ihren
Wohnsii. aufschlug. Hier war es, wo der preußische Minister von
Heinitz dem gestürzten Kanzler seine Hilfe anbot und den zweit-
jüngsten Sohn Karl in das Bergfach übernahm, in dem dieser bald
zu der Eltern Freude zum Bergrat emporstieg. Hier erhielt Franz
seine weitere sorgfältige Erziehung, in der wieder der Zeichenunter-
richt nicht fehlte, den ihm ein Lehrer namens Ruland erteilte. Ver-
mutlich fällt in diese Zeit auch der mathematische Unterricht, den
er bei Professor Wucherer genoh. ^)

Von Speier aus begleitete der sechzehnjährige Iüngling die
Mutter auf einer Reise in die Schweiz. 1784.2) Mit inniger Freude
bemerkte Sophie von La Roche den tiefen Eindruck, den die Majestät
des Gebirges auf ihn machte, namentlich bei der Besteigung des
Montblanc, die sie als erste deutsche Frau unternahm, und sie ver-
säumt nicht zu berichten, wie der Sohn die erworbene Fähigkeit im
Zeichnen zur Anfertigung von Skizzen verwandte.

Den Rückweg nahm Sophie über Kolmar, und hier übergab
sie ihren Franz dem befreundeten Pfeffel zu weiterer Ausbildung.
In ihrem „Tagebuch"') entwirft sie eine sehr anschauliche Schilde-
rung von Pfeffels Erziehungsinstitut, in dem Hofrat Kerße, Hofrat
Lerse, Professor Wild und andere Lehrer dem Gründer und Leiter

') Erinnerungen aus meiner 3. Schweizerrcise. T. 5. LieboHütten l, 9;
ll, 41, 390.

^ Tagebuch einer Reise durch die Schweiz, von der Verfasserin von Rosaliens
Briefen. Alteubura 1787.

') a. <i. O. S. 404 f.

zur Seite standen. Wie Sophie erzählt.') sagte sie zu Franz. ehe sie ihn Pfeffel übergab: „Lieber Franz! nun trittst du aus meinen Augen unter die leitende Hand eines ehrwürdigen Mannes. Herr Pfeffel wird mich nach deinem Charakter und deinen Neigungen fragen; was willst du, daß ich ihm antworte, denn ich will nicht mehr versprechen, als du halten willst." Er faßte meine beiden Hände, und herzlich mit seinem wahren offenen Gesichte sagte er: „Liebe Mama, sagen Sie nicht zu viel Vorteilhaftes von mir, nur daß mein Herz gut ist, und daß ich die Begierde habe, ein geschickter, rechtschaffener Mann zu werden." Als ein weiteres Zeugnis für des Sohnes trefflichen Charakter und seine frühe Selbstbeherrschung berichtet die Mutter an einer anderen Stelle^) eine Aeußerung von ihm . „Nie mehr soll ein witziger Gedanke über meine Lippen kommen, der irgend jemand schaden könnte," und fügt hinzu: „Hofrat Lerse sagte auch: Hundertmal sah ich bey Fehlern, die er bemerkte, Witz und lebhaften Tadel in seinem Auge, auf seiner Stirn und in seiner Miene, aber nie sprach er ihn aus."

Im Iahre l?86 siedelte La Roche mit Gattin und Sohn nach Offenbach über, und bald darauf finden wir den Iüngling in Marburg, wo er unter Iung»Stilling die Forstwissenschaft studierte. Nach dem im Iahre 1788 erfolgten Tode des Vaters fand er an dem Landgrafen von Hessen einen gütigen Gönner und Förderer, der seine Gunst mit den Worten begründete: „Ich bin überzeugt, daß Ihr verehrungswürdiger Vater einen geschickten und rechtschaffenen Mann in Ihnen erzog."

In Darmstadt hat Franz infolgedessen seine forstmännische Ausbildung vervollständigt. Vielleicht gehört aus der Reihe der Lehrer, die Sophie gelegentlich aufzählt^): „Wucherer. Pfeffel, Lerse, Wild. Luce, Jung, Mönch. Busch, von Zanthier, von Landwust, von Hagen", der eine oder der andere nach Darmstadt: mit Bestimmtheit lernen wir als Franzens Vorgesetzte und Lehrer die „Vorgesetzten des Oberforstamtes in Darmstadt", den Oberjägermeister von Baumbach und den Forstmeister Terlingshausen, kennen. Ihnen

') a. o. Q. S. 41».
') Liebe.Hntten II, 147.
') Erinnerungen aus meiner 3. Schweizerreise, S.

ruft die La Roche zu^): „Haben Sie Dank für die letzte wahre Freude, welche ich genoß, als Sie wenige Wochen vor dem gewiß unerwarteten Tod des geliebten jungen Mannes, mir mündlich lo viel Gutes von seiner Wissenschaft, Diensteifer und Sitten sagten: Dank sey Ihnen für das glückliche Gefühl der treuen Mutter, mit welchem ich ihn für dieses Zeugniß segnete. Dank sey Ihnen für den wehmuthvollen Trost, den Ihre Briefe über den Verlust meines Franz mir gaben, da Sie ihn, als einen edlen, Ihrer Liebe würdigen Pflegsohn betrauerten, und seinem Andenken das Zeugniß gaben: daß Sie ihn als künftigen, nützlichen, rechtschaffenen Nachfolger ansahen."

Außer diesen Männern stand Franz dem Geheimrat Petersen in Darmstadt nahe.2)

Eifrig ist der junge Forstmann damals in und außer seinem Beruf auf der Bergstraße gewandert, deren Schönheiten er nicht genug bewundern konntet)

1790 hielt er sich in Stolberg»Wernigerode auf, um die Forstwissenschaft noch weiter praktisch zu studieren.

Dort hatte der berühmte Forstmann Hans Dietrich von Zan» thier den Forstbetrieb auf ganz neuen Grundlagen aufgebaut, eine große Zahl Schüler um sich gesammelt, ja sogar eine forstliche Meisterschule eingerichtet. Wenn diese auch nach dem Tode ihres Gründers (1778) wieder eingegangen war. so war doch das Werk Zanthiers im übrigen erhalten geblieben. Der junge La Roche hat dort fleißig zugelernt, so daß seine Vorgesetzten mit ihm zufrieden waren Mit Stolz berichtet die Mutter^): „Es schrieb mir die Gräfinn Anna (von Stolberg) auf Befehl ihrer Frau Mutter, einen Glückwunsch wegen dem guten Zeugniß des Fleißes und der Kenntnisse, welches mein Sohn von den Forstbeamten erhielt." Dort fand wahrscheinlich Franz auch die junge, geliebte Braut. Henriette von Bültzingslöwen.

Als der Iagdjunker und Oberforstamtsassessor nach Darmstadt zurückkehrte, konnte er frohgemut in die Zukunft blicken. Eine gesicherte, glänzende Laufbahn lag vor ihm. Wie das einer der bei»

') a. a. O. S. 87-88.
2) Liebe,Hütten ll, 41.
«) a. a. O. II, 405, 409.
*) Erinnerungen uns meiner 3. Schweizerreise. S. 92.

gefügten Briefe zeigt, stand seine Ernennung zum Oberforstmeister bevor. Er entwarf bereits Reise»Pläne: nach Holland und England stand sein Sinn.') Da vernichtete das Schicksal alle diese Hoffnungen. „Auf einer kleinen Reise, die er aus Eifer für seine Pflichten übereilte," auf der er, „um bald wieder bei seinem Amt zu seyn, sich übertrieben und erhitzt hatte" ^>. holte sich Franz den Keim zu einer tödlichen Krankheit. Die Mutter erzählt'): „Mein theurer, edler Franz war 8 Tage lang krank, sah ihn kommen den Tod. hatte fürchterliche Leibschmerzen, mit Engels Geduld getragen. Es war kindliche Liebe für mich, wenn er bei dem Eintritt in das Zimmer mir entgegenlächelte, wenn er allerlei Veranstaltungen machte, durch die ich abgehalten wurde, immer um ihn zu seyn, damit ich ihn nicht so oft im Kampfe mit seinem Schmerz sehen sollte." Am N. September 1791 verschied Franz.

Dem Toten widmet die Mutter unter vielen anderen Liebes» worien folgenden Nachrufs): „Mein Franz! Tugend leitete dein ganzes Leben, es war billig, es war natürlich, daß sie dich an die Pforte des Todes brachte. Gott lohne dich, daß du so treu der Tugend folgtest, daß du 23 Iahre hindurch, deinen verehrungs» würdigen Vater und mich durch deine Folgsamkeit, deine Wahrheitsliebe, deinen Fleiß. und deine Herzensgüte, zu den glücklichsten Eltern machtest, alle Hoffnungen erfülltest, die wir von deinem Geist, und deinem Herzen gefaßt hatten — Seegen ruhe auf deinem An» denken, weil du den Beweiß gegeben: daß Heiterkeit der Seele, Güte, Tugend, große nützliche Kenntnisse, und angenehme Talente, in der Blüte des Lebens vereint seyn können."

Wenn auch alle diese angeführten Aeußerungen, die die Mutterliebe diktiert hat, selbstverständlich nicht als unbefangene Zeugnisse gewertet werden können, so dürften sie uns doch immerhin zu dem Urteile berechtigen, daß mit Franz von La Roche ein trefflicher und tüchtiger Mensch dahingegangen ist. der seiner Eltern wohl würdig war.

') Liebe.Hütten l. 31—32.

2) Grinnernngen aus meiner 3. Schweizerreise. S. 38, 24,

') a. a. O. S. 8.

«) a. a. O. S. 25.

offenbach im mai 1792

Mein Schäzbares Fräulein von Ianthier. entschuldigt gewitz
Ihre alte Freundinn, daß sie Ihnen nicht so gleich nach ihrer an»
kunft in dießem Trauer Hauße schrieb: Die Reiße war so über-
eilt daß schon diese mich angriff, und nachdem wurde mein Herz
durch die rükerinnerung zusamen gepreßt, so das ein Nerven Fieber
daraus entstund, welches mir dren wochen lang alles schreiben und
leßen verbot nun bin aber wohl genug, um Ihnen für Ihren
mir so werthen Brief zu danken, und auch Ihnen die oollkomne
Herstellung Ihrer gesundheit zu wünschen — so wie Sie würdige
Freundinn meines ewig geliebten Franz mir eine beruhigte Seele
wünschen: ach Charlotte! wie vieles denken und reden habe ich
nötig mit mir vorzunehmen, um dieße gemüths ruhe festzuhalten
— und meinem Herzen zu entgehen:
Der Zufall wolle das gerad der erste Brief den mir meine
Tochter Lrentancl schikte von der lieben Henriette war — und ge»
wü, das holde liebe geschöpf erhielt einen antheil meiner Thränen
denn ich hörte beynah noch die stimme meines Engels Franz mit
welcher Er noch eine Stunde vor seinem Tod, mit mir von ihr
sprach und mit den letzten Thränen seines schönen augs — ach
iette jette sagte — möge sie geliebt und glüklich werden wie mein
Herz wünscht. Sagen Sie mir einmal liebe Charlotte — ob Hen-
riette etwas von meinen Schriften besitzt — denn ich habe eigen»
liebe genug zu denken, daß sie alles lieben wird was von der
mutter des tugendhaften Franz la Roche komt ich hatte ihr als
seiner Braut ein 3c>uvenir bestimmt und dicß muß sie noch anehmen
aber ich würde dieß was sie von meinen schreibereyen wünschte
nebst Franzens Portrait dazu legen — so bald Sie mich werden
unterichtet haben — Sagen Sie mir auch den nächsten und sichersten
weg, zu Henriettens und Ihrem kleinen paquet — Nun komt im
Iuly mein Carl zu mir, und führt mir eine Schwiegertochter zu —
Friederike von Stein aus dem Hauß Mlsixi): die»
ßer Sohn Carl wird allen meinen jammer durch den leinen er»
neuren denn die Brüder liebten sich so innig war einer des andern
so werth: wie weit bin ich entfernt — edle liebe C. übel zu nehmen
daß Sie so zärtlich von einem Ihrer Brüder schrieben ich freute
mich darüber: Gott Seegen dem edlen jungen Mann — und schenke
jhm die Iahre, die ich gern meinem Franz zugemessen hätte, wenn
es die vorsicht gut gefunden — leid ist mir gute Charlotte — daß
ich selbst die Zilnouette deh verewigten Franz nicht so habe wie

') Vgl. uber Carl von Laroche, seine Ehe mit Friederike von Stein-MiIsiy,
sowie über deren Familie und Heimat: Sophie von La Roche, Schattenrisse ab-
geschiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck im Iahre 1799.
Leipzig 1800. S. 108, 131. 135 f, 223. Erinnerungen aus meiner 3. Schweizer»
reise, S. 433.

Sie die von Ihrem würdigen Bruder — fonst solten Sie sie gleich erhalten:
Kommen keine Ihrer Bekanten mit der gesandschaft nach Frankfurt? schiken Sie mir welche zu, ich bitte Sie, und lassen Sie mich grüßen wie gerne möchte ich die Zeit bestimmen können wo ich Sie und meine gewiß immer geliebte Tochter Henriette sehen u. sprechen will aber ich kann es erst, wenn alles mit meinem Carl ßerichtigt, und in ordnung seyn wird, wie vieles kann man über die moralische Hefe sagen, die über das ende dieses Iahrhunderts ergossen scheint und in verbrechen aller art ausgährt, wie in Frankreich, doch wird wohl dießer Sommer, die ruhe in dießer zerütteten Monarchie etwas herstellen wenn östreichs waffen sieghaft bleiben wie bißher Leopold hat wenige Stunden vor seinem Tod ^) — einem vertrauten gesagt — Er glaube bey seiner Krönung in prag — gift bekommen zu haben, denn von dort an war seine gesundheit geschwächt — unerforschlich sind die rathschlüsse des Himmels — der gute neue Kaufer Franz wurde letzt gewarnt — sich bey vorkommenden Feuer brünsten in wien, oder großen volks Haufen nicht mehr so oft zu wagen denn man würde ihn einmal bey einer solchen gelegenheit ermorden — u. der Tod des Königs von Schweden ^), giebt diesem Brief ein fürchterlich gewicht, ach Charlotte! was werden die menschen —
was thun sie? wenn sie Gottes vergessen — Ist gräfinn anna Stollberg s) auch mit nach Schlesien? versichern Sie doch dieße ganze Familie meiner verehrung Dan! sey Ihnen Schäzbare Freun» dinn für den Zuruf weine nicht! beten Sie für mich — wünschen Sie mir das ich meine Tochter Henriette die erwälte meines Franz — und Sie seine so verehrte Freundinn bald sehen, bald

1) Leopold II. gest. 1. März 1792. Vgl. Erinnerungen aus meiner dritten Schwcizerreise. S. 367—368.

2) Gustav III. von Schweden, gest. 29. März 1792 als Opfer einer Adels» Verschwörung. Vgl. Erinnerungen aus meiner dritten Schwcizerreise, S. 262. 445, 494.

') Vgl. das in der Einleitung zu diesen Briefen über Franzens Aufenthalt in Wernigerode Gesagte. Zu den Erinerungen aus meiner dritten Schwei^errcise, E. 92, schreibt „die würdige Gräsinn Anna von Stollberg'Wernigcrooe" an Vophie von La Roche:

„Wiedersehen sey mir aeseegnet!
Entznckungsvolles Wiedersehn —
Wenn unser Freund uns dort begegnet
Und Engel liebend um ihn stchn."

umarmen könne, erhalten Sie mir immer die gesinungen der Freund-
schaft, und liebe die Sie mir schenkten — und nehmen meine zärt-
liche Hochachtung für Sie, immer gerne an
Ihre ergebene Freundinn
vergeben Sie mir den
einschlug u. geben m"ir die
nächste aäregze an Henriette
v. la Roche.
offenbach im 8br 1792
die würdige Freundinn von Franz la Roche, muß seiner Mutter
oerzeyhen — das Sie so nicht schriebe selbst ihre anstatt von den
zwei, monat unterbrach — thun Sie es theure edle Charlotte! und
helfen Sie sorgen das auch meine geliebte Henriette ihrer Mutter
.verzeyht — denn die gute beste hat eben so viele Ursache zu tlagen,
als ich erkenne daß Sie haben:
o wie viel meine theure Freundinn! ist indessen durch meine Seele
gegangen — würde ich auch nur an die erscheinung meines Carls
mit seiner Frau denken — was für icteen wurden mir dadurch zu»
rül gerufen — wie viel Thronen verbarg ich wenn ich Franz und
rlenriette dachte ach Charlotte! ich muß. ja ich muy ein-
mal Henriette an meine Brust drüken, muß einige Zeit mit ihr
Leben — ^a ich habe schon die iäee gefaßt — Sie, wenn Gott noch
ben meinem Leben ihre Frau Mutter nähme, und Henriette nicht
mit einem würdigen gemahl Glüklich wäre — zu mir zu bitten
so lang sie sich gefallen wolle — doch ich sehe Sie Charlotte und
Meine Henriette früher, wenn es der vorsehung gefällt unßerm
Teutschland Friede zu geben:
meine erftere unteredungen mit meinem Sohn Carl, waren in der
That zerreissend. da mir die seelige Tage in erinnerung kamen wo
ich die beyden schäzbaren Brüder aufblühen, wachsen, in Tugend
u. Geist weteifern sah. mich so glüklich fühlte in ihrem verdienst und
ihrer Liebe unter sich und für mich -
Ein höchst rührender Theil unßerer Unterhaltung entstund ben
dem ersten Anblik des über allen ausdruk ähnlichen Portrait seines
Bruders Franz — Carl war äußerst erschüttert — aber nachher
als ich ihm sagte es sey das für Henriette beftimte Bild — so
bat er mich es ihr ja nicht zu schiken ehender einen Kupferstich,
welches nicht so eindringend seyn würde — — nun habe ich immer
auf den Kupferstich gewartet — weil ich meine schreibereyen, und
das Beste das aus meiner Seele kam — meinen Franz zugleich

an Henriette schiien wolte meine Luihe^) ist mit einer Freundinn nach mann; wo sie noch ist — und ich arbeite an endigung meiner lezten schweizer Reiße — Sagen Sie mir, wer hat recht ich — die Henrietten das Bild schiken will, um ihre Seele vom quälenden Sehnen zu befreyen — oder mein Carl um ihrem schmerz die Nahrung des lebendigen Andenkens zu nehmen — Sie kennen die edle liebe Henriette besser als ich — u. können mir schreiben was besser ist denn in dießem paquet erhalten auch Sie, die Zeichnung die Sie mit so viel güte auf nehmen wollen, aber mein Franz verdient von Charlotte Zanthiet die er verehrte in allem geschäzt zu seyn.

Henriette soll ein francösisch Dictionaire bey meinen Büchern finden — haben Sie Dank Liebe! das Sie mir anlaß gaben, dem theuren Mädgen ein vergnügen zu machen ich freue mich das sie noch nichts von meinen vielen schreiben hat als Miß Lony^) die gewiß durch Franz in ihre Hände kam — habe ich Ihnen gesagt das Franz ursach war, das ich bey der Oompositwn der Lony sie sterben ließ — ich gab ihm die Hälfte zu leßen und bat ihn mir seine empfindungen zu sagen! er lobte es, und Lony intereLirte ihn sehr - Soll ich sie verheurathen oder sterben lassen?

ach Mama! es ist schade — geben Sie mir aber die Bluter noch einmal biß morgen nun bringt er sie mir: Es ist mir leid um Lony — sagte er

aber lassen Sie sie sterben — was soll ein solches Herz auf Erden und dann wird es intereLanter^l ich muß hier aufhören es kommeli zu viel erinnerungen nach —

ich umarme Sie edle Liebe! Gott gebe Ihnen wohlseyn ich will in Iulunft nicht mehr saumseelig seyn!

einschlug an meine Herzens Tochter — Henriette —

antworten Sie mir bald wegen dem Portrait — und sagen mir auch, ob die edle Stolbergs wieder aus Schlesien zurük sind —

O Charlotte! die göttliche vorsehung hat eine änderung mit unserm Europa beschlossen — denn warum scheinen die großen alle verblendet Leßen Sie Hallers Gedicht über die Ehre — Sie finden viel Wahrheit mich belehrt die geschichte verstoßener jahrhunderte, über die auftritte in dießem — aber mich dünkt auch eine moralische Hefe über diesen lezten Theil ausgegossen zu seyn — welche überall alles schlime gähren macht

') Sophiens Tochter Loulon. Sie war seit 1797 mit dem kurtrierischen Hofrat Möhn verheiratet gewesen, lebte seit dem Tode ihres Mannes bei ihrer Mutter. Eine spätere Ehe mit einem russischen General von Hessen war ebenso unglücklich wie die erste.

i) Geschichte von Miß Lony und der schöne Bund. Gotha 1789.

') Vgl. die ähnliche Erzählung: Liebe,Hütten ll, 53.

das gute wird folgen so wie es die allmacht bestimte —
adieu Schäzbare Liebe Freundinn meines entschlafnen Engels
Franz
Gott Seegne Sie wie ich wünsche Ihre ergebene
La Roche
»
offenbach den 30 Iully 1793
Kann — will die edle gütige Charlotte von Zanthier mir vergeben das ich ihr so lang nicht schriebe — so lang nicht das Bild fchikte so ich versprach — aber liebe! ich hatte meine Seele durch die Leiden meiner Schwester i) gepreßt die langsam an einem Kreb» schaden dahin starb — u. dann hatte ich das original des allegorischen Bildes dem Kupferstecher gegeben, der es für meine dritte Schweizer» reiße fertig machen solte, und ich bekam es noch nicht zurük wollen Sie Theure edle Freundinn! dieß als entschuldigung gelten lassen — mir wieder ganz gut seyn? so werde ich Ihnen danken Zugleich wünsche ich daß Sie mir sagen in welcher Gelegenheit eine Ihrer Reißen Sie in die nähe von Frankfort bringen würde — mein Lieber Franz sagte mir einmal davon mich dünkt es würde mir so süß seyn, Sie dort abzuholen und einige Tage ben mir zu haben von Franz und Henriette zu sprechen sie wird Ihnen geschrieben haben die gute Henriette das ich ihr Bücher und Franzens Portrait schikte — ach Charlotte! dießes Bild kam gerad um die Zeit nach Haynrode da man mir von Darmstadt schriebe — O Freundinn! lebte unßer verewigter Franz noch — so hätten Sie in dießem Brief das clecret zu der oberforstmeister Stelle zu Battenberg für ihn gefunden — Charlotte! ich weiß Cr ist ben gott glüklicher — aber das Bild der einst so schön vor mir stehenden Hofnung schwebte um mich — das ich nun meine absicht ausgeführt hätte — in dießem Fall um Franz und Henriette zu erleichtern, mit rneubleg und Silber und Büchern zu ihnen auf das Forstamt gezogen wäre
Süsser schöner Traum meines lebens! in unendlichen schmerz aufgeloßt aber wir werden uns wieder sehen! Gottlob, indessen sah ich einen Bruder von Henrietten — Cin intereLariter mann der mir mit seiner Liebe für wehmuths volle Freude gab — u. aber meinen Kummer bey jedem Canonen schuss vermehrte — denn ich hörte in meinem Hauß u. garten, jeden wiederhall davon, und dachte dann — ach wie viele Söhne guter Mütter fallen nun in dießem augenblik zu Boden — vielleicht viele in dem alter

') Gemeint ist wohl Sophiens Schwester Katharina (meist Vateau genannt). Sie war mit dem Bürgermeister von Viberach, von Hillcrn vermählt, seit 1765 verwitwet. In ihren „Schattenrissen", 1799, S, «88, spricht Sophie von ihr als ihrer „wie lang verstorbenen Schwester von tzillern."

meines Franz -— und ich weyhte dießen Müttern, und mir noch
Thränen ach Charlotte! das glük dießer Erde ist noch mehr Stük»
werk als unßer wissen es in der Zeit des apostels seyn konte
möchten nur die Begebenheiten der weit nicht beweisen, das
unßere Menschen Tugenden auch nur Stükwerk sind also würde
man sagen können — ist es gerecht, das es mit dem glül eben
so ist.
adieu Liebe! Früher als ich wolte aber der augenblik. komt
I.liv2ter in meine Stube — adieu u. Zärtlicher Seegen auf die
Tage von Charlotte Zanthier von
Sophie la Roche
offenbach den 2N. Ienner 1795—
Theures edles Fräulein von Zanthier! ich binn in dem Fall
eine Tugendhafte Hand zu suchen, welche sich gerne mit mir ver-
einte, um einen sehr rechtschafenen jungen Freund meines ver-
ewigten Franz durch eine fürsprache zu unterstüzen
Herr Hengstenberg — der mit Franz 3tuclirte, ein Tugend-
hafter, und gelehrter — sehr gutartiger — im umgang
angenehmer Theologe, hoft und wünscht, als liefarmirter Pre-
diger in dem Stift freuclenber^ an die Stelle seines 80 Iahr
alten oncles zu kommen — Er glaubte ich hätte bekaute da. aber
nicht eine der Damen, ist mir bekant — und da der schäzbare Herr
Hengstenberg wirklich — achtung, vertrauen und das Glük verdient
in seinem Vatterland zu leben welches er so sehr liebt — So bitte
ich Sie liebes gütiges Fräulein von Zanthier — suchen Sie dem
würdigen jungen IVlann ein paar Stimmen der Keformirten Damen
zu erhalten — Es sind v. Reke von Siburg da — Thun Sie es
Liebe — dem edlen Herzen meines Franz so Theure Freundin! Thun
Sie es — und glauben Sie das ich unfähig binn Sie in einer
so wichtigen Sache irre zu führen ich entschuldige mich nicht wegen
dießer bitte — denn es ist um etwas gerechtes und gutes zu thun
— sagen Sie mir auch in Ihrer antwort wie Sie leben — und
ob Franz la Roche Mutter noch immer auf Charlotte von Zenthier
Freundschaft zälen kann —
ob Franz la Roche Mutter noch immer auf Charlotte von Zanthier
t.lenriette v. LüIxinFglöwen — ben ihrer verbindung Sie hat es
mir ganz edel töchterlich entdekt — und ich habe Ihr mütterlich
geantwortet — Gott Seegne sie — Gewiß sagen Sie Herz»
lich Amen —
möchten Sie liebe theure etwas von mir wissen — so melde mit
Dank gegen den Himmel, der mir mein leben ohne das ich es
bat verlängert — das ich wohl, und heiter genug binn, um meine

arme Feeder zu einen, neuen procluct verwendet zu haben
die ^ezi^nation^) — welche eine jezt so nöthige Tugend ist,,
wird auf die Öfter Messe erscheinen, und ich wünsche das diehes u.
2 band der Briefe an Lina — auch Ihnen gefallen möge — der
verlust des Trierischen Landes hat auch den verlust meiner ein«
kunfte nach sich gezogen —? also ist dieße arbeit meines Kopfs und
Herzens eine art von Hülfe — die nebst der Pension von dem Sohn
einer Freundin ^) mit seinem Hofmeister — mich, eine alte 76 jahr
zälende Nichte von meinem ^nn^) — und meine Köchinn erhält
— ohne den Schmerz zu fühlen etwas zu lehnen, oder von meinem
Tochtermann zu borgen — diesen Trost gönnen Sie mir sicher —
und verzeyhen, das ich davon sprach — meine Luiße ist ben der
Frau des Kayserlichen Confonichsärs in Regensburg als gesell»
schafterinn — biß der Friede — oder besseres glük der Teutschen
Waffen uns ruhe am Rhein schenkt

O wenn man sich nicht sagte — immer gab es klpoken
unter den menschen — wo Gott eine änderung machke — und
menschen Werkzeuge der Prüffung und Strafe — für andre werden
keine nation konte eine ändrung schneller hervorbringen, als die un-
ruhige, zapelnde leichtsinnige Französische — aber wie viel weh
für viel Tausend unschuldige — möge unßer aller Ewiger und all-
mächtiger Natter sich aller erbarmen — und Hülfe geben — gewisf
sagen Sie Herzlich amen —

ich umarme Sie edle verehrungs werthe Charlotte! so als ob ich
das glük hätte Ihre Tante oder grohmutter zu seyn

alte Sophie v. Ia Roche —

') Schönes Vild der Resignation, Leipzig 1795 und 1796. 2 Bände.

') Diese Freundin war Elise von Vethmann, mit der Sophie 1785 eine
Reise nach Frankreich unternommen hatte. Vgl. Iournal einer Reise durch
Frankreich. Nienburg 1787. Schattenrisse, S. 223, 243. Vgl. auch den nächsten
Brief.

') Schon im Tagebuch einer Reise durch die Schweiz, 1787, S. 5, heißt sie
„Die erlebte Baase Kordnl."
Nettina Brentano, die Oündcrode, Grünberg und Leipzig 1840, erzählt in den
Briefen aus den Iahren 1804—1806 oft von der „hundertjährigen Cousine".

^ :
^

Alfred Maher'München:

Heinrich Kley

Hyperion, die inzwischen wieder eingegangene literarische Zeit-
schrift Münchens, hat sich in München mit der Einführung zweier
eminenten Zeichnerbegabungen ein schönes Andenken gesichert. Mal
Mayrshofer und Heinrich Kley traten, beide nicht mehr
in der Iahre Maienblühe stehend, als reife Künstler in die Reihe
der bedeutenden deutschen Graphiker. Beide suchten den Werdegang
ihres künstlerischen Schaffens möglichst lange dem Urteil des Publi-
kums zu entziehen. Während wir oft genug genötigt werden, alle
Anfänger» und Entwicklungsstadien langsam reifender Kunstbeflisse»
neu durchzukosten — überraschten uns diese zwei Zeichnertalente mit
den, Ereignis fertiger Kunstleistungen. Den mühsamen Weg der
Arbeit und Studien, der sie ans Ziel brachte, gingen sie ohne Be-
gleitung. Unvergeßlich prägt sich daher diese Begegnung dem Ge-
dächtnis ein, denn Meteore, deren Erscheinen nicht vorher ange-
kündigt wird, interessieren doppelt.

Heinrich Kley, dem wir heute unsre Aufmerksamkeit zuwenden
wollen, ist 1863 geboren und hat bis vor seiner vor drei Iahren
erfolgten Uebersiedlung nach München sein Leben in seiner Vater-
stadt Karlsruhe verbracht. Er hatte frühzeitig für sich zu sorgen
und widmete sich dem Künstlerberuf ohne große Ambitionen nähren
zu dürfen. Er bleibt in Karlsruhe sitzen. Anläßlich der Iubiläums-
feier der Universität Heidelberg — 188b — beteiligt sich Kley am
Entwurf zu einem von Prof. Hoft arrangierten Festzug. In dieser
frühen, in der Reproduktion vorliegenden Zeichnung, wirkt ein wenig
der Geist Makarts nach. Der pompöse Zug wird ihm aus zweiter
Hand, durch seinen Lehrer Ferdinand von Keller, übermittelt, dem
er bis heute eine gute handwerkliche Schulung verdanken will. Bei
näherem Betrachten erspürt man trotz allem den kommenden Zeichner
an der lebendigen Strichführung. Andere zeichnerische Vorlagen aus

den 80er Iahren eiistieren nicht. Kley hat das meiste vernichtet. Das Zeichnen war ihm damals mehr Beschäftigung im Nebenberuf. Er geht zwar von Iugend auf der Naturbeobachtung nach, hat immer sein Skizzenbuch in der Rocktasche, wendet sich aber mit Vorliebe der Landschaftsmalerei zu und sucht allerorten sympathische Motive mit Wasserfarben festzuhalten. Seine Aquarelle bekunden, daß er viel auf Reisen war. Sie tauchen heute wieder auf und einzelnes (z. B. die Pariser Erinnerungen) erhebt sich über die ihm, auf dem malerischen Gebiet, zuerkannte schöne Durchschnittsbegabung. In

Zeichnung von Heinrich Kley

den neunzigerIahren aber wird der Name Kley in Verbindung mit der damals aufblühenden Ansichtskartenindustrie häufig genannt. Die künstlerische Qualität der Kleyschen Landschaftsoostkarten übertraf bei weitem alles, was den Markt überschwemmte. Den schöneren Erfolg aber bereitet ihm die Münchner Sezession, die 1894 zum ersten Male einige Portraits und Studien Kleys annimmt.

Von den mit großer Feinheit gezeichneten und auch farbig delikaten Bildnis des schwarzgekleideten, von der Rückseite gesehenen, jungen Mädchens mit dem schönen Kovfprofil hat sich der Künstler

nie trennen können. Es gilt ihm persönlich heute mehr, als die Zeichnungen, die ihm die Berühmtheit verschafften.

Vorübergehend hat der Künstler die Lehrtätigkeit an der Karlsruher Kunstgewerbeschule ausgeübt, der er sich aber — ein für Ungebundenheit eintretender Freiheitsschwärmer — schleunigst zu entziehen verstand. Ein Zufall führte vor wenigen Iahren den Hof» schauspieler und Sammler Konrad Dreher in die Nähe Kleys und machte ihn mit seinen, sonst immer verborgen gehaltenen Skizzen» büchern, bekannt. Auf Empfehlung Drehers veröffentlichte dann der „Hyperion" zum ersten Male Kleysche Federzeichnungen. — Das glückliche Debut als Zeichner besserte mit einem Schlage die Lebenslage des Künstlers auf. In rascher Folge bewarben sich die ersten Blätter wie „Simpel" und „Iugend" um Beiträge aus seiner Feder. Kunsthändler und Amateure räumten sein Lager aus und für die weitere Verbreitung seines Ruhme» sorgten der Münchner Kunstsalon Brackl und der Verlag Albert Langen.

Das ist der ziemlich trockene Verlauf eines Künstlerdaseins, der zu der alten Erkenntnis, den neuen Beweis liefert, daß der Zufall im Leben eines Künstlers eine wichtige Rolle spielen kann.

Was ist nun das verblüffend Anziehende, das Neue, im Kley» schen Zeichnerstil? Zunächst ist es die neuzeitlich geartete Interpretation, hinter der eine geniale innere Schöpferkraft spürbar wird. Die Interpretation wird mühelos — kraft einer virtuosen Technik — erreicht, die einen nicht zu unterschätzenden Bestandteil der Wirkung ausmacht.

Beschaulichkeit und Können einen sich zum harmonischen Gefüge. Es gibt nichts Gewaltsames in dieser zeichnerischen Kunstfertigkeit. Buchillustrationen, Witze und Bonmots der anderen bereiten dem Künstler Hemmungen. Er bescheidet sich bei seinen eigenen Einfällen, und mögen sie auch noch so bescheiden sein, die Kunst der Darstellung vergeistigt sie. Durch andauernde Naturbeobachtung und durch das Zeichnen nach dem Gedächtnis hat sich in erstaunlicher Weise die Sicherheit des Könnens herausgebildet. Sein Augenmerk hing auch nicht oberflächlich an der äußeren Erscheinung, er war immer bemüht, die innere Organisation in der lebendigen Natur zu erfassen. Nicht nur die Umrisse von Menschen und Tieren hat er beobachtet, sondern auch die Struktur der tierischen und menschlichen Skelette. Lionardo ist ihm Führer gewesen. Nicht anders kommt

man dazu, kühnste Bewegungsmotive so spielerisch wie er behandeln zu können, kommt man dazu, animalische und menschliche Wesenszüge so eklatant zu vermählen, daß eine Satyre entsteht. Kley parodiert mit Vorliebe Allzumenschliches in Tierdarstellungen. Bei keinem andern Zeichner kommt beides, die Tierdarstellung und die menschliche Parodie besser zur Geltung als in den witzigen Kombinationen und Kompositionen Kleys. Elefanten bei der Schönheitspflege, im Bette, beim Tanz und beim Schlittschuhlaufen bleiben Elefanten, auch wenn wir die spezifische Schwere dieser Tiere nicht mehr emp»

Zcichnung von Heinrich Kley

finden, und Eidechsen sind es, die da wie deutsche Professor«« debattieren. Im tollsten Unsinn steckt immer noch Methode, weil die Struktur der Körper, die Gelenke, verständlich gemacht werden, weil im Betrachten das beruhigende Gefühl entsteht, daß jede Hand greifen und die Körperlichkeit genau so eiistieren kann, wie sie der Künstler hinzeichnet.

Kley hat seiner Kunst zwar nichts von der Weltpoesie hinüber» gerettet, mit der der größere Rudolf Milke noch ein Strolchen» dasein verklären konnte, fehlt ihm auch der Welthumor, der uns Wilhelm Busch und Olaf Nulbrausson so nahe bringt, so rivalisiert er nicht immer, aber doch zuweilen, durch köstliche Einfälle mit der

treffsichern Schärfe Thomas Theodor Keines. Auch Kley hat aus eigener Erfahrung die Welt von der verächtlichen Seite kennen gelernt und es gibt Stunden, wo er sich diesem „Ameisenhaufen" gegenüber vom Druck der Seele befreien muß. Auffällig ist es, daß er beim Thema „Pferd" seine Spottlust eindämmt. Die Pferde liebt und bewundert er, sie sind ihm Gegenstand liebevollster Behandlung und bieten ihm — ähnlich wie Liebermann und Slevogt — die verlockendsten Bewegungsmotive, je kühner um so reizvoller.

Zeichnung von Heinrich Kley

I» den Kleyschen Skizzenbüchern (veröffentlicht durch Albert Langen Verlag, München) finden wir ein Bild unserer neuzeitliche« Kultur witzig aneinandergereiht.

I« den letzten Iahren hat sich Heinrich Kley als Maler eine« Gebiet zugewandt, das merkwürdigerweise in unserer Zeit noch immer Neuland bedeutet. Wir leben im Zeitalter der Technik, sie bestimmt unsere Kultur von heute und doch haben wir noch keinen Künstler unter den Malern, der aus dieser Welt der Maschinen und Hochöfen, aus Fabriksanlagen und Schiffswerften — zur Bereicherung unseres modernen Formenschatzes — den Nutzen gezogen hätte.

'^6
Kley hat bei Anfertigung perspektivischer Zeichnungen von Krupps Werken Anknüpfung gefunden und Annäherung an Fabrikswerk» ftätten gesucht, so daß er sich viele Iahre lang frei sogar in unseren größten Werften bewegen konnte und dort arbeiten durfte. Unter körperlichen Strapazen, die für seine robuste Gesundheit sprechen, hat er sich den Kochöfengluten ausgesetzt, um in nächster Nähe Modellstudien anfertigen zu können. So ist er einer der ersten, die sich einem Stoffgebiet zukehren, das noch unentdeckte Möglichkeiten birgt.

Darf man Kley als Zeichner auch direkt in der Nähe von Menzel nennen — den Menzel der „Schmiede" hat er noch nicht erreicht, obwohl viele seiner Studien die Bewunderung der Tech« niker hervorgerufen haben.

Wir aber erfreuen uns noch nicht lange genug an den Gaben, die uns der spät erkannte Zeichner Kley gebracht hat, und möchten von einer zu «roßen Zersplitterung seiner Kräfte abraten. Jetzt verlieren wir ihn nicht mehr aus dem Auge.

Maria Ianitschet:
Heimweh
Roman.

Alberta konnte es nicht schwer fallen, bei ihm vorgelassen zu werden. Er hatte sich für die Zeit über, die der König anwesend war, in einem der Klöster mit seiner Begleitung niedergelassen. Man meldete ihm die Gräfin Traarn. Da dieser Tag indes schon bis zu den späten Abendstunden besetz war, so ließ er !ie bitten, am näh' sten zu kommen. Er empfing sie im Vrcsbyterium. Nur ein junger Mönch, er, der in der Folge sein treuester Freund und Jünger werden sollte Bruder Eadmer, befand sich bei ihm. Auf den verzagten Blick Albertus zu diesem Zweiten hin, winkte der Erzbischos, und Eadmer entfernte sich. Sie war nun allein mit ihm, den sie nicht kannte, nach dem sie sich indes schon seit langem gesehnt hatte. Sie fiel vor ihm nieder und blickte in sein schönes, ruhiges Gesicht.

Eine kleine Weile wartete er darauf, daß sie zu sprechen beginnen würde, dann fragte er sie gütig nach ihrem Begehr.

„Ich wünsche einen ehrlichen Menschen zu sehen, nichts weiter, Herr Erzbischof, schenkt mir Euern Segen und entlaßt micki wieder."

Als sie das gesagt hatte, brach plötzlich die Erinnerung an alle Enttäuschungen dieser zwei Jahre in ihr hervor, Tränen drängten sich in ihre Augen und sie verbarg ihr Gesicht in die Hände.

Er betrachtete ihre junge Schönheit, ihre kostbaren Gewänder, das Ausländische, das sich in ihrer Art kundgab und als Seelenkenner begriff er, daß es sich da um kein gewöhnliches Menschenschicksal handeln mochte.

„Vor allem, erhebt Euch, Gräfin." Er bot ihr die feine Hand hin.

„Mich dünkt, der Trubel und die Aufregung der letzten Tage hat sich Euch schwer auf die Nerven gelegt. Seid Ihr mit Eurem Gemahl hier?"

Albereta fuhr sich mit dem Saum ihres Acrmels über die nassen Augen, stand auf und bejahte.

„Ja, ich bin mit ihm hier. Seit zwei Jahren ihm angetraut, habe ich mich noch immer nicht mit den Sitten und Gebräuchen hier befreunden können."

„Kommt Ihr aus dem Orient?"
„Meine Vorfahren, mein Vater war Krieger in Ibrahims Diensten. Später hat er sich mit seinem Hause taufen lassen. Er und Mutter sind gestorben. Ich lebte bei einer Muhme in Alia. Graf Troarn hat mich von dort geholt."
„Und nun gefällt es Euch hier nicht, das bogreif ich wohl. Der Himmel Siziliens geht Euch ab."
„Nein Herr Erzbischof," sie schüttelte das Haupt, „der Himmel, den man sieht, geht mir nicht ab. Die Verworfenheit der Menschen mit denen man hier leben muß, stößt mich zurück."
„Hattet Ihr als Mägdlein vielen Verkehr?"
„Sehr wenig. Meine Muhme war fast mein einziger."
„Nun seht, da ist es, däucht mich, nicht billig von Euch, daß Ihr gerade hier die Menschen so verworfen findet. Hättet Ihr daheim so regen Umgang, wie auf Eueres Gemahls Schloß gehabt, so würdet Ihr finden, daß die Menschen hier den Menschen dort sehr ähnlich sind."
„Das kann nicht sein, Herr Erzbischof", rief sie freimütig, „sonst wären dort die Kirchen verödet, die Landstraßen anstatt mit Bäumen und freundlichen Marienbildern mit Galgen bepflanzt, die Schlösser von einer Unzahl Verhungerter belagert, die lieblichen Wälder von Frevlern geschändet, ach — Ihr seid kaum zwei Jahre lang hier, mein Fürst, wäret Ihr länger da, Ihr würdet verzweifeln in diesem Lande leben zu müssen."
Er hatte sie ruhig ausreden lassen, jetzt richtete er die milden Augen auf sie.
„Ich glaube, Ihr habt eine kleine Gruppe Menschen ins Aug gefaßt, die Ihr so herb verurteilt. Sie verschwindet im Vergleich mit der großen Menge des Volkes, mit den vielen Tauseiüien und Abertausenden, die Euch fremd geblieben sind und die Ihr daher nicht beurteilen könnt. Tretet in die elenden Hütten der Hörigen, in die dumpfen Stuben des Dienstvolkes, besucht die Stätten der Barmherzigkeit, wo unbeachte Dienerinnen Christi Aussätzige pflegen und Straßenbettlern mit dem notwendigsten auch noch ein Lächeln der Liebe darreichen. Nicht von einem Fürstenhof hat sich der Herr seine Apostel geholt. Aus der Schar der Verachteten, Uebcrsehenen, Ungekannten, aus den Armen hat er sie erwählt. Bei ihnen findet Ihr ihn, sucht nur. Unter hnen werden Euch Helden der Barmherzigkeit, der Liebe und Selbstaufopferung, der Treue und Wahr» haftigkct begegnen."
Sie sah ihn zweifelnd an.
„Gelten Euere Worte auch von hier, von England?"
„Von der ganzen Welt, meine Tochter. Ihr seht nur falsch, und bildet Euch ein unrichtiges Urteil."

„3ll>er, "warf sie zaghaft ein, „ist es notwendig, daß, wenn das Volk gut ist, seine Leiter verdorben sein müssen?"

„Nein, das ist nicht notwendig. Aber ist es notwendig, daß Ihr Euch mit dem Richteramt befaßt? Hold und jung, wie Ihr seid, solltet Ihr nichts als Liebes und Gutes sehen, wohin Ihr blickt, anstatt dessen gebt Ihr Euch Mühe, das Gegenteil zu entdecken."

„An König Rufus Hofe Liebes und Gutes? Ach, Herr Erzbischof, zeigt mir etwas derartiges, und ich werde Euch dankbar sein."

„Darf ich sagen, blickt — Euch selbst an, um der Gerechtigkeit, Tugend und Güte, so wie Ihr sie von andern fordert, zu begegnen?"

„Mich felbst?" Leichter Schreck durchfuhr sie. „Nein!"

„Nein! ruft Ihr? Nun, Ihr wißt doch, nur wer sich selbst rein weiß von jeder Schuld, darf einen Stein gegen seinen Nächsten erheben. Zieht die Folgerung daraus und erfreut Euch an all dem Guten, das Ihr plötzlich erkennen werdet."

Er neigte leicht das Haupt und wollte sich entfernen. Sie machte eine bittende Geberde nach ihm hin.

„Verlaßt mich noch nicht. Wer weiß, wann in meinem Leben ein Diener Gottes mir Worte der Güte und Aufmunterung, wie Ihr, sagen wird."

„Kennt Ihr Bischof Gandulph nicht?" Ein Ausdruck der Zärtlichkeit brach aus Anseimus Augen, als er des Freundes gedachte. „Gewiß aber habt Ihr einen Geistlichen in Euerer Kapelle."

„Den haben wir, doch — soll ich Euch Namen nennen, damit Ihr begreift, daß mein Vertrauen zu den geistigen Führern dieses Landes nicht groß ist."

„Seid Ihr genötigt, über sie zu Gericht zu sitzen?"

„Nein, aber —"

„Dann nehmt das, was sie Euch nicht aus sich selbst, sondern aus der Macht Christi geben, und um das übrige bekümmert Euch nicht."

„Hat sich nicht einer aus ihnen jüngst als — Dieb erwiesen?"

„Unleugbar. Ein junger Kleriker hat sich eines Diebstahls schuldig gemacht. Welch glänzendes Zeugnis für die Sitten der Diener der Kirche, daß dieser Fall so ungeheures Aufsehen erregt und so große Empörung hervorgerufen hat."

„So denkt Ihr?" Sie blickte sinnend vor sich. „Ach, weshalb darf ich nicht öfter in Euerer Nähe sein, um von Euch zu lernen!"

„Kommt wieder, wenn Ihr Euch nicht zu raten wißt."

„Ach, noch eins, mein Vater. Helft mir, legt mir das Wort auf die Lippen, damit sie wagen, es auszusprechen."

„Bleibt gelassen, i ch richte Euch nicht."

„Ach."

„Sprecht, die Zeit drängt, viele Arbeit harrt meiner noch."

Sie sah sich schüchternen dem hohen, mit dunklen Schränken ver-sehenen Raum um.

„Ich liebe einen Mann , der mir nicht gehört, was kann ich ihm sein?"

„Was Ihr ihm sein könntet, wenn Ihr tot wäret."

Ein leichter Schauer durchflog sie. Sie verstand.

Ohne Erwiderung tastete sie nach seiner Hand, um sie an die Lippen zu führen und zu gehen.

Er hob die Rechte segnend auf.

„Christus beruhige Euere Seele."

Troarn war besorgt um seine Gemahlin geworden, als sie so-lange ausblieb. Und als sie endlich erschien, überhäufte er sie mit allerlei Fragen.

Sie war zerstreut, bewegt. „Zürnt nicht, wenn ich jetzt nicht zum Sprechen aufgelegt bin. Ich möchte einen langen Ritt in den Frühling hinaus tun."

„Soll ich Euch begleiten?" Das gewöhnliche Grinsen lag um seinen Mund, indeß feine Augen ängstlich auf ihr ruhten, was sie antworten würde. Ohne ihn anzublicken, sagte sie:

„Wenn Ihr so gefällig fein wollt, zu schweigen, dann bitte ich um Euere Begleitung."

Später ritten sie hinaus, gegen die Wiesen zu, die hie und da noch kleine Schneefelder aufwiesen. Doch schon nach kurzem brach sie selbst das Schweigen und sagte:

„Was ists nun? Wann gehen die Schiffe ab?"

Troarn fuhr aus seinen Gedanken empor. „Morgen gedenkt der König aufzubrechen."

„Morgen schon! Ich wollte, ich dürfte mit, um Seeluft um meinen Kopf zu spüren."

„Nach Frankreich zu möchtet Ihr? Und ich erwog eben —" er hielt sein Roß zu langsamerer Gangart an, „ob ich Euch nicht für eme Zeitlang in Euere Heimat zu Eurer Muhme bringen soll. Vielleicht fändet Ihr dort Euere Frohheit wieder."

Gestern noch hätte eine Auswallung des Mißtrauens ihr ein bitteres Wort auf die Lippen gelegt. Heute schwieg sie und sann still vor sich hin. Wollte er allein mit Frau von Tyrell sein? Und wenn es der Fall wäre, dau^tc sie, da ich ihn von mir weise, weshalb soll ich ihn oer andern nichi gönnen ^ Dann aber sagte eine Stimm? in ihr: Wie, wenn dein Argw^bn falsch wäre, und nur seine Gut' ihn zu diesen: Vorschlag bestimmt bat?

„Möchtet Ihr nicht die Goldapfeldüfte Euerer Heimat wieder atmen?"

„Nein, mein guter Iilbert, <u:genblicklich habe ich keine 2:lm» sucht nach ^ izilien. Vielleicht tomim sie später einmal."

„Sie ritten schweigend ein Stück weiter, durch die Wiesen dem Wald zu. Mehrere Herren kamen ihnen plötzlich auf ihren Pferden entgegengesprengt. Troarn legte die Hand über die Augen, um besser zu sehen.
„Tyrell, wenn ich nicht irre, und — welches Wunder! Der finstere Robert Mowbray an seiner Seite."
Die Herren begrüßten einander. Mowbray und die übrigen ritten weiter, indeß Tyrell sein Pferd anhielt.
„Wohin? Dort längs des Waldes gibts böse Wege. Knietiefer Morast hemmt das Weiterkommen."
„So weit wollten wir auch nicht. Was treibt Ihr, man hört und sieht Euch nicht mehr." Albereta blickte ihn freundlich an. „Müßt Ihr nicht in der Nähe des Königs sein und stiebt da so leichtfertig umher? Werden ihn seine Lieblingsrosse begleiten? Wird viel Iagdgerät mitgenommen? Geht die Meute mit?"
„O, gnädige Frau, ich bin tiefbeschämt, Euch gestehen zu müssen, daß ich auf Euere Fragen keine Antwort geben kann." Troarn und er hatten Albereta in die Mitte genommen und ritten weiter. „Ihr wißt ja, der König hat mich aus seiner Nähe entfernt, er fragt nicht nach mir und hat mir fein Vertrauen entzogen."
„Aber sagt wenigstens, führt er St. Cuthberts Fahne mit sich, die ihn immer geschützt hat?"
„Auch das weiß ich nicht."
„Wahrhaftig, dann wißt Ihr wenig, ja gar nichts mehr."
„Es ist so, Gräfin. Ich weiß gar nichts mehr, nicht einmal, weshalb auch Ihr mich aus Euerm Antlitz verbannt habt, Ihr —"
Troarns Roß machte einen Seitensprung und fing an zu galoppieren.
„Was tut Ihr, Ilbert?" Albereta ließ die Gerte auf ihre Stute niedrfaufen und suchte ihren Mann einzuholen. „Wir werden uns das Genick brechen auf diesem elenden Weg."
Sie jagte, Tyrell zunickend, Troarn nach.
Etliche Tage später lag Hastings wieder ruhig und verlassen da. Der König und seine Truppen waren fortgezogen und die königliche Burg sah nur das graue Volk der Mäuse in ihren Räumen sich vergnügen.
Der Mai kam.
Unten grünte der Rasen und Sonnenstrahlen ruhten still darauf und Albereta neigte heimlich das Haupt vor ihnen und grüßte sie. Sie fühlte sich als eine jüngere Schwester von ihnen. Manchmal glitten ihre Hände streichelnd über die goldnen Klcidsäumc der Stillen, dann kams den kleinen Vergißmeinnicht und Gräserchen zugute, die gleich mit liebkost wurden.

In keinem Jahr noch war der Frühling so sanft und schön gewesen wie in diesem. Eine fast unirdische Ruhe lag über dem Park und den nahen Wäldern von Winchester. Wars, weil das Gehetze und Getriebe des königlichen Hofes ruhte? Keine Ruchlosigkeit die Schatten der Wälder noch finsterer machte? Kein Schrei der Verwünschung ihre Rachegcister weckte?
Umherstreifendes Wild richtete auf den mageren Feldern der kleinen Pächter Schaden an, aber selbst den eigenen Boden durfte keiner gegen den Uebermut der Tiere verteidigen.
Man erzählte sich tausend Geschichten über die Grausamkeit, womit die kömglichen Forstbeamten im Auftrag ihres Herrn die kleinsten Schutzmaßregeln der Geschädizten ahndeten. Und man erzählte andere dunkle Geschichten, wie die wilden Gelage, die nach großen Jagden in den Tiefen der Wälder veranstaltet wurden, die diabolischen Instinkte der Zecher entfesselten, daß sie zum Scherz die eigenen Leute als Ziele ihrer Pfeile erkoren und manch unschuldiges Blut der Laune seines Herrn zum Opfer fiel. Albereta traten Tränen der Entrüstung in die Augen. Wenn sie mit ihren Frauen ab und zu in die Hütte eines Kleinpächters tretend, solche Erzählungen vernahm. Weshalb blickte der Bettler, der am Waldrand Holz sammelte, sich scheu und ängstlich um, bevor er den Mut fand, ein dürres Zweiglein aufzuheben? Weshalb erzählten Waldhüter umheimliche Geschichten, die sie auf ihren Gängen erlebt hatten? Hatten sie, die da in den Schatten getötet worden waren, ihre Lippen nach der letzten Verwünschung zu einer allerletzten geöffnet?
Albereta begriff, daß trotz mancher Vorteile, die das Amt mit sich brachte, der König nicht leicht Leute fand, die den Dienst in seinen Wäldern versehen wollten. Mehr als einmal sollte es vorgekommen sein, daß ein königlicher Jäger, robust und fröhlich, nach kurzem elend und siech, ja geistesverwirrt wurde.
Sie sahen, hörten und erlebten mehr als andere Leute, und das verträgt die menschliche Natur auf die Dauer nicht.
Doch — ich soll ja nicht richten, dachte die Gräfin, Schutzengeldienste sind mir erlaubt. Wohlan, ich will suchen, sie zu erfüllen.
Das häßliche Gelichter, das durch Verbrechen ins Leben gerufen worden ist, das körperlos, Unsegen stiftend und Verwirrung säend, in den finstern Schatten umherirrt, soll gebannt werden. Nicht mehr mit Entsetzen, mit Freude sollen die Waldhüter und Iagdmeister ihre einsamen Gänge vollenden.
Und Albereta ließ Wolken feinen weißen Stoffes kommen, setzte sich in ihren alten königlichen Sessel und begann zu nähen. Um sie her hatten ihre Frauen Platz genommen, denen sie geboten hatte, dasselbe wie sie zu tun. Auch in den Mägdestuben unten flog die Nadel auf» und nieder. Es wurden Kinderkleider verfertigt, weiß

und fein und durchsichtig, und Troarn glaubte, seine Gemahlin habe den Verstand verloren, denn er konnte sich nicht erklären, wozu die dienen sollten.
Als der ganze Stoff verarbeitet war, schickte sie ihre Dienerinnen mit Korben auf die Wiesen hinaus, damit sie Vergißmeinnicht heimbrächten und Kränzlein daraus flechteten. Sie selbst aber nahm Vafilia, ging in die Dörfer und Ortschaften um Winchester und trat in jedes Haus ein, in dem ein Kindlein wohnte. Und Mutter und Muhme mußten es ihr leihen für einen Tag. Sie lächelte dabei die Kleinen so holdselig an, daß sich alle rauhen und feinen Händlein willig in die ihren legten.
Dann erschien der letzte Tag der Woche und, wie immer, war dieser von besonders andächtiger Schönheit. Kein Lüftchen regte sich, der Himmel prangte ganz in Blau und viele Millionen junger Knospen waren in der Nacht aufgebrochen und sahen jetzt am Morgen voll dankbarer Seligkeit ins Licht.
Da kamen alle die Kindlein mit frischgewaschenen Gesichtern und hellen Augen und stellten sich brav in den Gesindestuben auf, und jedes erhielt ein Weißes Kleid und ein Vergißmeinnicht» Kränzlein,
Und während Troarn ganz verdutzt herabblickte und nicht im» stand war, sich zu erklären, was das alles bedeutete, nahte seine Gemahlin. Auch sie hatte ein weißes Kleid an und einen Kranz auf dem niederwallenden Haupthaar, nur war ihr Kranz nicht aus Vergißmeinnicht, fondern aus kleinen weißen Rosen. Sie sah sehr hold und lieb aus und trug eine Fahne in der rechten Hand. Darauf war ein schönes Bild zu sehen: im blauen Mantel unsere hehre Frau Maria mit ihrem Sühnlein. Albereta trat an die Spitze ihrer Kinder und dann zogen sie alle hinaus in den Sonnenschein. Wie sie weiter draußen waren, begann sie mit ihrer weichen Stimme ein Lied zu singen und die Kinder fielen ein, glücklich, daß sie nun singen durften.
Am Forst angelangt, links von der königlichen Burg, hielten alle an und die Fahne zauderte ein wenig. Aber dann sah man sie tapfer in die Waldhalle einbiegen und die Kleinen folgten ihr nach.
Wo die füße Frau Maria in ihrem blauen Mantel erschien, ging ein Wehen der Liebe durch die alten Bäume hindurch, die Wilfel neigten sich, aber so leise, daß kein Kindlein erschrack. Und weiter, weiter ging der Zug. Sie sangen und riefen: ^.ve, 2,ve, Naria!
Und was nicht von Gott war, das verkroch sich oder floh, was aber edler Art war, das stimmte in seiner Sprache mit ein. Plötzlich aber hielt die junge Gräfin und sagte: „Horcht, horcht!" Es war. als ob Glockenklänge ertönten, zuerst die einer Glocke, dann die mehrerer, dann klang es wie ein wundersamer Choral. Die alten im Waldboden begrabenen Glocken waren aufgewacht bei den Worten:

Ave Maria! und hatten zu klingen angefangen und läuteten und läuteten in sehnsüchtiger Freude. Albereta sank nieder und druckte die Häirde an die weinenden Augen.

„Herr, vergib ihm, vergib ihm!" . . . Die Kinder sprachen andächtig die Worte'nach, ohne zu Missen, was sie sagten.

Da brannte es goldrot zwischen den Wipfeln auf. Es war aber nicht der unheimliche Feuerschein, den böse Gewissen hier zu erblicken pflegten. Es war die Sonne, die von Westen aus warnend einige Strahlen herübcrsandte, damit die Kinder rechtzeitig umkehrten, bevor die Nacht sie überraschte. Und so kehrten sie um und riefen mit ihren unschuldigen Lippen den Bäumen und Wegen und Eichkätzchen und Hirschen, den Wildkatzen und Rehen, den Raben und allem andern Viehzeug, das hier hauste, ein letztes Friedens» und Segens» wort zu.

Wie sie aber schon fast den Wald hinter sich hatten nnd die Wiese und das Schloß vor ihnen aufstieg, da hielten sie bestürzt inne über ein Bild, das sich ihnen bot. Ein Weib, schrecklich anzuschauen, mit uraltem, verwittertem Gesicht,. in das ein unergründliches Leid tausend Furchen gegraben hatte, kauerte am Waldrand, den Kopf auf die Hände gestützt, und starrte finster auf die Zinnen der Vurg hinüber. Albereta schauerte es. So hatte sie sich die Vergeltung gedacht, mit so ehernen, unerbittlichen Zügen, mit diesem zielsichern Blick, der unter buschigen Brauen hervordrang. Wehe demjenigen, den er traf! Albereta umschloß fester ihre Fahne. Wußte man bestimmt, ob das Weib Fleisch und Bein war?

Die Kinder und ihre Führerin, sie alle atmeten erleichtert auf, als de Erscheinung weit hinter ihnen lag.

Bald war die Wiese überquert. Heute Nacht sollten all die kleinen Pilger Gäste auf Troarn sein.

Am nächsten Morgen verließen sie, mit Geschenken bedacht, die freundliche Schloßfrau. Und sie erzählten daheim von ihr und wie sie den traurigen Wald hatte froh machen wollen.

Einige Zeit fpäter verspürte Albereta den Wunsch, Tyrells zu besuchen, um ihnen ein gutes Wort zu sagen.

Nach Glück hatte es in der letzten Zeit nicht bei Thrclls ausgesehen. Gautier kam aus seiner Mißstimmung nicht heraus und Adgife wußte nicht, was sie anfangen sollte. Konnte sie der Gräfin Troarn noch mehr Spielraum im Herzen ihres Mannes geben? Ihr noch mehr zeigen, daß sie bescheiden ihr wich, um ihn glücklich zu wissen? Was sollte sie beginnen, um sein Gesicht wieder strahlen zu sehen? Denn so sehr ihn auch die Laune des Königs schmerzte, so kannte Adgife ihn doch zu gut, um nicht zu wifsen, daß dieser

Zeichnung von Heinrich Kley

Kummer allein ihm nicht nahe ging. Ein anderer schwererer mußte
auf ihm lasten.
Da ereignete sich Folgendes:
Gautier kam in bösester Laune aus einer Gesellschaft heim.
Adgife bemühte sich vorsichtig, zu erfahren, was ihn so aufgebracht
hätte. Er erzählte zwischen langen Schlucken aus seinem Becher und
gewaltigem Würgen, denn er war wie ein Kind, und wenn ihn etwas
ärgerte, so konnte er in Schluchzen ausbrechen — daß diese glatte
Larve, der byzantinische Knabe, anwesend gewesen wäre, angeb-
lich, um mit Prinz Henry zusammen zu kommen, der übrigens in
London saß und Unsinn trieb und nicht daran gedacht hätte, bei
Vellesme Klatsch über seinen Bruder anzuhören. Frau Adgife be-
griff nicht im geringsten, wie der kleine Titus ihren strahlenden
Gautier in diese Stimmung versetzen konnte. Sie forschte weiter
und erfuhr, daß Herr Titus heute nichtso schüchtern wie sonst gewesen
war, er hätte sich sehr viel und schr lang mit Frau von Bray unter-
halten. Unüberlegt warf Zldgife hin:
„Was kann Dir daran liegen, ob diese beiden Ratzen sich an»
miauen oder nicht?"
Da stieß er den Becher brüsk auf ilen Tisch, erhob sich brauen»
runzclnd und ging heftig hinaus.
Adgife legte die Hände an die Stirn. Nun helfe ihr einer,
diesen Menschen verstehen lernen! Was hatte sie nun wieder ver-
brochen? Tränen drangen ihr in die Augen. Sic mochte tun und
sprechen was sie wollte, mit allem erregte sie Widerspruch, stieß sie
an. In diesem Augenblick wurde Albereta gemeldet.
Tiefes Erstaunen bei Adgife, dann eilte sie ihr höflich entgegen.
Albereta wollte nicht in den Saal, sondern zu ihr in ihre
lauschige Kemenate geführt werden. Dort setzte sie sich ihr gegen-
über und bemerkte die frischen Tränenspuren an ihren Augen.
„Ich wünschte, der König wäre wieder zurück," rief Adgife, „die
Erwartung, was nun eigentlich wird, lastet schwer auf allen."
„Bis auf Euch." Albereta lächelte. „Ich glaube, Euch ist es
höchst gleichgültig, ob Robert und Rufus einander die Schilde zer-
hauen.'
„Wenn mein — Gemahl mir Sorgen machte, dann trügt nur
Ihr die Schuld daran."
„Ich? Weshalb ich?"
„Ihr irrt. Euer Gautier fragt nach mir ebenfo wenig, wie ich
nach ihm. Ihr seid das Gegenteil von dem, was man eine Menschen-
kennerin nennt."
„Wie?" Aigife sprang auf und trat dicht vor Albereta hin.
„Was sagt Ihr? Mein Gemahl wäre Euch gleichgültig? Weshalb
wärt Ihr ihm dann fo freundlich begegnet? Weshalb sucht er
Euere Nähe auf?" . . .
,'.l

„Das hat andere Gründe, Frau Adgife."
Albereta richtete ihre Augen auf die feine Stickerei, an der die Schlußfrau vorher gearbeitet hatte. „Ihr werdet es wühl einmal erkennen. UcbrigenZ, wo ist Euer Gemahl, ist er abwesend?"
„Er hat mich soeben in schlechter Laune verlassen."
„In schlechter Laune, weshalb?"
„Ach, ich weiß es nicht," Adgife fühlte ihre Augen wieder nah werden, „er erzählte von Bellesme, bei dem er verschiedene Leute getroffen habe. Da warf ich ein paar Worte hin, die ihn empört hinausgehen machten."
„Ist es unbescheiden zu fragen, wem diese Worte gegolten haben?" Die Gräfin Troarn blickte halb neugierig, halb mitleidig auf Adgife. Diese ließ sich wieder nieder und griff ärgerlich zu ihrer Handarbeit.
„Ach, diesem verwünschten Knaben aus Vysanz. Ich weiß wirklich nicht, weshalb der herkam, ich glaub, er war schon einmal Ursache eines Zwistes zwischen uns."
„Des Jünglings wegen?" Albereta schüttelte ungläubig den Kopf.
„Auch von Giffiu von Bray war die Rede. Ich begreife nicht — weshalb lächelt Ihr so seltsam, Albercia?"
„Ach, Adgife, daß Ihr doch mehr begriffet, als Ihr begreift. Seid Ihr wirklich so kurzsichtig oder stellt Ihr Euch so, um besser beobachten zu können?"
Adgife warf ihre Arbeit weg und ergriff Alberetas Hände.
„Was bedeutet Euere Rede?" Ihre niedere Stirn bedeckte sich mit Glut und die trüben Augen richteten sich flehend auf die Freundin.
Albereta sah eine milde Gestalt vor sich auftauchen und dachte, gleichsam sich rechtfertigend, nicht wehtnn will ich, ich will nur Aufklärung schaffen. „Merktet Ihr denn nicht längst, daß Euer Gautier Frau Giffiu nachseufzt? Sie hats ihm angetan und er steht in ihrem Bann."
„Giffiu?" Adgife schlug die Hände zusammen. „Die einzige von allen, die ich verabscheue, der ich allen Unsegen auf den Weg wünsche, die, gerade die! Allen bin ich gewichen, wenn er die Arme nach ihnen ausstreckte, an sie kam mir kein Gedanke. . . . Aber wie konnte er — sie im Herzen tragend, Euch mit seinem zärtlichsten Lächeln grüßen und locken, und wie konntet Ihr, ohne ihn zu lieben, auf dieses Lächeln antworten?" . . . ."
„Gute Adgife, wir haben Komödie miteinander gespielt, ich weiß nicht, ob er m i ch verstanden hat, i ch habe ihn verstanden."
„Nicht allein ich, alle haben geglaubt, daß er Euch nicht gleichgültig sei, daß Ihr ihn nur deshalb, weil der König ihn fallen ließ, von Euch weist."

Albereta machte eine Bewegung des Unmuts. Zum ersten noch dies zweite!
„Ihr seid blinder als der Maulwurf."
„Ach, Albereta, auch Graf Troarn, Euer Gemahl, hat geglaubt, was ich glaubte."
„Und Ihr gabt so bereitwillig hin, was Euch als das Höchste und Beste gilt? Saht geduldig zu. wie wir uns zurückzogen, um allein miteinander zu sein? Pfui, über ein solches Sichselbstauf» geben."
„Albereta," Adgife richtete die Augen warm auf sie, „wißt Ihr. was Liebe ist? D i e Liebe, Albereta? Dann müßt Ihr auch wissen, daß sie bereit ist, sich nicht einmal, sondern tausendmal für das Geliebte zu opfern. Ich weiß es, daß ich häßlich bin, ich weiß auch, daß mein Gemahl schön ist. I ch kann ohne ihn nicht leben, er kann es ohne mich. Widersetzte ich mich seinen Neigungen, so würde er mich aus seiner Nähe verbannen, vielleicht aus seinem Hause stoßen. So habe ich mir angewöhnt, m i t ihm zu lieben, was er liebt, um ihn nicht zu verlieren. Ich kann seine hellen Augen, die das Schöne schön finden, nicht blind machen. Albereta, mehr als einmal stand ich schon, wenn wieder eine neue Neigung ihn ergriffen hatte, auf dem Söller und sah sehnsuchtsvoll in die Tiefe hinab. Aber dann fiel mir ein, daß der Tod ja Trennung sei. und ich kehrte, meine Tränen verbergend, zu ihm zurück und legte ergeben mein Schicksal in seine Hände. Albereta. ich habe sein Haus mit Schönheit ange- füllt, man sagt mir, jede Magd von uns wäre wert, einen Edelmann zum Gatten zu bekommen, ich pflanze ihm Blumen in jedes Gemach, die ihn mit seinem Lieblingsduft grüßen, ich richte kleine Vöglein ab, seinen Namen auszusprechen, ich tu alles, um sein Lächeln, seine frohe Laune mir zu erhalten. Begreift Albereta, und verachtet nicht."
Tränen traten in AllicrcwZ Augen.
„Ich begreife Euch besser, als Ihr meint, Adgife. Ihr habt recht, das ist die Liebe. Ich nehme den Argwohn gegen Euch Zurück, der mich glauben ließ, daß Ihr Troarn mehr als freundschaftliche Neigung entgegenbrächtet."
„Das habt Ihr geglaubt? Nun. jetzt versteht Ihr. warum ich mich Troarn so enge anschloß. Ich zitterte vor ihm. Wenn seine Eifersucht erwachte, welche Gefahr für Gautier. Ich suchte durch alle möglichen Mittel ihn gut und friedlich zu stimmen . . . ."
„Nedet nicht mehr davon, ich versteh Euch, sprechen wir lieber von — Giffiu."
„Ach!" Adgife stieß die Zähne zusammen. „Die, die! Ich habe ihn erzürnt, weil ich verächtlich über sie gesprochen habe. Wie mach ichs wieder gut? Helft mir, gebt mir Rat!"

„Ich weiß Euch keinen." Das schöne Gesicht Alberetas senkte sich sinnend, ein Zug der Härte trat darauf. „Wenn —" sie sprach jedes Wurt langsam und zögernd aus — „Diebe meine Schahkammer berauben, so ist es mir erlaubt, sie niederzustrecken. Ist mein Gatte weniger wert als der Inhalt meiner Schatztruhen? So würde i ch denken und — danach handeln, wäre ich Adgife Tyrell."
„Habt Ihr vergessen, daß ich i h n träfe, träfe ich den Dieb."
Ihr habt recht. Nein, Ihr dürft Euch nicht schützen, Arme."
Albereta trat ans Fenster und sah nach dem wolkeubcdcckten Horizont.
Adgife schritt eine Weile auf und nieder, ihr Gesicht war bleich geworden. Endlich näherte sie sich der Gräfin.
„Verzeiht mir, wenn ich Euch verlasse, Albereta, ich reite nach Bray. Ich will versuchen — ihre Freundin zu werden."
Albereta sah sie unsicher an.
„In Giffiu wolltet Ihr?" Dann umspannten ihre Hände mit stummen Druck die Adgifens und sie entfernte sich.
Giffiu saß in ihrem holzvcrtäfelten runden Erkergemach, ein Bein übers andere geschlagen, die Arme auf die Lehne ihres Sessels gestützt und spach mit dem rosenroten Papagei, der auf ihrem Knie saß.
„Du bist ein dummer Junge, Du wirst nie reden lernen. Du sollst nicht andere Vögel oder gar das Wiehern der Pferde nachäffen, sprechen sollst Du. Sag: Giffiu!"
Da pochte es bescheiden an. Die Kammerfrau steckte den Kopf herein und meldete Frau von Threll.
Giffiu kniff die Augen zusammen.
„Frau van Threll?"
„F rau von Threll."
„In den kleinen Saal."
Giffiu sah ihren Vogel an. „Verstehst Dus? Ich verftehs nicht."
Sie warf eine ärmellose Tunika über ihr meerblaues Kleid, raffte die Schleppe auf und stieg ins untere Stockwerk, in dem die Empfangsräume lagen.
Wahrhaftig! Frau von Threll! Sie verneigten sich voreinander. Adgife bemühte sich, ihrer Stimme einen ruhigen Klang zu geben.
„Weshalb cmvfängt Ihr mich so förmlich hier im Saal? Habt Ihr oben Besuch?"
Fortsetzung im nächsten Heft

Kapitän Leonhard Karolv:

Der deutsche Kaiser in Marokko

Man kann sich denken, welcher Iubel ausbrach, als Mitte März 1905 bekannt wurde, daß der deutsche Kaiser Tanger einen Besuch abstatten wolle.

Zuerst teilte Herr von Kühlmann die Freudenbotschaft der deutschen Kolonie und den marokkanischen Behörden streng vertraulich mit. Das war am 19. März. Doch bald wußte es die ganze Stadt, und in allen Schichten der Bevölkerung, bei allen Nationen und Konfessionen herrschte freudigste, gehobenste Stimmung, nur die Franzosen natürlich schlichen trübe umher und ärgerten sich.

Die Ankunft Sr. Majestät war auf den 31. März festgesetzt, und es begann ein eifriges Treiben in der Stadt, um alles für einen würdigen Empfang vorzubereiten. Dem Sultan wurde die Nachricht durch einen Eilboten überbracht, und auch in Fes und bei Hofe herrschte allgemeine Freude darüber. Da Abdul Asis nicht imstande gewesen wäre, Tanger in der kurzen Zeit zu erreichen, — denn der Sultan von Marokko muß und kann immer nur langsam reisen wegen des großen Trosses — sandte er zu seiner Vertretung einen seiner Oheime, Mulai Abdel Malek, der am 29. in Tanger eintraf.

Am 20. hatte ich durch Herrn Hornung den Times»Korrespondenten Harris kennen gelernt, der damals noch nicht ganz im französischen Fahrwasser schwamm, sondern noch auf dem Standpunkte eines „unabhängigen Marokko unter einem selbständigen Herrscher" stand. Harris entwickelte uns seine Ansichten ungefähr folgendermaßen :

Er habe seinerzeit die Franzosen in der Times wiederholt gewarnt und erklärt, Deutschland werde später in Marokko die beste Position haben, doch da hätten sie ihn einfach ausgelacht. Deutschland sei bisher in Bezug auf Marokko von Frankreich einfach igno»

riert worden, und das hätte sich nicht die kleinste Macht gefallen lassen, viel weniger eine Großmacht wie Deutschland. Heute sähen die Franzosen aber ein, daß sie töricht gehandelt hätten, und ihr Unwille werde sich nicht gegen Deutschland richten, sondern gegen Delcasse und dessen Helfershelfer, da Deutschland nur offen und nach Verträgen gehandelt habe. Der Kaiserbesuch sei ein großartiger Gedanke, und die französische Wut darüber sei unbeschreiblich. Die Marokkaner würden die Tragweite des Besuches zu würdigen wissen, und nicht nur unter ihnen, sondern unter allen hiesigen Nationen — außer den Franzosen — herrsche große Freude darüber. Der Kaiser werde den hiesigen Deutschen versprechen, ihre Interessen zu schützen, und dadurch würde die französische „Penetration pacifiaue" einfach kaltgestellt. Natürlich müsse der Sultan reformieren, am besten mit Offizieren und Beamten neutraler Mächte, etwa Belgiern oder Schweizern : dieser Ansicht sei auch Kaid Maclean. Englands Haltung für Marokko sei keine Hilfe für Frankreich; denn es würde höchstens dem Sultan raten, mit Hilfe Frankreichs Reformen einzuführen, was der Sultan natürlich nicht tun werde. England sei nicht verpflichtet. Frankreich im Falle von Komplikationen außerhalb Marokkos zu helfen: es sei im übrigen mit Aegnp» teu zufrieden. Eine internationale Konferenz in Paris würde am besten die marokkanische Frage lösen. M. Harris meinte dann, daß Frankreich deshalb Deutschland beim Marokko»Abkommen übergangen habe, weil man in Paris gefürchtet habe, es werde in der Kammer zu große Opposition dagegen gemacht werden, falls man Deutschland irgendwelche Zugeständnisse machen wolle, da dieses, außer kommerziellen, leine Interessen in Marokko habe. Zum Schluß meinte Harris, daß wir Deutschen in Tanger und Fes ausgezeichnet durch von Kühlmann und Dr. Vassel vertreten seien. So wurde ^llso damals die marokkanische Frage im Lande selber beurteilt!

Ie näher der große Tag der Kaiser»Ankunft heranrüste, um so mehr nahm die freudige Aufregung und die Feststimmung zu. Die deutsche Kolonie errichtete eine Ehrenpforte in unmittelbarer Nähe der deutschen Gesandtschaft, die englische eine solche auf dem Wege nach dem Marchandplateau, und die Spanier endlich spannten in einer der Hauptstraßen einen schönen Triumphbogen von Haus zu Haus. Der Machsen hatte alles Geld bewilligt, das erforderlich war. um den Empfang würdig zu gestalten. Die von ihm ausge»

führten Ehrenpforten waren allerdings primitiv, einfache Holzgerüste, mit buntem Tuch geschmückt. Er ließ in aller Eile die Hauptstraßen neu pflastern, kaufte Teppiche, um die ganze Landungsbrücke vom Steg bis an das Zollamt, auf einer Entfernung von hundert« fünfzig Metern damit zu belegen, ließ ein neues Geländer an dieser Brücke anbringen und die Einfassung auf beiden Seiten über und über mit grünen Guirlanden umwickeln. Die öffentlichen Gebäude wurden ausgebessert und neu getüncht, und auch alle Privatleute gaben ihren Häusern neuen Anstrich und schmückten sie teilweise festlich mit Grün und mit Flaggentüchern.

Am 3l>. kamen viele Deutsche von der Küste auf einem vom Geheimrat Schulze zur Verfügung gestellten Dampfer der Olden- burg»Portugiesischen Dampschiffs»Reederei in Tanger an. Diese Linie ließ vier ihrer Schiffe für den Tag des Kaiserbesuches vor Tanger liegen, um die deutsche Marokko»Schiffahrt würdig zu ver- treten.

Kaid Maclean erhielt für diese ganze Zeit den Oberbefehl über alle Truppen in Tanger, worüber die französischen Militärkomman- danten etwas verschnupft waren. Ueberhaupt wurden alle Vorbe- reitungen von den Franzosen mit scheelen Augen angesehen, und auch von dieser Seite eifrig Intrigen gesponnen, um die Festesfreude zu stören. Es war aber vergebliches Bemühen, denn niemand ließ sich dadurch die Stimmung trüben. Die ältesten Leute behaupteten, Tanger nie in einem solchen Taumel der Freude und Begeisterung gesehen zu haben. Es waren herrliche Tage!

Endlich brach der Morgen des sehnlichst erwarteten 31. März an. Der Kaiser, der auf dem Dampfer ..Hamburg" der Hamburg» Amerika»Linie reiste, und von dem großen Kreuzer ..Prinz Friedrich Karl" begleitet wurde, hätte programmäßig schon früh um 6 Uhr pnkommen sollen. Doch ein steifer, den Schiffen gerade entgegen» wehender Oftwind verzögerte die Ankunft um volle zwei Stunden. Die im Hafen liegenden Schiffe und Kriegsschiffe hatten bereits um 7 Uhr Flaggengala angelegt, und an der Brücke wartete die deutsche Kolonie, das diplomatische Korps und Mulai Abdel Malek mit den anderen arabischen Würdenträgern schon seit kurz nach 6 Uhr mit größter Ungeduld. Endlich, kurz vor 8 Uhr kamen die Schiffe um die Nord»Ost»Ecke der Stadt in Sicht. Von den französischen

Kriegsschiffen und der Hafenbatterie dröhnten je dreiunddreißig Salutschüsse.
Doch nun begann ein neues Warten, denn der Wind wurde heftiger, und es schien überhaupt fraglich, ob der Kaiser bei solchem Wetter an Land fahren könne. Mit dem ersten Boot kamen nur Herr von Kühlmann, Graf Tattenbach (damals deutscher Gesandter in Lissabon, früher in Tanger) und einige wenige andere Herren des Gefolges herangefahren.
Die unglaublichsten Gerüchte liefen im Nu in der ganzen Stadt um. Man sprach sogar von einem beabsichtigten Attentat. Ieden-falls ist sicher, daß die französischen Kommandanten von einem Lan-den des' Wetters wegen abgeraten hatten. Doch gab der Kaiser schließlich mehr auf das Urteil der ortsansässigen Europäer, die einstimmig der Ansicht waren, daß eine Landung ungefährlich sei.
Um 1 l Uhr endlich kam der Kaiser an Land gefahren, abermals von den französischen Kreuzern und der Hafenbatterie mit je drei» unddreißig Salutschüssen begrüßt. Die fremden Diplomaten waren schon vorher nach Hause gegangen. Doch die Deutschen und Araber hatten ausgehalten. An der Landungsbrücke begrüßte der Kaiser zuerst den Vertreter des Sultans, dann hielt ein Deutscher eine kurze Begrüßungsansprache und brachte ein Hoch aus. Darauf er-widerte Sr. Majestät, daß er sich freue, die Deutschen Marokkos zu sehen, die tüchtig und fleißig gearbeitet hätten: man möge sich auf Ihn verlassen, und Er werde unsere Interessen schützen und nicht dulden, daß eine fremde Macht die Unabhängigkeit Marokkos antaste. Mit einer scherzhaften Haudbewegung meinte er zum Schluß: „Aber zusammenhalten!" Dann setzte sich der Zug zu Fuß die Landungsbrücke entlang nach dem Zollamt in Bewegung, wäh-rend gleichzeitig Tausende am nahen Strande aufgestellte Berber beständig Salven abgaben.
Im Iollamt wurden die bereitstehenden Pferde bestiegen und dann ging es durch die Stadt, zwischen unzähligen, dem Kaiser zujauch-zenden Christen, Arabern und Iuden hindurch, hinauf zur Gesandt-schast Beritten waren außer dem Kaiser nur das Gefolge und einige Herren der Gesandtschaft. Wir übrigen mußten zu Fuß hinterher und kamen in ein derartiges Gedränge, daß es mir heute noch unklar ist. wie ich habe glücklich zur Gesandtschaft gelangen können. Wegen der vor-gerückten Ieit war es nur möglich, von dem ursprünglichen laugen

Programm den Besuch auf der deutschen Gesandtschaft auszuführen, sehr zum Leidwesen aller an den übrigen Wegen aufgestellten Zuschauer. Die Hauptsache war und blieb aber doch der Besuch als solcher: hatte doch jeder das Gefühl, daß ein Herrscher dem andern einen Besuch abstatte, und daß unser Kaiser dadurch die Unabhängigkeit des Sultans ganz besonders betone.

In der Gesandtschaft ließ sich Se. Majestät einige der fremden Diplomaten, mehrere Herren der deutschen Kolonie, dann einige arabische Würdenträger und zum Schluß die Damen der deutschen Kolonie vorstellen. Mit allen sprach er einige freundliche Worte.

Nach allen diesen Vorstellungen und Gesprächen begab sich der Kaiser dann in die an den großen Soko anstoßende Wohnung des Geschäftsträgers und sah sich die arabischen Festspiele eine Zeitlang an. Der Soko war so voll Menschen, daß kaum eine Stecknadel hätte zur Erde fallen können.

Um l V? Uhr setzte sich der Zug wieder nach dem Hafen in Bewegung, um 2 Uhr schiffte sich der Kaiser ein, und kurz nachher erfolgte die Abfahrt. Und abermals dröhnte der Salut der Kriegsschisse und der Hafenbatterien.

Es war ein kurzes, aber schönes Fest, von dem man in Tanger noch lange geredet hat. Alles war glatt verlaufen, und kein Mißton hatte in die fröhliche Feststimmung hineingeklungen. Selbstverständlich waren dem Kaiser von den verschiedenen deutschen Kolonien, sowie vom Sultan Geschenke überreicht worden, auch hatten die Schiffe eine reichliche „Muna" erhalten. Die Eingeborenen, denen völlig klar zu sein schien, was der Kaiserbesuch für sie bedeute, feierten noch acht Tage lang große Feste,

*) Im Leben des Seemanns spielt der Zufall oft eine entscheidende Rolle. Eine solche Schicksalsfügung brachte den Kapitän Lconhard Karoi», ans dessen Buch: „Nenn Iahre in marokkanischen Diensten" wir obigen Abschnitt mit gütiger Erlaubnis des Vnchocrlegers abdrucken, — brachte also diesen Kapitan im Scp» tembcr 1«99 gerade zn einem Zeitpunkt nach Tanger, als dort für einen marot» kanischen Ncgiernngsdampfcr ein ncncr Ofsizier gesucht wnrde. Bald darauf begann der Verfasser, seine täglichen (Erlebnisse aufzuzeichnen, nnd jetzt, zn einer Zeit, wo der Name Marokko in aller Munde ist, tritt er damit au die Oeffentlichleit.

Das Auch ist im Verlage von Wilhelm Weicher, Vcrlin, erschienen und tostet Mk, 3.—. Leicht und anziehend geschrieben, führt es den Leser ohne sonderliche Mühe in die Sitten nnd Gewohnheiten der Vcwohncr Marokkos ein und wiro sicherlich ein gut Teil dazu beitragen, viele zur Zeit noch bestehenden irrigen Ansichten über Laud und Leute zu berichtigen, sowie Sympathien uud Interessen für das so schwer geprüfte Schcrifeureich zu gewinnen.

Ernst Wachler:

Der grüne Baum zur Nachtigall

Novelle

Ein tiefblauer Frühlingshimmel leuchtete über den Rändern des Saaltals, als ein ältlicher Mann, gefolgt von einem schottischen Schäferhunde, langsam den Bergweg heraufstieg, der von der Stadt Iena nach dem Dorfe Cospeda führt. Am höchsten Punkte des freien Feldes erhebt sich eine Mühle: unweit davon steht, wo drei Strafen sich vereinigt haben, eine einzeln ragende Linde: ein Gehölz ist dabei und ein Wirtshaus mit einem alten buntbemalten Schilde. Man sieht darauf die Landstraße und den Blick ins Weite, zur Linken den grünen Baum, in dessen Geäst ein kleiner Vogel sitzt, und rechts oben die Inschrift: Gasthof: Der grüne Baum zur Nachtigall.

Wenn man die heitere Inschrift liest und sich dem stillen Zauber dieses weltverlornen Fleckchens Erde hingibt, dann überkommt einem ein seltsames Gefühl bei dem Gedanken, daß diese Stätte Teil hatte an dem furchtbaren Kampfe von einst. Denn das Dorf liegt im Gebiet des Schlachtfeldes von Iena, wo am nebligen Morgen des 14. Oktober 1806 Napoleon das Heer der Preußen und Sachsen zertrümmerte. Ein Stein auf dem Hügel, der den Höhenzug nördlich der Stadt beherrscht, trägt seinen Namen. Und wenn die Mondnacht heraufzieht über die Berge, dann steigen die Schatten der Erschlagenen, die keine Ruhe finden, weil sie unaufgefunden oder unkenntlich durch ihre Wunden, keine Mutter, keine Braut im Tode umarmte, empor aus ihren Gräbern und irren geisterhaft auf den blutigen Gefilden umher, bis Her erste Strahl der Frühe sie verscheucht.

Aber diese Bilder des Schreckens und Grauens gewannen keine Macht in der Seele des alten Mannes, die sich ganz dem tiefen Frieden der Natur eröffnete. Er setzte sich auf die Bank unter

der Linde, um auszuruhen; ein Plätzchen, das einem wohl lieb und vertraut werden konnte. Der Wirt kam, begrüßte ihn ehrerbietig und brachte eine Erfrischung, ohne viel zu fragen; offenbar an die einsilbige Art des sonderbaren Gastes gewöhnt. Ob er sonst noch mit etwas dienen könne? Der Alte schüttelte den Kopf und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er ungestört sein wolle. Da entfernte sich der Wirt, und der alte Mann überließ sich seinen Gedanken.

Wieder ist es Frühling; die Linde blüht und der Brunnen plätschert, wie einst. Aber damals war er jung, damals lachte ihm das Leben: heut ist er alt und das Leben ging vorbei.

Die Sonne sank, und die Abenddämmerung breitete sich über das Land: da begann in der tiefen traumhaften Stille die Nachtigall im Gebüsch ihr zauberisches Lied. Unbeweglich lauschte der Alte; und während der treue Hund sich zu Füßen des Herrn schmiegte, stieg die Erinnerung vergangener Tage vor seinem Auge auf.

Es ist schon lange her; da rollte eines schönen Maitages vor das Gasthaus ein Wagen. Zwei Insassen entstiegen ihm: ein älterer Herr mit einem jungen Fräulein, die für einige Zeit hier Unterkunft begehrten. Der Wirt, ein ruhiger und verständiger Mann, richtete ihnen seine zwei besten Zimmer her und ließ sie gewähren, ohne viel nach dem Woher und Wohin zu fragen. Anders die Leute im Dorfe, die sich über die fremde Herrschaft nicht wenig die Köpfe zerbrachen. Soviel brachten sie bald heraus: daß der alte Herr ein Gelehrter sei, das Fräulein seine Tochter, und sie von weit her kämen.

Dennoch erfuhren sie nicht mehr über die Gäste, die, schweigsam gegen jedermann, in völliger Zurückgezogenheit ihre Tage verlebten. Nur dies fiel in die Augen, daß das Mädchen in rührender Weise um den Vater besorgt war: einen verschlossenen mürrischen Mann, dem niemand etwas recht zu machen schien. War ihm ein großec Unglück widerfahren?

Zuweilen kam ein Herr aus der Stadt herüber, der. obschon an Iahren dem Gelehrten nicht allzuviel nachstehend, doch einem weit jüngeren lebensfrohen Eindruck machte. Wie es schien, kam er in Geschäften: denn beide schlossen sich zu langen Verhandlungen

und Beratungen in ein Zimmer ein, das sie erst spät, nach lebhaftem Wortwechsel verließen.

In die Abgeschiedenheit dieses ländlichen Lebens, das einförmig genug war, um in dem Fräulein den Wunsch nach etwas Neuem fühlbar werden zu lassen, brachte das Erscheinen einer studentischen Verbindung erwünschte Abwechslung. Zwar nicht jedem erwünscht: denn dem Gelehrten machte diese Störung seiner Ruhe nur Aerger: indes sich die andern Hausbewohner, jeder nach seiner Art, mit den schmucken Musensöhnen willig abfanden. Lärm, Gelage und Lieder, Kurzweil und Schabernack folgten einander in bunter Reihe: und den schließlichen Aufbruch der muntern Schar sah jeder ungern, nicht zum wenigsten der Wirt.

Es war bei dieser Gelegenheit, daß einer der jungen Leute, ein stiller in sich gekehrter Mensch, den das laute Treiben der Gefährten oft mehr bedrückte als erheiterte, unter den Bäumen des Fräuleins ansichtig ward, und auch ihre Aufmerksamkeit erregte. Er war betroffen von dem Reiz der feinen anmutigen Erscheinung, die er hier im Dorfe am wenigsten vermutet hatte: und sie fühlte in seinem Wesen etwas, das ihn von den andern trennte und sie unbewußt anzog. Sie gestand sich im stillen den Wunsch, ihn wiederzusehen: aber dies schien nicht wahrscheinlich.

Indessen wiederholte der ältere Herr seine Besuche: und e« ward mehr und mehr deutlich, daß ihn mit dem Gelehrten von früher her engere Bande verknüpften. Er verhandelte nicht nur mit ihm, sondern holte ihn auch zu Spaziergängen ab. Hierbei schloß sich das Fräulein an den Ohm, wie sie ihn nannte, um so eher an, als seine offene warme Gemütsart mit der ihrigen auf das glücklichste übereinstimmte. Er war nicht nur ein Freund der Natur, sondern ihr Erforscher: und die Pflanzen in ihrer unab» sehbaren Mannigfaltigkeit bildeten den Gegenstand seines Fleißes.

Eines Tages, als er wiederkam, brachte er einen jugendlichen Begleiter mit: und es war niemand anders als eben jener Student. Der Vater des Fräuleins schien zwar wenig erfreut, ein fremdes Gesicht in seiner Nähe zu erblicken: allein, da der Freund den Iüngling als seinen Schüler einführte, konnte er nicht umhin, gute Miene zum bösen Spiele zu machen und den Gast willkommen zu heisten. Wenn er ihn nun schon dulden mußte, so kümmerte er sich doch möglichst wenig um ihn: so daß es, da er selbst den Gefährten

ganz in Anspruch nahm, dem jungen Mann zufiel, das Fräulein ,u unterhalten.
Der war darob nicht böse. Aus dem ersten Besuch wurden mehrere: und es kam zu gemeinsamen Ausflügen in die Umgegend: Dörfer, Berge und Waldungen rings umher.
Ec war natürlich, daß die beiden jungen Leute auf diesen Wanderungen allmählich vertrauter wurden: und. wenn schon ein geheimer innerlicher Zug sie von vornherein einander näherte, sich dieser mit jeder neuen Zusammenkunft verstärkte. Mochte die Schwere eines feindlichen Geschickes den Vater bedrücken, so waren doch wenigstens seinem Kinde freundlichere Stunden vergönnt: mochte sein Sinn umdüstert sein, so ward doch wenigstens ihr das Recht auf Glück zuteil.
Auf die Frage des Iünglings nach ihrem Leben erzählte sie ihni ihre Geschichte. Sie kam als kleines Kind, im zartesten Alter, aus dem Norden nach Oesterreich. wohin ihr Vater als Hochschullehrer berufen ward, und ist dort in einer schönen Stadt, die schneebedeckte Alpen überragen, aufgewachsen. Sie war das einzige Kind: nach dem frühen Tode der Mutter, die sie mit zwölf Iahren verlor, bei dem schweigsamen Vater vereinsamt. Sie lebten still, in einer kleinen Wohnung mit einem Garten: fast ohne Verkehr außer den engeren Freundinnen: nur zuweilen nahmen sie an einer Tanz» festlichkeil in gemieteten Räumen teil oder gingen auf Reisen, wie sie denn Fiume und Trieft gesehen hat. Aber mit einem Schlage änderte sich dies alles, als das schwere Verhängnis über sie hereinbrach und der Vater, allzu freimütig und schroff in seinen Anlichten und Lehrmeinungen, auf Betreiben seiner Widersacher ge» maszregelt und aus dem Amte entfernt ward. Seitdem ist er gebrochen, sein Wesen wie umgewandelt. Grausam herausgerissen aus dem altgewohnten lieben Wirkungskreise, hat er sein behagliches Heim aufgegeben und irrt nun ruhelos, mit der Welt zerfallen, von Ort zu Ort: seiner selbst nicht schonend und doch der sorgsamsten Pflege bedürftig. Wer kann ihm helfen, wer ihn heilen? Verbittert und menschenfeindlich wünscht er niemanden zu sehen, niemanden zu hören: und kaum kommt er mit dem Ohm aus, mit dem ihn alte Iugendbeziehungen verbinden.
Und warum wandte er sich hierher? fragte der Jüngling.

Ich möchte glauben, daß er sich mit dem alten Freunde aussprechen wollte, erwiderte das Mädchen, auch lockt ihn wohl die hohe Schule von Iena, die seit Alters im Rufe besonderer Freiheit steht. ,

Und doch kam er nicht in die Stadt, sondern nimmt hier in einem Dorfe mit wenigem vorlieb.

Er scheut die Menschen, deshalb sucht er die Einsamkeit. Und hat er nicht Grund genug dazu? Kann er vergessen, wie bitter sie ihn gekränkt, welch Unrecht sie ihm angetan haben?

Glauben Sie, daß er sich dauernd in diese Gegend zurückziehen wird?

Das weiß ich nicht, versetzte das junge Mädchen. Er sucht einen stillen Winkel, um sich vor dem Haß und Neid der Welt auszuruhen. Gebe der Himmel, daß er ihn finde.

Auch ich wünsche es von Herzen, sagte der Iüngling leise: und der Ton seiner Stimme verriet, daß dieser Wunsch nicht ganz uneigennützig war. —

Wie reizend lag das Dorf! Tief eingebettet in einem grünen waldumschlossenen Tale, das sich hinaufzog zur Höhe. Ein Bach durchfloß es: und mitten im Dorf befand sich ein alter Brunnen aus schweren Steinen geschichtet mit einem hohlen Baumstamm darauf: da rann aus kurzer Röhre immerdar das klare Wasser.

Aber die mannigfachen Ausflüge in die wechselvolle Landschaft vermochten nicht das Gemüt des Gelehrten aufzuheitern. Er blieb grämlich und verschlossen: und seine Umgebung versuchte vergeblich, ihn seiner Teilnahmlosigkeit zu entreißen.

Einstmals, nach einem dieser Ausflüge, als der Ohm mit seinem Begleiter heimwärts schritt, warf der Iunge die Frage auf: Welchen Grund denn jenes seltsam finstere Wesen des alten Herrn haben möge und ob es nicht ein Mittel gäbe, ihn dem Leben zurückzugewinnen?

Der Ohm schwieg eine Weile: dann ließ er sich langsam dahin aus: Ich denke, daß Ihr durch das Kind schon genugsam erfahren habt: sie macht Euch mehr zum Vertrauten, als ihrem Vater lieb ist.

Daß ich nicht wüßte, versetzte der Iüngling betroffen. Aber wollt Ihr mir nicht Aufschluß geben über das herbe Schicksal, das den würdigen Mann verfolgt?

7.
Zeichnung von Heinrich Kley

Ihr sollt alles hören, erwiderte der Ohm, wofern Ihr mir Schweigen gelobt.
Haltet Ihr mich für einen Schwätzer? sagte der Iunge dagegen.
Dieser Mann, fuhr der andere fort, der jetzt hart und bitter erscheint — wie weich und warmherzig war er einst! Das Leben hat ihn verändert: so daß ich. sein alter Freund, ihn kaum wiedererkenne. Er war von je von scharfer, entschiedener Denkart und ließ sich auf seinem Felde, der Geschichte, ohne Scheu aus, was denn schließlich, durch Ohrenbläser hinterbracht. bei den Vertretern der Kirche Anstoß erregte. Ihr Widerspruch bestärkte ihn nur noch im starren Festhalten an gewissen verwegenen Behauptungen, durch die er dem herrschenden Bekenntnis Aergernis gab, sich ohne Not bloßstellte, und dem Staat, seinem Brotherrn, Verlegenheit bereitete. Aufs äußerste gereizt durch das Verbot seiner Vorlesungen, das die Kirche für ihre Iünger verhängte, ließ er sich zu unbesonnenen Schritten hinreißen, die seinen Gegnern leichtes Spiel verschafften und seine Stellung untergruben. Von allen Seiten gedrängt, unwillig gehalten, von der Niedertracht hämischer Feinde begeifert, mußte er schließlich von einem gesicherten ehrenvollen Platze weichen, um sich an der Schwelle des Alters einer ungewissen Zukunft zu überantworten. Ein Verfahren gegen ihn endete damit, daß man ihm zwar einen kleinen Teil seines Ruhegehalts beließ, da er auf den ganzen begründeten Anspruch hatte — indeß ihn nicht in seinen Aemtern wiederherstellte. Der Vorgang hatte unliebsames Aufsehen erregt, und, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, rückte alles von dem Unterlegenen ab. Tief verletzt in seinem Ehrgefühl, verließ der bejahrte Mann, gleich einem Flüchtling, die Stätte so langer Tätigkeit und wandert nun unstät und ziellos durch die Lande, ohne einen Fleck zu finden, wo er sein müdes Haupt zur Ruhe bette. Ich lag ihm an, in unserm traulichen Nest zu bleiben: umsonst: er will weiter, kaum daß er unsere Türme von ferne gesehen hat.
Der Iüngling schüttelte den Kopf. Und das Fräulein? fragte er.
Sie ist übel daran, erwiderte der Ohm. Was hilft es! Sie ist seine einzige Stütze: ohne das treue tapfere Mädchen, das sich so rührend zur Fürsprecherin des Vaters macht, hätte er längst den letzten Halt verloren.

Wäre ihm nicht zu helfen? forschte der Student.
Auf welche Weise? entgegnete der andere. Das Heilmittel,
das seine Genesung bewirkte, können wir ihm nicht bieten: denn es
steht außer unsrer Macht, ihm sein Amt und damit seine Ehre
zurückzugeben. Und würde er, im vorgerückten Alter, leicht eine
andere Stellung finden, gesetzt auch, daß er sich um eine solche
bewürbe?
Der Begleiter wußte hierauf nichts zu antworten: und der
Ohm fügte nachdenklich hinzu: Männer seiner Art. denen die ge-
wohnte Tätigkeit plötzlich genommen wird, verlieren damit leicht
den Inhalt ihres Daseins und sich selbst: sie treiben es wohl noch
eine Weile, aber ohne eigentlich zu leben: bis es eines Tages mit
ihnen ganz vorbei ist. So wird es, fürchte ich, meinem armen Freunde
auch ergehen. —
Dergleichen Gespräche ließen dem jungen Mann das anmutige
Mädchen nur noch anziehender erscheinen: denn, fand er vorher an
ihrem feinfühligen Wesen Gefallen, so erregte sie nun seine geheime
Bewunderung. Das Fräulein ihrerseits war froh, nach so langen
Irrfahrten unter Fremden einen gleichaltrigen Gefährten gefunden
zu haben, dem sie sich ohne Scheu eröffnen konnte. So entdeckte
das junge Paar wechselseitig eine tiefere Neigung und verschwieg
sie sich zugleich, im Gefühl ihrer Hoffnungslosigkeit. Denn da beide
ohne Vermögen, und seine Aussichten für die Zukunft noch ganz
ungewiß waren: wer hätte bei der trostlosen Lage des Vaters an
ein? Verbindung zu denken gewagt?
Es blieb dem Iüngling auch nicht verborgen, daß der alte
Mann mit Argwohn und Eifersucht auf die Gunst sah. deren er
sich bei seiner Tochter erfreute. Er nannte sich selbst mit bärbeißigem
Scherz „den Wächter seines Schatzes", und zu dem Ohm äußerte er
einmal: er nähme einen Prinzen gern zum Eidam, wenn einer
käme: wobei denn der Student das Fräulein ansah und sie tief
errötete.
Als Pfingsten herannahte, lud der Ohm seinen Schüler ein,
mit ihm einige Zeit aufs Land zu übersiedeln. Der Vorschlag ward
mit Freuden angenommen: und sie kehrten für eine Weile in dem
Wirtshaus von Cosveda selbst als Herberge ein.
Für die Liebenden begann nun, bei der traulichsten Nachbar-
schaft, eine glückliche Zeit. Sie konnten fast den ganzen Tag bei«
<!^

sammen sein und ihre Gegenwart genießen. So kurz diese Sommer» tage waren, es dünkte sie doch, als ob sie eine Welt umschlossen. So geht es allen, deren Daseinsgefühl durch außerordentliche Menschen oder Vorgänge erhöht wird: sie erwachen gleichsam zum vollen Licht, und glauben nun erst im Anblick und Genuß des sonst Ungewohnten, wahrhaft zu leben.

Das Gleichmaß der Tage wurde durch Spaziergänge und Ausflüge belebt: zuweilen empfing man auch Besuch oder nahm an einer ländlichen Feier teil. Wenn es einen Bauerntanz gab, standen sie wohl mit dem leutseligen Ohm am Eingang des altertümlichen Saales unter den Bogen, die hölzerne Pfeiler verbanden, und sahen auf die bewegte Menge, die sich fröhlich bei munteren Weisen drehte, oder sie machten selbst eine heitere Runde unter dem bunt geputzten Volke. Die Spielleute saßen mit Pauke und Schlagbecken, Ziehharmonika, Triangel und Bummbaß, — das ist ein Saiteninstrument, in Markneukirchen gefertigt, an dessen Spitze vier Glöckchen und an dessen Fuß eine Trommel befestigt sind und das mit einem Streichbrett gespielt wird — saßen auf erhöhter Bühne und walteten mit Eifer ihres wichtigen Amtes. Kam ein Besuch, etwa die Schwestern eines Pfarrers aus der Nachbarschaft, ein Landwirt oder ein Arzt aus der Gegend mit seiner jungen Frau, deren Bekanntschaft sich bei der Kleinheit des Wirtshauses nicht umgehen ließ, so drängte sich dem Iüngling bei dem zwanglosen Verkehr im Freien unwillkürlich ein Vergleich zwischen den weiblichen Mitgliedern des Kreises auf: und er nahm freudig die Schönheit, Anmut und den edlen Anstand wahr, die die Geliebte vor den anderen Frauen auszeichneten. Iede Berührung, jeder Verkehr mit fremden Mädchen und Frauen ließ ihre Art reiner und seltner erscheinen: die kleinlichen, niederen und alltäglichen Züge, die den meisten ihres Geschlechtes eigen, schienen bei ihr ausgelöscht, und alles in: Freie und Hohe erhoben.

Mitunter fuhren Vater und Tochter im Wagen über Land: dann nahm das Fräulein die Zügel: ein Vergnügen, das sie sehr liebte, wie sie denn in mancher Uebung geschickt war. Wenn sie des Abends heimkamen, freute sich der Iüngling, ihr selbst nach dem Zimmer leuchten zu können: und vor der Nachtruhe lauschte er auf ihre liebe klare Stimme, die durch die Diele vernehmlich zu ihm empordrang. Des Morgens belustigten sie sich am Ballspiel

oder Wettlauf und anderem Uebermut: und sie ruderten des Abends, jung und alt, auf der nicht allzu entfernten Saale, zu deren Ufern man über das weite, einst vom Kampfgetöse erfüllte Feld hinabstieg. Wenn dann das Boot, von kräftigen Schlägen getrieben, über die leis bewegte Fläche glitt, die Wälder dunkelten und die Burgentrümmer auf der Höhe im letzten Strahle der sinkenden Sonne erglänzten: saßen die vier Insassen schweigend, in sich versunken, jeder mit anderen Gedanken an Vergangenheit und Zukunft erfüllt.

Ein andermal besichtigten sie ein benachbartes Gut: die Stallungen, Scheunen, Park und Gärten: und wie immer auf dem Hin» und Rückwege pflückte das Fräulein Feldblumen und wand sie zum Strauß. Das Rosental mit seinen steilen Felsen und schattigen Laubgängen suchten sie mit Vorliebe auf. —

Der Gelehrte zog sich viel zurück, so daß die zwei mit dem Ohm oft ungestört waren.

An stillen Abenden las das junge Paar mitunter zusammen, einträchtig unter der Linde sitzend, in Dichtungen, die sie beide liebten: und in jene wunderbare Szene aus dem „Kaufmann von Venedig", wo Lorenco und Iessica sich im Park von Belmont finden, konnten sie sich nicht oft genug vertiefen. Ueber ihnen im grünen Baum sang die Nachtigall, und sie selbst faßten ihre Hände und träumten! —

Aber die schönste Zeit geht vorbei: und hatten sich die Liebenden allmählich in ein Gefühl der Sicherheit eingewiegt, so sollte ein finstrer Ausbruch des Gelehrten die friedliche Eintracht der kleinen Gesellschaft auf das grausamste zerstören.

Mit unverhohlenem Grimme verfolgte der verbitterte alte Mann die Eunstbeweise, die der Iüngling von seiner Tochter empfing: und da er es nicht über sich brachte, das Mädchen, an dem er mit zärtlicher Liebe hing, zu schelten, so warf er seinen Jorn und Haß doppelt auf den unschuldigen Liebhaber. Ihn selbst zur Rede zu stellen, vermied er: und hielt sich fürs erste an den alten Freund, der ihm den unerwünschten Gast gebracht hatte. Unter vier Augen erging er sich in heftigen Verwünschungen gegen ihn. Ein Habenichts! rief er polternd aus. Was fällt ihm ein? Die Augen zu

«einer Tochter zu erheben! Sieh einer an: das möchte dem Herrn gefallen. Wer hat ihn geheißen herzukommen? Wir brauchen keine Gesellschaft, am wenigsten die solcher Windbeutel und Tagediebe!

Der Ohm trat auf das wärmste für seinen Zögling ein: er nahm alle Schuld auf sich, wenn eine Verwirrung durch das Eintreffen des jungen Mannes entstünde: schließlich aber, verletzt durch den starren Eigensinn und die Schroffheit des andern, gab er seine Zurückhaltung auf. Ich sehe wohl, sagte er bekümmert, daß dir nicht zu helfen ist. Wir haben uns bemüht, dich dem Leben zurückzugewinnen: ich habe dir einen lieben Schüler und Gefährten zugeführt, aber du hast ihm kaum eines Blickes gewürdigt und treibst ihn vor der Zeit hinweg: gleichgültig, welchen Schmerz du dadurch dem eigenen Kinde bereitest. Was hat es für einen Zweck, sich im Kampf mit der Welt aufzureiben! Du stehst an der Schwelle des Alters: warum gewinnst du es nicht über dich zu verzichten und dich ins Unvermeidliche zu schicken? Dich des Glückes der Iugend zu erfreuen? Würde dies deinen Iahren, deiner Einsicht nicht besser anstehen? Daß wir in Unfrieden auseinandergehen, unser stilles Dasein zerstört wird: soll das das Ende sein?

Ich will ein Ende machen, schrie der alte Mann. Schon allzulange rasten wir an diesem Ort. Wir werden reisen: heut noch: je eher, desto besser. Was sollen wir noch hier?

Du fliehst die Menschen, die dir ihre Liebe entgegenbringen, Unglücklicher, fliehst deinen alten Freund, entgegnete der Ohm. Wie lehr sich unsre Wege geschieden haben — ich erkenne es erst jetzt. Mir genügt die Welt, wenn sie mir Still»Zufriedenem einen Winkel darbietet: dir genügt sie nicht, und wenn du alle Breiten durcheilst. Welchem Trugbild jagst du in deiner Ruhelosigkeit nach? Warum lassest Du nicht das Vergangene vergangen sein und gibst dich einem peuen Leben hin?

Der Gelehrte lächelte ingrimmig. Einem neuen Leben! rief er. Dafür bin ich zu alt. Wer das hinter sich geworfen hat, was ich fortwarf: vor dem gähnt die Leere. Doch es ist besser, wir brechen dies Gespräch ab: es bleibt nutzlos. Wir werden reisen: und ich werde noch einsamer und unverstandner fem, als vorher. —

Einige Stunden später setzte der Ohm den Studenten von dem Vorgefallenen in Kenntnis: und so schonend er die mißliche Angelegenheit auch vorbrachte, so entging ihm doch nicht, welche

Beleidigung der Gelehrte dem jungen Mann zufügte, indem er ihn gleichsam wie einen Pestkranken floh. Er suchte, so gut es anging, das Verhalten des Freundes mit den Wunderlichkeiten des Alters und der Reizbarkeit, die Kummer und Leiden verursachen, zu entschuldigen. Der Iüngling schwieg, bestürzt und verletzt. Gewiß, spöttisch und geringschätzig von dem alten Mann abgewiesen zu werden, und zu stolz, sich demütigen zu lassen, eröffnete er dem Fräulein, das durch den erregten Auftritt und die plötzlichen Vorbereitungen des Vaters zur Abreise aufs äußerste erschreckt war/ daß er von ihr scheiden müsse, da er nicht langer hier wohnen könne. Sie verfärbte sich, tief betroffen. Ahnte sie den Zusammenhang? Nach einer Weile faßte sie sich und suchte den Ohm auf.
der verstört in seinem Zimmer auf und abging. Ich wußte es wohl, sagte sie tonlos, daß es so enden würde. Der Vater wollte hier bleiben i und die Ruhe, die er suchte, wo soll er sie sonst finden, wenn nicht hier? Aber er ist argwöhnisch und menschenscheu: und die Ankunft des jungen Mannes ließ ihn auffahren. Er kam ihm nicht näher. Im Gegenteil, er suchte, ihn zu entfernen: und je länger, desto qualvoller wurde die Spannung. Er vertragt die Menschen nicht mehr, das fühlt er. deshalb treibt es ihn fort, deshalb müssen wir reisen.
Armes Kind, murmelte der Ohm, und strich wie begütigend über das Haar des Mädchens. Was mußt du leiden!
Was kommt's auf mich an, versetzte das Mädchen. Wenn er nur gesund, nur wieder fröhlich würde — wie gern wollt ich auf alles andere verzichten!
Doch wie sollten die zwei. die, so kurze Wochen sie auch auf diesem Fleck Erde zusammengeweilt hatten, immer mehr verwachsen und sich fast unentbehrlich geworden waren, sich mit einem Schlage so jäh trennen? Wie sollten sie einander zum letzten Mal die Hand reichen, die sich jüngst erst für immer gefunden zu haben glaubten? Sollte das Mädchen, das nach langer Irrfahrt mit dem kränkelnden alten Manne hier endlich mitfühlende Freunde und Berater, ein schlichtes Heim getroffen hatte, wieder in die Ungewißheit eines unsteten ruhelosen Lebens hinausgestoßen werden? Und indem sie dies harte Schicksal überdachte, überkam sie eine dumpfe Verzweiflung.
Der letzte Abend vereinte die kleine Gesellschaft noch einmal.
Es herrschte eine gedrückte, traurige Stimmung. Das Fräulein ist

einsilbig und niedergeschlagen: und dem Iüngling mundet der Ab» schiedstrunk gar bitter, ob ihn auch die Geliebte selbst einschenkt. Einmal sagt sie ihm: wenn er. auf Reisen, in ihren Heimatort käme, müsse es das erste sein, daß er sie besuche. Glaubte sie wirklich, daß der Vater an die Stätte seines Glücks zurückkehren würde? Frohsinn und Laune sind entschwunden. Ein düsteres Schweigen lastete auf allen. Nur der Druck der Hand, der Glanz der Augen sprach aus, was den Lippen verwehrt war. Das Mädchen zieht sich blaß und verstört auf sein Zimmer zurück: es ist über und über mit Blumen geschmückt, und so drängt sich ihr darin selbst im Gleichnis die Gegenwart dessen auf, von dem man sie trennen will.

Der andere Morgen sieht ihre Abreise. Der Ohm und der Iüngling gehen zu Fuß. Der Wagen hält vor dem Wirtshaus, ihre Habe darauf, genau so wie bei der Ankunft in dieses Dorf. Wie anders Einzug und Abschied! Der Gelehrte scheint kalt und unbeweglich, als er dem alten Iugendfreunde die Hand drückt. Das Mädchen weint bitterlich, mühsam verhaltne Tränen. Es ist ein Gefühl, als ob das Herz springen müsse. Die Pferde ziehen an, fort rollt der Wagen, Taschentücher wehen von fern: Lebwohl, lebwohl! Vergiß mein nicht! scheinen sie zu rufen.

Die Linde rauschte leis, der Vogel war verstummt: und die kühlen Schauer der Nacht weckten den Alten aus seinen Träumen. Ich versprach, in ihre Heimat zu kommen, sagte er leise vor sich hin, und ich bin gekommen: aber ich traf niemanden mehr an, ihre Spur war verweht. Ich versprach ihr ein Zeichen zu senden: aber wo in der Welt sollt es sie finden? Nun sitz ich einsam und träume. Du bist nur ein Bild, aufgestiegen aus meinem Herzen, ein flüchtiges Gespinst meiner Seele, ein Geschenk der abendlichen Dämmerung, hier wo die Nachtigall schlägt im grünen Baum, wie einst — ach, wärst du ein Gruß. ein später, doch nicht minder inniger! — Das Leben ist Kampf und schmerzliches Verzichten: und daß wir träumen dürfen, ist vielleicht das Beste daran. Sind denn di? Zeiten unsres höchsten Erdenglückes mehr als Träume, die versinken? —

Ernst Wachler

Lange starrte er vor sich hin, dann strich er über seine Stirn, als wollte er die wehmütigen Gedanken verscheuchen, die dort aufstiegen, — oder war es eine Träne, die ihm die Wimper netzte? Endlich stand er auf, griff nach Mantel und Stock, rief dem Kunde, der schnuppernd um das Haus gestrichen war. und machte sich auf den Heimweg. Der Mond schien und beleuchtete den betagten Wanderer und seinen treuen Begleiter: und die Schatten von Mann und Hund liefen wunderlich an dem Feldrain entlang, der den Weg an den Höhen säumt, bis sie das tiefe Dunkei de^ Waldes umfing.

was ist das Glück?

„Was ist das Glück?" Hab ich schon oft gefragt,
Der Eine dies, der Andre jenes sagt.
Ter Arme meint: „Ja, Glück! das ist das Geld!"
Der Pessimist: „Glück gibts nicht auf der Welt!"
„Nein doch! Die Freiheit ist das höchste Gut!"
Verkündet stolz ein junges, feurig Blut.
Und einer spricht: „Wenn Ihr es noch nicht wißt.
So hört: das Glück allein die Liebe ist."
Das sagten sie. — Jedoch sich keiner fand,
Der wirklich glücklich war im weiten Land.
Dann einst — in einer sternenhellen Nacht
Da Hab ich an die Frage lang gedacht.
Glück ist nicht weltlich Lieben, Hassen,
Glück ist das Sichbeschcidenlassen!
Glück ist die innere Zufriedenheit
In guten Stunden und in schwerer Zeit
Der Glaube ists, daß alles sich muß wenden,
Da unser Schicksal ruht in Gottes Händen.

Hilda Loewcnherz.

Dr. Roderich von Mojsisovics:

Max Reger

Ueberblicken wir die Entwicklung der Instrumentalmusik seit dem Tode Beethovens, so können wir an ihr deutlich zwei Richtungen unterscheiden: die „absolute", und die „darstellende". Stellt sich die absolute als die direkte Fortsetzung der Richtung der Klassiker dar, so ist die darstellende zum Teil auf den letzten Werken Beethovens fußend, zum Großteile ein Kind des neunzehnten Iahrhunderts, da zwischen den in früheren Entwicklungsperioden der Tonkunst bereits aufgetretenen vereinzelten derartigen Erscheinungen und den Vertretern der Programmusik im vorigen Iahrhunderte, kein direkter Zusammenhang besteht. Erweitern wir unsere These und wenden sie cum grano salis auf die Eesamtentwicklung der Musik im 19. Iahrhunderte an, so gewahren wir. daß wir auch in der Vokalmusik durchaus einen Unterschied zu machen haben, zwischen den Werken, welche Anhänger des in dem Schlagworte „absolute Musik" vertretenen Richtung geschaffen haben, und solchen aus der Feder ihres künstlerischen Antipoden.

Die glänzendsten Vertreter der ersteren Richtung sind (seit Beethoven): Schubert, Mendelssohn, Schumann und Brahms, die der zweiten (weit zahlreicheren): Berlioz, Liszt. Wagner, Bruckner, Hugo Wolf und (Richard) Strauß. Mit den oft mit großer Erbitterung geführten Kämpfen beider Richtungen, die ein kunftge» schichtlich hochinteressantes Problem betreffen, können wir uns hier nicht befassen: wir müssen nur konstatieren: daß die Meisterwerke beider Richtungen zur Entwicklung der Tonkunst gleich wichtig waren, wenn auch unserer literarisch»philosophisch angehauchten Zeit die letztere Richtung im großen und ganzen mehr zusagt. Sie ist eben aktueller. Auch schien ein Umstand den Anhängern der letztgenannten Richtung Recht zu geben: daß der Nachwuchs der klassizistischen Gruppe äußerst spärlich und mit verschwindenden Ausnahmen herzlich unbedeutend war.

Dr. Roderich von Mojsisovics
Da kam Mai Reger.
Ich muß offen gestehen, daß es mir als UnHänger der letztgenannten Richtung längere Zeit ein Rätsel war (und ich habe die Ueberzeugung. daß es vielen anderen gerade so ging), daß man heutzutage geschaffene Werke absoluter Richtung als „ausdruckswahr". als einer „inneren Notwendigkeit" entsprungen, betrachten könne, bis ich näher in die Werke dieses großen Künstlers eingedrungen war. Da sah ich nun, daß Regers Werke gerade so „modern" sind, als die besten der anderen Richtung: obwohl er sich ganz und gar auf den Standpunkt der absoluten Musiker stellt. Er tat dies mit vollstem Bewußtsein, da er als Kind seiner Zeit durchaus bewußt schafft, absolut nicht „naiv". Dies ist schon darum nicht möglich, da ihn seine ganze Begabung in erster Linie auf ein selten kultiviertes Spezialgebiet wies, welches ein durchaus bewußtes Schaffen zur Grundbedingung hat. Reger ist nämlich nach Bach und Beethoven einer der größten Bearbeiter aller Zeiten^ seiner Tätigkeit als solcher vor allem hat er seine Bedeutung zu verdanken. Als Bearbeiter schuf er seine größten Werke. Phantasien, Ch oralbearbeitun gen, Variationen» werke bezeichnen die Höhepunkte seines Schaffens.
Er ist im modernen Sinne so recht das, was man im l6. Iahrhundert unter einem „Tonsetzer" verstand. So wurden nämlich die Meister der Kunst des kontrapunktlichen Satzes, welche die kunstvolle polyfone Gestaltung des vier» und mehrstimmigen a capella» Stilec zur höchsten Blüte entwickelten, genannt. Die Schöpfer der den betreffenden Merken zu Grunde liegenden Choral»Melodien hießen dagegen „Sänger". (Tondichter.) Wenn wir nun diesen Begriff im künstlerischsten Sinne auffassen, so haben wir ein nicht unrichtiges Epitheton für unseren Komponisten. Diese Seite seines Schaffens zeigt sich vor allem in seinen grandiosen Orgelwerken. Er ist der Orgelmeister der Gegenwart: seit Bach der bedeutendste Orgelkomvonist. Zeigt er uns in seinen Orgel» kompositionen mehr ein titanenhaft»mächtiges Profil, so beweisen hingegen seine sehr zahlreichen Lieder, daß seinem Wesen zarteste, in modern»dekadenter Weise bis zu den letzten Nervenregungen ausgeschöpfte Lyrik keineswegs versagt geblieben. Erreicht er hierin auch keineswegs Hugo Wolf, der ihm durch Plastik und Vielgestaltigkeit der Erfindung überlegen, so müssen wir ihm neben Richard Strauß

und Hans Pfitzner als Liederkomponisten die erste Stelle einräumen. Zahlreiche Werke für Klavier, Kammermusik und Chor vervollständigen das Bild seines Schaffens. Vor allem die Werke für Klavier und seine Kammermusik, in denen er direkt als Erbe und Nachfolger Beethovens anzusehen ist, sind Zeugnisse einer reichen, individuellen Schöpferkraft, in denen sich reiche Phantasie und glänzende, spielende Formbeherrschung offenbart. Hier ist er nicht nur „Tonseher", sondern Sänger. Erst in allerjüngster Zeit wandte er sich der Orchesterkomposition zu.

Wir sehen also: bis auf die Oper hat sich Mai Reger so ziemlich in allen Kunstgattungen betätigt. So reiht ihn schon ein flüchtiger Ueberblick seines Schaffens Iohannes Brahms an. Doch ist er nicht so einseitig wie jener, obwohl er auch in seiner inneren Entwicklung an diesen Meister anknüpft. Dies bezeugen vor allem die Werke seiner ersten Schaffensperiode, die, soweit sie nicht rein volyfon gehalten sind, undhierin sehr unter Bachschen Einfluß stehen, oft „beinahe zu sehr" an sein Vorbild gemahnen. Doch entringt er sich bald dieser geistigen Vormundschaft: früher wird er von Brahms als von Bach frei. Wollen wir das Gesamtschaffen Mai Regers charakterisieren, so können wir ihn als einen der phänomenalsten Könner volyfon»harmonischer Satzweise bezeichnen. Fußt seine Polyfonie auf Bach und Wagner, so ist er in seiner Harmonik als direkter Weiterbildner von Brahms, Wagner und Wolf anzusehen. In seinen Werken vereinen sich die widerstrebendsten Elemente zu einem harmonischen Ganzen, und täuscht uns nicht viel, so können wir in Mai Regers Schaffen den Schlußstein einer großen Ent»wicklungsperiode erblicken. Er vereint, wie eben angedeutet, die technischen Errungenschaften der „darstellenden" Kunstrichtung (Vrogrammusik) mit den Kunstprinzivien der absoluten Richtung im äußerlichen. Innerlich schafft er aus sich selbst heraus, aus seinen Stimmungen, Seelenerlebnissen wie jeder ganze Meister und nicht etwa aus dem Prinzipe „tönend bewegte Formen" — wie Hauslicks böses Wort lautet — hervorzubringen. Möge dieses seltene Genie nur unbeengt durch Fesseln anderweitiger Berufstätigkeit zur Ehre deutscher Tonkunst der Welt noch so manches bedeutende Werk schenken!

Wie wir im Vorstehenden sahen, hat sich Mai Reger auf allen Gebieten der Komposition — außer dem dramatischen — betätigt. Bei der großen Anzahl seiner bisher geschaffenen Werke teilen wir

sein Schaffen in fünf Gruppen (s. u.). Es kann daher aber auch in dem engen Rahmen eines Essays nur eine kursorische Cha » raiteristik derselben, unter Hervorhebung der Haupt- werke, nicht eine eingehende Analyse sämtlicher Kompositionen statt haben. In obenerwähnten hundert Opuszahlen befinden sich überdies eine überwiegende Anzahl von Werken, die selbst über ein halbes hundert Kompositionen enthalten, der vielen ohne Opuszahl edierten Werke und Bearbeitungen (ohne die diversen Arrangements von Werken anderer Meister) gar nicht zu gedenken. Reger gehört zu den fruchtbarsten Meistern aller Zeiten und es ist bei der großen Kompliziertheit seiner Arbeiten und der überraschend kurzen Schaffenszeit, auf die sie sich verteilen, einem kaum erfindlich, wie unser Komponist nur die Zeit finden konnte, das alles nieder- zuschreiben: von seiner vielseitigen Berufstätigkeit ganz abgesehen. Nun zu den Werken selbst.

2) Orgelkompositionen.

Wie Reger nach Anton Bruckner der größte Orgelspieler der letzten hundert Iahre ist, so ist er auch seit I. S. Bach der größte Orgelkomponist. Seine Orgelwerke, getragen vom Geiste der Romantik, verkörpern so recht sein Schaffen: können wir in diesem bisher drei sich deutlich kennzeichnende Perioden unterscheiden, so zeigen dies auch seine Orgelwerke. Es gilt das hier Gesagte daher auch für die übrigen Kompositionsgattungen (vgl. 3ub. b, e, cl. e.) Bis ca. op. 30 steht unser Meister unter dem Einfluß Bachs und Brahms, obwohl Bachscher Einfluß in der dritten Schaffensperiode, wenn auch in abgeklärterer Weise sich wieder mehr geltend macht. Die zweite Schaffensperiode, etwa weitere 40 Opuszahlen umfassend, ist charakterisiert durch reichere Farbenpracht, kühnere Kombinatorik und hervortretendere Eigenart: sie ist die Zeit des sich Selbst» Suchens und »Findens. Reizende Einzelheiten von früher ab- gesehen, kann man erst hier das Wort „bedeutend" seinen Schöpfungen beilegen. Symbolisiert sich die erste Schaffensperiode in den an Brahms gemahnenden Klavierwerken und der an Bach herangereiften Choralphantasie op. 27: so wird die zweite durch die grandiose Inferno»Phantasie op. 57, vielleicht sein bedeutendstes Werl, und die Violinsonate op. 72 verkörpert. Ist in diesen Werken auch vielleicht ein Ueberschäumen des Ausdruckes, ein für manchen

allzu heftiger „Sturm und Drang" zu bemerken, der in allerlei harmonischen Seltenheiten und in einem kaum mehr zu überbietenden Apell an die Aufnahmsfähigkeit des Hörers zum Ausdrucke kommt. — so zeigen die nun folgenden Werke bedeutendere Klarheit: eine früher nur vereinzelt vorkommende Durchsichtigkeit des Stimmengewebes tritt an Stelle des oft bisher — besonders in der tiefen Lage — auffallend „dick" gehaltenen Satzes, so daß die polyfone Bedeutung der Einzelstimmen nun viel subjektiver zum Vorscheine kommt .—

Regers Orgelwerke scheiden wir in zwei Hauvtgrupepn: in solche, die auf einen Cantus firmus aufgebaut sind, (das sind: die siebei' großen Choralvhantasien, die 52 Choralvorspiele und die freien Phantasien (Variationen) und in völlig frei erfundene Kompositionen, zwei Orgelsonaten (op. 33 und 60) und eine große Anzahl von Vortragsstücken, welche sowohl die alten Formen des Orgel» stiles als auch die modernen Liedformen verwenden.

Unter den Choralvhantasien ragen als besonders bedeutend hervor: clp. 40 Nr. l. Wie schön leuchtet der Morgenstern, und vor allem die beiden herrlichen Schwesterphantasien op. 52 Nr. I und 2. („Alle Menschen müssen sterben". ..Wachet auf. ruft uns die Stimme".) Besonders die letztere ist ein Werk von eigenartiger Poesie und wirkt wie eine Apothese des wunderschönen Chorales. Der Komponist bietet in diesen Werken eine neue Gattung Programmusik. in dem er den Teit der einzelnen Choralstrovhen seiner Komposition als „Vorwurf" unterlegt. Da aber nun die Choral» te:te im Volke bekannt sind — oder es wenigstens sein sollen — so ist der Verständlichkeit dieser Art Programmusik bedeutend Vorschub geleistet. In den Choralvorspielen reiht sich ein Edelstein dem anderen an. Gerade sie sind aber, wegen ihrer Klarheit sehr zur Einführung in die Kunst des Meisters geeignet. Unter den freien Phantasien ist neben der Inferov»Phantasie, welcher „leine spezielle Szenerie" sondern nur der „allgemeine Gefühlsinhalt" aus Dantes dwina commedia zu Grunde liegt, die wunderschöne Phantasie und Fuge über den Namen Bach (cip. 46) hervorzuheben. Auch die anderen Phantasien beschließt eine Fuge. (Desgl. die Variationen op. 83.) Von den dreisätzigen Orgel»
?!)

sonaten op. 33 (Fismoll) und op. HO (D»moII) verwendet nur die zweite im ersten Satze andeutungsweise die überkommene klassische Sonatenform. Die Mittelsätze sind frei gehalten, die Schluß» sätze auf alten Formen aufgebaut. (Passacaglia. Fuge.) Musikalisch bedeutsam, sind sie allen Orgelspielern sehr zu empfehlen. Aus der großen Zahl der Vortragsstücke hebe ich nur die Stückeop. 59 und diie herrlichen Monologe op. 63 hervor. Die Vielseitigkeit des Meisters, seine reiche Erfindung und eigenartige Kombinationsgabe zeigt sich bei diesen zahlreichen Stücken auf das deutlichste. Selbst den schon ziemlich verbrauchten alten kontrapunktischen Formen weiß er immer wieder neue Seiten abzugewinnen.

Zu erwähnen ist noch die originelle Schule des Triospieles, in welcher unser Meister zu Bachs zweistimmigen Inventionen, eine dritte Stimme „aufgefunden", in genialer Intuition erfunden hat. Auch ein Meisterstückchen!

b) Klavier» und Kammermusik.

Wollte man nur annähernd die große Menge kammermusika» lischer und Klavierwerke Regers würdigen, man würde eine Broschüre damit füllen, die weit den dieser Arbeit gesteckten Rahmen übertreffen würde. Es können daher auch hier nur Hinweise gegeben werden. Vor allem eine Bemerkung: es gibt nicht bald einen Komponisten, der klaviermäsn'ger zu schreiben versteht, als Reger. Die kompliziertesten Notengebilde entwirren sich bei einiger Uederlegung spielend, und man steht staunend vor den seltenen, echt klavieristischen Effekten, die der Meister anwendet. Reger, einer der bedeutendsten Klavierspieler —im Bülowschen Sinne — der Ietztzeit, stellt ja mitunter große Anforderungen an Technik und Fähigkeit im Blattlesen von Seiten des Spielers. Aber: die meisten Stücke sehen, eben weil sie so wohldurchdacht sind, am Papiere viel schwieriger aus^ als sie in der Tat sind. Vor allem unsere deutschen Klauierväda« gogeu sollten sich mal des Meisters Werke gründlich ansehen. Welcher Formenreichtum, welche Abwechslung und Mannigfaltigkeit der Ideen! Man gerät stets in neue Ueberraschung, nimmt man ein neues Opus zur Hand. Zur Einführung in seine Klavierwerke empfehle ich: Bunte Blätter op. 3b. (Besonders die „Humoreske" I., der graziöse „Reigen" IV., das schwungvolle „Valse

Zeichnung von Heinrich Kley

EMPTY

Impromptu" VII.), oder für technisch weniger Fortgeschrittene die äußerst anregenden „Zehn kleinen Vortrags stücke" np. 44 und vor allem „Aus meinem Tagebuche" os>, 82 (2 Bände, enthaltend 22 Stücke). Erfindung, formale Abrundung. abwechslungsreiche, und doch innerlich empfundene und nie überladene Harmonik und originelle Rnthmik verleihen dem letztgenannten Werke einen ganz besonderen Wert. Kein Sammelwerk Regers enthält so viele erstklassige Stücke: es zeigt uns seinen Schöpfer in der Volks-kraft des Schaffens, >und lals 'den berufenen Meister musikalischer Klein-kunst. Mit diesen. Werken reiht er sich würdig den größten Meistern aller Zeiten an. Aus op. 82 I. Band hebe ich hervor Nr. III, V (ein Meisterwerk, man beachte den Mittelsatz), den packenden Länd-ler VII. X, XII. Bd. II: II. III. IV. VIII (die Melodik des kurzen Mittelteiles sAndantej reiht sich den bedeutendsten ..Adagio-themen" an!) und das Schlußstück X, zu dem der Komponist, mit echtem Humor, die Bemerkung macht: „Ich bitte, dieses Stück nie vor ..Sachverständigen" zu spielen!" Iawohl! unsere zünftigen Theorie,.meister" und „Auch"komponisten würden in diesem genialen Stück viel „zu verbösern" haben. —

Technisch größere Anforderungen stellt der Komponist in den köstlichen, von wirklichem Witz erfüllten „fünf Humoresken" op. 20. (Besonders I. II. IV): den „Intermezzi" (np. 45). den empfindungsvollen „Silhouetten" (np. 53) und den „Sieben Charakterstücken" (op. 32). — Für Spieler ersten Ranges sind die großartigen „Variationen und Fuge über ein Thema n. I. S. Bach" op. 81 nicht genug zu empfehlen. Sie reihen sich den Variationswerken der Klassiker würdig an.

Als Kuriosum erwähne ich noch „4 Spezialstudien für die linke Hand" (ohne Opuszahl. Enorm schwer). Sie geben einen Begriff von Regers pianistischem Können. — Für Kla-vier zu 4 Händen schrieb er mehrere Werke, von denen die „Cina Pieces pittoresaues" (op. 34, 2 Hefte) in keinem musika-lischen Hause fehlen sollten. Sie sind bei aller Originalität so gehalten, daß der eigenartige Gehalt jedem musikempfindenden Men-schen zum Bewußtsein kommen muß. und dabei nicht schwer. (Des-gleichen die Walzer.)

Im Werdegang Regers bilden op. 81, 82, 86, (das Chorwerk op. 71, die Sinfonietta op. 90 nebst op. 86) einen entscheidenden Wendepunkt: indem sie den Weg zu höchster Meisterschaft eröffnen. — Regers Titanennatur offenbart sich aber beinahe noch mehr in seinen zahlreichen Kammermusikwerken. Und da muß man sagen, daß er der Wiedererwecker eines schon seit 50 Iahren in den letzten, mattesten Zügen liegenden Kunstzweiges geworden: und dies zwar lediglich durch die Kraft seiner Persönlichkeit.
Ia. gerade zu so intimer Kunst, wie die kammermusikalische es ist. gehört vo. allem: Physiognomie, Persönlichkeit, Eigenart.
Man muß etwas zu erzählen haben, will man fesseln. Leere Phrasendrescherei, die gerade die sonstige nachschumannsche und zum Teil auch Brahmssche Kammermusik uns kredenzt hat, tut es nicht. Darin lag ia der Hauptfehler der nachklassischen Kammerkomposition, daß sie in der Suche nach der Form, immer fragten: wie soll ich mich ausdrücken, und nicht vorher an ihr Herz klopften: hab' ich denn überhaupt etwas zu sagen, was nicht nur mir, sondern auch anderen Freude macht? Und da muß man, mit einziger Ausnahme Hans Pfitzners, leider konstatieren, daß die nachbrahms» schen Kammermusikkomponisten, einander an Sterilität der Gedanken, und Phrasenhaftigkeit des Ausdrucks übertreffen. Ich selbst habe eine Weiterentwicklung der nachbeethooenschen Kammermusik in den alten Formen und der überkommenen Besetzung für ausgeschlossen gehalten,^) muß aber, freilich unter Wahrung meiner an unten zitierter Stelle ausgesprochenen Behauptung sagen, daß die machtvolle Persönlichkeit Regers alle formalen und llangtech» nischen Bedenken zum Schweigen bringt. Violin». Viu» loncell», Klaviersonaten. — sehr vorgeschrittene Geiger seien auf die Soloviolinsonaten aufmerksam gemacht! — Trios — in verschiedener Besetzung, aber vor allem auch Streichquartette und ein Streich quin tett op. 6y sind die reiche Ausbeute auf diesem Gebiet. Dabei sind es durchaus umfangreiche Werke, die der Meister schrieb. Freilich sind die meisten ziemlich schwierig, aber wer sich an Beethovensche und Brahmssche schwierigere Kammermusik herantraut (bei Beethoven liegt die Schwierigkeit zum Großteile auch auf rein geistigem Gebiete) kann auch an Regers leichteren Werken sich versuchen. Hier nur einen Fingerzeig zu geben, ist schwieriger, da die technischen Erfordernisse nicht

in allen Sätzen bei allen Partnern, trotz der gleichmäßig polyfonen Satzweise die gleichen sind. Der formalen Anlage nach ist Dreisätzig» keit häufiger. Die größten Anforderungen stellt der Komponist in der Violinsonate op. 72, die er wohl in ironischer Absichten dciur" benannte: sie bewegt sich jedoch durchaus in atonalen Gefilden (hat übrigens für Leute, die zu hören verstehen, ein wirklich tiefempfundenes Largo!): nicht viel leichter eingänglich ist ihre nächstfolgende Schwester (in Fismoll op. 84). die früheren Sonaten hingegen stehen technisch nur zu sehr unter dem vorwiegenden Einflusse von Brahms.

Unter den Streichquartetten — es bedarf freilich sehr musikalischer und technisch ausgereifter Spieler — ist das in vmoll op. 74 ein Werk von eminenter Bedeutung. Mich entzückt darin besonders der reizende zweite Satz (Vivace, schließt in ddur), mit seinen graziös»pikanten Themen und seiner durchsichtigen Stimmen» führung. Wer solche Sätze und dann ein Thema, wie das den nun folgenden Andantevariationen zu Grunde Liegende erfinden kann, der ist ein Auserkorner, denn er hat nicht nur „etwas" zu sagen, sondern es ist innerste Empfindung, die zu uns spricht. Besonders empfohlen seien ferner die zwei Trios op. 77. 2) ist für Flöte, Violine und Bratsche, b) für Violine, Bratsche und Cello geschrieben. Meisterstücke modernen dreistimmigen Satzes.

c) Werke für Orchester allein.

Unser Meister ist in seiner ganzen Entwicklung nach eigentlich kein Orchesterkomponist: die reiche Koloristik der Orgel, die wir fast in jeder Kompositionsgattung bei ihm nachwirken sehen, überträgt er mit einer Kühnheit ins Orchester, die ihres gleichen sucht, aber leider — dies muß man gestehen — oft nicht befriedigt. Reger ist zu sehr Detailmaler, zu sehr Meister der Kleinkunst, er liebt viel zu sehr subtile Feinheiten, die aber einfach im Orchester untergehen. Man hat immer die Empfindung, der das geschrieben hat, ist nicht mit dem Orchester aufgewachsen. Nun ist es aber gerade bei der Verwendung orgeltechnischer Effekte im Orchestersatze sehr interessant zu vergleichen wie Anton Bruckner die Orgelwirkung ins Orchestrale überträgt und wie dies Reger tut. Es würde zu weit führen, diese Parallele weiter auszuführen,

es sei nur darauf hingewiesen. Auch ist die ganze Orchester behand» lung eine so minutiöse, auf zierliche Effekte abgerechnete, daß bei der Art seiner Kompositionstechnik das Orchester nie so ganz zum Leuchten, glänzen kommt. Er erinnert darin an Brahms. Aber Brahms war bewußter Asketiker. Melancholiker. Reger ist dies nicht. Die Sinfonietta (ä,äur) clp. 90. (Komp. 1905) hat eine relativ kleine Besetzung: je zwei Flöten, Hoboen, Klarinetten, Fagotte, C»Trompeten, vier F»Hörner, Pauken, Harfe und Streich- orchester. Auf den etwas weit ausgesponnenen ersten Satz, welcher die klassische Sonatenform erkennen Iaßt, folgt attocca eine Art Scherzo (in Dmoll) mit einem Trio (Bdur) mit den obligaten Wiederholungen. Der dritte Satz die Larghetto (Fismoll) — eine erweiterte Liedform — und schließlich das Finale. Was die Thematik anlangt, so berührt sie uns dadurch merlwürdig: echt volkstümlicher Charakter, — aber dies in edelstem Sinne! — und dabei eine hermonisch»polpfone Ausdeutung desselben, die in uns etwa das Gefühl „zwei Seelen wohnen ach. in meiner Brust" her- vorruft. Der Stimmung nach ist der erste Satz, wie Mai Hehlmann in seinem lesenswerten Regerartikel^ treffend bemerkt, eine durch- aus behagliche. Das Scherzo erinnert an andere Regersche Scherzr in seinem derben Humor. Line Melodie seltener Schöne ist das Hauptthema des Larghetto: es zeigt so recht die gesunde Melodik des Meisters, die nur aus der Harmonik verständlich wird. Der Schlußsatz gehört wieder dem Humor. Die Sinfonietta ist in der ganzen modernen Literatur schon dadurch ein Unikum: in dem sie die modernen Instrumentationskunste, die starke Blechbesetzung, die diversen Schlaginstrumente vermeidet, und eben nur mit rein mnsi- kalischen Mitteln arbeitet.

Bedeutend klarer und einheitlicher gibt sich die Serenade (Qclur). Die Besetzung hier "ist noch bescheidener: außer den gewöhn- lichen Holzbläsern (wie bei op. 90) nur zwei Hörner. Harfe, Pauken und Streichorchester: letzteres freilich in zwei Gruppen geteilt: rechts vom Dirigenten Streicher (ohne Kontrabässe) gedämpft: links das vollständige Streichorchester (ohne Dämpfer). I. Der erste Satz ist eine der reizendsten Idyllen, die ie geschrieben wurden: dem in- timen Charakter einer ..Serenade" mit ihrer verliebten Nacht- stimmung entspricht das orchestrale, wie zarte polyfone Gewand ganz außerordentlich. Man denke nur an den entzückenden Hauptgedanken,

welch' klare Melodik spricht hieraus! Ebenbürtig ist das zweite Hauptthema. Mit der genauen Analyse der kunstvollen volyfonen Ver» schlingungen, harmonischen Pikanterien, könnte man eine kleine Broschüre füllen. II. Vivace alla Burles ca. ^8 (Vmoll) ist der zweite Satz gehalten: er führt uns in dem archaisierend»pasto» ralen Charakter des munteren Hauptgedankens in die Rokokozeit zurück. Aeußerst feinsinnig ist die Rückerinnerung an das Hauptthema des ersten Satzes knapp vor dem Schlusse (Adagio): ein inniger Gesang. III. Andante semplice 2/4 (Adur). Auf einer erweiterten zwölftaktigen Periode baut sich in freien Variationen, welche das sehr hübsche Thema zu weiterer Entfaltung bringen, der dritte Sah auf IV. Der Schlußsatz Allegro con spirito (Gdur C) krönt das Wert in meisterhafter Weise. Auf drei Themen (das Hauptthema teilt sich überdies in zwei Teile: einen trotzig dahinstürmenden Gedanken, und eine zarte, entzückende Violinphrase) aufgebaut, von denen das sehnsuchtsvolle (chromatische) zweite Thema besonders erwähnt zu werden verdient, bringt es in seinem Verlaufe u. a. ein Fugato von meisterhafter Plastik. Zum Schlusse erscheint — in der Coda der frei verwendeten Rondoform — wieder der Hauptgedanke des ersten Satzes. Ich halte das Werk für eines der bedeutendsten seines Schöpfers, aber jedenfalls rangiert es unter den Serenaden der letzten IM Iahre — die Brahms nicht ausgenommen — an erster Stelle: denn trotz seiner kunstvollen Harmonik und Polyfonie ist es auch in Bezug auf Stilreinheit ein Meisterwerk.

ä) Lieder.

Ale Liederkomponist hatunser Meister bisher die weiteste Verbreitung gefunden, und dies mit Recht: denn unter der großen Menge seiner einstimmigen Lieder mit Klavier befinden sich sehr, sehr viele, die dank ihrer eigenartigen Schönheit, ihres aparten Stimmungs» gehaltes, ihrer rnthmischen, harmonischen oder lautmalerischen Pointen fesseln. Noch mehr als an den Orgel» und Klavierstücken können wir hier Regers Vielseitigkeit bewundern. Ist er auch — und dies ist der einzige Vorwurf, den wir manchmal erheben müssen — in der Wahl der teitlichen Unterlage oft nicht allzu kritisch, so müssen wir über die stets neuen Einfälle durch eine eigenartige Begleitungsfigur, durch Wahl einer harmonischen Pikanterie auch ein minderwertiges Gedicht uns als interessantes, fesselndes Tonbild herzu»

stellen, bewundern. Daß unser Komponist hierbei — bei Teiten, die ihm minder zusagten — öfters in Manierismus verfällt (indem er z. B. die Liedtechnik Schumanns oder Brahms zu kopieren scheint, oder sich in rein technische Spielereien verliert) können wir als objektive Beurteiler nicht verschweigen. — Vor allem fällt dem Hörer die große Anzahl von Liedern, welche weiche, schwüle Stimmungen zum Ausdrucke bringen, auf. Der Komponist liebt dabei kleine Noten» werte, glitzernde Harmonik und zarte bescheidne Begleitfiguren. Eines der besten dieser Gattung ist Bierbaums: „Traum durch die Dämmerung" (op. 35 III), welches in weichen, melodischen Linien die landschaftliche Stimmung zu schönstem Ausdruck bringt: oder gleich die beiden nächsten (op. 35 IV. VI.) ..Flieder": „Wenn lichter Monden schein", melodisch hervorragend, dabei in Harmonik von unglaublicher Plastik. „Frauenhaar" (op. 37 IV) mit seinem zart»zitternden Zweiunddreißigstel Motive, und der glutvollen Steigerung vor dem Schlusse: oder die ätherische „Verklärung" (op. 55 VI).
Hierher gehören auch die zum Teil lautmalerisch ausgezeichneten Landschaftsbilder. wie „Am Dorfsee" (op. 48 VI. Man beachte die frei eintretenden Grundakkorde der kleinen Dreiklänge!). ferner die plastischen Begleitfiguren von: „Frühlingsregen" (op. 5l IX), „Weiße Tauben" (op. 51 XII) und vergleiche damit die machtvollen Kontraste im „Schmied Schmerz" (op. 51 VI), oder die von köstlichem Humor erfüllten: „Zwei Gänse" (op. 55 VIII), oder den „tapferen Schneider" (op. 55 III), der an Drastik nichts zu wünschen übrig läßt. (Die jammervolle Schluß» phrase: „O Schneiderfluch! Verschnitten ist der Frack!")
Die weitaus größte Zahl geben schlicht und treuherzig lyrische Stimmungen wieder. So das reizende „VomKüssen" (op. 23IV), das durch herbe Harmonik (man beachte die geniale Interpretation der Stelle: „und die heißen Tränen dringen bitterlich zum Aug' empor"), ausgezeichnete „Allein" (op. 31 I). eines seiner besten Lieder: das neckische: „Ich glaub' lieber Schatz (op. 31 II), oder die im Volkston gehaltenen: „Du liebes Auge" (op. 35 V). „Ein Vöglein singt" (op. 37 II), das reizende „Wiegenlied" (op. 43 V). „Hütet Euch" (op. 48 I). ferner: „Mein Herz" (op. 43 VIII dissovierende große Septime!), das lebhafte

..Mädchenlied" (op. 51 V). Tief melancholisch gehalten sind: „Gleich einer versunkenen Melodie" (op. 51 VIII) und „Verlorene Liebe" (op. 51 X): archaisierend das beliebte „Mole d'Amons" (op. 55 XI). —

Die nun folgenden Liederhefte des jungen Meisters zeigen deutlich die zwei Hauptrichtungen seiner lyrischen Entwicklung und zwar jede gesteigert: die zum Volkstümlichen neigende Liedergruppe zeigt bedeutendere, konsequentere, ich möchte sogar sagen, bewußtere Einfachheit, die Harmonik ist einfacher, wenn auch dafür die Stimmführung bedeutend durchsichtiger geraten ist: die andere Richtung, in welcher unser Komponist zur Naturschilderung greift, zur plastisch» realistischen Ausmalung der seelischen Vorgänge sich veranlaßt fühlt, ist ebenfalls bedeutend gesteigert: konzentriert. Doch sind diese Gesänge zum Teile dadurch recht schwer eingänglich geworden. Der letzteren Gattung gehören zum Großteile die Liederhefte nach op. 62 an, (außer op. 7b). Ich nenne nur die anmutig zarte Vertonung von Dehmel: ..Wald selig keit" (op. 6211), das trotzig leidenschaftliche Poem „Mensch u. Natur" (op. 62 IV.), oder die erschütternde ..Totensprache"!), ferner: ..Sehnsucht", „Freundliche Vision". „Die Liebe". „Erlöst" (op. 66. I. II. VII. IX.).

Vgl. weiter op. 68, 70, 75. Die erftere Gattung repräsentiert hauptsächlich die berühmte Liedergruppe „Schlichte Weisen" op. 76. So entzückende Liedchen wie „Waldeinsamkeit" (III), „Herzenst ausch" (V), „Einen Brief soll ich schreiben" <VIII). „Des Kindes Gebet" ^ (XXII) müssen weiteste Verbreitung finden. Das Werk ist zur Einführung in Regers Lyrik besonders gut geeignet. Schließlich hebe ich noch op. 97 hervor, da sich darin eine Vereinigung beider Techniken anzeigt: wie das Morgenrot einer neuen Entwicklungsphase, die uns den Meister in reichstem abgeklärten Schaffen wiederspiegelt. —

e) Chöre 2 capella und mit Begleitung.

Relativ groß ist die Zahl von Volksliederbearbeitungen für gemischten oder Männerchor, die Mai Reger publiziert hat. Daß diese leider viel zu wenig beachteten Bearbeitungen, die erst recht den Geist des Volksliedes erschöpfen und den geistlosen Bearbeitungen a la Koschat, wie sie Pommer und Anhänger produzierten, ,entschieden vorzuziehen sind, in ihrer Art meisterhaft sind, ist klar.

Freilich: leicht sind sie nicht. Aber wenn einmal doch noch die Zeit kommen sollte, wo unsere gemischten Choroereine in der Provinz — die großen 2 cgpella»Chöre in den deutschen Kunstzentren, wie der Philharmonische Chor in Berlin, oder der Porgeschor in München, sind selbstredend ausgenommen — sich mehr dem Studium Bachscher Polyfonie ergeben würden, so ist auch für Regers Chorwerke die Zeit da. Denn, vorherrschend in den Bearbeitungen, ficht er in seinen Originalchorwerken auf Bachscher Technik. So vor allem in der großen Zahl direkt dem praktischen Gebrauche bei dem evangelischen Gottesdienste gewidmeten Werke, unter denen die vier Choralkantaten allen leistungsfähigen Kinderchören dringend empfohlen seien, hingegen die 40 geistlichen Kirchengesänge („Der evangelische Kirchenchor") so leicht gehalten sind, daß auch der wenigst geschulte Chor sich daran wagen kann: und dann entspricht diese Sammlung durchaus dem praktischen Bedürfnisse. Ein Gegenstück hierzu bilden die für den katholischen Gottesdienst geschriebenen 38 „leicht ausführbaren Kompositionen", op. 61. (Welche zwar auch geistliche Lieder für eine Singstimme und Duette enthalten.) Sie sind ihrer Sangbarkeit und einfachen Melodik halber auch für schwächste Chöre zu empfehlen: auch sind sie bereits im amtlichen Caecilienvereinskatalog aufgenommen, also liturgisch zugelassen. Bon Originalkompositionen ist die äußerst wirkungsvolle, gut liegende ..Hymne an den Gesang" für Männerchor und großes Orchester, c>p. 21, leider gar nicht genug gewürdigt. (Meist wird die bombastische aber in der Erfindung sehr dürftige Hegarsche Vertonung desselben Teiles gesungen.) Für Männerchor ohne Begleitung veröffentlichte Reger 15 Originalchöre, worunter besonders (freilich für leistungsvolle Männerchöre) op. 83 zu empfehlen ist. Zum Teil sind sie leider so dicht gesetzt, daß nur bei tadelloser Wiedergabe, die großen Schönheiten, die auch in diesen Werken liegen, zur Geltung kommen können.

Sein Hauptwerk für Chor ist der „Gesang der Verklärten" ans eine kurze Dichtung Karl Busses für fünfstimmigen Chor (zwei Soprane, Alt, Tenor und Baß) und großes Orchester, c>p. 71. Es ist dieses Merk mehr eine Phantasie über diese 12 Gedichtzeilen, die mehr als programmatischer Vorwurf einer symphonischen Dichtung für Chor und Orchester dienen, als der bisher meist gebrauchten

Art der Orchesterchöre gleicht. Aber schon in seiner Tendenz ist das Werl eminent modern. Entgegen dem kleinen orchestralen Apparate bei seinen Orchesterwerken (vgl. zud. c) hat unser Meister hier einen kolossalen Orchesterapparat beschäftigt: je drei große Flöten, Hoboen, Klarinetten, Fagotte, überdies je ein Englisch»Horn, Baßklarinette, Kontrafagott, je drei Trompeten, Posaunen, sechs Hörner und Baß» tuba: Pauken, Trommel. Tamtams, zwei Harfen, Streichorchester. Schon das Hauptthema, welches mehr harmonischer als melodischer Natur ist. weist auf die wisionäre, in apartesten Klängen schwelgende Tonsprache dieses äußerst stimmungsvollen Werkes hin, dessen Aufführung kein leistungsfähiger Oratorienverein unterlassen sollte. Bei reichster Anwendung der Chromatik. der durchaus polyphonen Ton» fprache und dem glänzenden orchestralen Gewande ist das Merk doch immer Ausfluß tiefster Empfindung: freilich stehen der Ausführbarkeit große Schwierigkeiten gegenüber, da man die Sänger erst an diese neuartige Satzweise gewöhnen muß.

Dr. Paul Aman:

Bethmann'Hollweg und seine Zeit

Das Bild des Herrn von Bethmann Hollweg kann heute in sicheren Strichen noch nicht gezeichnet werden, nur die Umrisse werden sichtbar. Und sie deuten auf einen Mann, dessen Blick nicht, wie der des vierten Kanzlers, an der Oberfläche der Dinge haftet, der nicht gleich dem Grafen Cavrivi im Gehorsam die erste Christenpflicht erkennt, der aber auch nicht wie Fürst Clodwig Kohenlohe sich genügen läßt, nur als Arabeske zu dienen. Man hat ihn einen Philosophen genannt, meist wohl in spöttischem Sinne, und er fühlte sich gekränkt. Aber auch Colon ist ein Philosoph gewesen, und er war doch zugleich der Schöpfer des Staatsgebäudes von Athen, dessen Spitzen und Kuppeln durch Iahrhunderte leuchten. Er sprach das Wort, daß „eine stolze, starke und freie Kultur des Geistes dac Fundament auch der politischen und wirtschaftlichen Leistungen de- deutschen Volkes sein und bleiben muß" und er hat es begrüßt, daß der ..platonisch»fichtesche Irrtum, der die Grenze zwischen Erkenntnis und Tat verwischt und die Philosophie zur Leitung des Staate: berufen will, unsere den materialistischen Wertungen allzu geneigten Zeit fern liegt." Aber der vornehmen Geradheit seines Wesens fehlt doch selbst das Starke, Stolze und Freie: er reißt nicht fort, er sucht nur durch kluge Deduktionen zu überzeugen, er begeistert nicht und er vergißt, daß auch die Phantasie eines Volkes angeregt und beschäftigt werden muß. Er glaubt schweigsam durch die «Welt gehen, im stillen Kämmerlein den Faden des Schicksale spinnen zu können, aber das Volk will seine Helden lebendig, stolz und frei vor Augen sehen, es harrt nicht auf Gedanken» menschen. Er ist zweifellos innerlich wahrhaft, ein Staatsmann,

der nichl in der Schule Tanllerands gebildet ist, aber er ist kein Lord Feuerbrand, kein Gigant, der den Pelion auf den Ossa wälzt und den Himmel erstürmt. Er wird in der Bitternis der Enttäuschung nicht wie Wismars am Gallenfieber erkranken und auch im heißen Zorne niemals eine Türklinke zerbrechen. Aber gerade in seiner sachlichen Ruhe, in der Abneigung gegen alles äußere Gepräge, in dem sittlichen Ernst, mit dem er an alle Aufgaben des politischen Lebens herantritt, liegt wohl der Grund, der ihn zum besten Repräsentanten der neuen kaiserlichen Regierung, aber auch zu ihrem sichersten Hüter und Schützer macht. Der Kaiser wird sich ihm nie vertraulich zeigen, er wird schwerlich verängstet, wenn ihn ein Unfall trifft, zu ihm mit dem Rufe eilen: „Ich will meinen Theobald sehen," aber er wird ihn respektieren und ihm gerade deshalb einen weiteren Kreis der persönlichen Betätigung, als seinen Vorgängern gönnen.

In der Persönlichkeit seiner ersten Diener spiegelt sich auch die Entwicklung des Kaisers wieder: In dem stürmischen Proteste gegen die gewaltigen, weithin in seine eigene Zeit ihren Schatten werfende Gestalt des Fürsten Bismarck. den er. der doch ein Herr» scher von Gottes Gnaden war. nicht zu überwinden vermochte: in der Wahl des an Gehorsam gewöhnten, vor dem obersten Kriegsherrn in Ehrfurcht schweigenden Generals, der nur das Werkzeug seines nach allen Sternen langenden Willens, nur ein Handlanger seiner Erfolge werden sollte: in dem Fürsten Chlodwig Hohenlohe, der nur als ein Schatten durch die Hallen des Kanzler?alastes strich und niemals Glauben finden konnte, wenn er Ruhm und Verdienst einer Tat für sich in Anspruch nahm: in dem Fürsten Bülow, dem gewandten Regisseur prunkhafter Ausstattungsstücke, diedas Auge blenden und doch, wenn der Vorhang sinkt, dem Beschauer nur das Gefühl der Schalheit und Leere lassen. Selbst die Tragik des Novembertages in aller ihrer erschütternden Größe gewann durch ihn einen leisen Zug der Theatralik. Herr von Bethmann Hollweg aber ist kein Mann, der wie Bismarck sein Iahrhundert beherrscht, keiner, der wie Graf Cavrivi auf Kommando einschwenkt oder wie Fürst Hohenlohe sich mit dem Schatten der Macht begnügt, er blendet auch nicht, um schließlich zu enttäuschen, gleich dem Fürsten Bülow. Er wird auch seinem Herrscher gegenüber den Mut der

Ueberzeugung haben, und er wird gerade darum auf ihn eine stärkere
Wirkung üben, als die drei Männer, die seine Vorgänger waren.
Wohl fehlt ihm der Hauch aus göttlichem Munde, der Äiflatu«
liivinu^ des Genies; aber es kann doch auch ein großer Mann werden
nicht nur wer viele Ideen, sondern auch wer eine Ueberzeugung hat.
Ein Zeichen gewandelter Anschauungen liegt schon in der neuen
Gestaltung des Systems der Ministerauslese. Hatte hier früher,
nichi nur in den Tagen der Berlepsch und Heyden und selbst der
Miguel, kaiserlicher Wunsch und Geschmack allein entschieden, lo tritt
in der Auswahl der neuen Männer, die den Kanzler umgeben, deut-
lich dal Bestreben hervor, die Ressorts nach rein sachlichen Gesichts-
punkten mit Männern zu besetzen, die ihm als die wertvollsten
Gehilfen seiner Pläne erscheinen. Größer ist die Einheitlichkeit ge-
worden, stärker als sonst tritt die Gemeinsamkeit des gleichen Wollens
hervor. Und doch sind die Persönlichkeiten der neuen Männer, der
Dallwitz und Schorlemer, stärker geprägt, als etwa die der Armin
und Moltke. Und schon die ersten Taten des Herrn von Kiderlen»
Wächtei beweisen, daß auch in der auswärtigen Politik ein anderer
Geist weht, als einst unter Schön und seinem vielgewandten Meister.
de!ü Fürsten Bülow. Das Lohengrinschiff nach Tanger wird nicht
mehr gerüstet, um in Algeciras zerbrochen zu landen, es wird kein
fönendel Protest mehr erhoben, um im Nebel der Phrase zu zer-
stieben, wohl aber tritt der deutsche Wille wieder als aktives Ele-
ment auf den Plan der Entscheidungen und der Filzschuh fliegt
in den Winkel. Das Lob der Sparsamkeit hatte Fürst' Bülow
immer wieder gesungen, und bergehoch türmten sich die Schulden
dez Reiches: zur Tat ist das Wort erst geworden, als der neue
Kanzlei kam und sich in Herrn Wermuth einen Mann nach seinem
Herzen und zugleich von starker persönlicher Prägung erkor. Und
Herr von Bethmann Hollweg besaß auch den Mut. sich von Dern»
burg zu trennen, an dem so viel Erinnerungen der Dezemberzeit
hafteten, von dem Manne, der einst als Führer im Sturme sich
ungeheure Volkstümlichkeit erwarb, der jedoch die Kraft nicht be-
saß, sich in ihrem Besitz zu erhalten. Auch hier hat nicht der Kaiser,
sondern sein Kanzler die Initiative ergriffen. Gefallen ist auch
Herr von Rheinbaben, der Rival im Kampfe um das Kanzler-
amt. So hat sein Kabinett den Mann von der am stärksten kon»

servativ gearteten Färbung. Herrn von Rheinbaben, ebenso wie in Dernburg den Liebling der bürgerlichen Linken verloren, damit der Kanzler auch äußerlich den Ernst seiner Absicht feststellen konnte, unabhängig von allen Parteien und nur nach sachlichen Gesichtspunkten zu regieren.

Und je mehr dieser Gesichtspunkt hervortritt, desto seltener sind auch die großen Emotionen geworden, die noch immer vorher das persönliche Auftreten des Kaisers, seine starke Betonung des Königsrechts hervorrief. Nur selten noch hat seit den November» tagen eine Kaiserrede die Nation in Erregung gesetzt; das Bedürfnis, mit seinem Volke Frieden zu haben, das ergreifend aus der Neujahrsrede des Iahres lW9 hervortrat, ist auch später siegreich geblieben. Darf man ihn tadeln, daß er am Neujahrstage zu seinen Generalen sprach? Diese Rede war nicht bestimmt, über den engen Kreis der Hörer hinauszudringen, eine politische Wirkung zu üben: sie durfte nur tadeln, wer die kaiserliche Würde zu einem Schatten herabdrücken wollte. Was er sagte, war sicherlich bedeutsam. Nicht nur als charakteristisches Merkmal seiner Stimmung, sondern auch deshalb, weil, es bezeichnend war für die pessimistische Auffassung der Resultate, die in all den langen Iahren seiner eigenen politischen Arbeit erreicht worden waren. Denn die Gefahr, daß Deutschland unter unglücklichen Verhältnissen in einen Weltkrieg verwickelt werden könnte, war doch das eigentliche Thema der Rede, auch wenn die militärischen Fragen formell im Vordergrunde standen. Was freilich der Kaiser selbst dort festgestellt hat, das haben die „Nörgler", die einst gemahnt wurden, den Staub des Vaterlandes von ihren Pantoffeln zu schütteln, schon vorher durch lange Jahre warnend betont, sie haben wohl nur mit einem Gefühl der Wehmut jetzt den Kaiser in ihren Reihen begrüßt. Der Pessimismus des Kaisers aber und seines Volles begann erst zu weichen, als in der Zeit der bosnischen Krise das deutsche Schwert entschlossen in die Wag» schale geworfen und der Welt bewiesen wurde, daß „der deutsche Hund nicht nur zu bellen, sondern auch zu beißen versteht."

Dann hat die Rede von Karlsruhe einen Sturm erweckt. Aber dieser Sturm drang über den Raum eines Wasserglases nicht hinaus, und alles Bestreben der Demagogie, die an die badischen Sol»

daten gerichteten Worte als eine Rückkehr zum persönlichen Regiment, als eine neue Bekundung absolutistischen Wollens darzustellen, sind an der inneren Unwahrhaftigkeit des Beweises zugleich und an dem entschlossenen Willen der Nation gescheitert, nur in der Stunde äußerster Notwendigkeit die Erregungen der Novembertage wieder heraufzubeschwören. Wenn in der badischen Hauptstadt der Kaiser eine Wendung gebrauchte, die als eine Ablehnung des utopistischen Gedankens erscheinen konnte, das rauhe Handwerk des Kriegers aus der Welt zu schaffen und die Turteltaube zum allgemeinen Symbol des Völkerlebens zu erheben, so traf dieser Appell überdies auf eine harmonisch wiederklingende Saite der deutschen Seele. Es ist selbstverständlich, daß ein deutscher Kaiser sich zu den Grundsätzen bekennen muß, auf denen die Entwicklung des Deutschen Reiches gleich einem historischen Leben beruht. Und wenn der Kaiser die Deutschen ein waffenfreudiges Volk genannt hat, daß im Falle der Not unter Gottes Hilfe und unter Gottes Schutz die schwersten Proben bestehen werde, wenn er erklärt, daß „so lange es Menschen gibt, es auch Feinde und Neider geben wird, gegen die man sich schützen muß," wenn er hinzufügt: „Infolgedessen wird es auch Kriegsaussichten und Kriege geben, und wir müssen auf alles gefaßt sein," und wenn er dann mit der Versicherung schließt, das; das Heer vor allem den wcner 6e bronce bilde, auf dem sich der Frieden Europas gründet und mit dem niemand anzubinden die Absicht hat, so wird durch solche Worte die deutsche Politik nicht eigenwillig festgelegt, sondern nur im Gegensatz zu den zahlreichen Beteuerungen der Friedensliebe das Bekenntnis abgelegt, daß die germanische Waffenfreude noch nicht gestorben ist, daß wir zwar den Krieg nicht suchen dürfen, aber in ihm noch immer den letzten Beweisgrund erblicken müssen. Es war psychologisch nur natürlich, daß der Kaiser in jenen Tagen, in denen er als oberster Kriegsherr dem Manöver der süddeutschen Truppen beigewohnt hatte, seine Gedanken durch das weite Reich der kriegerischen Möglichkeiten schweifen ließ.

Der Gottesfriede blieb ungestört, all die Erschütterungen, die sich so oft an das persönliche Eintreten des Kaisers, an seine Reisen, Reden und Telegramme knüpften, wurden vermieden. So stark auch die Vorgänge namentlich auf dem Boden der auswärtigen Politik

den Kaiser locken mochten, in temperamentvollen Worten seine inner-
sten Anschauungen zu offenbaren und vor allem jener Periode, in
der Oesterreich an die deutsche Nibelungentreue appellierte, die per-
sönliche Note zu geben, so hat er sich dennoch bezwungen und gerade
hierdurch unsere Politik vor Mißdeutung und Mißverständnis ge-
schützt. Er ist gewiß nicht in dem Ringen jener Tage ein unbe-
teiligter Zuschauer gewesen, aber der Staub des Kampfplatzes hat
doch seinen Mantel nicht berührt. Und als dann an seinem nächsten
Geburtstag die Festartikel erschienen und die Festreden erklangen,
da war gerade deshalb die Feier besonders herzlich, weil man er-
kannte, wie schwer das Opfer war, das der Kaiser durch seine
Zurückhaltung brachte, daß aber erst dieses Opfer die letzte Scheide-
wand einriß, und Wahrheit und Klarheit schuf. Freilich erklang
beim Festmahl des Reichstages nicht wieder der Panegyrikus des
Grafen Ballestrem auf den Absolutismus, der Hymnus auf die
groß Individualität und die großen Intentionen des Kaisers, der
in allen Dingen, den politischen, sozialen, wissenschaftlichen und wirt-
schaftlichen Fragen „die geistige Standarte erreichte", wohl aber
nannte es der Redner, der gleichfalls ein Zentrumsführer war,
ein großeo Ergebnis, daß jetzt die gleiche verfassungsmäßige Ge-
sinnung das Volk und seinen Kaiser vereine.

Und es kam eine Zeit der Ruhe, der vollen inneren Ver-
söhnung Bis dann plötzlich im Sommer zuerst der Kronprinz gute
jugendfrische Worte zu den Kommilitonen von Königsberg sprach
und der Kaiser mit dem Worte von den Instrumenten des Herrn
folgte.

Aber schon vorher, als er die erregende Wirkung der Kaiser»
rede von Königsberg spürte, hat der Kanzler versucht, durch offi-
ziöse Noten Oel auf die Wogen zu gießen. Er stellte fest, daß
„die Rede kein Regierungsakt, sondern ein persönliches Bekenntnis
des Monarchen sei, daß der ein schlechter König wäre, der die
Ansichten des Tages zur Richtschnur seines Handelns nähme", daß
ein historischer Elkurs noch keine Mißachtung von Volksrechten und
Volksbeschlüssen bedeute. Und sicherlich war es auch eine Frucht
seiner ehrerbietigen, an den Kaiser gerichteten Vorstellungen, wenn
der Monarch selbst in einer neuen Rede zu Marienburg den Kommen»

tar dir authentische Interpretation zur Königsberger Rede lieferte. Hier erklärte der Kaiser, er habe nur gemeint, daß Deutschtum und Christentum untrennbar voneinander seien, daß das Kreuz der Ordensritter die Unterordnung unter den Willen des Himmels bedeute. Und wie er' sich und seinen Großvater als im Auftrage zunseres Herrn und Gottes arbeitend dargestellt habe, so nehme er das von jedem ehrlichen Christen an. Der Betonung der Rechte also schlicßt sich hier das Bekenntnis zu Pflichten an, und wenn dort jede Rücksicht auf Tagesansichten und »Meinungen verworfen wurde, so erweist sich doch die Marienburger Rede selbst als das Produkt einer solchen Rücksicht. Das hat das deutsche Volk freudig vernommen, und durch solches Bekenntnis ist der Glanz der Krone nicht vermindert, sondern nur erhöht worden. Königen ist es ja leicht die Dankbarkeit ihres Volkes zu erwerben: sie werden sie stets besitzen, wenn sie seine Rechte achten. „Und ist der gute Wille eines Volkes nicht das sicherste, das edelste Pfand? Wann darf sich ein König sicherer halten, als wenn sie alle für einen, einer für alle stehen?" so heißt es in Goethes „Egmont".

Später aber wurde ein neues Wort, eine neue Rede des Kaisers bekannt, und abermals gedachte man des Wortes, das Heinrich von Treitschke einjt von einem anderen Hohenzollern sagte: „Auf den Widerstand seiner Räte ließ er wohl einen Lieblingsplan plötzlich fallen, bis sich mit einem Male zeigte, daß er an seinem ursprünglichen Gedanken mit einer seltsamen stiNen Zähigkeit festgehalten hatte und trotz allem, was dazwischen lag, zu ihm zurückkehrte." So klang es uns plötzlich aus dem Klostersaale von Beuron genau so entgegen wie einst, da noch Herr Benzler dort Erzabt war. Wieder wurden die Mitglieder eines katholischen Ordens als Kulturträger, als Vorkämpfer der Kunst und der Wissenschaft gepriesen, und doch waren vorher in der Enzyklika zu Ehren des heiligen Borromäus die Begründer der evangelischen Lehre, auf der doch das Kaisertum ruht, als faule Bäuche geschmäht und mit grimmigen Schelt» Worten überhäuft worden. Die Genugtuung aber blieb aus. Wieder vernahmen wir. daß es das vornehmste Ziel eines Monarchen sei, dem Volke die Religion zu erhalten, und daß nur mit ihrer Hilfe die Gedanken, die „das zwanzigste Iahrhundert ausgelöst hat", und die Bestrebungen der Sozialisten bekämpft werden können. Da ver»

nehmen wir, daß der Kaiser dem Kloster ein Kreuz gestiftet habe, um zu beweisen, daß „die Regierungen der christlichen Fürsten nur im Sinne des Herrn geführt werden können, und daß sie helfen sollen, den religiösen Sinn, der den Germanen angeboren ist, zu stärken und die Ehrfurcht vor Thron und Altar zu vermehren." Da kehrte der Gedanke zurück, den der Kaiser in Metz aussprach, daß der Bischof, der auch Herr Benzler war. die Eintracht fördern und die ihm anvertrauten Diözesanen mit dem Geiste der Ehrfurcht gegen die Krone erfüllen möge. Diese Mahnung freilich fand keinen Gehorsam. Denn wenn in den Reichslanden die gegen das Deutsche Reich gerichteten Kräfte sich in ungewöhnlichem Maße mehrten, so sind sie gerade durch Herrn Benzler gefördert worden.

Wenn aber der Kaiser sich hier als gläubigen Christen bekennt, so wird man dies zwar in Ehrfurcht vernehmen und von neuem erstaunt sein, daß dieses Bekenntnis immer wieder mit weithin schallender Stimme abgelegt wird. Sonst werden religiöse Empfindungen in den engsten Schrein des Herzens oder doch ins Kämmerlein gebannt. Aber der Kaiser legt auch besonderen Wert auf die Bekundung seiner paritätischen Fürsorge für alle christlichen Konfessionen, er bekennt sich immer wieder als Gegner jeder konfessionellen Entzweiung, er sprach schon in Münster laut von der Sehnsucht, daß das schöne Bild versöhnlicher Einheit, wie es Westfalen dem Beobachter zeigt, auf das gesamte Vaterland übertragen werden möge. Er hat vom Fürstbischof Kopp den Orden der Ritterschaft vom Heiligen Grabe entgegengenommen, er hat die Benediktiner von Montecassino begeistert gepriesen, er hat der katholischen Kirche die „Dormition" geschenkt und in Straßburg von „den edlen Herren der Kirche" rühmend gesprochen. Dann aber kamen die Dezembertage und mit ihnen die scharfe Abkehr von dem Kurse, in dem dac Zentrum die Führung hatte, vom Illtramontanismus, den der Kaiser jetzt von neuem an sich heranzieht. Der Gegner war „niedergeritten" und jetzt hob ihn der Reiter selbst wieder aufs Pferd.

Der Glaube, daß der Klerus die sicherste Stütze der Monarchie lei, ist irrig. Schon das Bild, das heute Portugal bietet, schon die Geschichte Spaniens muß solchen Glauben zerstören. Daß aber der Klerul, aus reiner Absicht gerade zur sichersten Stütze des evan»

gelischen Kaisertums der Hohenzollern zu werden gewillt sei, das zu glauben verbietet die Vergangenheit wie die Geschichte der Gegenwart im gleichen Maße. Denn überall steht er im engsten Bündnis mit den gegen die Einheit des Reiches gerichteten Bewegungen: nicht aus Zufall war der erste Führer des Zentrums ein Nielse. Und ein Irrtum ist es, daß die katholischen Orden Vorkämpfer der Kultur, der Kunst und Wissenschaft seien. Wo hier noch Zweifel bestanden, da muß sie der Modernisteneid zerstören, der jede selbständige geistige Regung vernichtet, jeden Fortschritt im Reiche der Gedanken ausschließt. Der blinde Gehorsam gegen die Hierarchie ist der Anfang un!d das Ende alles römischen Wollens, und wenn das Mittel dem Zwecke dient, dann schlicßt man wohl auch den engsten Bund mit der roten Mühe der Republikaner. Das hat wiederum Portugal bewiesen.

Der Kaiser hofft viel von der Hilfe des Klerus im Kampfe mit den Gedanken, die das zwanzigste Iahrhundert „ausgelöst" hat, im Kampfe mit dem Sozialismus. Und es ist nicht zu bezweifeln, daß das Christentum in diesem Kampfe ein starker Bundesgenosse ist. Aber nicht jenes Christentum, das Klöster baut. Nonnen einkleidet und Bettelmönche durch das Land schickt: nicht das Christentum, das sich den Formeln und dem Zwange von Beuron fügt, das in Springprozessionen nach Echternach zieht, das seine Gebresten im heiligen Wasser von Lourdes zu heilen versucht. Mit Klöstern und Klostergedanken werden keine die Menschheit bewegenden Ideen, wie sie doch auch im Sozialismus ruhen, erdrückt und keine geistigen und wirtschaftlichen Probleme gelöst. Das Kompromiß in Bayern, das einst zwischen Herrn Schädler, dem Domdechanten von Bamberg, und dem sozialistischen Führer von Vollmar abgeschlossen wurde, deutet kaum auf eine pupillarische Sicherheit des Zentrums, auf die Zuverlässigkeit der römischen Sympathien. Einst rief der Kaiser eienm Prälaten zu: „Wenn alle Geistlichen Ihrer Konfession im Lande so denken wie Sie, dann ist es um die Zukunft wohl bestellt." Und doch hat eben dieser Prälat gelehrt, daß die Kirche die unbedingte Oberhoheit über den Staat, daß der Papst das Absetzungsrecht über alle weltlichen Fürsten besitzt, ja daß ihm sogar das Recht zusteht, „in gewissen Fällen" vom Eide der Treue zu entbinden. Die Kirche ist und bleibt eben, auch nach der Rede von Neuron,

eine politische Institution, und zu ihren unveränderlichen Eigenschaften wird jetzt und immer der Trieb zum Umsichgreifen gehören. Das hat uns Fürst Bismarck eindringlich noch in seinem letzten Vermächtnis gelehrt. Darum wird auch die Sicherheit der Throne niemals ihr letztes Ziel, wenn auch zuweilen ein willkommenes Mittel sein, um die eigenen Früchte zur Reife zu bringen.
Aber wenn auch zuweilen ein kaiserliches Wort Erregungen weckte und Erinnerungen an die Vergangenheit heraufbeschwor, so ist die heilsame Wirkung der Novembertage doch nicht verschwunden, und trotz aller Wirrungen trägt das innere politische Leben der Nation doch nicht mehr den Stempel jener nervösen Reizbarkeit, die seit den ersten Märkerreden des Kaisers auf ihr lag. Diese Wandlung tritt noch stärker hervor in der Entwicklung der auswärtigen Politik, die freilich durch den Tod König Eduards von England und durch das Ausscheiden seiner gegen Deutschland gerichteten Betriebsamkeit ohnehin in das Zeichen veränderter Tendenzen trat. Hier hat der Kaiser bewundernswerte Zurückhaltung geübt, hier mußten aber auch die Ereignisse des November eine besonders eindringliche Lehre geben. Die Zustimmung, die der Artikel des Grafen Schlieffen fand, diese pessimistische Betrachtung über den tiefverdüsterten Horizont, ist zugleich das Eingeständnis gewesen, daß die bisherige Methode der äußeren Politik uns nicht zu glänzenden Zeiten geführt, sondern in schwere Gefahren gebracht hat. Man hörte wohl noch von persönlichen Briefen des Kaisers an den Zaren in den Tagen, als Iswolsl» und Aehrenthal ihren Zweikampf ausfochten, aber die Nachricht wurde alsbald dementiert. Und auch in den Zeiten der bosnischen Krisis vernahm man nichts von eisenklirrenden Reden, von heftigen Wendungen, die Haß und Mißgunst stets nach eigner Weisc auslegen konnten. Schweigsam wie er der großen Krise des Blocks gefolgt ist, folgte der Kaiser auch den Ereignissen am Balkän, und zum erstenmal seit langen Iahren begann man sich in Europa zu erinnern, daß man mit dem deutschen Schwerte nicht spielen darf. Wir sprachen nicht, sondern wir handelten wie wir mußten, und das Wort, das Franz Moor an den Bastard Herrmann richtet: „Du bist ein entschlossener Kerl — Soldatenherz — Haare auf der Zunge" gewann dort Geltung, wo man der Rolle des mil« Llorici8U3 seit langem satt war. Auch hier präsentiert sich der Wechsel der Zeit in der Persönlichkeit der Kanzler und ihrer Gehilfen: Herr

von Bethmann Hollweg wird niemals einer Politik in Glanz und Flitter zustimmen, und Zerr von Kiderlen»Wächter hat in dem heimlichen unterirdischen Kampfe mit Frankreich Erfolge errungen, die Deutschlands Politik seit langen Iahren nicht kannte. Gewiß war in dem erbitterten Ringen der Diplomaten der Kaiser nicht nur ein unbeteiligter Zuschauer, aber er blieb dem Staub des Kampfplatzes dennoch fern, und wenn sich in der marokkanischen Frage und in dem Verzweiflungskampf der Mannesmanns um ihre Rechte in der Nation starke Erbitterung erhob, so war nicht mehr die Person des Kaisers in der Schußlinie, und der monarchische Gedanke wurde nicht von neuen Gefahren bedroht.*)

*) Unfruchtbar und geringen Dantes wert mag der Wunsch erscheinen, die Geschichte der eigenen Zeit zu schreiben. Denn tief in den Archiven und unzu» gänglich dem Forscher ruhen noch die Dokumente; die Kämpfe des Tages erfassen und erschüttern die Seele des Schreibenden, und gerade der Mann, der selbst in diesen Kämpfen steht, wird allzuleicht das Opfer der vorgefaßten Meinung werden. Auch Kaiser Wilhelm bleibt stets ein Werdender, auch sein Bild wird erst einer der Enkel vollenden. Und doch ist es von äußerstem Reiz, aus den reich gegebenen Linien schon jetzt das Wesen dieses Mannes zu erfassen, wie sie der zeitgenössischen Welt sich darstellt.

Dieses Bild hat Dr. Paul Liman in seinem im Verlage von Theod. Thomas, Leipzig, erschienenem Buch in außerordentlicher Vollendung gezeichnet. Der Reiz dieses Buches liegt darin, daß Dr. Paul Limans Schreibweise sich nicht in dem trivialem Biedermannston gefällt, den so gern das Geschichts'Schulbuch wählt, und ebenso wenig den bewundernden Ton des ordensgierigen Hofschranzen an» nimmt. Freimütig, ohne unchrerbietig zu sein, schreibt Dr. Paul Liman, und deshalb kann uns sein offenes ehrliches Wort, das stets die Grenzen des An» standes zu wahren versteht, niemals unangenehm berühren. In Limans reinem Spiegel erblicken mir ein Bild unseres Kaisers: nicht nach der Weise des Panegy» riters, der in Ehrfurcht ersterbend nur die Sonnenseiten in dem Wesen des lebenden Herrschers erblickt, und der darum zum Frevler an der Geschichte wird — nein, im Rahmen vornehm abwägender Kritik scheut sich Dr. Paul Liman nicht, auf die Schwächen in dem Charakter und auf die Irrtümer in der Weltauffassung des Kaisers hinzuweisen; die Nation zur Selbstbesinnung zu spornen, daß sie nicht in blindem Vertrauen auf den Führer die Arbeit an sich selbst vergesse.

Dem Verlage sei Dank, daß er uns gestattete, einige Seiten aus.dem interessanten Werke als Kostprobe für unsere Leser zu entnehmen.

R
schau
u n

Hellenisches Pech.

Die Grenze zwischen Türkei und Griechenland ist durch das Schauspiel, das griechische Banditen mit der Gefangennahme Richters der zivilisierten Welt vorführten, in eine etwas unrühmliche Aktualität geraten. Dieser Räuberstreich wurzelte ja nicht allein in der Romantik eines Ueberfalls auf einen harmlosen Reisenden, sondern gerade von ganz offiziellen türkischen Stellen wurde wiederholt darauf hingewiesen, daß hier auch politische Intrigen griechisch»nationaler Art mit im Spiele gewesen wären. Tatsächlich bewies dann auch bei der Verfolgung der Banditen die Bevölkerung jenes Grenzgebietes eine auffallende Indolenz: jeder wußte von nichts und keiner von etwas. Eine solch eigenartige Zurückhaltung der kompakten Einwohnerschaft ganzer Landstriche gegenüber schurkischen Verbrechen dürfte doch noch andere Beweggründe gehabt haben als die rein persönlichen der Furcht vor Rache. So tauchten ganz folgerichtig in der internationalen Presse Gerüchte auf, daß die Banditen im Auftrage eines griechisch»nationalen Komitees gehandelt hätten, um nem Mittel für politische Propaganda zu erlangen. Wenn die Gerüchte selbstverständlich auch stark übertrieben waren, so lassen sich doch gewisse Verdachtsmomente nicht umgehe.i' die darauf weisen, daß zwischen Griechen und Banditen — wenn auch nicht ein direktes Bündnis — so doch ein allgemeines Sympathie» Verhältnis herrschte. Mit anderen Worten: die Griechen freuten sich, dasj den Türken innerhalb des ottomanischen Reiches ein böser Schabernack gespielt worden ist. Auffallend hierzu stimmt die Aussage Richters nach seiner Befreiung, daß die Banditen wohl eine höllische Angst vor türkischen Gendarmen gehabt hätten, bei Sicht von griechischen Soldaten aber nicht im mindesten in Aufregung geraten seien.

Und so sehr die Sache bei den Haaren herbeigeholt zu sein scheint — es Iaßt sich nicht leugnen, das? in diesem Schurkenstreich der alte

Grenzkonflikt zwischen Türkei und Griechenland wieder einmal ein Ausdrucksmittel bekam, das einen Moment lang mit warnender Hellig-keit die Großmächte darauf auf-merksam machte, wie tief und un» auslöschbar der nationale Haß in jenen Grenzgebieten unter der Asche des scheinbar friedlichen Nebeneinan-der glimmt.
Seitdem der griechische Mini-sterpräsident Trikupis die Interven-tion der Mächte anrief, deren Be-vollmächtigte im Juli 1888 zu einer Konferenz zusammentraten, seitdem dieses internationale Schiedsgericht dem hellenischen Reich fast lzanz Thessalien und das südliche Alba-nien mit Ioannina zugesprochen hatte und seitdem das Ergebnis die-ser Konferenz von der türkischen Re»

gierung trotz all diesem Aufwand Türkei allein zu lassen, da bequemte
nicht beachtet wurde — seit dieser es sich schließlich dennoch, dieser Kon»
Zeit sieht sich Griechenland in seinen vention beizutreten.
Rechten für geschmälert an und Selbstverständlich war durch
empfindet der Türkei gegenüber ein diese Entscheidung die Frage we»
Gefühl der notwendigen Revanche, gen der einstmaligen Einverleibung
Allerdings rüsteten sich damals die des Epirus in das Königreich
Griechen, trotz ihrer großen finan» Griechenland nicht aus der Welt
ziellen Notlage, zu einem Kriege, geschafft, im Gegenteil ist sie heute
für welchen sie eine Operations» brennender, denn je. Gewiß dürfte
armee von rund 60 000 Mann mit h^ Sehnsucht der griechischen Pa»
95 Geschützen aufstellten: allerdings trioten nach dem Epirus mindestens
wurde durch em königliches Dekret ^nso groß sein, wie jene nach der
d,e provisorische Natwnalgarde m Erwerbung Kretas, während man
der Stärke von zirka 30 000 Mann s^ hinsichtlich der Aufteilung Mace»
orgamsiert. so daß das griechnche ^niens, - aus Ursache der hier in
Landheer emen Gesamtstand von Betracht kommenden Lebensinterek»
etwa 110 000 Mann erreicht hatte, ^ anderer Staaten, - in Athen
aber trotzdem konnte es das Wag» gewiß noch für längere Zeit in
n,s nicht unternehmen, ganz allem G^iNt. fassen dürfte. (A. T. von
mit der Turkei emen Krieg zu be» Waldkampf. Griechenland. Mace»
gmnen. donien und Süd»Albanien.)
Die Westmächte weigerten sich ^er griechische Haß gegen die
entschieden, den Hellenen beizustehen, ^rkei wuchs aber gremenlos, als
obgleich das Wort der Machte es „^ Beendigung des kretischen Krie»
war. das d,e turkische Regierung ^ am 19 Mai 1897 der für
mcht beachtet hatte Es wurden Grönland so schmähliche Frie»
hlerauf neue Verhandlungen m ^nsvertrag mit dem osmanischen
Konswntmopel eroffnet welche am ^.^ ^schlossen werden mußte.
24. Mm 1881 ihren Abschluß an» G^chenland hatte an die Türkei
D.> "^ t??.7 U ^! ^".!n^ «ne Kriegsenkschädigung von vier
?^ss^? »n ^«^!»« n«^ ssN MiN. türk. Pfund (75 Millionen
^?^l3^!n n,.^?»n NI. Mark) zu zahlen und außerdem an
^yA« „?i^ der thessalisch»makedonischen Grenze
Äad^ilome^e^ ^^^^e7^' ^'
wohnern, an Griechenland ab, "«3r"°Tri^ der Ita»
Die griechische Regierung sträubte liener entfacht in dieser glimmenden
sich zwar anfangs, diese dem Ber» Asche griechischen Hasses neue Glut,
liner Kongreß»Protokoll nur teil» Obwohl die griechische Regierung
weise entsprechende Zession anzu» ausdrücklich versicherte, daß sie wäh»
nehmen: als jedoch die Mächte rend des italienisch»türkischen Krie»
gegen Griechenland die entschiedene ges strenge Neutralität zu bewahren
Drohung aussprachen, dasselbe in gedenkt, lebt im Volke und in der
einem eventuellen Kriege gegen die Presse Griechenlands doch schon

deutlich und drohend der Revanche» Gedanken auf. vereint mit der säßen Verlockung, dem bösen Türken endlich einmal das so lang entbehrte Epirus entreißen zu können. Tragikomisch erscheint demgegenüber, daß von Seiten der türkischen Regierung erwogen wurde, den Italienern nun doch Tripolis zu überlassen, dafür sich aber auf Kosten Griechenlands von den Westmächten ganz bestimmte Garantien für die Uebernahme Kretas geben zu lassen. In diesem Falle wäre der Besiegte im italienisch»türkischen Krieg einzig und allein Griechenland. Wahrhaftig: ein ausgesuchtes Pech für die armen Hellenen!

Dr. C. R.

Von der Balkanhalbinsel.

Für mehr als einen Iweig moderner Wissenschaft bietet die Bal» kanhalbinsel mehr Interesse als irgend ein anderer Teil Europas. Zunächst ethnographisch. T^ie festen Staatsgefüge des nördlichen und des mittleren Europas, sowie die des Südwestens weisen fast sämtlich eine homogene, nur hier und da noch fremdartige Bestandteile einschließendeBevölkerungsmnssecmf. Schweden, Norwegen und Dänemark zeigen überall gleichmäßigen Grundcharakter der Bevölkerung. In England hat zwischen Angelsachsen und Normannen eine so innige Mischung stattgefunden, daß es nur dem geübten Auge des Forschers noch gelingt, hier und da einen reinen Grundtyp zu erkennen, während Schotten und Iren sich ihre cha> rakteristischen 2tamme2eigenim"li6> keiten klar erhalten haben. Äehw lich, wie in England, haben sich die Mischungen zwischen Slaven und Germanen in der norddeutschen Tiefebene vollzogen, während weiter westlich das niederdeutsche Element sich scharf von dem gallischen Typ abhebt, so im heutigen Belgien die Flamländer von den Wallonen, und im Osten die Polen nicht nur den Germanisierungsversuchen hartnäckig Widerstand leisten, sondern sogar einen großen Teil der dort eingedrungenen germanischen Elemente allmählich polonisieren. Dem einheitlichen Grundcharakter des Deutschen Reiches tut dies jedoch keinen

Abbruch, während im benachbarten
Oesterreich die Czechen in Böhmen
und Mähren, sowie die Slovenen in
istrischen Küstenland und dem alten
Friaul. die Dalmatiens, Südslaven
Bosniens und der Herzegowina, die
Polen Galiziens, ferner die Ita-
liener in Südtirol und der Triestiner
Gegend so mächtig auftreten, daß
von dem einstigen germanischen
Grundcharalter Oesterreichs keine
Rede mehr sein kann. Auch in den
Ländern der ungarischen Krone
stehen sich die eigentlichen Ungarn
und die Kroaten und Slavonier. so-
wie die Bruchteile fremder Stämme
im Süden Ungarns zwar unver-
söhnt gegenüber, aber die Gegen-
sätze gelangen nach außen hin we
nig zum Ausdruck. Weniger noch
in Rußland, am wenigsten in Frank-
reich, wo Normannen und Burgun-
der vollständig in dem französischen
Volkscharakter aufgegangen sind,
der in den Nachbargebieten der
Schweiz beständig Fortschritte auf
Kosten des Deutschtums macht. Auch
Italien, Spanien und Portugal
weisen, höchstens abgesehen von den
Basken der westlichen Pyrenäen,
10?

keine sich scharf von einander ab. juristischenAnschauungen der Mo»
hebenden Etammesunterschlede auf. hammedaner bildet.
Ganz anders auf der Balkan» ^ eingehender man sich mit dem
halvmsel. Hier, m dem Kontakta«» ^^^^ beschäftigt, desto höher steigt
biet Europa^ und Asiens deriem» ^ Bewunderung, die man für fei-
gen beiden Weltteile, ,n denen die ^^ ^^^^ Schöpfer empfindet,
moderne Kultur erwuchs und er> ^^^ ^ Koran ist nicht über»
all Original: Mohammed hat viel
den Abkömmlingen der Ureinwohner ^ der Bibel, aus dem Talmud.
Europas, den Ghegen Nordalba» ^scheinend auch aus dem Vedas
^^'. ^" ^^""^ der Unzugang» ^er I„„er ^nd den Lehren des Cun»
lichkelt und der von Eroberungs» ^^ entnommen. Aber in der Tat
zugen abschreckenden Armut ihres bewundernswert ist der Scharfblick,
rauhen Berglandes m unvermischter ^^ ^^ „ ^ z^^ umfassenden
Remhe.t erhalten haben, neben den ^ ^„ ^ ^,^^ ^^si
^"^" Zf?? ^^ klan.schen emaiid.^ stehenden Werken das
griechlschen Altertums, denienigen herausgriff, was der Eigenart seines
der weltbeherrichenden Romer ,m ^^^^ entsprach, und es zu einem
Luden der einstigen Provinz Da» harmonischen Ganzen verschmolz.
c,en, dem heutigen Rumamen, mcht ^ß er dem Talmud, dem gedanken»
allem die von der Wolga herge» ^^^^„ moralphilosophischen ,^nd
35^rf?^^«n?^^.3^^ sozialpolitischen Lehr» und Leitbuch
v,el scharferem Kontrast Turken tar» ^^ ..auserwählten Volkes", den
tarlscher Herkunft. Nicht nur m G^ndgedanken der starren Intole»
Europa steht d.ese Erscheinung emz,g ^„, ^.^ Verachtung jedes Anders»
da. sondern m der ganzen Welt, gläubigen, entnahm, war die Qu:Ile
und die Eigentumlichkeiten der hier» der erobernden Kraft des Islam zur
aus sich entwickelnden Verhaltms« ^i seiner Entstehung und noch
verdienen umsomehr e,n Interesse Iahrhunderte nach derselben, und
lebhaftester Art. als sie es smd. die ^^ ^^^^ ,,^„ Schwäche in spä»
auch ,n politischer Beziehung zu ste» ^,„ ^^^ ^enn diese Intoleranz,
tiger Beunruhigung Anlas? geben. ^ ^^ den besten Schuh gegen
Charakteristisch für alle Balkan» Sektenbildungen bot, so daß wir
staaten mit alleiniger Ausnahme im Islam nur die eine große Spul»
Montenegros und Nordalbcmiens tung in Sunniten und Schiiten fin»
ist das Gepräge, das die lange Zeil den, machte jede organische Weiter»
türkischer Herrschaft ihnen aufge» entwicklung unmöglich. Das cinst
drückt hat. und das auch in kultu» auf die Iesuiten geprägte Wort:
reller Beziehung sich ganz besonders Sint ut sunt aut non sint! paßt
bemerkbar macht. Um es richtig ein — weit mehr als auf jene — auf
zuschätzen, muß man erwägen, daß die Lehren des Koran. Sie sind
der Koran nicht, wie häufig irrtüm» die streng logische Konsequenz ihrer
lich angenommen wird, lediglich en Grundprinzipien, sie stehen und
religiöses Lehrbuch ist, sondern die fallen mit diesen, mit dem ganzen
Grundlage für alle politischen und Koran. Darum ist eine Reform im

islamitischen Staat ein Ding der führte, das war die Ueberzeug'Mg
Unmöglichkeit, darum ist eine Zivi von der welterobernden Kraft des
lisation der Türkei absolut ausge» Islam. Wer kann heutzutage diese
schlossen, darum muß sie der abend» Ueberzeugung noch haben? '5tie»
ländischen Kultur weichen, darum mand, der auch nur mit der (35
müssen die Türken aus Europa hin^ schichte der letzten hundert Iahre
aus! Dieser Prozeß vollzieht sich vertraut ist. niemand, der von der
langsam, weil die europäischen Groß» heutigen militärischen Macht der eu.
mächte ihn aufzuhalten bemüht sind, ropäischen Staaten auch nur eine
vergeblich! Was sie nieten und leise Idee hat.
leimen, das kracht und bricht immer
wieder auseinander, bis von einem Griechenland. Serbien, Bul»
Zusammenfügen überhaupt nicht garien, Rumänien haben sich dem
mehr die Rede sein kann. türkischen Szepter ebenso entrungen,
« ^, <- 4- , ,. ^, ... wie Bosnien und die Herzegowina
Unddle^ungturken? «i« U'ldeu ^ ^„ h^ ^ ^ absehbarer
doch eme Reformparte, und sie smd ^ Macedonien, Kreta. Albanien
docq an das Ruder gelangt! ^ tun werden. Letzteres Land war
Ia wohl! Sie haben sich o.irch dazu ausersehen, das ungeduldige
einen Putsch in den Besitz der Drängen nach der Verwirklichung
Macht gesetzt. Und wie erhalten si? des panottomanischen Gedankens
sich in diesem Besitz? Dadurch, daß wenigstens in etwas zu beschwich»
sie, an sich gewiß Reformfreunde tigen. Der Aufstand der Molis-
und deshalb weit davon entfernt, soren und der ihnen nachfolgenden
noch echte Türken zu sein, in der ghegischen Stämme wurde durch die
Erkenntnis, daß ihnen der Anhang Forderung der Waffenablieferung
der Massen fehlte, daß sie Ofsi hervorgerufen. Man wußte in Kon-
ziere ohne Soldaten seien, den van stantinopel ganz genau, daß in
ottomanischen Gedanken zu ihrem Nordalbanien die Waffe das Ehren»
Parteidogma erhoben. Sie sind da» zeichen des freien Mannes ist. das,
mit sich selbst untreu geworden. Der er lieber das Leben hergibt, als
panottomanische Gedanke, das Stre» diese. Man wußte ebenso genau,
ben nach Wiederherstellung des lür» daß die Eroberung des rauhen und
kischen Reiches über alle Nckenner unwirtlichen Landes auch nicht im
des Islam zum mindesten, oder gar entferntesten die verhältnismäßig ko»
bis zu den Grenzen, die es zur Zeit lossalen Opfer lohnen würde, die
seiner größten Blüle hatte, 'llso ihr gebracht werden mußten. Wenn
über die ganze Balkanhalbin'ei ncbst die Iungtürken trotzdem dieses Ei
Ungarn, Kroatien und Dalmatien, periment wagten, so kann es nur
wie die Fanatiker des Panottoma» in der Hoffnung geschehen sein, den
nismus es erträumen, ist in unseren ungestümen Drängern nach einer
Tagen eine Utopie. Was zu den Tat im Sinne des vanottomanischm
Zeiten Solimans, den die Ge» Gedankens wenigstens einen mage»
schichte den Großen nennt, obwohl er ren Brocken hinwerfen zu können —
nur ein großer Eroberer war, den und wie kläglich ist dieses Eiperi»
Halbmond bis vor die Tore Wiens ment gescheitert! Die Ghegen er^

freuen sich jetzt größerer Freiheit als dunklen Tracht mit der gebeugten
zuvor — die Iungtürken haben Haltung und den hageren, scharf ge-
einen Mißerfolg erlitten, den zu be» schnittenen Gesichtern erscheinen viel
schönigen der ganzen Kunst ihrer älter, als sie wirklich sind. Ihre
Presse schwerlich gelingen wird. Bildung ist in fast sämtlichen Bal»
Und ihm werden andere nachfol» kanstaaten eine sehr mangelhafte,
gen, bis ihre Herrschaft, bis da- nur Griechenland und Ruman.m
türkische Reich in Europa zusammen» aufgenommen. Vertreterinnen der
f,_:^j, Frauenemanzipatlon haben rer
sucht. Wandel zu schaffen, die so»
Der Stempel aber, den ihre ziale Stellung der Frau in den
lange Herrschaft den Balkanvdlkern breiten Schichten des Volkes zl,
aufgeprägt hat. ist unverkennbar, heben, sind aber auf absolute Ver»
Noch über diese hinaus zeigt er sich, ftändnislosigkeit gefloßen.
So im kroatischen Küstenland, und „,„ .. .,, ^ '. «> ^
zwar ganz besonders in der Stellung , .^2 dies ist auf die N,edr,g»
der Frau. Sie ist - abgesehen no kelt^er Stellung zuruckzufuhren,
türlich von den höheren Ständen, welche Mohammed ,m Koran der
deren Angehörige die sozialen An» Aa" l"»«^ Sie „t nur um des
schauungen des zivilisierten Europa Cannes willen auf der Welt und
angenommen haben - eine durch» selbst m, mohammedani.chen Para»
aus untergeordnete. Die kahlen Ab» ^ werden reizende Hm.ns .hm
hänge des Karst werden allmählig ^""^ bereuen wa,>rend von der
mit Anpflanzungen bedeckt. Wer ^'efrau nicht d.e Rede ,,t. Daß
trägt mühsam in Rückenkörben die ^ lciii^rIeit bedarf, ehe der'«r
fruchtbare Erde hinauf? Wer ^ende Mann sich dazu entschließ
schützt sie durch Steinmauern vor d" Frau eme Art Gle.chberech'.i»
der Adspülung durch die heftig m sung einzuraumen, darf um so we»
Negengüsse der Winterzeit? Die ni.aer verwundern, aIs Ehen aus
Frc»,. Wer trägt die heimischen L,ebedle Ausnanme,,°Ich-der Be-
Produkte zu Markt und bringt die ^mlichkelt 'n der Fuhrung des
Einkäufe heim? Die Frau. Wer Haushalts haloer d,e Negel bilden,
schleppt bei Bauten Steine und Ist es nun aber eine jedem
Mörtel herbei? Die Frau. Der Forscher bekannte Tatsache, daß eine
Mann übt höchstens den wenig an Zivilisation ohne tätige Mitwirkung
strengenden Fischfang oder ein der Frau unmöglich erscheint, so
Handwerl aus: als billiges Last» folgt hieraus, daß in den Balkan»
tier aber dient die Frau, der na» landern eine solche erst dann in
türlich außerdem noch die gesamte einem rascheren Tempo sich ermög»
Sorge für den Haushalt zufällt. Ein lichen lassen wird, wenn die i^
rasches Verblühen ist die naturge» ziale Stellung der Frau eine ge-
mäße Folge. Die jungen Mädchen hobenere sein wird. Dies ist sie nur
bieten oft sehr hübsche, cmtqe» in den Hauptstädten, in schon ad'ie-
wcichsrne Gestalt und angenehme, schwächteren Maße auch in den
von großen, dunklen Augen belebte größeren Ortschaften: in den llei»
Gesichtszüge: die Frauen in ihrer neren aber und gar auf dem Lande

finden wir häufig noch volle Bar» billiger bewerkstelligen, als der Be-
barei. Der Fremde, der nur die zirkschef stets Mittel und Wege fin»
ersteren kennen lernt, läßt sich leicht det, dem oppositionellen Kandidaten
blenden, zur Ueberschätzung des Kul» wenigstens teilweise den Boden ab»
turzustandes verführen. zugraben. Es ist schon an sich nicht
ratsam, sich in diesen Ländern mit
Die besten Beweise, wie kulturell den Behörden zu verfeinden, vor
rückständig die Balkanftaaten noch den Wahlen aber nimmt der Be-
find, bieten ihre parlamentarischen zirkschef oft ganz absonderliche Ma»
Vertretungen und die Wahlen zu nipulationen vor. Er läßt z. B.
diesen. Die Beeinflussung der Wah» durch einen Beamten nachts einen
len seitens der Regierungen ist eine Haufen Kehricht vor die Türe des
ganz unglaubliche. Ist die Wahl Hauses eines Oppositionsagitators
ausgeschrieben, so ergeht von dem schaffen, am nächsten Morgen das
Ministerium des Innern an die Vorhandensein d<s Schmutzes durch
Vezirksbehörden die peremptorische die Polizei konstatieren und den Be»
Weisung. dafür Sorge zu tragen, treffenden zu sich kommen. Ihm
daß mindestens eine genau bestimmte sagt er dann ganz freundschaftlich:
Anzahl Stimmen für den Regie» ..Vor deiner Tür ist ein großer
rungskandidaten und höchstens eine Haufen Schmutz gefunden worden,
ebenfalls genau bestimmte Anzahl Derlei nimmt überhand und mich
Stimmen für den Kandidaten der eiemplarisch bestraft werden: ich
Opposition abgegeben werden. Er» werde dich einsperren lassen. Wenn
steres wird mit Kilfe des Kandi» du jedoch dich bei den Wahlen der
daten selbst bewerkstelligt, der es Agitation gegen die Regierung ent»
sich eine ganz gehörige Summe Tel» hältst oder für uns stimmst, so
des kosten lassen muß. um die Mäh» werde ich noch einmal ein Auge zu»
ler. die von der Wahl zum allermin» drücken." In den meisten Fällen
desten einen vergnügten Tag mit ^urkt dies,
reichlichem Wein» und Speisegenuß
verlangen, wenn nicht eine bare Bei» Der gewählte Abgeordnete u'ill
Hilfe, und die aus den vom Wahl» natürlich das verausgabte Held
ort entfernteren Ortschaften durch wieder einbringen — wer zahlt, der
Wagen herbeigeholt sein wollen, auf hat ihn. Aber auch abgesehen Hier-
seine Seite zu bringen. Der Oapo» von beweisen die parlamentarischen
sitionskandidat macht natürlich ahn» Verhandlungen in den Balkanstaa»
liche Anstrengungen, und es kommt ten nur zu klar die politische Nn»
häufig nur darauf an, wer am mei reife der Bewohner derselben. Alles
sten Geld springen läßt. Die Agi» wird auf das persönliche Moment
tatoren müssen natürlich gut bezahlt zugespitzt und sachlichen Erwägungen
werden, und so häufen sich die kein Raum gelassen: drei Viertel
Kosten derart, daß nicht selten eine der Zeit werden mit unnützen Zän»
einzige Wahl gegen zwanzigtausend kereien vergeudet. Beschimpfungen
Marl nach unserem Gelde und mehr und selbst Schlägereien sind nichts
verschlingt. Die Bekämpfung der Seltenes. Man erfährt nur im Aus»
Opposition aber läßt sich insofern lande wenig davon, denn auch ein

großer Teil der Korrespondenten auswärtiger Blätter ist von der Regierung abhängig, insofern wenigstens, als man ihnen nur dann regierungsseitig Neuigkeiten von allgemeinerem Interesse mitteilt, wenn sie über derartige diskreditierende Vorfälle hübsch schweigen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß die Parlamente der Balkanstaaten geradezu eine Tatire auf den Parlamentarismus sind.

Konsul A. von Schlieben.

»

Magyarische Geschichtskli» terung.

Die Schöpfung Karls des Großen, die aoarische Mark, der heutige Habsburgerstaat. die südostliche deutsche Rückwanderung wird deutsch sein oder nicht sein. Das böhmische und ungarische sog. Staatsrecht, in Wirklichkeit ein fortgesetzter Rechts» bruch zu Gunsten minderwertiger Völker, zum Schaden ihrer deutschen Lehrmeister und Staatsgründer oder wenigstens »erneuerer, sind ein Schwindel, der auch durch das Kriegsrecht längst beseitigt ist. Die geistige, wirtschaftliche und leibliche Frische schwäbischer Bauern ^) im Südosten Ungarns, dessen Boden sie erst der Kultur gewonnen haben, ist die Gewähr für die deutsche Zukunft des ostdeutschen Kaiserreiches, dessen Antlitz vergeblich slawisch und mongolisch gefärbt wird, weil seine undeutschen Herrscher aus deutschem Stamme es nicht für nötig gehalten haben, dem deutschen Gründervolk sein Herrenrecht zu wahren. Wie die spanischen und

') Marizali, Ungarische Verfassung»' geschichte, Tübingen 1910 Mohr.

österreichischen Habsburger und Lothringer die Südniederlande be» wußtermaßen haben verwelschen lassen und letztere ihr von ihnen französiertes Stammland leichtherzig für Toskana und den deutschen Kaiserthron aufgegeben haben, so wurzelt der Regierungsklüngel mit seinem schwarzgelben Herzen trotz deutschen Blutes und deutscher Bildung in gleicher oolksverräterischer Bahn fort.

Am schlimmsten steht es in Ungarn, wie das ziemlich wissenschaftliche Lehrbuch eines ..vaterlän-

dischen" Geschichtsprofessors 2) beweist, der seinen guten deutschen Namen „Marschall" so hübsch türkisiert hat. Denn er erzählt selbst die türkische Herstammung der heutigen Magyaren. Er gibt auch zu. daß die größten Adelsgeschlechter dieser „Türken" eingewanderten Deutschen entsprossen sind, während die eingewanderten magyarischen Geschlechter stark verdeutscht und slawisiert sind. Die Türkenkriege wurden nicht etwa von den edlen, ritterlichen Magyaren, sondern den Deutschen mi< deutschem Blut und Geld geführt. Er muß zugestehen, daß Ungarn nur noch im Westen in der Tür» kennot als Habsburgerreich auf deutschem Volksboden Westungarns, dem Hienzenland. fortbestanden l>at. Von dort aus wurde es erobert. In der Mitte gebot der Türke, wo wirklich das magyarische Volk hauste. Im Osten herrschte der Fürst von Siebenbürgen, ein türkischer Lehnsmann und aufrührerischer

') Adam Mnller'Giltenbrunn, Schwaben im Osten, ein deutsches Dichterbuch au« Ungarn, Hcilbronn 1910, Salz«. National wie literarisch eine bedeutsame Sammlung, die jeder Deutsche erstehen sollte.

Magyar, der sich aber auf die deut» Charakterzug der Magyaren, wie
schen Sachsen zur Aufrechterhaltung der Polen.
seiner halben Unabhängigkeit stützen Mit Vorliebe riefen magyarische
mußte. Die westlichen Deutschen Edelleute die Türken ins Land und
waren vor den Magyaren seit der' dachten unter der harten, aber
Zeit Karls des Großen im Lande, stammverwandten Türkenfaust nicht
an die Geltendmachung irgendwel»
Gestützt auf die vormagyarische <her Adelsrechte. Iedoch auch das
deutsche Bevölkerung eroberten die Türkenblut der Magyaren hatte sich
deutschen Kaiser wesentlich mit verändert, vielleicht gerade durch die
Reichshilfe selbst der protestantischen türkische Eroberung, insofern uun»
Stände, wie Brandenburg»Preußen mehr slawische Rückwanderer
das ehemalige Staatsgebiet der und deutsche Einwanderer auch im
Stefanskrone, die schon seit Jahr» Gefolge der kaiserlichen und d<»ut»
hunderten in ausländischer Hand schen Reichsheere ins öde und stark
sich befunden hatte. Die tüchtigsten entvölkerte Land strömten. Zu
Herrscher waren nicht Argaden, son» Hunderttausendei, waren dagegen
dern Angrus, denen schon früh die Magyaren in die türkische Sklaverei
Luiemburger und ein früh verstor» geschleppt worden. Von dem ma»
bener Habsburger folgten. Die gyarischen Volkstum als nationaler
Adelsverfassung, ursprünglich übri» Einheit zu reden, ist daher ebenso
gens die germanische Gauverfassung falsch, wie von dem magyarischen
der karolingischen Zeit, war keines» Adelsklüngel als einer Auslese de«
wegs ein geheiligtes Volksrecht, son- magyarischen Volkes, da er. wie
dern eine zeitweilige Anmaßung, die aller österreichischer Adel, bunt
übrigens in den Türkenkriegen und zusammengewürfelt ist. Die u»
durch das Kriegsrecht auch formell alten Geschlechter der Hunt,
vernichtet worden ist. Die absolu» die Jahrhundertelang eine füh»
tlstlschen deutschen Kaiser haben sich rende Rolle spielten, waren
nur immer wieder längst unterge» Deutsche. Noch jetzt erfolgt die Er-
gangene Gerechtsame eines selbst» Neuerung des ungarischen landsässi»
süchtigen Adels größtenteils nicht» gen Adels größtenteils durch deut»
magyarischer Herkunft entreißen las- scheZ Mut. besonders aus dem
sen, die dann als nationale Güter Reiche, während auch die zahlreiche
künstlich dargestellt werden. Oiese und von Galizien einwandernde Iu»
Vorrechte sind kaiserliche Gnaden» denschaft erheblichen Landbesitz er«
geschenkt, wie beispielsweise dieDul» wirbt. Der magyarische Adel, so»
dung erblicher Grafschaften ,nd weit überhaupt noch vorhanden, ist
Obergesvane (ubrigens em law,» abgesehen von einzelnen großen
sches Wort). Diese habIburgische Herren stark verschuldet.
Schwäche wurde in eine nationale
Errungenschaft verkehrt und ge Die ungarische Nation, die es gar
schichtswidrig als uralte Staatsoer» nicht gibt, da in Ungarn bloß ein»
fassung dieses Nomaden» und Räu» zelne Völkerschaften leben, darunter
beroolkes behauptet. Treulosigkeit auch die Magyaren, wird oarge»
und Verlogenheit sind ebenso ein stellt durch ein wurzelloses Beamten»

tum, leider vorzugsweise deutschen, ohne das verhaßte Deutsch aus.
abtrünnigen Stammes, einen zröß» Den magyarischen Bauern und
tenteils besitzlosen oder verschuldeten Handwerkern liegt dagegen dieser
Kleinadel, sowie hauptsächlich jw Deutschenhaß fern. Er wird bloß
dische Anwalte und Geschäftsleute, von selbstsüchtigen Geschäftsvoli»
Das tatsächlich, aber bloß in Starke tikern aufgewiegelt und ihr Stim»
von sechs Millionen vorhandene menfang muß ihnen die parlamen»
magnarische Bauernvolk, ist ebenso tarische Vertretung sichern, währmd
von der Regierung ausgeschaltet, eine gewalttätige und gesetzwidrige
wie die übrigen Volksstämme. Da» Wahlkreiseinteilung dem chauoinisti»
her tönnte die Furcht vor)em schen Magyarentum die unbedingte
feierlichst zugesagten allgemeinen Mehrheit bei zahlenmäßiger Min»
Wahlrecht, obwohl die freche ,,Na» derheit gewährleistet. Im Notfall
tion" die Kenntnis der ungeschlach» helfen der Gendarm und das Mili»
ten Türksprache, die nach Bau und tcir nach. Diese wilden Zustände
Wortschatz hinter allen europäischen werden ängstlich abgelengnet. Die
Sprachen zurücksteht, soweit sie ihnen Minister Avponni und Andrassn.
nicht, wie der türkischen und finni» die als Beamte die schlimmst:n
schen verwandt ist, als Voraus» Rechtsbrecher und Schrittmacher der
setzung des Wahlrechts fordert und ungesetzlichen Magnarisierung ge»
leider wohl durchsetzen wird, eine wcsen sind, fließen in unverbiid»
tüchtige österreichische Regierung lichen Reden im Inland und in der
wohl wirksam ausnützen. Die Ferne von Verehrung für die deut
verfassungsmäßige und geschicht» sche Sprache über, die sie sonst auf
liche Gleichberechtigung aller das schmählichste bekämpfen. Dies:r
Landessprachen steht in diesem politische Instinkt und die rücksichis»
Lande der sog. liberalen Verfassung lose Tatkraft der herrschenden
mit aller europäischen trügerischen Schicht haben leider seit 1850 eine
Tünche nur auf dem Papier. Die derartige Zurüctdrängung des
innere Regierung ist seit 1867 wieder Deutschtums herbeigeführt. >'eson.
ganz halbasiatisch, nachdem der ab» ders durch Abfall in den eigenen
solutistische deutsche Minister Bach Reihen der höheren Bildung, daß
etwas europäische Gesittung in das man den Verlust auf eine volle Mil»
verrottete Land gebracht hatte. Die» lion berechnen kann, die dem äußern
ser Reaktionär aus deutschliberalem Firnis nach ihrem Volkstum ver-
Lager war eben ein ordnungslie» loren gegangen ist. Die Hauptmittel
bender, tüchtiger österreichischer Be sind die Magyarisierung der Per»
amter Natürlich ließ ihn der Kai» sonennamen und der Ortsbezeichnun»
ser auf Andrängen des höfischen gen. Die zweite Million stellt das
Adelsklüngels fallen. Iudentum, das aber bei einem
Nur der Einheitsstaat iann Rückschlag sofort auch wieder zur
Österreich vor dem Zerfall :etten deutschen Bildung zurückkehren
und Ungarn der Gesittung zuführ» würde.
ren, die bloß deutsch sein tann. Das Erwachen des Volksgefühls
Schon jetzt kommt der gebildete und der baneter Tchivaben, also der
geschäftlich tätige Magyare nicht südlichen ungarländijchen Deutsch ü

ist ein gutes Zeichen. Noch schlum» reiche sinnstörende Druckfehler ein»
mern die alten bodenständigen geschlichen haben, weil es übersehen
mestungarischen Deutschen und die worden ist. der Verfasserin Korrek»
volklich schlappsten Zöpfer, die imter tur»Bogen zuzusenden."
der polnischen Pfandschaft und der
Regierung Maria Theresias sogar Die Fülle der Vergangen»
slowakisiert wurden. Mit ^echt heit.
nennt sie Treitschke die unwürdigste Wieviel ist schon über den Wert
Deutschen, wovon man sich leidsr „^ Geschichte geschrieben worden!
m der ganz deutschen.hohen Tatra E^ ^ ^„^ ^„^ deutschen Streit»
immer wieder überzeugen tann f^gen, die periodisch wiederkehren.
Nicht einmal der deutsche Besitz uud Der eine sieht in der Historie eine
der reichsdeutsche Grundbesitz rut» Erweiterung des Horizonts, wo der
teln diese echten deutschen Michel andere nur eine Hemmung des ge»
aus ihrer nationalen Schande auf. s^deit Daraufloslebens erblickt. T e,
Die Lässigkeit der Deutschen ,sl Künstler, als derjenige, welcher am
daher nicht zum geriügen Teil an starksten die Notwendigkeit der Be^
dieser Täuschung über die ungarische schränkung und die Gefahr des gro»
..Nation" schuld. Sie sollten sich ^n Ballastes erkennt - nennt den
diese ungesetzliche, z,elbewußte ? r» K^oriler den rückwärtsgerichteten
beit ihrer Volksfeinde zum Mu!ter Schematiker. und der Mann mit
nehmen und mit gleicher Rücksichts» historischem Sinn dafür den Künst»
losigkeit vorgehen, zumal sie auf dem i„ den ewigen Triebmenschen, und
Boden der Verfassung stehen, wäh» h^ide verachten sich
rend Rechtsbruch die Grundlage der W^ in allen geistigen Fragen
Maßregeln der magyarischen Regie» h^en beide Unrecht und Recht, und
ilmg bildet, die aber gesetzlich eme hie Synthese, die Versöhnung be
ungarländiiche sein soll. Die HauIt» fteht dann, zugleich Historiker
schuld liegt freilich an der Hofburg. l!„;l Nichthistoriker zu sein, in oie
Vielleicht bringt der Thronfolge Vergangenheit die lebhafteste Ein»
!chon im drastischen Interesse Ab» drucksfähigkeit und in die eigene
Hilfe. Er braucht sich bloK auf d,e W^It die kühle Analyse zu tragen.
Mehrheitsvölkerschaften Zu stützen ^, ,^ ^ , «- ^,^
und das künstliche Magyarenstaats» , .Kenn man mcht banal Ge chichte
gebäude bricht zusammen. Aber auch treibt um daraus zu ..lernen . was
hier spielen höfische Rücksichten und """ nn darf, und was mcht, wenn
Rönke des Adelsklüngels mit. !""" sie al!o mcht grobpraktisch auf
«^ «?.>> »'.^ „«« ^«„i, ih^n Nutzen untersucht, sondern m
Neg.»Rat Kurd von Etrantz. ^ nichts anderes sieht als ein unge»
^ .. heueres Material, dann wird sie
^' zu dem, was so viele Dinge sein
„Die Redaktion von „Nord und sollen und so wenige sind, einer
Süd" stellt leider fest, datz sich in Fundgrube des Menschlichen. Dann
den Anfang und die ersten drei ist sie nichts mehr anderes als Le»
Fortsetzungen de^ Romans: „Heim» den schlechthin, genau das, was die
weh" von Maria Ianitschek ,',ahl» Gegenwart auch ist: Material, aus

Hein wir uns« Gefühle und Aus» verwahrt (welche Wirkung auf
drücke, sowie deren Quintessenz, die öffentliches Leben und Kunl'. !j:
Ansichten und Ideen, ziehen. Steht ja wir brauchen nur die Zeitung
man dem Leben überhaupt so gegen» zu ergreifen, denn der Mord, von
über, geht man darauf aus, einen dem wir lesen, ist von einem ganz
Geschmack von seiner Beschaffenheit, anders gewordenen Geschöpfe be-
eine Meinung von seinem Wert o' ei gangen worden, trotzdem wir viel»
Unwert davonzutragen — und da. leicht mit ihm zusammenarbeiteten,
ist doch die zugleich realste und Wer in diesem Sinne die Geschichte
tiefste Art. sich in ihm einzurichten ablehnt, weil sie unnötig sei. hat
— dann ist auch die Vergangenheit Recht, man kann die Welt auch im
nichts als glückliche und notwendige Lehnstuhl bei der einsamen Zigarre
Erweiterung des Gebietes, auf dem erleben: nur gilt hier, wie bei allen
wir den inneren Bergbau betreiben Erfahrungen, daß. je zahlreicher und
können. vor allem typischer die Einzelfälle,
Wenn ich alle Leidenschaften oer» desto eindringlicher der Eindruck, und
stehe und durchkoste, wenn ich überall dah Geschehnisse stärker als Vorfiel»
den Menschen finde (weil ich ihn lungen sind,
überall suche), wenn vor allem meine Die eigenen Erlebnisse sind ja
Vorstellungskraft so geübt ist. daß so problematisch. Nicht den hundert-
sie nicht nur das ersaßt, was ist. sten Teil von dem, was wir im
sondern auch alles, was sein kann, untersten Schacht empfinden, fördern
wenn sie jegliche Einrichtung und wir zu Tage, und von dem, was
Sitte, die Menschen erfunden, nach» wir zu Tage fördern, gedeiht nicht
denkt, wenn sie sich zwischen der der hundertste Teil zur Frucht, weil
Grausamkeit chinesischer Henker und wir hilflos mit dem Ungekannten
der Nächstenliebe Ehristi. zwischen nichts anzufangen wissen, selbst wenn
dem Taumel dionysischer Kulte und wir die Zeit dazu hätten, es zu t fle»
der gehässigen Trockenheit eines gen. Dann tritt die Vergangenheit
heutigen Kleinstadtbürgers mühelos in ihr Recht, dann werden Abälard
bewegt, dann gibt es auch 5 »ine und Keloise, Leonardo da Vinci.
Schranken mehr, die gegen die Ver» Casanova. Napoleon, alle Träger
gangenheit errichtet sein könnten, und Empfänger von Leidenschaften,
Was ist. ist viel, und doch nur we» von tragischen Katastrophen rnl
mg; was sein könnte, gehört dazu, scheuer Zärtlichkeit zu Symbolen,
um den Beweis zu schlicßen. Derselbe Grund, der zu den Dichtern
Allerdings findet man das, was treibt, treibt auch zur Geschichte:
sein könnte, alles, was sich von den man will sich in anderen entdecken.
Anschauungen und Einrichtungen Wer in diesem Sinne unhistorisch ist.
unsres engen Lebenskreises unter» ist vermeintlich auch kein stacler
scheidet, auch in der Gegenwart. Gegenwartsmensch. weil sein Ee
Mir brauchen nur Paris statt Ber» fühl nicht denkt, nicht in die Brette
lin zu sagen und es ist schon alles geht, und ich kenne keinen Schrift»
anders, statt Paris Konstantinopel: steller. keinen Dichter, der nicht die
statt dah die Frauen die Straßen menschlichen Dokumente der Ve»
überfluten, sind sie hinter Mauern gangenheit geliebt hätte.

Man hat schon selbst gemerkt, daß hier unter Geschichte nicht dic großen Haupt» und Staatsaktionen verstanden werden, noch die leeren Register von Thronbesteigungen. Römerzügen und Schlachten. Nicht die bloßen Geschehnisse sind interessant, sondern die Zustande, nicht die abstrakten Begriffe Fürsten, Heere, Minister, sondern die Menschen mit ihren Eigenarten, Begierden, Temperamenten im einzelnen, die Gefeilschaft im ganzen. Was wir heute meHr als je suchen, ist also das Kulturgeschichtliche. Nur fassen wir diesen Begriff gewöhnlich noch zu eng, zumal in Deutschland, aienn auch freilich hier aus sehr begreiflichen Gründen. Dem dreißigjähri» gen Krieg verdanken wir. daß für unser Gefühl Kulturgeschichte immer etwas wie Kuriositätsgeschichte bedeutet, die sich im besten Falle unter der Hand eines lebhaften Schriftstellers zu „Bildern aus der Vergangenheit" verarbeiten Iaßt. Der Zustand der verarmten Bauern, das dumpfe Leben von Bürgern ohne Selbstbewußtsein, der angemaßte Glanz dieser und jener Residenz, das Iaßt sich rekonstruieren, aber der Stoff bietet sich nicht lockend von selbst dar, es ist keine Ordnung, keine Entwicklung in ihm. Es greifen nicht die Räder der verschiedenen sozialen Schichten ineinander, es wirken nicht die mannigfaltigen Betätigungen des Menschlichen, die Etaatsidee, die Kunst, die Literatur, der soziale Verkehr einheitlich zusammen, es gibt leine Zentralisation der Kräfte, um ein geordnetes System zu erzeugen, in dem die Nation selbst zum Be^ wußtsein kommt. Es ist keine Kultur da, diesen Ausgleich von Kräften, diese Zusammenraffung aller Individuen zu einem sozialen Mikrokosmos.

Deutsches Schicksal, das! Frankreich wurde es gestattet, ein Organismus zu werden, der abstieß, was nicht zu brauchen war und beschränkte, was zu triebhaft war, wo wir in unsrem Blut alle Gewalttätigkeit des Angeborenen mit uns schleppen. In Frankreich baute sich das soziale Gebäude Schicht auf Schicht auf und gab sich die krö-

nende Spitze in jener Gesellschaft, die wir nie besaßen. Dabei stagnierte das Leben nicht in dem großen Bau: es war ein unaufhörliches Steigen der Säfte von unten herauf, die alle in die oberste Schicht zu gelangen strebten. Und diese nun, in welches Leben löst sie sich bei näherem Zusehen auf. wie taktlos sind die Individualitäten, wie scharf die Profile, wie mannigfaltig die Varianten. In einer Zeit, da die Stunde der Erhebung der unteren Klassen noch nicht gekommen war. darf man sich ohne schlechtes Gewissen der Lockung dieser Gesellschaft überlassen. Es ist nur mehr gewollt, gefühlt, erlebt worden. Wieviel Dutzende von Memoiren von Diplomaten, Herzoginnen, Schauspielerinnen, Kammerdienern, Abenteurern, Schriftstellern, Reisenden liegen ungenützt in den Archiven oder Bibliotheken. Welche Lebensumstände, welche Gegensätze, Wechsel. Geheimnisse. Gibt es etwas Romanhafteres als Mirabeaus Biographie, etwas Phantastisch^.es und Erstaunlicheres als diejenige Beaumarchais' ?

Immer aber trägt dieses System seine Norm in sich, an der es gemessen wird: daß die gesellschaft»

11?

liche, oberste Schicht der Sinn, der Male machte sich der Einfluß einer
Zweck des menschlichen Zusammen» anderen Nation bemerklich, der
lebens ist. die Blüte der Kultur. Engländer. Die Geselligkeit be.
Es liegt daher auf der Hand, daß in gann europäisch zu werden. Sie
unfrer Zeit, die die einzelnen Zweige verlor dadurch ihre reine Stilmäßig»
des Kulturgeschichtlichen zu den keit. gewann aber an Reiz und Ent-
ausführlichsten Monographien aus» wicklungsfähigkeit. Andere Nationen
gebaut hat (Ehe, Prostitution, folgten dem Beispiel der Engländer,
Aberglaube, Gebräuche, Folter ulm.) so die Russen, die einen asiatischen
über kurz oder lang auch eine Ge» Einschlag des Prunkes nie einbrach»
schichte dieses Prinzips der Gesel» ten und die Oesterreicher. die beim
ligkeit erscheinen werde, eben weil Wiener Kongreß Europa be»
es den Vorteil hat, eine klare Norm wirteten.
zu sein, und sodann den anderen,
daß auch die tiefergelegenen Teile Schien sodann die Reaktion den
des Baues beleuchtet werden. Schritt der Zeit zu bannen, so noll»
Ein erster Versuch liegt aus der 3°g sich während ihr doch das fol»
Feder Alelander von Glei» genreiche Empordringen der neuen
chen»Rußwurms vor.>) Wie Geld mächte: es blieb der Gesell»
der Untertitel besagt, hat nicht die schuft nichts übrig, als sich wie eine
klassische Periode der Geselligkeit Auster für einen Augenblick zu öff»
ihre Darstellung erfahren, sondern nen, die Bankiers und Industriellen
diejenige, welche der Zertrümmerung einzuschlucken und sich dann wieder zu
des sozialen Gebäudes folgte. Daß »erschließen. Die Sturmflut, die die
die Geselligkeit nicht mit ihm zu» Austernbänke, um im Gleichnis zu
grunde ging, sondern von allen Ein» bleiben, fast vernichtete, kam erst,
richtungen des alten Regime weiter» Mit dem Augenblick, in dem die
lebte, hat seinen Grund darin oder langsam begonnene Industriealisie»
beweist vielmehr, daß sie das im rung und Verproletaricrung oer
menente Ziel jedes gesellschaftlichen Welt in ein endgültiges gehetztes
Lebens ist. Sie mußte sich freilich Tempo überzugchn begann, vollzog
den Aenderungen im Unterbau an. sich die Entthronung der Geselig»
passen. Bereits mit dem Direk^ire keit. Vielmehr, sie wurde aus einer
begann die Schichtbildung von absoluten Herrscherin zur Fürstin
neuem, und wenn die oberste auch eines engen Kreises, der allein nccl.
alle möglichen Bestandteile des in der Lage war und ist. ihr zu
durchrüttelten Körpers aufwies, so dienen. Der alte Bau ist heute in
war doch die Hauptsache, daß sie seine Schichten zerfallen, die sich
sich bildete: die Lagerung war an» nebeneinander lagern. Die unter»
ders geworden, das war alles, und sten, die Arbeiter, wollen nicht mehr
Napoleon förderte die Schicht» willenloses Fundament sein und
bildung mit seiner gewöhnlichen Im» kümmern sich nicht den Deut un,
peratorentnrannei. Aber zum ersten die ..krönende Spitze": die mitt»
,, ^, . ,,. . , _.,^ ^. leren haben wohl noch den Willen
bräuihkde^Ziischeu M^"«' '"m Geselligen aber nicht mehr di>
Verlag Iulius Hoffmmiu, Stuttgart. Zen. die Muße, das Geld.

E« gibt keine Geselligkeit mehr. Ueber moderne Hast.
Da« Leben ist eine sinnlose Hetze
nach ber Arbeit geworden, denn Die Schnellebigkeit, das Galopp»
die Arbeit dient nur noch dem Ziel tempo. die heute nach und nach so
der bloßen Daseinsfristung. die ziemlich alle Gebiete menschlichen
Menschen sind müde, häßlich. un» Schaffens erfaßr haben, fordern
willig und vor allem es sind ihrer täglich neue Opfer. Kaum hat in
vieler. Die Industrie speit ihren der Gegenwart irgend ein Erfinder.
Riesenschlund an Produkten aus, um ein Entdecker, ein Konstrukteur, ein
die Millionen zu nähren, und die Forscher in den vier Mauern seines
Millionen nähren sich nur. um die Arbeitsraumes, ein vorläufig unter
Maschinen zu bedienen — ein trau» bestimmten Voraussetzungen für le»
riger Zirkel, den nur ein Streik bensfähig erachtetes Glied ,"mer
der Gebärerinnen lösen könnte. Kette oder Reihe festgestellt, wird
Aber ein Lob der vergangenen Zei» es ihm von der überraschen Oeffent»
ten wäre ebenso abgeschmackt wie lichkeit entrissen und der modernen
eines der heutigen: — vielleicht Reklame überantwortet. In neunzig
birgt die Zukunft eine neue Snn» von hundert Fällen zum Schaden
these in ihrem Schoße, einen Aus» der Erfindung, die an Unfertigkeit.
gleich, der auch dem menschlichsten an mangelnder Durchprobung. an
Erzeugnis der Kultur, der Gesellig» Ignorierung der Bedingungen zur
keit. zugute kommt. Vorläufig oleiot Wirksamkeit, rasch wieder zu Fall
uns Menschen des Uebergangs gebracht wird. Dies gilt auf den
nichts übrig, als unser Verlangen heterogensten Arbeitsfeldern. !on
nach Geselligkeit in Memoiren, der Serumtherapie z. B.. in der die
Büchern, Darstellungen, in der Ge^ moderne Hast die unerläßliche Ver-
schickte zu suchen. Es wird in ihnen suchsreihe wiederholt unterbrach, um
mit ihren tausend Einzelheiten viel» ein Mittel vorzeitig als heilbringend
leicht besser gestillt, als es selbst jene auszuschreien, das es nicht ist. wie
vergangene Wirklichkeit vermocht von der Luftschiffahrt, in der ir»
hätte: in dieser wäre man immer gend ein konstruktiver Versuch von
nur im Strom geschwommen, in hunderten, die das Warten nicht
jener besitzt man Ueberblick, Zusam» lernen können, gleich in die Praiis
menhang und Fülle. Man blättere umgesetzt, ungezählte schwere Un»
in Gleichen-Rußwunns „Geselligkeit", glücksfälle zeitigt. Die Oberflächlich»
esfehltftei!ich5assonotwendia,eNamen» lichkeit. eine Nebenerscheinung der
verzeichnis: das Berlin der roman» Raschheit, nimmt erschreckend zu.
tischen Iüdinnen, das Weimar Goe» Beim Praktiker, wie beim Theore»
thes, das Frankfurt des Bundes» tiker. Erfterer greift sofort nach dem
tages, das Rom der Nazarener. Unfertigen, fliegt, überbietet in ir»
das Venedig Byrons das Verona gend einer Anstrengungsekstase einen
des Kongresses von 1822, das Ba» Konkurrenten, schlägt den Rekord
den»Baden Turgenjews, das Lon» und — verunglückt dann. Der Theo-
don der ersten Weltausstellung — retiler. den der Dämon des raschen
welche Fülle des Lebenden im Ver» Erfolges fortgesetzt drängt, nimmt
gangenen. Otto Fiake. sich auch nicht mehr die Zeit, alle

Reibungen und Gegenkräfte ins daß sich die Aeronautik noch nicht
Kalkül zu ziehn. Niemand hat mehr auf dem richtigen Wege befindet»
Zeit zu proben, zu prüfen, zu wäg^n, der neben der Flugfähigkeit auch
ehe er sein Werk hinausschickt in die Sicherheit verlangt, als aus
den Raum. Man hat „überhaupt" sichtlos bezeichnen darf, aber gegen
keine Zeit mehr. die rücksichtslose Raschheit. mit der
^- ^ ^ .. < ,r^. «: , l. iedes noch im Versuchs» und Probe»
Selbst das alte, typische Gelehr» ^^ stehende Ding in die Hände
tenandante fangt an sich ,n em der Allgemeinheit gegeben wird, da»
3 ^."lN^^ ^!?/n l?r° a^e" wäre eine gesunde, mäßige
die Dringlichkeit des materiellen Er. Reaktion sicher am Platz. Keine
folges mcht maßgebend ist und da» Raschheit auf Kosten der primär»
her die Befahigung vorhanden ^„ Sicherheit. kein Eiperimen»
ware, dampfend und maßigend auf ^^^„ ^^^ unberufene Oeffentlich»
diese unheilvolle Beschleunigung zu ^ kein Genügen des Erfinders
wirken, dort wird sie oft mitgemacht ^ ^ der Publizität verkauften
und damit d,e Sache noch böser ge» U^egung. die auf dem Markt als
wltet. Staatsspitzen glauben ruck» ^^ges Produkt gilt und doch von
ständig zu fem wenn s.e solche Fruh» ^ Hand des Käufers erst erprobt
geburten mcht m,t Auszeichnungen ^<m soll - das täte, glaube ich.
und Anerkennungen begrußen. Nur ^t. Beim jetzigen Tempo kann es
allzuoft folgt dann d,e Blamage. ^ nicht bleiben. ... u. S.
Es wird leinen, Vernunftigen ein-
fallen, in das große Fortschritts» »«uernreael
ra.d ganghemmend einzugreifen, so» ^ ^' ^^ ^
wie niemand die Bezwingung der F^che ^e ssinste Zigarette:
Luft, wegen der täglichen Beweise, «Salem Aleikum!"

Für den sieiamicn Inhnll ucranlworllich: t)r. (5urt Nodlcnicr, Berlin W., Traun'
stcinersnahe 8. — Redakteur für zlunstwisscmchaft nnd künstlerische Natur»
betrachtnng: Prof. Hanns Fechner. z, Zt. Schrcilicrtlau. —'
Druck von Richard 7va!k. Berlin W. 66, Leipzigerftr, 115/16.
Unverlangte Manuskripte scudcn wir nichl zurück, wenn ihnen
nicht Rückporto bcilleqt.

»»»tüi'll«!»«» (Hesunclneitzgetränlc aus dem KöniIlicnen
^ineralbrunnen xu k'acninIen ^ex.-Le?. V^iesl^aden)
von angenenmem V^onlgesenmaelc.
Von vQrbeuzsenäVN» uncl
bei (üicnt, Diabetes, liieren-, l^arn-
und LIasenIeiden, äodbl.ennen etc.
lalelgetränlc 3r. ^a^estat des Kaisers uncl Königs.
3eit ^anrnunderten bewänrt uncl ärxtlicn emplonlen!
8ei lausenden von ^r^ten im eigenen debraucn!
Literatur kostenlos duren die Lrun-
neninspelction in k'acninzsen

Memmling:
UrsulaÂ«Schrein.

^ MerliriV5o/Trcinnsteinelstr3
36. Jahrgang. Vand I3Z. ^efk 44^. Lrstes Novemberheft ^9U

Regierungsrat Kurd v. Strantz:

Deutsche Schwäche, italienische Dreistigkeit

Deutlicher kann die hohe Politik des heutigen Neindeutschen Reiches nicht gekennzeichnet werden, als durch das Verhalten des lieben italienischen Dreibunds genossen, der uns in Algeciras verriet und den Franzosen zum Siege verhalf, der ihnen nunmehr durch unsere weitere Nachgiebigkeit und Ungeschicklichkeit vollständig in den Schoß fällt, indem wir förmlich gegen etliche schlechte Stücke des Kongosumpfes auf Marokko verzichten. Italien war dort gänzlich unbeteiligt, hatte nur die verdammte Pflicht und Schuldigkeit uns auf der Konferenz zu unterstützen. Statt dessen schickte es den größten Franzosenfreund als Vertreter nach Algeciras und ließ uns im Stich. Bismarck hatte in Vorbereitung des damals erwünschten Dreibundes Italien Tunis angeboten, ohne daß das innerlich zerrüttete Land zu dieser Kraftanstrengung fähig war. Daraufhin nahm es Frankreich mit unserer Zustimmung, da Bismarck des Irrglaubens war, den Erbfeind durch Kolonialerwerb, den er damals selbst verachtete, vom Vogesenloch abzuziehen. Die nie erloschene und stets wachsende Revanchelust jenseits der Vogesen ergibt, daß Bismarcks Hoffnung leider eine trügerische war.

Wir müssen es jetzt erleben, daß der beste französische, verhältnismäßig deutschfreundliche Diplomat der früheren Zeit, ein ernster Geschichtsschreiber, der Akademiker Hanotoux, ganz offen in einem für die Jugend bestimmten Buche'*) von der unbestimmten Grenze im Nordosten und den französischen Flüssen der Mosel und Maas spricht, also ziemlich unverhüllt das linke Rheinufer und Belgien als Ziel der französischen Zukunft hinstellt, nachdem die südlichen Landstriche der südlichen Niederlande schon ein Raub Ludwigs XIV. geworden sind, ohne daß wir sie 1815 und 1871, eben»

') Konstanz, t^ Neur 6« Kiztois« rriw^»!««.

sowenig wie die Freigrasschaft und das französisch gebliebene Lothringen zurückgefordert haben. Unsere Diplomatie und unsere eigene öffentliche Meinung scheinen sich darüber noch völlig im Unklaren zu befinden, indem erstere immer wieder hofft Frankreich zu versöhnen, die Liebedienereien durch übertriebene Höflichkeiten immer von neuem, wie soeben, versucht werden, und an die Möglichkeit eines zuverlässigen Verhältnisses trotz aller grausamen Enttäuschungen, geblaubt wird, während der begehrliche und leider immer befriedigte Nachbar nur auf die Gelegenheit zur Rache lauert. Die Mittelmäßigkeiten der dritten französischen sozialistischen Rupublik, die innerlich schwach und zerbrechlich ist, erringen Sieg über Sieg über das innerlich so festgefügte deutsche Reich, weil es uns schon an bloßen zielbewußten Fachleuten fehlt, von Staatsmännern gar nicht zu reden. Der tüchtigste französische Diplomat sitzt natürlich in Berlin und lockt uns in den Kongosumpf, während wir eine anerkannte Null an die Seine senden. Abgedankte Staatssekretäre schickt man in den Ruhestand oder ungefährliche Stellen, aber nicht auf den zur Zeit wichtigsten Posten.

Wir haben wieder die Partie verloren und der gutmütige deutsche Michel läßt sich schließlich vorreden, die Niederlage sei zwar nicht so schlimm, obwohl diesmal in erster Reihe höchst folgenschwere wirtschaftliche Fragen zu lösen waren. Die Harmlosigkeit, ohne eigenen politischen Besitz die Nutznießung von Bodenschätzen zu sichern, indem man sich deren unbehinderten Gebrauch vertraglich gewährleisten läßt, bedeutet einen Krieg, falls die Gegenpartei den Vertrag verletzt, zumal sie unser Erbfeind ist, dem man nicht zutrauen darf, daß er uns gern wirtschaftlich stärkt, da dieser Kraftzuwachs doch politisch ausgemünzt wird. Dieser etwaige Kriegsfall ist die einzig erforderliche Folge, wobei freilich zu bedenken ist, daß ein Kampf um die marokkanischen Erzlager dann stets einen unangenehmen kapitalistischen Anstrich haben wird. Dies möchte ich auch den Beteiligten aus der Industrie bemerken, die da fälschlicherweise glauben, daß sie durch die vertragliche Gewähr ihr Schäschen ins Trockene gebracht haben. Nur bis zum nächsten Streit oder nächsten Bündnis Frankreichs wird diese neue Abmachung halten ohne daß national und politisch die Aussichten so günstig werden, wie jetzt, wo das ganze deutsche Volk endlich einmal geschlossen hinter der Regierung stand, auch für den Kriegsfall, ohne daß diese es gewagt hätte, das Schwert

italienische Dreistigkeit Kurd v. Strantz
zu gebrauchen, mit dem nicht nur Frankreich, sondern sogar England trotz seiner völligen Ohnmacht zu Lande drohten.

Herr v. Tirpitz soll für seine Schifschen gefürchtet haben. Er scheint nicht zu wissen, daß England bei abgeschnittener Zufuhr in 4 Wochen verhungert und London nur 8 Tage ohne solche bleiben kann. Ein Kreuzerkrieg mit diesen Schnelldampfern ist also keineswegs aussichtslos und eine Landung schon zur Beunruhigung ebensowenig unmöglich. Freilich gehört dazu ein kühner Unternehmungsgeist, der unserer Marineleitung zu fehlen scheint. Die Herren des Reichsmarineamtes sind dem stählenden Element der Salzflut zu sehr entwöhnt. Als ich jüngst den Aermelkanal befuhr, war er fo spiegelglatt, daß Spreekähne zur Landung genügt hätten. Wir wollen uns daran erinnern, daß Boulogne»sur»Mer alter deutscher Volksboden ist, wo noch vlämisch gesprochen wird und das im Volksmunde Boonen heißt. Ueber Frankreich müssen und können wir uns auch mit England messen, was man dort genau weiß. Die von mir gefragten Cityleute lachten, als ich sie fragte, ob England wirklich einen Krieg wagen würde. Es war das leere Gerede eines im Britenreiche selbst nicht ernst genommenen sozialistischen Ministers, der sich im Dockerausstand als öder Schwätzer entpuppt hatte. Der fünffach größere englische Handel kann die Kriegsstörung viel weniger aushalten wie wir, denen neutrale Hafen zur Verfügung stehen.

Aber wir ließen uns sogar von Frankreich selbst einschließen, obwohl Hungerrevolten, die die Presse selbst „smsuts»" nennt, Geldknappheit und schließlich die schweren Marinemängel mit dem letzten Unglück als tragischen Schluß das erkennen lassen müßten, daß der Erbfeind noch immer nicht zu fürchten ist und gerade jetzt ohne Rußlands Hilfe sicherlich den Tanz nicht wagt.

Aber wir haben ja selbst nicht den Mut zum Kriege noch überhaupt zum Handeln, ohne zurückzuweichen, was leider das patriotische Frankreich weiß. Solange dieser fast chronische Zustand bei uns besteht, wird Frankreich diplomatisch stets siegen. Dem Mutigen gehört die Welt, wenn es auch bloß eine etwas unechte Dreistigkeit ist, die jedem festen Willen weicht. Uns fehlt die Entschlossenheit. Unsere hohe Politik ist seit 1890 das Gebahren einer hysterischen Frau, die schreit, aber nichts tut. Vielgeschäftig, ohne ernstes Wollen und Handeln ist die Losung unserer leitenden Kreise seit Vismarcks Sturz, der der Beginn unseres nationalen Niederganges war, den

man nicht entschuldigen oder gar erklären sollte. Man muß das Triumphgeschrei auf den Pariser Boulevards gehört haben, als der Ruf erscholl: LigmaroK obangs eomme un odisn. Da ging der neue Stern des Landes auf.

Ich glaube, kein vorurteilsloser Politiker wird von uns behaupten, daß wir seitdem irgendwelche Erfolge aufzuweisen gehabt hätten. Helgoland für halb Deutschafrika, zwei Drittel Samoa für die dreifache Landentschädigung an England, die Karolinen für den doppelten Preis, als ihn die Union zahlen wollte, die die größte Insel — umsonst behielt, während uns Spanien für ein wenig diplomatische Unterstützung die ganze Eilandsflur geschenkt haben würde. Diese Reihe sinnenfälliger, schwerer Einbußen läßt sich leider noch erheblich vermehren. Mit diesen Mißerfolgen eines starken Staatswesens voll blühender Gewerbetätigkeit vergleiche man den Fortschritt eines armen, aber glückhaften Landes, wie Italien. Mangel an Eisen und Kohle, schlechte Regierung im Innern, Großmannssucht ohne greifbare Unterlage. So sieht das wahre Italien aus, das wir leider bloß infolge unserer humanistischen Vorbildung als Traumland kennen und deshalb so nachsichtig beurteilen. Seine staatliche Einheit, die wir bei unserer Kleinstaaterei immer noch nicht errungen haben, ist nicht das Werk der nationalen Erhebung, die sich bloß in feigen Verschwörungen äußerte, sondern der französischen und preußischen Waffen sowie englischen Schiffskanonen, die nach englischer Verblüffungsart bloß drohten. Stets unterlagen die Italiener auf dem Schlachtfelde und zur See dem österreichischen Doppelaar. Trotzdem wurde die mit unserer Hilfe frischgebackene, etwas überschätzte Großmacht in den Dreibund ohne andere Gegenleistung aufgenommen, als sich nicht mit unserem Erbfeinde zu verbünden. Bismarcks Weggang genügte, um selbst diese bescheidene Bedingung zu Schanden zu machen. Mit unserem guten, größtenteils nun verlorenen Gelde hatten wir dem verschuldeten Lande auf die Beine geholfen, damit es in Frankreich weiterpumpte. Dafür mußte es uns jedoch überall Schwierigkeiten machen, obwohl wir selbst wußten, daß es niemals gegen Frankreich marschieren würde. Andererseits schützt es der Dreibund gegen die verdiente Züchtigung durch Oesterreich für die geduldeten Frechheiten der Itali» ii,rkäeuw. Wir brauchen Italien gar nicht, da es weder zu Wasser noch zu Lande leistungsfähig ist. Gegen Frankreich gewinnen wir es stets durch

das Versprechen von Nizza, Korsika und Savoyen. Bei unserem Siege
wird es sich tapfer nachher auf unsere Seite stellen, um nach alter
Art ohne Gegenleistung seinen Lohn zu empfangen*).
Freilich hat es mit seiner Harmlosigkeit bisher Glück gehabt.
Aber gegenwärtig läßt man ihm freie Hand. Unsere Stellung ist
gegeben, wenn wir nicht Selbstlosigkeit als Sinnbild unserer Gefühls-
politik hinstellen wollen. Italien hat uns in Marokko geflissentlich
geschadet. Jetzt fordert es ohne jeden Rechtsgrund friedensbrecherisch
eine türkische Landschaft, anscheinend unter dem heuchlerischen Vor»
wande, daß auch wir für Marokko von Frankreich entschädigt werden.
Die muselmanische Welt ist ein Mittel unserer Weltpolitik, das wir
in Marokko freilich nicht angewandt haben. Lassen wir die Türkei
im Stiche, so gefährden wir unsere ganze Orientpolitik, die noch
am leidlichsten ausgefallen ist, weil ein tüchtiger Botschafter am
goldenen horn sitzt. Wir haben keinerlei Anlaß, Italien zu Tripolis
zu verhelfen, wo wir uns selbst unklugerweise von Nordafrika aus-
geschlossen haben. Wir müffen sogar die Türkei moralisch unter-
stützen durch recht kräftige Mahnung an Italien, um den Gegensatz
zu den beiden Westmächten, die uns in Konstantinoftel so gerne aus
dem Sattel heben möchten, desto schärfer hervortreten zu lassen, die
sich im Marokkostreit doch als unsere dauerhaften Widersacher er-
wiesen haben. Lassen wir England und Frankreich Italien unter-
stützen, uns nützt dieser unsichere Genosse nichts. Selbst der Krieg
mit der Türkei kann uns gleichgültig sein, da Italien dann Tripolis
nicht recht froh würde. Dem mohamedanischen Fanatismus würde
das arme Italien mit seinen Kriegsmitteln nicht gewachsen sein, da
Frankreich eben in Marokko als reiches Land ganz anders auftreten
konnte. Also keine Gefühlsduselei!. Sollte Oesterreich Italien auch
gerne von Albanien nach Tripolis ablenken, so darf uns dieser
Standpunkt nicht maßgebend sein. Das Deutschtum beider deutschen
Kaiserreiche verlangt sogar einen tüchtigen Denkzettel für die Irre-
dentisten, denen wir Schläge herzlich gönnen.
*) Nur Cavour machte als italienischer Bismarck eine Äusnalmie,
wie tresflich seine neueste deutsche Lebensbeschreibung von Friodenburg
zeigt, die der Beachtung der Politiker wert ist.

Univerfitiitsdozent Dr. Otto Braun!

Aus Schellings Nachlaß

Ich lege hier eine Reihe bisher ungedruckter Briefe von Steffens an Schelling vor. Die entsprechenden Briefe Schellings waren trotz aller Mühe nicht aufzufinden, Steffens Nachlaß ist offenbar in alle Winde verstreut, zum Teil wohl ganz vernichtet. Jedenfalls hat auch Plitt in seiner Ausgabe „Aus Schellings Leben" keine solchen Briefe. Wir müssen uns also mit dem halben Briefwechsel begnügen, um das Verhältnis der beiden Freunde bis ans Ende zu verfolgen.

Aber auch für sich betrachtet bieten Steffens Briefe reiche Ausbeute. Eine abschließende Darstellung dieser für die deutsche Geistesgeschichte so wichtigen Persönlichkeit existiert nicht mehr. Die Darstellung von Richard Petersen (Henrik Steffens, ein Lebensbild. Aus dem Dänischen von M. M. Michelsen, Gotha 1884) steht wissenschaftlich auf geringer Höhe: es fehlt dem Verfasser an Methode und — an Geist. So kann ich dann bei dem Leserkreis einer literarischen Zeitschrift leider nicht eine Bekanntschaft mit den Schicksalen von Steffens voraussetzen, trotzdem bei Diederichs eine hübsche Auswahl seiner Selbstbiographie jedermann zugänglich ist. Ich muß also die allgemeinen Züge des wechselvollen Lebens hier kurz angeben. Diesem Rahmen lassen sich die neuen Dokumente dann von selbst einpassen.

Henrik Steffens wurde am 2. Mai 1773 in Stavanger geboren, als Sohn eines tüchtigen Arztes, der selbst in Südamerika das Licht der Welt erblickt hatte, aber aus einer holsteinischen Familie stammte. 1779 siedelten die Steffens nach Helsingör über, wo ein abwechslungsreiches, buntes Leben den kleinen Henrik umgab. Schon 1784 mußte der Vater aber dem Regimente, bei dem er als Arzt beschäftigt war, nach Roskilde folgen, wo er sich 3 Jahre aufhielt. Während dieser Zeit waren die Studien in der Lateinschule tüchtig fortgeschritten, schon in Helsingör hatte sich in dem früh entwickelten Knaben ein lebhaftes Gefühl für die Schönheit

der Natur, besonders des Meeres entwickelt und in Roskilde wurde die erste Steinsammlung angelegt. Gleichzeitig trat ein anderer Grundzug in Henriks Wesen hervor, die tiefe Frömmigkeit. Die Kirche wirkte gewaltig auf das kindliche Gemüt, vor allem aber war es die Einwirkung der kränklichen, religiösgestimmten Mutter, die Henrik von Jugend an zur Religion führte. „Weibliche Liebe, Mutterliebe war es, was mich zuerst für die innere Wahrheit erzog, was mir Glauben einflößte an die siegreiche Macht der Liebe" (Steffens, Die vier Norweger, II, 317).

In dem zerstreuenden Treiben von Kopenhagen, wohin der Vater bald zog, trat das religiöse Gefühl immer mehr hinter dem glühenden Interesse für Naturwissenschaft zurück, das durch das Studium von Buffons Naturgeschichte, durch Verkehr mit Sammlern immer mehr gesteigert wurde. Während der Universitätszeit, die mit einem ehrenvollen Examen im Frühjahr 1794 abschloß, pflegte er gesellige und wissenschaftliche Interessen der mannigfachsten Art, hatte leidenschaftliche Freundschaften (z. B. mit den Brüdern Mynster), spielte leidenschaftlich Theater und wurde auch in die in Zusammenhang mit der Revolutionsbegeisterung stehende „Pophausfehde" verwickelt. Leidenschaftlich trieb er jedenfalls alles, was er vornahm, fein Freund Mynster schildert ihn folgendermaßen:

„Er war jetzt ungefähr 20 Jahre alt, ziemlich groß und stattlichen Wuchses; die Züge seines Gesichts waren, ohne eigentlich hübsch zu sein, sehr ansprechend, die Augen lebhaft, die Nase ziemlich groß, das Haar mehr dunkel als hell. Dabei war er in auffallendem Grade lebhaft und beweglich; das Blut kochte in ihm, und sein Puls schlug oft 120, und viele meinten, wie er selbst, daß er eines frühzeitigen Todes gewärtig sein müsse Wegen seiner freundlichen Gesinnung war er beliebt; aber er war auch rechthaberisch und zeigte oft eine unglückliche Neigung zu übertreiben."

Eine durch ein Stipendium ermöglichte Reise nach Norwegen hatte keinen großen Erfolg; aus Scham darüber beschloß Steffens nach Deutschland zu reisen, wohin ihn die Großtaten der Wissenschaft und Dichtkunst lockten — Steffens gehört zu den echten Verehrern des „Faust".

An der Elbmündung erlitt er Schiffbruch und kam mittellos nach Hamburg. Hier lebte er in den traurigsten Verhältnissen ohne rechte Beschäftigung, bis er sich dazu entschloß, seinen Vater wieder auf»

zusuchen, der in sehr beschränkten Verhältnissen in Rendsburg lebte. Dort begann er wieder zu lesen und zu arbeiten. Dann suchte er Kiel auf, erwarb sich das Vertrauen von Professor Fabricius, den er vertreten durfte, wurde auf Kant und Fichte näher hingewiesen und verfaßte 1797 seine erste deutsche Schrift: „Ueber Mineralogie und das mineralogische Studium". Später trat ihm Spinoza durch die Vermittlung Iacobis nahe, aber er wurde nur angeregt durch den großen Juden, nicht in seinen Bann geschlagen, da er ein viel zu offenes Auge für die Natur hatte. Ein Grundzug all feiner späteren Anschauungen begann sich aber hier schon zu bilden, nie ging ihm das Bewußtsein der großen, in der Walt waltenden Einheit verloren. Das war es auch, was ihn für Schelling gewann, dessen Schriften „Ideen zu einer Naturphilosophie" und „Von der Weltseele" er 1798 in die Hand nahm. Damit war die unbedingte Anhängerschaft besiegelt; es war jetzt Steffens einzige Sehnsucht, den so hochverehrten Denker, der soeben seinen Lehrstuhl neben Fichte in Jena eingenommen hatte, persönlich kennen zu lernen und zu seinen Füßen zu sitzen. Das war ihm ermöglicht durch die aufrichtige Freundschaft des Ministers Schimmelmann, desselben, der Schiller die hochherzige Gabe zukommen ließ. Nach einer Fußreise im Thüringer Wald kam Steffens glücklich nach Jena und dort trat er in enge Berührung mit Goethe, Schlegel, Fichte, Gries und vornehmlich mit Schelling. Hier entwickelte sich Steffens zum Naturphilosophen, hier entfalteten sich alle Kräfte seines Geistes zur schönsten Blüte. Er war der erste, der Schelling nach dessen Antrittsvorlesung begeistert aufsuchte und dieser Besuch begründete eine Freundschaft, die nie eine vollständige Störung erlitten hat. 1799 verließ Steffens Jena wieder, lernte in Halle feinen zukünftigen Schwiegervater Reichard, früheren Dirigenten der Berliner Oper, und den Arzt Neil kennen, über den er zuerst in seiner allzu raschen Art derb aburteilte, in dem er später aber einen stets hilfsbereiten Freund erkannte. In Berlin trat er zum ersten Male Ludwig Tieck und Schleiermacher nahe, mußte aber auf einen mahnenden Brief aus Kopenhagen hin, die geistig bewegte Hauptstadt verlassen, um zu seiner praktischen Ausbildung im Bergfache nach Freiberg zu Werner zu gehen. Bis 1801 blieb er dort, verfaßte die „Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde", die ihn berühmt machten und studierte u. a. Schellings „System des transzendentalen

Idealismus", über dessen Eindruck auf ihn er an den Verfasser schreibt: „Thränen der heiligsten Begeisterung stürzten aus meinen Augen, und ich versank in der unendlichen Fülle der göttlichen Erscheinung. Nicht eine Stelle in dem Buche war mir dunkel. Es ist das wichtigste Geschenk, der transzendentale Idealismus. — Und hier lege ich — ich darf mitsprechen — den Kranz vor Ihre Füße, den ein künftiges Zeitalter Ihnen, sicher reichen wird." (Steffens an Schelling, 8. August 1800, Plitt I, S. 304.)

Aus diesen Jahren stammen die Briefe, die Plitt abgedruckt hat und deren Originale mir vorliegen. An anderer Stelle werde ich diese Briefe noch einmal drucken müssen, denn manche Worte sind falsch entziffert, Steffens Sprachfehler sind willkürlich verbessert usw. Sie alle schildern uns jedenfalls den gewaltigen Eindruck, den Schellings Werke auf Steffens machen und wie sich diese Einwirkung in lebendige Produktion umsetzte. Denn Steffens war ein viel zu selbständiger Geist, um bloß „Schellingianer" zu sein. Was Schelling ihm im tiefsten Wefen gewesen, bezeichnet er selbst in „Was ich erlebte" VI, 38: „Wenn ich nun sagen soll, was ich Schelling verdankte, und zwar so, daß es nicht ein Geliehenes war, sondern ein Ursprüngliches, aus meiner eigensten Natur Entsprungenes genannt werden müßte, so glaube ich diese mir verliehene Gabe am deutlichsten zu bezeichnen, wenn ich sie als ein anschauendes Erkennen des ganzen Daseins, als eine Organisation auffasse." Es handelt sich um kein äußeres Uebernehmen, sondern um die Erweckung der gleichen seelischen Kraft bei Steffens.

Durch feine geistsprühende Art und seine genialen Einfälle in Gesprächen hatte Steffens einen größeren Einfluß auf das geistige Leben in Deutschland, als durch seine Bücher. „Seine Gedankenfunken flogen von Mund zu Mund," urteilt H. C. Oerstedt.

Nachdem er sich eine Stellung in der Welt erworben, kehrte er 1802—1804 nach Kopenhagen zurück und erregte dort gewaltiges Aufsehen durch seine Vorlesungen, die unter dem Titel „^ubäuw^ til kilo8okis!i" 1803 erschienen sind. Man hatte noch nie einen Mann so reden hören, und wenn man auch nicht alles verstand, so fühlte man doch die gewaltige Begeisterung des Redners. Dasselbe wie von seiner Wirkung in Deutschland gilt auch für Dänemark: sein persönlicher Umgang war von noch größerem Einfluß als seine Vorlesungen.

Am 4. September 1803 heiratete er in Halle die Tochter Reichardts, Hanna, die ihm nach Kopenhagen folgte, wo sie sich aber nicht wohl fühlte. Deswegen war es für sie wie für ihren Mann eine Erlösung, als im Frühjahr 1804 von Neil ein Brief eintraf, der Steffens frug, ob er eine Professur in Halle annehmen würde. Mit Freuden sagte er zu, und so finden wir ihn im Herbst wieder in der Heimat seiner Frau, wo er durch seine Vorlesungen über Naturphilosophie gewaltigen Einfluß auf seine Hörer gewinnt (vgl. den Brief von Lion Baruck an Henr. Herz, 13. Nov. 1804). Hier schloß sich der Freundschaftsbund mit Schleiermacher, den man sich nicht innig genug denken kann. Schleiermacher schreibt an I. C. Gaß, 6. Sept. 1806: „Ich freue mich immer mehr einer herrlichen Uebereinstimmung mit Steffens; während er von der Natur ausgeht, ich von der Geschichte, treffen wir stets überall zusammen ; aber unser Empfinden ist auch so sehr dasselbe, wie ich vor der Bekanntschaft mit ihm niemals es bei einem lebenden Philosophen zu finden gedacht hatte." Und Steffens erzählt („Was ich erlebte", V, 143): „Wir schlossen uns ganz und unbedingt aneinander, und ich habe es nie auf eine entschiedenere Weise erfahren, daß eine unbedingte Hingebung die Selbständigkeit fördert, nicht unterdrückt."

In die arbeitsreiche Zeit führt uns der folgende Brief:

s1804. Halle.)

Bester Freund! ^

Du hast alle mögliche Ursache, mir böse zu sein — da ich Dir so lange nicht geantwortet habe — und doch, wie lieb war mir Dein letzter Brief. Du wünschest etwas für die Jahrbücher der Medizin^)? — Ich will alles mögliche thuen, um so bald wie möglich einen Aufsatz zu verfertigen, der Dir vielleicht nicht unwichtig scheinen wird^). Ich habe überhaupt, wie ich hoffen darf, fo mancherlei gefunden, daß der erste Theil meiner Beiträge doch wohl nur als eine erste schwache Oscillation zu bedeuten, deren

') „Die Iahrbücher der Medizin als Wissenschaft", herausgegeben von ScheNing und Marcus. Am 14. Juli 1804 sendet Schelling den Plan zu diesem Unternehmen an Windischmann, die Vorrede ist vom 5. Iuli 1805. (Aus Schellings Leben II, S. 21.)

') Stesfens Beitrag erschien erst 1808, Bd. 3 Hest 2 „lieber die Negation", fiehe die folgenden Briese.

Entdeckungen erscheinen wird. Ich glaube Dir schon vor mehreren Jahren gesagt zu haben, daß die westliche Abweichung der Magnetnadel nothwendig eine scheinbare sein müßte — («um. 31,32. g»I. versteht sich, denn die Nadel, die an den Abweichungen der Oberfläche der Erde Theil nimmt, wird durch die Oxydation (östliche Abweichung) des südlichen Pols eine größere westliche Abweichung als die der magnetischen Axe darstellen) — und eigentlich eine östliche Abweichung der nördlichen Halbkugel beweist. Ich kann dieses jetzt beweisen, wie vielleicht noch kein physikalischer Satz bewiesen wird. Ich bringe dieses mit der Abnahme des Wassers in Verbindung und Deine Theorie der Axendrehung, der Cohärenzverhältnisse des Mondes — (was Dir, nicht mir zugehört) soll, wills Gott, als ewiges, großes Gesetz den Naturforschern aufgedrungen werden. Solche allgemeinere Sachen würden vielleicht für die Jahrbücher nicht passend sein. Indessen bin ich auch, nachdem ich in das Wesen der Oscillationen tiefer eingedrungen bin, den Oscillationen der Organismen auf die Spur gekommen — in welche doch auch das Gesetzmäßige aller Krankheiten liegen muß — und wenn Dir etwas meteorologisch medicinisches lieb wäre, so würde ich dies — doch erst in einem Monath schicken können. Von meinen Vorlesungen kann ich Dir nichts schicken, weil ich für die Stunden mir nur notiere — und immer einen ganz freien Vortrag habe.

Ich habe unsägliche Arbeit auf mich gehäuft, und weiß kaum, wie ich frei atmen kann. Ich arbeite an einem Compendium, das bogenweise herauskömmt') (ich schicke Dir erst, wenn es fertig ist) ich lefe zwei Stunden täglich (für Halle mit vielem Beifall) ich arbeite an der Recension Deiner Schriften^), die jetzt bald fertig fein und ungefähr 12 Blätter füllen wird — ich arbeite an einem geognostisch empirischen Buche, das, durch einige Untersuchungen für die dänische Regierung veranlaßt, doch mit hohem Blicke (über die Verhältnisse der nördlichen und südlichen Gebirge Europas) endigen wird. Denke Dir dies alles — und dann noch eine Krankheit, die mir 3—4 Wochen raubte.

') „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft." Goethe war mit dem Vuche recht unzufrieden, vgl. „Goethe und die Romantir", Schriften der Goethe»Gesellschaft, Bd. 13, S. 283.

<) Für die Neue Ienaische A. L. Z. Goethes Aufforderung zur Mit» arbeit, vgl. „Goethe und die Romantik", S. 277, »«ief v. 7. QU. 1805.

Ich freue mich sehr darüber, daß wir jetzt wieder in Verbindung erscheinen^) — waren wir nicht die ursprünglich verbundenen? — und wenn Dir die ganze Welt nachspräche und vergäße — so werde ich doch nie vergessen, daß ich meine Wissenschaft Dir verdanke. Deine herrliche große Entdeckungen werden, je weiter die Natur-philosophie sich ausspricht, desto höheren Sinn erhalten. Wie begierig bin ich auf Deine neuesten naturphilosophischen Ideen«) ? Zu lange hast Du geruht. Auch Neil') arbeitet sehr gern mit, hat sich über Deinen Brief sehr gefreut und wird Dir antworten. Nur wünscht er, daß Marcus^) nicht dabei wäre. Ich gestehe dies, auch mir ist der gute Mann nicht sonderlich lieb. Für die Wissenschaft hat er doch bis jetzt nichts Bedeutendes geliefert, und feine letzte Geschichte erscheint, wenigstens in der Ferne, in keinem günstigen Lichte. Verzeihe mir, lieber Schelling, daß ich dieses grade heraus sage.

Daß Du so viele Zuhörer hast, freut mich der Sache wegen herzlich'). Der Wagner") ist gar jämmerlich und wird nie irgend einen Eindruck machen. Sind die übrigen Menschen nicht für Deine Polemik zu gering") ? Wie sehr wünsche ich Dir eine ruhige Stellung.

') In den genannten „Iahrbüchern".

»> 1806 erschienen „Abhandlungen über das Verhältnis des Realen und Idealen in der Natur oder Entwicklung der ersten Grundsätze der Naturphilosophie an den Prinzipien der Schwere und des Lichts", Schellmgs letzte Arbeit in Würzburg (vgl. den Brief an Windischmann, 17. April 1806, Aus Schellings Leben II. 84).

') Johann Christian Neil, g«b. 1759, gestorben im Dienste des Vaterlandes an Hospitaltyphus 1813, berühmt durch sKne Gehirn» und Nervenuntersuchungen (vgl. Allgem. Deutsche Biographie 27, 700). Ueber ihn schrieb Steffens eine Denkschrift 1815.

«) Adalbert Friedrich Marcus, 1753—1816, sehr tüchtiger Beamter und bedeutender, genial begabter Mensch — es fehlte ihm nur an besonnener Kritik. Vgl. Allgem. Deutsche Biographie 20, 307.)

') Schellings Vorlesungen gehörten in Würzburg zu den besuchtesten der Universität, im Winter 1804/05 las er vor 150 Hörern. Caroline schreibt von seinen Vorträgen (4. Ianuar 1804): „Sie bilden das Gespräch des Tages."

">) I. I. Wagner, auf Schellings Empfehlung zum außerordentlichen Professor der Philosophie nach Würzburg berufen und mit Schelling bisher eng befreundet, wandte fich gegen den Freund auf dessen Schrift „Philosophie und Religion" (1804) hin in seinen Werken „System der Idealphilosophie" und „Ueber das Wesen der Philosophie" (1804). Daraufhin nennt Schelling ihn (Bries an Hegel, 3. März 1804) „einen wah«en Klotz, ein Musterbild von Polyphem".

") Es handelt sich um die Anfeindungen von Paulus, Weiller, Salat, Franz Berg. Der Konflikt mit der Regierung wegen des Studien» Plans scheint bei Abfassung des Brieses Stesfens noch nicht bekannt gewesen zu sein.

Soll ich Dir verbergen, daß ich die lange ruhende Polemik, die doch mehr persönliches als individuelles hat, ungern wieder aufwachen sehe. Freilich ich kann die Notwendigkeit — die doch nur eine empirisch bürgerliche sein kann — nicht beurtheilen. Ich bin hier so ziemlich ohne Anfechtung. Daß die Kantianer — Nu weißt, ihre Zahl hier ist Legion — mich hassen, ist natürlich, daß Du, seit ich hier bin, recensirt wirst, daß man die philosophischen Visionen revidiert (von hinten anschaut) kann ich ignoriren, kein Mensch merkt darauf. Wenn Du mir schreibst, werde ich gewiß gleich antworten und ich hoffe recht sehr mit Dir in einer genauen Verbindung durch Ideenwechsel zu kommen.

Adieu liebster Freund

H. Steffens.

Grüß Deine Frau.

Zwischen diesem Briefe und den folgenden liegt das Unglück von Jena. Halle wurde aufs schwerste getroffen, indem Napoleon durch einen Federstrich die Universität aufhob und damit viele Professoren ihres Lebensunterhaltes beraubte. Es waren schlimme Tage während der Kriegszeit in Halle, Steffens verbrachte sie mit seiner Familie in Schleiermachers Hause, wo man sich neben französischer Einquartierung behelfen mußte. Die Schilderungen in „Was ich erlebte" sind äußerst interessant. Was sollte Steffens beginnen? Geld besaß er keins — von Jugend an war er ein schlechter Oekonom, der von Schulden verfolgt war. Von Dänemark aus trat man an ihn heran und ermunterte ihn, hinzukommen. Schimmelmann sandte ihm Reisegeld. Steffens nahm es an, aber er war entschlossen, sich nicht von seinem zweiten Naterlande, Deutschland, zu trennen, „Ich fühle es wohl, daß ich zum deutschen Docenten gebohren bin, daß die Freiheit der Gesinnung, die tiefe Empfänglichkeit der Schüler in meinem Vaterlande nicht zu erwarten ist, daß ich wahrlich unglücklich sein würde, wenn ich nicht an dem, was jetzt geschehen soll, Theil nehmen könnte. Endlich finde ich es schlecht, in so bedenklichen Zeiten seine Stelle zu verlassen, und das hat bei mir entschieden" (Steffens an Ludw. Tieck, 24. Dez. 1806). So war Steffens entschlossen, ein Deutscher zu bleiben; nur vorübergehend wollte er Kopenhagen aufsuchen und machte sich kurz vor Weihnachten auf die

Reise, blieb einige Wochen in Hamburg, wo er seine Familie zurückließ, und begab sich dann nach Kiel zu einer Konferenz mit dem dänischen Kronprinzen, die sehr stürmisch verlief und mit dem nach Kopenhagen gesandten Polizeiverbot für Steffens endete, welches besagte: er dürfe keine Vorlesungen in Dänemark halten. So war denn sein Besuch in der Heimat nur flüchtig, brachte ihm aber durch den Teil einer kleinen Erbschaft etwas Geld. Die weiteren Monate des Jahres 1807 bis März 1808 verbrachte Steffens auf verschiedenen Gütern seiner Freunde in Holstein und bei Lübeck. Von hier aus schrieb Steffens an Fichte und I. H. Voß, um sich eine Stellung zu besorgen, erhielt aber äußerst kränkende Antworten. Einzig Schelling bemühte sich unablässig für Steffens. Das tritt uns in den folgenden Briefen klar entgegen. Aber auch seine Mühe war umsonst: schweren Herzens mußte Steffens nach Halle zurückkehren, als die Universität wieder eröffnet wurde.

d. 9. Juli 1807.

Ich bin freilich nicht ohne Verlegenheit, indem ich, nach so langer Zeit, Dir wieder schreibe. Nichts hat mich abgehalten, als eine halb zu entschuldigende, halb unverzeihliche Sorglosigkeit. Seit langer, sehr langer Zeit wollte ich Dir einen Aufsatz schicken, wenn ich aber irgendetwas ausgearbeitet hatte, war ich mit der Darstellung selbst unzufrieden und hielt es zurück. In der Absicht etwas fertig zu machen, hielt ich selbst meine Grundzüge von einem Posttag zum andern auf. Meine Freunde wissen, daß das Exemplar lange für Dich bereit lag. Ich gestehe, daß ich mich zuletzt schämte. Die Katastrophe von Halle kam, ich ward in eine Lage versetzt, die Du Dir denken kannst, in Dänemark machte man mir schöne, sogar glänzende Anträge, mit der kleinen Bedingung, nicht Borlesungen zu halten. Auch ohnehin war ich entschlossen, unter den gegenwärtigen Umständen in Deutschland zu bleiben. Ich schlug alles aus, und bin bestimmter als je, entschlossen, mein Schicksal)! mit Deutschland aufs engste zu verknüpfen. Seit einiger Zeit lebe ich hier mit meiner Familie bei einem Freunde, um alles ruhig abzuwarten, und habe die Zeit benützt, unter andern auch, um einen ziemlich weitläufigen Aufsatz für Deine Journale „Ueber das Vegetative im animalischen Organismus" auszuarbeiten. Es ist eine einfache Erzählung, wie

alles sein wird, was ich hinführo ausarbeite. Der Aufsatz war fertig, als das letzte Heft Deines Journals mir in die Hände fiel.
Ich las die Miscellen, die, wie Du mein Geschäft kennst, diesem am nächsten liegen. Je tiefer ich hinein las, desto mehr überraschte mich die, nicht selten fast wörtliche Uebereinstimmung mit mehreren Stellen meiner Grundzüge, aber nicht mit diesen allein, sondern auch mit sehr Vielen, was ich den letzten Sommer in meiner Physiologie vortrug. Meinen Zuhörern ist es bekannt, daß die Aphorismen in den Grundzügen nur ein schwaches Vild dessen sind, was ich jetzt zu leisten vermag. Es hätte mir nichts erfreulicheres begegnen können, und was mir, während ich las, allein unerwartet kam, war, daß Du nur an einer Stelle die Uebereinstimmung bemerktest. Ueber die Differenz zwischen uns vielleicht ein andermahl.
Ich hatte die Miscellen oft gelesen, aber die Anmerkung nicht, ich sah flüchtig den Inhalt, und Du weißt, ich liebe dergleichen nicht. Jetzt habe ich sie gelesen^). Ich war zu sehr überrascht durch die Uebereinstimmung, elende Stümper haben sich zu viel Mühe gegeben auch bei mir einen Verdacht, wie der, den ich mir jetzt in Deiner Seele dachte, zu erregen, als daß nicht das bitterste Gefühl der kränkendsten Beleidigung entstehen müßte. Je kälter ich alles nachdachte (und das geschah bald, denn Du weißt selbst am besten, daß ich, auch im ärgsten Falle, ruhig bleiben darf), desto deutlicher ward es mir, daß Du mich nicht meinen könntest. Was auch meine lange Trennung und meine sorglose Nachlässigkeit für einen Einfluß auf Deinen Vorstellungen von mir haben könnte, dazu hast Du mich zu genau kennen gelernt und in einem großen Gemüthe kann der Verdacht der schändlichsten Niederträchtigkeit gegen einen Freund niemals kommen, auch müßte man blind und einfältig sein, um die große Einfachheit der Anschauung, die in meinen Grundsätzen durch alle wahrscheinlich darin versteckte Irrthümer und Fehler der Darstellung durchgängig hervorblickt, zu übersehen.

") Vgl. Iahrbücher der Medizin usw. II. Bd. 2. Hest, 1807, S. 305. Lchelling schreibt da: „Wie ich aus einer gelehrten Zeitung ersehe, hat ein Vuchfabrikant, der sich wahrscheinlich nachgeschriebene Hefte von meinen Vorlesungen zu verschaffen wußte, neben andern Sätzen auch den obigen, jedoch ohne ihn zu verstehen, in seinem Fabrikat mitgeteilt, . . . Mein« überall verbreiteten Zuhörer, denen ich Fleiß und Kräfte gewidmet habe, ersuche ich, das, was sie aus meinen Borlesungen notiert haben können, nicht solchen seichten Plagiatoren zu überantworten . . ."

!
Aber wie könnte jener Zweifel entstehen? Ich bitte Dich selbst, es mir klar zu machen, und versichere Dich heilig, daß ich den Zweifel ganz unterdrucken will, wenn er nicht etwa durch Deine ausdrückliche Erklärung wieder hervorgerufen werden sollte. Es wäre doch gar zu komisch, wenn wir beiden Grenzstreitigkeiten anfingen, nur warne ich Dich für Coalationen, wie Du weißt, taugen sie nichts. Ich würde mich allein stellen.

Ein paar Worte erwarte ich von Dir, lieber Schelling, um Dir dann den Aufsatz zu schicken.

Adieu

H. Steffens.

Adresse bei Hausvogt Thaelen auf Synderuphof bei Flensburg im Herzogthum Schleswig.

Wangerrott, d. 4. Aug. ^1807.1

Liebster, theuerster Freund!

In diesem Augenblick erhalte ich Deinen Brief und eile, ihn zu beantworten.

Das reine Gemüth meiner Frau, keines Verdachts fähig, leugne« mir meinen Zweifel rein ab, und behaupte fest: „Du wirst Dich schämen, wenn er antwortet." — Hülsen"), der Mitarbeiter vom Athenäum, den Du kennst, mein tiefer, herrlicher Freund, in deffen ländlicher Wohnung ich diesen Vrief schreibe, wen ich erst sprach, nachdem ich Dir geschrieben hatte, hat mir gleich meinen Verdacht ernsthaft vorgeworfen und die Unmöglichkeit schlechthin behauptet. Berger") ebenfalls. Dieses waren die Freunde, gegen welche ich, wie gegen jeden Menschen, meine innere, ewige Verbindung mit Dir pries, und gegen welche ich eine Besorgniß, die mein tiefstes Innere schauderhaft erschütterte, zu äußern mich gedrungen fühlte. Alle

") H. hatte in Jena studiert und hatte die Aufmerksamkeit weiterer preise erregt durch die Lösung der Berliner Preisaufgabe: Nachweis der Fortschritte der Metaphysik seit Leibniz und Wolf. Er war seiner Gesinnung nach Romantiker, der aus Schwärmerei auf dem Lande lebte.

") Erik v, Nerger, Besitzer des Gutes Zeeramp, verheiratet mit «wer Tochter des Grafen Holek, eines Günstlings Christians VII. Die Landwirt» schaft entsprach auf die Dauer nicht seinen Idealen, er wurde Professor der Ästrononne und Philosophie in Kiel, gestorben 1853. „Allgemeine Grund« züge zur Wissenschaft" 1817—24.

gaben mir schlechthin Unrecht, doch konnte keiner die wahre, innige Verbindung zwischen uns so kennen, wie ich sie kennen mußte — und ich konnte zweifeln.

Ich will mich nicht veriheidigen, guter, theurer Freund! Von allem, was man politisch nennen kann, seit Jahren getrennt, bloß von dem ergriffen, was mir alles ist, in stillen Forschungen freudig vertieft, ward ich mit dem übrigen Volk von der harten Hand gefaßt, alle meine Hoffnungen waren verschwunden, alle Farben des frischesten Leben verblichen, selbst in meinem Vaterlande trafen mir Verfolgungen der sonderbarsten Art, Polizey»Verfügungen gegen mich, durch einen bloßen freundschaftlichen Besuch veranlaßt.

Was wenigen begegnen mag, ist mir in dem letzten Jahre begegnet — meine Freunde sollen bezeugen, daß alles dieses mich kaum rührte. Das frische Leben kann man mir nicht rauben, meine reine Unschuld ebensowenig.

Indem ich an Dich zweifelte, war ich, konnte ich nicht unschuldig fein, und daher ward ich auch bestraft. Es hat eine Zeitlang meine Gesundheil angegriffen, ich habe geweint, wie ein Kind.

Willst Du Liebe und unerschütterliche Treue kennen lernen — Schelling! Dann komme zu mir — denn ich liebe Dich wie keinen.

Ich habe nicht verschmäht, Dein Schüler und ein Schellingianer genannt zu werden, und weiß es wohl, daß das Volk eine süffisante Orginalität fordert. Wenn ich Worte suchte, was ich lange klar geschauet hatte, was die ewige Natur in mir und durch mich auszudrücken suchte, darzustellen, so wählte ich Deine Sprache, und dem Gesindel hieß es nachgesprochen, meine heiligste Andacht und mein wärmstes Gebeth war Nachbethen, und das Volk in Kopenhagen, wie in Halle, hat sich mannichfaltig zugeschrien, „er hat es aus Schellings Hefte" — „haben wir ihm nicht in der Schule gekannt, da sprach er wie unser einer, woher die fremde Sprache", so sagten sie sich in Kopenhagen, und die Sache war klar. — „Würde er sich so an einen Fremden, an irgend jemand anschließen, wenn er selbst auch etwas hätte," sagte man in Halle, und zu einer Zeit, wo ein jeder lieber einen eignen ? bauet, als im großen Sinne seine Thätigkeit verklärt sieht in einem allgemeinen Tempelbau, ist es das Zeichen der engherzigsten Niedrigkeit. Schreiet nicht ein jeder auf seine Weise, und bildet sich eigne Grenzen und ersinnt eigne Schnörkel, damit man den Narren an seiner Jacke erkenne?

Wohl weiß ich, was mein ist und was ich besitze, was die ewige Natur mich schenkte, in wie fern ich ein eigenes Organ bin, und habe mich, auch wenn Du mich nicht hättest schildern ivollen, selbst erkannt in einigen Zeilen — wohl kenne ich meine Grenzen, und weiß es, daß ich mich in Deinem Felde mit Deiner Freiheit und Natur nicht bewege.

Warum blieb ich denn bei meiner Arbeit nicht, um in der Tiefe der eigenen Production die Klarheit anderer und die Bedeutung aller zu schauen, in dieser Region wäre doch ein Mis« verständniß, wie das elende, was ich zu nennen mich schäme, nicht möglich? Ich will Dir alles sagen, es soll keine Falte in meiner Seele bleiben.

Es ist ein geheimes Grauen in allem Lebendigen, im frischen Leben zumahl, ja das große Leben ist, wie das der Erde, eine große Oscillation zwischen herrliche Freude und grauenhaften Tod. Wie der Tag nur ein Wechsel ist in der lebendigen Luft, in welcher das Einzelne vom Ganzen und das Ganze vom Einzelnen liebevoll umfaßt wird, fo dehnt sich das Gemüth aus und zieht sich in sich zusammen in dem rythmischen Leben seiner täglichen Bewegung, und wie das vegetative Leben in der jährlichen Kälte erstarrt, die höhere Organisation sie bezwingt, so giebt das herrlichere Gemüth nicht nach im gemeinen Unglück, sondern bezwingt es.

Aber in der Schönheit des Lebens liegt das Geheimnis des Todes, der Zorn gegen die Organisation, das Leben der Sterne verborgen, und bricht zuweilen hervor. Die Tiefe der ruhenden Erde, die innerste verborgenste Tiefe des Gemüths dehnt sich in lang» verhaltene Seufzer aus, furchtsam ziehen sich die Gestalten der bildenden Phantasie in sich zurück, die bewegliche Luft erstarrt vor Schrecken, aus allen Quellen bricht das Wasser hervor und das tiefe Mysterium der Thränen wird uns offenbar.

Da schicken wir Tauben aus, daß sie uns einen Oelzweig bringen, horchen auf einen jeden Ton und glauben uns angesprochen durch eine jede Stimme, alle Hoffnung ist unsere, alle Furcht ist unsere. Es ist nicht dieses und jenes, was mich mit Schrecken ergriffen hat, es ist alles. Aber wie ich das Grauen immer fühlte und es mich ergriff, selbst im frischesten Leben, ja auch die Hoffnung sagt ^ O mein Tag bricht an, wenn mein Freund zu mir hintritt und die gemeinsame Arbeit anfängt.

I«

Ich will jene lächerliche Selbständigkeit nicht, die immer auf-
passen muß und sich besinnen um sich nicht zu verlieren, hingeben
will ich mich dem Freunde wie der Natur, seine eigenste Gestalt
will ich nachsprechen, daß er nur dastehe, wie ich mich sehne, mich
zu ergießen in dem Leben der Pflanzen und Thiere und der Luft
und Erde, damit alles sich in mir äußere auf die eigene Weise.
Ich habe es erfahren, daß ich nicht sein kann ohne Dich.
Giebt es kein Platz iu Deiner Nähe für mich? Keine südliche Uni-
versität, die den Vertriebenen aufnehmen möchte?
Ich schreibe Dir bald wieder um Dir den Aufsatz zu schicken,
seit den fatalen Zweifel habe ich nichts schreiben können, etwas fehlt
noch, und ich habe meine Papiere nicht hier. Von Dir aber, mein
lieber Freund! erwarte ich nun noch ein paar liebevolle Zeilen.
Was mit mir werden soll, weiß ich in diesem Augenblick noch nicht.
Adieu, guter Schelling, eine wunderbare Furcht hat mich ergriffen,
und ich werde von jetzt an suchen so oft und viel wie möglich mit
Dir in Verbindung zu bleiben. Dein Freund
h. Steffens.

Seekamp bei Kiel, d. ?. Sept. 1807.

Liebster Freund!

Deinen Brief habe ich etwas spat erhalten und die Nachrichten
davon sogar etwas früher. Er hat sich lange herumgetrieben hier
in Holstein. In wenigen Stunden muß dieser Brief fort. Daher nur
wenige Worte, denn ich habe, durch Dich aufgefordert, noch manches
zu schreiben.

Dein Brief hat mir viele Freude gemacht. Daß es mein Ernst
ist mich mit Dir zu verbinden wirst Du erfahren. Ich schreibe mit
diefer nehmlichen Post an Werner und Iacobi, und meine Frau
an Madame Lieweking ^). Diese ist ihr eine zweite Mutter ge-
wesen, sie ist wie Kind im Hause, Wohl weiß ich es, daß ich mit
Dir verbunden sein muß.

Was meine Grundzüge betreffen, nur folgende paar Worte:
daß meine Eigenthümlichkeit nicht ganz darin liegt, ist eine Folge
der Natur des Buchs. Es sollte allgemein sein. Ich habe es selbst
gefühlt und bin mit den ersten 80 Pagina vorzüglich immer unzu»

>») Die verwitwete Tochter von Äeimarus.

frieden gewesen. Mit der Oscillationslehre bin ich mehr zufrieden, wenn gleich die Form sie nicht erlaubt stark hervorzutreten. Allenthalben denke ich aber liegen wohl die Keime meiner alten Eigen» thümlichkeiten und wenn ich meine alte Form wieder ergreife, wirst Du, hoffe ich, sehen, daß ich mich nicht fürchte. Das Buch war doch nur für die Jungen, kühnes habe ich wohl gesprochen. — Wie sehne ich mich nach einer Verbindung mit Dir, theuerster Freund! Wohl glaube ich es, daß es bei euch noch schön sein kann. Hier ist Krieg und eine solche Verwirrung, daß man sich nirgends zurechtfinden kann. Ich werde dadurch entsetzlich gestöhrt. Verzeih mir diese verworrenen Zeilen. Wie wünschte ich schon bei Dir zu sein. » . ^ ^ « -

" ' Dein H. Steffens.

Du hast von Gehalt gesprochen. Ich hatte in Halle 1000 Thr. fixes Gehalt, und verdiente ohngefähr ebenso viel mit Vorlesungen. Es kommt darauf an, was man braucht um erträglich zu leben in München und etwas für Schulden zurücklegen zu können. Meine Schulden betragen ohngefähr 3000 Rthr., und besonders sind die Hallischen Schulden bei der ungeheuren Armuth der Stadt sehr drückend. Berger grüßt herzlich.

Krempelsdorf bei Lübeck, d. 14. Nov. 1807.

Lieber Schelling! ich danke Dir recht sehr für Deinen letzten Brief. Freilich bin ^ich^ klug genug gewesen, meine Verbindung mit Preußen, insofern sie sich beibehalten ließ, nicht ganz aufzugeben; indessen habe ich so gut wie gar keine Hofnung dort. Hufeland steht an der Spitze, und er und einige andere, unter diesen, wie man sagt, Fichte, haben laut gegen meine Anstellung protestiert. Humboldt und Wolf sollen sie gefordert haben. Neil und Schleiermacher wurden nicht gefragt. Ueberhaupt haben mir die Preußen nicht zum Besten behandelt, und ich habe hart dafür büßen müssen, daß ich ein Augenblick glaubte, Halle läge in Deutschland. Zwar waren die Jahre, die ich da zubrachte, sehr glücklich, das Verhältniß gegen meine Zuhörer beneidenswert!). Das Gehalt des letzten Jahres, das man mir schuldig ist, werde ich nicht erhalten, und es ist jetzt die Rede nicht von einer angenehmen oder unangenehmen Lage, sondern von meiner Subsistenz überhaupt. Ich habe in der That,

sollte es auch in München nicht gelingen, die schönste Aussicht mit meiner Familie zu Tode zu hungern.

Hie bloße Hofnung mit Dir, lieber Freund, zu arbeiten, hat mich wieder erquickt. Ich arbeite unablässig an einer neuen Ausgabe des ersten Theils der Beiträge, und an dem zweiten. Die größere Vollendung der Metalltheorie ist meine vorzüglichste Arbeit. Die Kombinationen) der roh neben einander liegendes Ansichten der gemeinen Chemiker, Winteils (?) und Berthollets und der Physik geben eine schöne Ausbeute. Der Theil wird mehr als doppelt so stark und die Thatsachen, wie ich hoffe, unfern Erfarungen nach, vollständig. Auch die erste Abtheilung wird manches gewinnen. Der zweite Teil enthält die bloße Erzählung von Granit bis zum aufgeschwemmten Gebirge oder, wenn Du es so nennen willst, dir geographische Chemie. — Auf den Aufsatz über das Vegetative, der im eigentlichsten Sinne mir zugehört, sollst Du schon aufmerksam werden, wenn wir uns, wie ich zu Gott hoffe, bald sehen, jetzt will ich ihn Dir nicht aufdringen.

Bester Freund! es giebt wahrlich kein glücklicheres Mensch, wie ich, wenn ich nur ungestört sein kann. Dabei lockt mich das herrliche südliche Gebirge, wovon ich einen Theil nur im Fluge gesehen habe, auf eine wunderliche Weise.

Ich bin jetzt bei Runwhr") — so bin ich von einem zum andern herumgezogen, und habe ich gleich viele Liebe und Freundschaft gesunden, so gibt es doch Augenblicke, wo ich innerlich zusammenschaudere über eine Lage, die für mich sich so wenig schickt. Rumohr ist in der Tat ein herrlicher Mensch, jetzt auf eine sehr zweckmäßige Weise fleißig, und liebt Dich unbegrenzt.

Meine Frau ist neulich in Wochen gekommen und befindet sich mit ihrer zweiten Tochter sehr wohl. Sie ist in Hamburg bei ihrer Großmutter. Sie grüßt Dich und Deine Frau. Wir freuen uns beide auf einen freundschaftlichen schönen Umgang in München.

Adieu! wenn Du irgend etwas Bestimmtes weißt, so eile, Du Guter.

Dein H. Steffens.

") N. war mit K^instgeschichtsstudien beschäftigt, so sah er damals den ganzen Plinius durch auf Nachrichten über Kunstwerk. R. stand Friedrich Wilhelm IV. nahe.

Marie Holzer:

Ich

Wann bin ich — Ich? Vanz und vollständig Ich selbst?
In meinen Handlungen, die eingeengt sind von den starren Dogmen der Herkömmlichkeit, der Sitte, der Konvention, der Tugend» skala, die abhängig sind von tausend Rücksichten, tausend Bor» schriften, tausend Gesetzen. . . .?
In meinen Worten, die beherrscht werden und im Zaum gehalten vom guten Ton, von den Anschauungen meiner Umgebung, vom Ehrbegriff meiner Kaste, die wachsamer ist als Argus' Auge, leichter verletzbar als ein Glas aus feinem Venetianerguß. . . . ?
In meinen Gedanken, die beherrscht sind von jahrtausendealten Vorurteilen, an die sich zentnerschwer das Gewissen der Zeit und Vorzeit hängt . . . .?
In meinen Blicken, die der Seele Spiegel sein sollen, und die ein lächelnder Mund, eine zuckende Lippe Lügen straft, vor die die gütige Natur einen Vorhang gespannt, damit wir ihn senken, wenn des Feuers Glut, des Glückes Lust, des Hasses Gift uns verriete. . . .?
Bin ich Ich selbst, wenn einer in Liebe vor mir kniet, und ich von Erfahrung meiner Vor»Voreltern geführt, ihn sanft und warm oder hart und stolz gehen heiße. . . . ?
Bin ich Ich selbst in den Armen des Geliebten, oder wandle ich mich nach seinem Willen, lausche mit meinem Herzschlag seinen Wünschen, damit sie mich umformen nach dem Bilde seiner Seele ?
Bin ich in meinen Wünschen Ich selbst? Oder sind sie ewig schwankend auf Stimmungen gebaut, die meine Umgebung, die ganze Umwelt lenkt durch unsichtbar»wechselnde Strömungen.
Wann sind die Bewegungen, die ich mache, nicht Reflexbewegungen, die Handlungen nicht geworden in jahrtausendelanger Entwicklung, die Worte, die ich spreche, nicht fremde Worte, die ein fremder Geist mir zugetragen? Wann sind die Gedanken, die ich denke nicht in der Luft gelegen, wie die Miasmen, die ich atme — ?
Wann — wann bin ich Ich selbst? Unabhängig . , . . kettenlos .... frei.... ganz Ich? In seltenen reichen Augenblicken vielleicht, vielleicht niemals. Ich bin nichts als ein ewig wechselndes X in dem großen, unlösbaren Rätsel des Lebens.

„Augenblicklich nicht" — Giffiu machte eine Handbewegung nach einem der Sessel hin, die feierlich die Breitseite der Wand einnahmen und ließ sich selbst nieder — „aber mein Papagei hat Sprechstunde, und ich weiß nicht, ob Ihr nach feinem Geschmack seid; wenn nicht, dann könnte er unartig gegen Euch werden."

„Das wäre kein Unglück, ich erziehe selbst Vögel und kenne ihre Eigentümlichkeiten. Wie sieht er aus? Rot» und grünes Gesieder, nicht?"

„Nein, tiefblaues. Er ist groß wie eine Ente und seine gewöhnliche Redensart ist: Laß mich zufrieden."

Adgife nickte mit leichtem Erbleichen.

„Ein kluges Wort von einem Vogel, wert, daß alle Menschen es beherzigten."

„Ich kann nicht behaupten, daß ich je aufgehört hätte, dieses guten Rates eingedenk zu sein, aber ich habe Euch noch gar nicht gefragt, was mir die Ehre und das Vergnügen Eueres Besuches verschafft."

„Laßt mich Euch zuerst Antwort geben auf Eure vorige Rede. Im Frieden lassen und im Frieden lassen, ist zweierlei. Es gibt Leute, die mit lautem Gepränge auftreten, das unterste zu oberst kehren. Vor solchen kann man sich hüten und Anstalten gegen sie machen, damit sie einen wirklich in Frieden lassen. Tenn ihr Lärmen verrät sie. Dann gibt's aber andere, die kommen still zur Stube herein, setzen sich geräuschlos hin und lächeln nur. Was soll man mit diesen tun? Sie sagen ruhig: Was willst Du, ich rühre mich ja nicht. Und doch wirken sie lauter als die Lärmenden."

„Meint Ihr Euch selbst damit?"
„Mich? Nein."
„Wen sonst?"
„Ach, Frau Giffiu, erspart Euch diesen eisigen Vlick. Gebt Euch keine Mühe, ich stehe Euch nicht im geringsten im Weg. Im Gegenteil, Ich bin hierhergekommen, um Euch zu bitten, uns öfter als bisher zu besuchen."
Giffiu ließ die rötlichen Wimpern leicht aufeinander spielen und lächelte wegwerfend.
„Seid Ihr — abgeschickt worden?"
„Abgeschickt? Von wem?
„Nun, das weiß ich nicht. Ich wußte bisher nicht, daß Ihr so große Sehnsucht nach mir trägt."
„Ich trage Sehnsucht nach Frieden."
„haltet Ihr mich für eine Friedenbringerin? Das ist brav von Euch und zeugt von Euerm scharfen Geist."
„Für den, der Euch liebt, seid Ihr gewiß friedenbringend."
„Was geht's mich an, wer mich liebt." Giffiu zog die Schultern hoch. „Ich locke niemand, ebensowenig ich mich locken ließe."
„Aber Ihr fühlt doch Mitleid mit einem Herzen, das Leidenschaft für Euch erfaßt hat."
„Mitleid? Weshalb? Soll ich mich so gering schätzen, daß ich den bemitleide, der mich liebt?"
„So setzt Teilnahme an die Stelle des Wortes."
„Brrr, welche Erbärmlichkeit traut Ihr mir zu. Verwechselt mich nicht mit Euch. Ihr würdet vielleicht den Mann zu bemitleiden haben, der Euch liebte. Aber selbst Ihr habt es nicht nötig, denn Ihr war't klug in Eurer Wahl, was ich — offen gestanden! Euch gar nicht zugetraut hätte."
„Frau Gräfin —"
„Nun, was erregt Euch? Seid froh, daß Ihr keine mißliebige Ausnahme macht. Ich kann Euch sagen, nichts Dümmeres als ein Weib, das sich besser zu sein dünkt, als seine Schwestern sind. Der Unterschied zwischen der tugendhaften müi der nicht tugendhaften Frau ist nur der, die eine ist begehrt worden, die andere blieb un» begehrt. Sela."
„Ihr irrt Euch. Es gibt Frauen, hinter denen die Versuchung herläuft und die —"

„Meint Ihr Euch?"
„Nein, Frau Giffiu, hinter mir läuft keine Versuchung her."
„Lügt doch nicht so, um Eurer selbst willen nicht, und macht mir weis, daß Ihr die Erhörung Eurem Galan gar so leicht gemacht habt."
„Gräfin Vrag, ich schwöre Euch beim heiligen Kreuz, daß zwischen mir und Graf Troarn auch nicht der Hauch einer Vertraulichkeit herrscht —"
Giffiu warf den Kopf in den Nacken und lachte laut auf.
„Von Euch kann man lernen. Vis zu einem falschen Schwur bringen's nicht alle."
Adgife erhob sich. „Frau Giffiu, würdet Ihr das, was Ihr von mir glaubt, beschwören?"
„Ohne zu zögern, und zwar nicht wie Ihr mit dem Bewußtsein, einen Meineid zu tun."
Adgife klammerte sich krampfhaft an den Stuhl, den sie verlassen hatte. Ich darf sie nicht schlagen, ihr nicht ins Gesicht speien, denn er liebt sie. Er, der mir alles in der Welt ist. „Weshalb", sagte sie, sich zu einer Verzerrung des Gesichts zwingend, die ein Lächeln sein sollte, „streiten wir nur eigentlich? Ich bin gekommen zu bitten, wie ich es schon getan habe, daß Ihr unseren Herd nicht abseits liegen läßt, man wird dort sehr glücklich sein, Euch zu empfangen."
„Man? Herr Gautier Tyrell?"
„Auch Frau Gautier Tyrell."
Ah!" Giffiu neigte ihr Gesicht dicht auf Adgife. „Kommt Ihr doch von ihm geschickt?"
„Nein, ich kam aus mir selbst."
„So habt Ihr also allerlei Beobachtungen gemacht, und seid zu dem Ergebnis gekommen, mich zu bitten. Eure Nebenbuhlerin zu sein. Wenn mir das aber — zu wenig wäre, Frau Tyrell?"
„Oh, ich klammere mich nicht an Worte, Frau Giffiu —"
Adgifes Geficht bedeckte sich mit Todesblässe, „macht, was Euch gefällig ist, kommt nur, kommt, man wird sich sehr freuen bei uns . . ."
Sic tastete mit umflorten Blicken nach der Tür und entfernte sich.
„Das war einzig!"

Giffiu stand einen Augenblick gedankenverloren, dann stieg sie zu ihrem rosenroten Papagei hinauf, nahm ihn zwischen die harten Hände und lachte.
„Tu bist viel klüger als die Menschen, mein Tiefblauer. D« willst nicht mehr sein, als Du bist. Sela!"
Wochen um Wochen vergingen. Tie Nachrichten aus der Nor« mandie klangen verworren, in der letzten Zeit waren gar keine mehr eingetroffen.
Der August hatte die Hofgesellschaft zerstreut. Die einen hatten sich auf ihre Schlösser an der See begeben, die anderen kamen nicht «us ihren Parks heraus.
Winchester lag einsam da. Prinz Henry fischte mit Flambard in den Teichen von Heisa, Meulant war in London, Fitz Gaimon saß verärgert auf Glanmorgan und schrieb zornige Briefe nach der Normandie, die er, bevor, sie der Bote erhielt, wieder zerriß.
Albereta wurde von Tag zu Tag unruhiger.
Damals, als sie von Adgife heimgekehrt war, hatte sie sich ihrem Gemahl in die Arme geworfen und ihn lächelnd versichert, sie bedauere es nicht, ihm gefolgt zu sein.
Das war ein Festtag für ihn gewesen, dem aber wieder Werktage folgten.
Troarn war zu vornehm, um sie an ihre eigenen Worte zu mahnen, als die Erinnerung daran verblaßt war.
Wo steckten alle Bekannten? Wo Aquis? War er etwa dem König nach der Normandie gefolgt? „Er war ein vornehmer Gesellschafter, mir der angenehmste von allen. Gern möchte ich ihn wieder bei uns sehen, könnt Ihr ihn nicht einladen?" sagte sie zu ihrenl Gemahl.
Troarn gestand, daß er nicht wisse, wo Aquis sich augenblicklich befinde.
Nlbereta wartete noch ein paar Tage, dann schrieb sie an Tyrell, ob er nichts von Aquis gehört hätte. Nachträglich fiel ihr ein, wie grausam das von ihr gewesen war.
Tyrell antwortete aufs höflichste, er wisse wirklich nicht das geringste über Aquis' Aufenthalt, doch schätze er, Aquis würde auf feiner Sommerbesitzung sein.

Albereta verzog unmutig die Brauen,
Bestimmtes wollte sie wissen, keine Vermutungen. Sie bat Troarn, sich doch bei einem feiner Freunde nach ihrem bleichen Wintergesellschafter zu erkundigen. Er willfuhr ihrem Wunsch und konnte bald Auskunft geben.
Aquis weilte mit einigen Freunden auf seinem Sommerschloß, das nahe dem Robert Mowbrays gelegen war. Gleichzeitig kam von Aquis selbst, dessen Freund ihm die Teilnahme des Grafen und der Gräsin verraten hatte, eine höfliche Einladung, Troarn möchte doch mit seiner Gemahlin ihm die Ehre eines Besuchs auf seinem einsamen Landgut schenken.
Sic hätten's zwar ziemlich heiß drüben, doch die Nächte wären voll köstlicher Frische, und man könnte ja die Zeit umkehren, den Tag verschlafen und die Nachtzeit genießen. Troarn lachte, als er den Brief seiner Frau vorlas, ihr Gesicht indes begann sich freudig zu erhellen.
Aquis' Besitztum kennen zu lernen, wäre sie sehr begierig. Sollte er nicht die seltensten Blumen von England in seinen Gärten züchten, auf seinen Feldern Ernten von besonderer Ergiebigkeit erzielen? „Ja, Ilbert," schmeichelte sie, „wir wollen seiner Bitte willfahren, die Reise ist nicht weit und wird durch hübsche Gegenden führen. Und ich bin überzeugt, bei Aquis treffen wir auserlesene Menschen, denn er macht nicht den Eindruck, als ob er gewöhnliche Gäste zu sich entböte."
Troarn blieb eine Weile still, dann sagte er zögernd: „Ich nehme nicht gern Herrn Aquis' Gastfreundschaft an, doch weil Ihr es so wünscht, gebe ich nach. Was aber ihn selbst betrifft, so warne ich Euch. Seid vorsichtig gegen ihn, überlegt, bevor Ihr sprecht."
Vorsichtig soll sie sein? Weshalb?
„Aus mancherlei Gründen. Ihr sprecht oft wie ein Kind und verratet ebenso das, was Ihr denkt, als das, was andere Leute denken. Man kann nicht bestimmt wissen, wie der verschloss'ne Aquis solche Enthüllungen aufnimmt und benützt."
Sie brauste auf.
Wie, so niedrig schätzt Ihr den Freund des Königs?"
Ueber Troarns Gesicht ging ein Lächeln. „Das sind Dinge, über die man mit einer Dame nicht spricht. Vergebt! Ich habe Euch gewarnt, das Weitere ist Eure Sache."

Sie versank in Gedanken und betrachtete heimlich das Antlitz ihres Mannes, in dem sie Plötzlich allerlei ihr bis jetzt unbekannt gewesene Züge entdeckte. Es ist sehr einfach, schloß sie bei sich, er will mich verhindern, mit Aquis zusammen zu sein, ich begreife ihn. „Darf ich also Befehl zum Aufbruch geben oder nicht?" Leise Ungeduld durchklang ihre Stimme.

Er sagte höflich: „Tut ganz nach Euerm Belieben."

Ein Bote ging ab, um ihre Ankunft zu melden. Die Vorbereitung zur Neise dauerte nicht lange, dann bestiegen sie die Pferde und zogen aus.

Man hatte viel Wald zu durchmessen, bevor man nach Aquis' Sommersitz kam.

Das Gut lag, von Gartenland umgeben, versteckt zwischen Eschen. Ein seltsam geformtes hohes Dach mit uralten Schnitzereien am Giebel krönte das Haus.

In der Halle, dem ersten Raum, den man betrat, befand sich eni mächtiger Herd mit eisernen Fackelringen umher. Wunderlich geformte Stühle von wuchtiger Größe standen an den dunklen Wänden, die mit eigentümlichen Waffen und Geweihen geschmückt waren. In einer Ecke am Herd erhob sich ein stolzer Sitz, zu dem Stufen hinaufführten. Eine Harfe lehnte an ihm. Ueber der Eingangstür war ein grüner Buschen angebracht.

In diesem Raum, den die Dämmerung nie zu verlassen schien, wurde ein bleiches Antlitz sichtbar.

„Mein Haus freut sich, so lieben Gästen als Herberge zu dienen."

Aquis streckte dem Grafen und seiner Gemahlin die Hände entgegen. Dann winkte er den Dienern, die hinaussprangen, um die Rosse und das Gefolge der Troarns in Empfang zu nehmen. Aus dem Schatten tauchten mehrere Gestalten auf, Edelleute, die Troarn zum Teil kannte. Die Fackeln wurden entzündet. In ihrem rötlichen Flackerlicht erblickte Albereta Robert Mowbray, der eben zu einer Tür, die aus dem Innern des Hauses führte, heraus« trat. Er wechselte einige Worte mit Troarn und neigte das Haupt vor Albereta. Frauen geleiteten die Angekommenen über eine breite Treppe, deren Geländer wieder wunderliche Schnitzereien schmückten, in die Gemächer hinauf, die für Troarn und seine Gemahlin bestimmt waren.

Heimweh Maria Ianitschek
Die Fenster standen offen, und die hohen Eschen, die sich nahe befanden, streckten ihre grünen Zweige herein.
Es flüsterte und raunte hier immer, als ob man mitten im Wald sich befände, und dieselbe Dämmerung wie unten herrschte auch hier oben.
Albereta sah ganz Neinlaut von einem Gemach in das andere. Sie verstand das Raunen nicht, ebensowenig wie die Sprache dieser alten schwärzlichen Pfosten, die die getäfelte Decke stützten. Einem ängstlichen Kinde gleich, schritt sie zu ihrem Mann hin, der sein Schwert abgürtete und an das Kopfende des Bettes lehnte, und legte die Hände auf seine Schultern.
„Wenn Aquis nicht des Königs Freund wäre, würde mir bange sein, so weiß ich, daß wir auf sicherem Voden stehen."
„Ich denke, Ihr seid überall sicher, wo ich neben Euch bin, selbst bei Aquis," sagte kühl der Graf.
Abends saß sie endlich da, wohin sie sich so sehr gewünscht hatte, an Aquis' Seite. Robert Mowbray hatte sich Troarns bemächtigt und war bald in ein lebhaftes Gespräch mit ihm vertieft. Die anderen Herren waren nicht anwesend, sie sollten zu einer Jagd aufgebrochen sein.
Schweigsame Diener reichten den Abendimbiß herum. Als Aquis Albereta mit schäumenden Gerstensaft, den sie noch nicht kannte, den Becher gefüllt hatte, brachte sie es endlich über sich, zu sagen, wie verwundert sie sei, daß er hier weile, anstatt in der Normandie zu sein. Er zuckte die Schultern. Was er dort sollte?
Es herrschte augenblicklich eine unerquickliche Lage da. Herzog Robert spräche alle Tage anders, mache seinem königlichen Bruder die weitgehendsten Versprechungen, so daß es zu keiner fröhlichen Schlacht käme. Die kleinen Scharmützel zwischen den beiderseitigen Truppen könne man nicht ernst nehmen, wenngleich diese Reibereien Menschenleben und Zeit kosteten. „Wohl bald," schloß Aquis, „werden wir nach diesem nicht ruhmreichen und gänzlich überflüssigen Kriegszug den König wieder in England begrüßen können,"
Albereta blickte in die Herdflamme, in die wohlriechende Kräuter gestreut worden waren. Und sie hatte ihn in Gefangenschaft und Todesgefahr vermutet! Ruhmlos zurück! Der Einzug würde seine Stimmung zu keiner guten machen

Aquis erzählte allerlei aus der Normandie, vom schönen und
beim Volk beliebten Herzog Robert, der noch weniger Geld als sein
Bruder besäße, bei seiner Leutseligkeit und gutmütigen Art aber
Freunde im Volk habe, die ihm immer beisprängen, wenn es seiner
Hofhaltung gar zu schlimm erginge. Albereta mußte mehrere Male
auflachen bei Aquis Schilderung.
Diese Normannen waren drollige Leute, rannten in die Welt
hinaus, wenn es sie gelüstete, mit irgend jemand anzubinden.
„Sie sind verwöhnt durch ihr Glück, ihre Siege. Sie sind noch
jung als selbständiges Volk. Wartet ab! Haben sie erst die Faust
eines Feindes auf ihrem Nacken gefühlt, so wird sich ihr Uebermut
legen. Ich glaube, die Zeit ist nicht ferne. Eure Stirn furcht fich.
Ihr seid eine Dame und habt Euch wohl nie gefragt, mit welchem
Recht fich sechzigtausend Leute in einem fremden Land niederließen,
ihm seine Sitten und Gesetze aufdrängten, seine Beamten an
die Spitze der Regierung stellten, Leute, die von der Behandlung
des eingeborenen Volkes, von seiner Führung, seinen Nöten und
Wünschen nicht das geringste verstanden."
„Recht?" wiederholte Gräfin Troarn verwundert, „und sie
nicht die Stärkeren?"
„Die von den Besiegten lernen mußten. Haben nicht alle Völker
den Römern gegenüber das so gehalten? Livitanien wird keine
Ausnahme machen,"
Aquis hob den Becher an seinen Mund und nahm einen tiefen
Schluck.
Albereta fühlte ihr Blut in den Adern jagen.
„Habe ich nicht geträumt? Sprach das des Königs Tafel«
genosse?"
Ein überlegenes Lächeln umspielte Aquis' Lippen, er mochte
ahnen, was in ihr vorging.
„Glaubt Ihr, liebe Gräfin, daß Rufus nicht wüßte, wie ich über
ihn denke? Ganz genau weiß er's."
„Und bleibt Euch weiter geneigt?"
„Geneigt? Er wartet ab."
„Was könnte er abwarten?"
„Daß die Partei der Einheimischen ihm höhere Summen an-
bietet als bisher."
„Und wenn es der Fall wäre?"

„Dann würde vielleicht die eine oder die andere seiner Kreaturen, die das Land aussaugen, durch Eingesessene, also angelsächsische Beamte ersetzt."
Diener füllten aus großen Kannen die Krüge.
Albereta fühlte ihren Kopf schwer werden, Nebel legten sich über ihre Augen.
Saß sie wirklich in dieser großen, fremdartigen Halle, in der ein rotes Feuer auf dem Herd loderte, vernahm sie wirklich das Rauschen der alten Bäume von draußen? Und waren die Worte wirklich gefallen, die fie vernommen hatte? Sie blickte Aquis an. Wie hart fein Kinn war, wie tief die Furche zwischen seinen Brauen, wie hager das Gesicht, wie geringschätzig der Zug um seinen Mund. Jetzt fiel ihr ein, was Troarn ihr über Aquis gesagt hatte. Sie fing an, über anderes zu sprechen. Ueber Jagden und Sauhatz, über Kleidermoden und Hoffestlichkeiten. Sie fragte ihn, ob er Titus nicht kenne und wie schwer wohl dessen Gewicht sei, er sähe so leicht und zierlich aus wie ein Kind.
Schließlich erhob sie sich, um nach oben zu gehen Die Herren wollten ihre Unterhaltung noch weiter führen. Albereta legte ihre Hand in Aquis Rechte und sah ihm dabei lang in die Augen. Die seinen sagten ihr: Ich versteh dich, gib dir keine Mühe! Dann nickte fie ihrem Mann und Mowbray zu.
Frauen näherten sich nun, um sie hinauf zu geleiten. Sie wollte indes, bevor sie das Lager aufsuchte, ein wenig an die Luft gehen, durchschritt die Halle und trat vors Haus.
Schwerer Dunst quoll ihr entgegen.
Sie fühlte, wie aus den Poren der Erde allerlei Leben hervordrang, wie der Maulwurf wühlte und der Regenwurm die schleimige Spur zog. Und die Dunkelheit war warm und dicht. Bäume und Sträucher schliefen in sie eingehüllt. Durch die Türspalte drang das rote Licht der Fackeln und des Herdfeuers geheimnisvoll in die Nacht hinaus.
Plötzlich schrak Albereta zusammen.
Unterm Geäst, dort wo der rötliche Schimmer hinleuchtete, schritt eine hohe Gestalt. Lange weiße Haarsträhnen fielen ihr über den Nacken herab. Sie verschwand in dem Schatten

Am andern Tag führte Aquis seine Gästin nach den Obst-
anlagen und Blumengärten und bat, sie möge sich von allem das
pflücken, was ihr am besten gefiele. Die schönsten Aepfel und die
schönsten Rosen, gelbe Birnen, die nach Honig dufteten und Pflaumen,
die wie von leichtem Mehlstaub überzogen waren und noch an den
Aesten hingen. Er war sehr zuvorkommend und höflich zu ihr. Später
erschien Mowbray, nahm Troarn vertraulich unter den Arm und ent-
führte ihn nach rückwärts an den tiefgrünen See mit seinen Moos-
bänken am Ufer. Hier ließen sie sich nieder.
Albereta verblieb in Aquis Gesellschaft. Mehrere Male schien
ihr, als sähe er aufmerksam nach Mowbray hinüber und höre zerstreut
auf das, was sie sprach. Vis jetzt hatte sie getändelt, Blumen
gerupft und lange Strohhalme zwischen die weißen Zähne gesteckt.
Sie wollte nicht ernst mit ihm werden, denn Troarns Warnung war
ihr wieder in den Sinn gekommen. Nach dem gestrigen Abend begriff
sie die Warnung.
Als sie aber bemerkte, daß Aquis in seiner ruhigen, wenig
galanten Art Miene machte, sich zurückzuziehen, da verschwand ihre
Zurückhaltung. Ich gehöre ja doch zu dir, dachte sie bei sich, neben
ihm hingehend. Wo du sein wirst, Bleicher, da wird unweit davon
auch Albereta zu finden fein. Wer weiß, ob du nicht noch mein
Schicksal wirst oder ich deins. hinter deiner Stirn lauert allerlei
Unheimliches wie in den Forsten von Winchester. Vielleicht kann
ich auch da die Fahne des Friedens aufrichten, daß die dunklen Ge-
walten weichen.
„Herr von Aquis," sie blieb stehen, „seid nicht auch Ihr
Normanne?"
Er blickt sie verwundert über die Frage an.
„Nicht ganz, Gräfin. Meine Mutter war angelsächsischen Bluts.
Sie nahm einen Normannen zum Gemahl, in der Hoffnung, ihre«
Vaterland irgendwie nützen zu können."
Alfo daher seine eigensinnige Stirn und all das, was hinter
ihr braut, dachte Albereta.
„Und versteht Ihr Euch mit Herrn Robert Mowbray?"
„Er ist mein Freund, trotzdem auch er Mischblut in den Ader»
trägt."
„Wollen wir die beiden am Ufer dort beschleichen und horchen,
was sie sprechen?" scherzte sie.

„Von Obstbaumkultur vermutlich, oder von Blumenpflege, sicher von nichts anderm. Seid ihr so wißbegierig, das zu erfahren?"
„An den Ufern dieses schattigen Wassers geht es mal um Wichtigeres her, als um Blumen oder Obst. Hört, Herr von Aquis, glaubt Ihr, daß die Angelsachsen den Normannen an Klugheit überlegen sind?"
„Fragt Ihr mich das im Ernst oder im Scherz?"
„Nun, Ihr braucht nicht gerade an Hastings zu denken, den plumpen Bären, der mit seinen Seeräubern aufgebrochen ist, um die Hauptstadt der Welt zu gewinnen und sie nicht fand, weil er — die falsche Richtung eingeschlagen hatte."
„Ich sehe, Ihr seid eine gute Normannin und werdet es bleiben, Ihr könnt ja auch nicht anders, aus mancherlei Gründen." Nr lächelte fein.
Ihr Gesicht bedeckte sich mit Glut. „Auch Anselmus, der neue Erzbischof von Canterbury ist Normanne, er, den ich so sehr verehre."
„Ihr irrt, gnädige Frau. Bec zwar, das Kloster, aus dem er herkam, ist normannisch, er selbst jedoch stammt aus Piemont."
„Kennt Ihr ihn persönlich?"
„Ich habe nur wenige Worte mit ihm gewechselt, als er zum letztenmal beim König war."
„Der König ist ihm sehr gewogen, nicht?"
„Nicht mehr. Viele Ermahnungen und wenig Geld, was soll Rufus damit?"
„Ihr seid hart in Eurem Urteil."
„Nur wahr, Gräfin."
„Ich möchte nicht gehaßt von Euch werden."
„Nie könnte ich eine Frau hassen, am wenigsten Euch."
„Soll das eine Beleidigung oder Bevorzuguüg sein?"
„Keins von beiden."
Sie sann ein Weilchen nach. „Auch ich bin Euch gut, besser wie den andern Herrn bei Hofe. Eure Verschlossenheit, Euer Stolz gefällt mir —"
„O bemüht Euch nicht, Frau von Troarn, ich kenne Euch."
„Glaubt ihr?" sagte sie, ihn unsicher ansehend.
Er vermied es, ihrem Blick zu begegnen, um sie nicht zu beschämen. „Ich kenne Euch, und es wird mich schmerzen, wenn die

Stunde kommt, da ich Euch Leid zufügen muß. Erinnert Euch dann dieser meiner Worte."
Ein leichter Schauer ging über sie hin. „Ihr sprecht in Rätseln. Wollt Ihr nicht deutlicher werden?"
„Nein."
Sie fühlte die Fittiche dunkler Verhängnisse über sich rauschen.
„Glaubt Ihr, daß die Herren noch am Wasser sind?"
„Möchtet Ihr hin?"
„Ich meinte nur," sagte sie zögernd.
Sie waren nicht mehr dort, als er sie hinführte.
Wie schön war's hier! Ihre Augen tranken das grün« Zwielicht, das unter den hundertjährigen Eichen wob.
Wie kommt es, daß hier einem alles anders anmutet als auf Troarn oder bei Tyrell. Ach Tyrell. Was haltet Ihr von ihm?"
„Dasselbe was ich von einem Weib halte."
„Wie? Eine sonderbare Rede. Toch wartet! Vielleicht habt Ihr nicht unrecht. Die Waffe, womit er seine Siege gewinnt, ist die Anmut. Er sucht bei der Frau Kraft, Rauheit, also das, was ihm mangelt."
„Nicht immer," warf Aquis ein, „zuweilen liebt er auch die, denen seine Männlichkeit Eindruck macht, also Schwächere als er selbst ist."
„Sein Lächeln ist so gewinnend."
„Die Damen behaupten es."
„hat nicht der König selbst ihn bevorzugt?"
„Gewiß tat er das. Er hat ihn auch verabschiedet, wie man Frauen verabschiedet, gleichgültig, ohne viel Aufhebens."
„Eine kleine Eifersüchtelei soll der Grund davon sein."
„Der Mann ist dem Mann entweder günstig gesinnt oder er haßt ihn."
„Schroff, wie Ihr selbst seid, ist Euer Urteil. Doch nicht unfehlbar, denn seht, ich weiß es, daß der König auch Amazonen zu Freundinnen hat."
„Jawohl, gnädige Frau, Ihr sagt mir damit nichts Neues. Trotzdem, wirkliche Neigung flößt ihm nur das Zarte, Hilfsbedürftige ein, das echte, wirkliche Weib."

Heimweh Maria Ianitschek
Nach mancherlei Ausflügen in die Umgebung, angeregt verbrachten Abenden und köstlichen Streifereien im Park, wollte sich Troarn wieder zum Aufbruch rüsten.
Alberetas Gesicht verdüsterte sich.
„Habt Ihr Euch noch nicht genug mit Aquis ausgesprochen?"
Noch nie hatte Troarns Stimme so kalt geklungen.
Es war klar. Ihr Benehmen mißfiel ihm.
Schon beim letzten Hoffeste hatte sie Aquis in etwas auffallender Weife ausgezeichnet; nun hingen ihre Augen unverwandt an ihm.
Der neue Günstling schien auch bei ihr die Stelle des alten eingenommen zu haben. Troarn sagte sich: Sie ist ein Kind. Aber was ändert das an der Sache, wenn ein guter Name in den Schmutz gezerrt wird?
Einmal in diesen letzten Tagen bot Aquis der Gräfin den Arm und zeigte ihr verschiedene Kostbarkeiten seines Hauses. Wunderlich geschliffene Kristalle, in die Mosaik»Schmelz eingelegt war, uralte Bücher mit bunten Schriftzeichen bedeckt, mit gemalten Drachen» oder Menschenköpfen geziert, die den Anfangsbuchstaben der Kapitel bildeten. Auch Schmuck und Kleinode zeigte er ihr, die aus Werkstätten alter ostgothischer Goldschmiede stammen sollten, ein Schreibrohr mit dem Beda, die Leuchte der angelsächsischen Klöster, seine Geschichte Englands geschrieben hatte.
Dann führte er sie hinab, hinters Haus, vor das verwitterte, mit Runen bedeckte Steinkreuz, das aus der Zeit stammen mochte, in der Columba, der Fürst und der Krieger Christi, mit Penda, dem Todgefeiten, im Nebel von Jona unterhandelt hatte.
Albereta bemerkte, daß, indem er ihr all das zeigte und erklärte, sein Gesicht alle Härte verlor und ein Schimmer der Güte, ja der Freudigkeit darin erwachte. Schön erschien er ihr, und ihre glänzenden Augen auf ihn richtend, gestand sie ihm, daß sie nie in ihrem Leben so ehrwürdige Gegenstände gesehen oder auch nur von ihnen sprechen gehört hatte, denn die Normannen, welche Ueber»reste aus ihrer Vergangenheit, welche Andenken an glorreiche Tage ihres Heimatlandes konnten sie aufweisen?
Waren die Burgen ihrer Ahnen in der Normandie unten nicht mit Raub aus anderen Ländern ausgestattet? Und sie bat ihn, ihr noch mehr zu erzählen aus der Zeit, da die Vorfahren ihres Gemahls und die seinen sich bekriegt hatten. Unter den dunklen

Bäumen neben ihr herschreitend, ließ er die Beste Cynwith vor ihr
aufstehen, in die sich, als die Wickinge gegen sie losfuhren, König
Aelfrieds Getreue geflüchtet hatten. Mit ihren langen Schwertern"
mähten diese die Eindringlinge nieder, so daß deren Leichen kleine
Hügel um die Mauern von Cynwith bildeten. Auch die Schlachten»
fahne der Wickinger erbeuteten Aelfrieds Helden. Sie hieß der
„Rabe". Die drei Töchter eines nordischen Königs hatten sie in
einer Morgenstunde gewoben und ihren Brüdern geschenkt.
Wenn der heilige Vogel, der in der Mitte der Fahne eingewebt
war, wie lebendig flatterte, stand Sieg bevor, blieb er aber regungslos,
dann wußten sie, daß Walküren ihrer harrten.
Aus den Bäumen drang leises Wehen und strich flüsternd
über die Wege hin.
Die Gräfin blieb vor einer Linde von überaus mächtigem
Umfang stehen und legte die schwachen Arme um sie.
„Ihr seht aus wie ein Falter."
Sie schmiegte das Gesicht gegen die Baumrinde.
„Tagt, Herr von Aquis, hat Euch der König hier schon
besucht?"
„Auf diesem Boden empfang ich nur Freunde."
„Wie Ihr haßt! Was wunder, wenn Haß Haß erweckt, da
Treue vergeblich um Treue wirbt."
„Treue um Treue!" Aquis lachte auf. „O Frau von Troarn,
welch ahnungsloses Kind seid Ihr! hört, ich will Eure unschuldigen
Borstellungen von der „Treue" in etwas aufklären. Habt ihr nie
den Namen Earl Waltheof gehört?"
Sie schüttelte den Kopf.
„Es war der letzte große Streiter für unsere Freiheit und
Rechte. Seine Reichtümer hat er für die heilige Sache des Vater-
landes geopfert, sich selbst Gefahren und dem Tod preisgegeben für
fie. Als aber die edelsten Söhne des Reiches aus ihren Burgen
verjagt wurden, damit das Abenteuergesindel aus der Normandie
sie einnehme, da gab Waltheof seinen Kampf auf, denn er fagte
sich: gegen die Uebermacht kämpfen ist Unsinn. Wilhelm, des gegen-
wärtigen Königs Vater, hatte mit Mord und Brand jeden der
Großen bedroht, der ihm den Lehnseid verweigern würde. Da zog
Walthoef seine stolzeste Rüstung an und ließ sich dem König melden.
Er dachte bei sich: gefällt mir der König, so will ich ihm Treue

schwören und meinem Land zu nützen suchen wie ich kann. Wenn nicht, so werf ich mein Leben weg. Und der König, dessen kühne Vergangenheit sich auch in seinem Aeußern kundgab, tat's ihm an. Er gefiel ihm. Waltheof bot ihm die Rechte und sagte: „Ich will Euer Mann sein." Und er hielt sein Wort und focht mit geistigen und anderen Waffen für seinen Herrn. Da gab der König ein Fest, an dem auch Waltheof teilnahm. Indes die Becher gefüllt wurden und Wilhelm ahnungslos im Kreis seiner Ritter saß, schlichen sich Personen heran, die eine Verschwörung ausersehen hatte, ihn zu töten. Ein ergebener Dienstmann verriet Waltheof den Plan. Der näherte sich dem König, nahm ihn beim Arm und führte ihn in ein entlegenes Gemach. Hier teilte er ihm alles mit, gab ihm Ratschläge und rettete so sein Leben. Und der Dank dafür? Ein paar Tage darauf wurde Waltheof auf des Königs Befehl hingerichtet."

„Hingerichtet? Ich verstehe nicht."

„So erging es vielen. Indes das Verstehen kümmerte den König wenig. Ein niedriger Charakter erwartet auch nur Niedriges von andern. So verlor die Welt einen der lautersten Menschen, die in ihr gelebt hatten, um der mißtrauischen Laune eines Tyrannen willen." Aquis Stimme klang unsicher. „Kennt Ihr das Kloster Rumesei vor den Toren Winchesters? Daneben befand fich der Platz, auf dem sein Todesurteil vollzogen wurde. Sein Sohn stand nachher oft an des Vaters Grab und begoß es mit seinen Tränen. Dieses Sohnes Schwester war — meine Mutter ^—"

„O Winchester! So viel Flüche und Verwünschungen, als gegen dich geschleudert werden, sind kaum gegen Sodom und Gomorrha erhoben worden. Nun begreif ich Euch," sagte sie ergriffen, „Euer Herz muß von Rachegefühlen verzehrt werden."

„Ihr irrt." Aquis hatte wieder seine Gelassenheit gefunden. „Wir wollen uns nicht rächen. Wir wollen nur retten, was noch zu retten ist. Hört Rusus auf die Stimme derjenigen, die es wohl mit ihm meinen, und erfüllt er die gerechten Anforderungen seines Volkes, so kann noch alles gut werden."

„Und ^ wenn nicht?" fragte sie mit gesenktem Haupt.

„Dann ist sein Los besiegelt."

Im November kam er endlich aus der Normandie zurück.
Die ihn sahen, erzählten, er sei dick geworden und sein Gesicht sehe ungesund und aufgeschwemmt aus. Die ganze Expedition war verfehlt und höchst zwecklos gewesen. Erreicht war nichts worden, hingegen hatte man viel Geld unnötig ausgegeben.
Nur die, die mit wichtigen Staatsgeschäften betraut waren, durften in seine Nähe, sonst wurde niemand vorgelassen. Selbst Haimon, der den Freund besuchen hatte wollen, zog unverrichteter Sache heim.
Das Hoflager war in London aufgeschlagen worden, blieb aber nicht lange da.
Noch unruhiger als sonst zog Rufus bald nach Klingham. Hier suchte ihn der Erzbischof von Canterbury auf. Man war verwundert, daß der König nicht auch ihn abwies. Vielleicht wäre es besser gewesen, denn Anselmus bekam mehr Bitteres zu hören, als bisher in seinem Leben. Es handelte sich um eine kirchliche Angelegenheit, bei der auch die Zustimmung des Papstes nötig war.
„Welches Papstes?" fuhr Rufus hochmütig auf, als Anselmus ihn daran erinnerte.
„Nun, Urbans des Zweiten, Sir," war die ruhige Antwort.
„Den Hab' ich nicht anerkannt, und Ihr wißt, weder ich noch mein Vater haben zugegeben, daß jemand in diesem Reich sich für einen Papst erklärt, den wir nicht angenommen haben."
. In diefem Ton ging's weiter. Je heftiger der König wurde, um so sanfter, ja demütiger wurde Anselmus. Er wußte, daß man auf ungeberdige Kinder nur durch überlegene Ruhe wirkt, und er betrachtete diesen Wilden hier trotz allem noch als seinen geistigen Sohn.
Wie ein Unwürdiger behandelt, mit Bosheiten und groben Vorwürfen überhäuft, verließ Anfelmus den König.
Kaum hatte er sich entfernt, als alle bösen Geister in Rufus losbrachen.
Sein Erstes war, Heriberti Losange seines bischöflichen Amtes zu entsetzen und ihm sein Bistum Thedford zu nehmen.
Mit Anfelmus Ankunft in England war ein neuer Geist uicht nur in viele weltliche, auch in geistliche Kreise gekommen. Manch einer, der mit ihm in näherem Verkehr stand, fing an, über stch nachzudenken und in fich zu gehen. Zu diesen gehörte auch der

schöne, heitere Herr Heribert, den man unten in der Normandie Losange genannt hatte, weil er immer ein höfliches Wort auf den Lippen trug. Er hatte manche Stunde mit Anselmus zugebracht, und ohne daß dieser ihm irgendwie ins Gewissen geredet hätte, fühlte Losange plötzlich eine innere Umwälzung mit sich vorgehen. Nicht wenig beschäftigte es ihn, daß er das Bistum Thedford für tausend Pfund Silber gekauft, sich also der Simonie schuldig gemacht hatte. Um fein bedrücktes Gewissen zu erleichtern, war er nach Rom geeilt. Das erbitterte Rufus. Er hatte einen heiteren Tafel' genossen an ihm besessen, einen Heiligen um sich zu haben, verlangte er nicht.

Er nahm ihm das Vistum und rieb sich schadenfroh die Hände.

Da machte er noch Geschäfte dabei.

Von Illingham trieb es ihn nach Winchester. Hier schrieb er auf den dritten Sonntag in der Fasten einen Reichstag nach Rockingham aus. Die Nähe seiner Wälder schien für den Augenblick beruhigend auf ihn zu wirken. Es war immer so bei ihm. Kam er in einem seiner Schlösser an, so freute er sich, ein paar Tage lang hier zu sein. Dann aber wurden ihm die Wände zu eng. Die Luft begann ihn zu drücken. Er gab Befehl aufzubrechen und ließ das Hoflager in einer andern seiner Burgen aufschlagen.

Im Grunde seines Wesens herrschte tiefe Unzufriedenheit mit sich selbst. Zerstreuung, Veränderung schien ihm das einzige Heilmittel zu sein. In Leuten, die wie er ihre erste Jugend rein verbracht haben, hat der Funke des Guten ein zähes Leben. Unter all dem Schutt der Verbrechen und Laster, der Frevel, der Anmaßung glimmt er weiter. Er ist die Krankheit solcher Menschen, denn sie leiden durch ihn.

Rufus verachtete die Genossen seiner finsteren Streiche, und doch brauchte er sie, denn sie waren die einzigen, die auf seine Launen eingingen, ihm viel Geld kosteten, aber durch ihre Skruvel» losigkeit auch wieder Geld hereinbrachten. Die Bessern unter seinen Freunden, wofern sie nicht ein Hofamt an seine Person band, zogen sich langsam von ihm zurück. Selbst Haimon ließ sich seltener bei ihm sehen, Prinz Henry suchte alle möglichen Ausflüchte, um entweder im Ausland oder auf einer seiner Besitzungen weilen zu können, die am entferntesten von dem jeweiligen Hoflager feines Bruders lag. Mortimer ließ sich dreimal rufen, bevor er erschien.

Seit Rufus Bloet zum Kanzler gemacht hatte, also wieder keinen Eingeborenen, sondern einem seiner Normannengünstlinge dieses Amt übertragen hatte, gährte finsterer Groll in vielen. Die angelsächsischen Großen hatten sich zu einer festen Partei zusammengeschlossen, bei der Rufus, so oft er einen neuen Erlaß herausgab, hartnäckigen Widerstand fand. Dabei übersahen sie geflissentlich seine Geldnot. Da ihm ihre Gaben zu gering gewesen waren, entzogen sie ihm ganz ihre Unterstützung.
Der einzige, der ihn mit der Partei der Unzufriedenen noch verband, war Aquis,
Ihm war kein Wald zu dicht, um nicht darin mit Rufus und seinen wilden Jägern Orgien zu feiern. Rufus schenkte ihm immer mehr Vertrauen und weihte ihn in alle seine Pläne ein. Aquis wurde kälter und finsterer und scheinbar brauchbarer für Rufus.
Robert Mowbray war ganz unsichtbar geworden.
Trotz des Winters rasten sie mit ihren roten Fackeln durch den Forst, hetzten das Wild und zwangen die Bauern, im eisigsten Frost ihre Hütten zu verlasseu, um Treiberdienste zu tun.
Eines Spätnachmittags, als Rufus mit kleinem Gefolge aus dem Wald kam und nach Winchester zu ritt, hörte er Reiter hinter sich drein galoppieren. Er wandte sich nach ihnen um. Es war Troarn, Albereta, Mortimer, Bellesme und der junge Sais. Rufus übersah die andern, erwiderte Troarns Gruß und blickte Albereta an.
„Ihr seid Iägerin geworden?! Seit wann?" Sie trieb ihr Tier neben das seine. „Seit kurzem, Sir, ich war viel in Eurer Nähe, doch Ihr saht mich nicht." Ihr Gesicht brannte.
„Das war recht von mir, denn, offen gestanden, Euer Anblick tut mir nicht gut." Er riß sein Pferd zurück und gab fo den übrigen zu verstehen, daß sie vorausreiten möchten.
„Nicht gut?" wiederholte sie fragend. Seine Augen begegneten den ihren mit all den tmdersprechenden Empfindungen, die immer in seiner Brust rangen.
„Es gibt Leute, die man lieber nicht sieht, obgleich man sie gerne sieht, versteht Ihr das?"
„Nein."
„Ihr seid um zehn Jahre älter geworden."
„Sehr gütig, Sir."

„Ihr seht aus, als ob Euch die Sorgen einer Mutter be-
schäftigten."
Na preßte sie die Zähne in die Lippen, zwei Tränen stiegen
ihr in die Augen, sie zog den Zügel ihres Rosses an und jagte
davon.
Einen Augenblick lang pochte sein Herz lauter, er fühlte es,
daß er sie liebte, liebte, aber auch weit weg wünschte, ähnlich wie
er einen andern liebte, den er mit Grobheiten und Vorwürfen über-
häufte.
Wenn er diesen zwei Menschen begegnete, lohte jener Funke
m ihm auf, und das schmerzte. —
Deshalb wollte er sie lieber nicht sehen.
Alle, die auf irgendeine Weise mit dem Hof zusammenhingen,
machten sich im Frühling nach Rockingham auf.
Es waren glänzende Züge, die in der sonst langweiligen Stadt
anlangten. Viele der hochgestellten Damen hatten ihre Gatten dahin
begleitet. Die Gastfreundschaft der Bürger und Vornehmen wurde
fehr in Anspruch genommen.
Auch Albereta war mit Troarn gekommen und wohnte in der
Schloßkirche der Eröffnung der Versammlung bei.
Der Erzbischof von Canterbury begann mit einer Rede an de«
König. Er verlangte vor allem, Rufus möge sich zum Papst be-
kennen, die Forderung, die jener im vorigen Jahr so schroff vo»
sich gewiesen hatte. Es entspannen sich heftige Streitigkeiten, in
die sich die anwesenden Bischöfe je nach ihrem Temperament ein-
mischten. Der König antwortete jähzornig und verlangte, man solle
ihn im Frieden mit allen Anforderungen lassen, die mit Ro»
zusammenhingen. Der Bischof von Bath ersuchte leise die anwesende«
Mitbrüder, sie möchten den König nicht noch mehr erzürnen und
andere Dinge zur Sprache bringen. Doch Anselmus mit seiner
unerschütterlichen Ruhe blieb auf seiner Forderung bestehen.
Schließlich beschuldigte ihn der König oes Treubruchs, da er
mehr zum Papst, als zu ihm halte. Daraufhin sagte Anselmus,
wer ihm beweisen könne, daß er mit dem Gehorsam gegen de«
Papst einen Treubruch gegen den König begehe, der möge kommen,
er wäre bereit, ihm Rede zu stehen.

Der König begab sich aufgeregt in die Burg, gefolgt von den Bischöfen und einigen Großen, die mit ihm beraten wollten. Anfelmus war allein mit Bruder Eadmer, seinem treuen Schreiber, in der Kirche zurückgeblieben. Da schlich sich ein Soldat linkisch heran, wohl ein Sohn aus dem Volk, umfaßte Anfelmus Knie und sagte: „Herr Vater, deine Kinder lassen dich durch mich bitten, du mögest dir nichts zu Herzen nehmen, was du auch zu hören bekommst; wir halten treu zu dir." Anselmus legte gerührt die Hand auf den Kopf des Mannes.
Ja die Armen „die Verachteten, die Uebersehenen, sie waren es, die ihn verstanden, liebten, bereit waren, ihr Leben für ihn zu lassen.
Nach den heftigen Auseinandersetzungen dieses Tages und Besprechungen manch anderer Uebelstände zerstreuten sich die Teil» nehmer der Versammlung. Rufus blieb übelgelaunter als je auf seinem Schloß zurück. Nur Warelwast, den Gesandten, Meulant und Aquis ließ er vor sich.
Um ihn besser zu stimmen, machte der sein Ziel heimlich verfolgende Aquis ihm einen Vorschlag. Weshalb sollte er diese Einnahmequelle nicht wieder fließen machen? Schon früher hatte man englische Sklaven auf allen Weltmärkten verkauft, dann war der Handel mit ihnen aufgegeben worden. Rufus gefiel Aquis' Rat.
Er ließ Zwischenhändler kommen und gab ihnen Befehl, das alte Geschäft über Bristol nach Irland wieder zu eröffnen. In Scharen wanderten nun Frauen und Männer nach Irland hinüber als billiger Verkaufsartikel.
Obzwar das Volk vieles von feinem König ertragen gelernt hatte, diese Tat erregte allgemeine Entrüstung.
Nicht lange darauf empörte sich Robert Mowbray, der Graf von Northumberland, der all diese Untaten nicht länger mehr mitansehen wollte, und zettelte eine Verschwörung an.
Rufus, zornschnaubend wie ein wilder Eber, jagte mit einer Handvoll Truppen nach Kent hinüber, bekam Mowbray in seine Gewalt und ließ ihn gefangensetzen. Die angelsächsische Partei hatte in ihm einen treuen Verfechter ihrer Rechte verloren, denn er war zum Schluß ganz für sie gewonnen worden.
Kaum war diese Aufregung vorüber, so gab's eine neue Botschaft, die viel Widerspruch erweckte. Anselmus, der Gütige, hatte in«

dem König sein Abschiedsgesuch vorlegen lassen. Entweder, so verlangte er, Aenderung in des Könjgs Gesinnung oder ein neuer Erzbischof von Canterbury. Rufus hatte kalt das Gesuch fortgeschoben: „Er mag warten, bis ich mehr Zeit habe."

Indessen verdüsterten sich die Mienen der Königstreuen immer mehr..

Troarn hatte eine längere Unterredung mit Haimon. Er wollte ihn bewegen, dem König ins Gewissen zu reden. Haimon war ungeduldig aufgefahren. Zu solchen Versuchen war es längst zu spät. Prinz Henry wurde zu Rufus beordert und erhielt einen Hagel Vorwürfe an den Kopf geworfen. Er triebe sich untätig umher, anstatt teil an den Regierungssorgen zu nehmen und mit seinem Bruder zu arbeiten. Henry zeigte, daß auch er ein Sohn des Eroberers war und wurde grob und angreifend. Ob die paar Burgen und die fünfhundert Pfund Silber, mit denen ihn die Brüder nach dem Tode seines Vaters abgespeist hatten, während sie alles übrige an sich genommen hatten — der eine die Normandie, der andere England —, ihm das Recht gäben, eine solche Sprache zu führen? Rufus rollte die Augen vor Zorn und sagte ihm mit erhöhter Stimme alle die Artigkeiten, durch die er ihn ärgern konnte. Henry lachte dem Wütenden keck ins Gesicht. Man wüßte ja, daß er zu den Leuten im Volk immer mit rollenden Augen und lauter, gebietender Stimme spräche, um ihnen Respekt gegen sich abzugewinnen, aber bei ihm verfinge ein solches Mittel nicht. Rufus möge sich hübsch ruhig verhalten, sonst könnte der Fall i eintreten, daß der eigne Bruder sich der Zahl derer anschlösse, die bereits sein Tun und Treiben satt hatten.

„Schließ' dich dem Teufel an, mir gilt's gleich!" Von diesem freundlichen Wunsch begleitet, hatte Henry die königlichen Gemächer seines Bruders verlassen.

Fortsetzung im nächsten Heft

Oberstleutnant Krhr. D. v. d. Osten«Sacken
und v. Rhein:
Preußens Heer in den Revolutionsjahren
Das Jahr 1848 brachte der Armee die schwerste Probe, die einem Volksheere beschieden sein kann.
An drohenden Vorzeichen hatte es nicht gefehlt. Bereits 1844 hatten Unruhen in den schlesischen Weberdistrikten mit den Waffen unterdrück! werden müssen. Auch in Posen war im Februar 1846 ein Aufstand geplant gewesen, wenn auch noch im Keime erstickt worden. Das herübergreifen der Bewegung nach dem Krakauschen hatte aber die Aufstellung einer größeren Truppenabteilung an der oberschlesischen Grenze nötig gemacht, wobei man sich zum ersten Mal« der Eisenbahn bedient hatte.
Und auch in den übrigen Landesteilen hatte die Bewegung Raum gewonnen. Um sie in ruhigere Bahnen zu lenken, hatte der König in der Ueberzeugung von der Notwendigkeit noch weiterer als der schon gewährten Reformen im April 1847 die Provinzial« stände als ersten vereinigten Landtag zusammentreten lassen. Aber schon war die Begehrlichkeit zu groß gewesen. So hatten die Ne« ratungen nur eine Steigerung der Erregung bewirkt. Und dieselbe Erscheinung wiederholte sich beim Zusammentritt der vereinigten Ausschüsse der Provinzialstände im Januar 1848. Und nun brachte, ehe sie noch am 6. März verabschiedet wurden, der Ausbruch der Pariser Februar»Revolution die Gärung zum Ueberschäumen.
So brach der Sturm auch in Deutschlaud los. In den Mittel» und Kleinstaaten wankten die Throne. Einen Brennpunkt der Bewegung bildete Leipzig. Da die sächsische Regierung nicht über die nötigen Kräfte verfügte, gab der König trotz der auch schon im eigenen Lande herrschenden Erregung ihrem Hilferuf Folge und ließ iu der zweiten Märzwoche eine starke Abteilung — 7 Batterien, 8 Eskadrons, 2 Bataillone ^ bei Halle für eine Verwendung gegen Leipzig bereitstellen. Die betreffenden Truppen wurden auf den Kriegsfuß gesetzt, doch verzögerte sich zum Teil das Eintreffen der

Reserven. Auch bei einem Teil der übrigen Truppen wurden jetzt die Reserven eingezogen. —

Aber inzwischen war die Erregung in Berlin zumeist durch jüdische und polnische Emissäre aufs äußerste gesteigert worden. Seit dem 13. März mußte mit der Möglichkeit eines Ausbruchs gerechnet werden. An der unbedingten Zuverlässigkeit der Truppen war nicht zu zweifeln, alle Verführungsversuche hatten sie schroff zurückgewiesen. Aber ihre Zahl war bei der Größe der Stadt unzureichend, denn die Garnison zählte nur 10 Batterien, 13 Eska»drons, 12 Artillerie»Kompagnien ^ 6500 Mann Infanterie, 1900 Reiter, 36 Geschütze. Deshalb wurden im Laufe der nächsten Tage noch 9 Batterien -- 4900 Mann, teils von den Truppen bei Halle, teils aus Potsdam, Frankfurt a. O. und Stettin herangezogen. Gouverneur war zur Zeit der General v. Pfuel, den Oberbefehl übeer die Truppen erhielt aber, da Pfuel im entscheidenden Augenblick nicht zu finden war, der Generalleutnant v. Prittwitz, der den Prinzen von Preußen im Kommando des Gardekorps vertrat. Da der Prinz sich den besonderen Haß der Demokratie zugezogen, hatte ihm der König, um ihn von Berlin zu entfernen, am 9. März das General»Gouvernement in den Rheinlanden und Westfalen übertragen, doch befand er sich noch in Berlin, von wo er am 19. nach London geschickt wurde.

Am 18. März brach der Aufruhr in Berlin aus. Die Truppen bewährten sich herrlich. Nicht ohne erhebliche Verluste schlugen sie noch am selben Nachmittage die Erhebung nieder. Am 19. sollte sie auch in den anderen Stadtteilen unterdrückt werden. An dem Siege der Truppen war nicht zu zweifeln. Doch der König ließ sich überreden. Statt nun aber, wie er wollte, wenigstens die Schloß»insel besetzt zu halten, räumten die Truppen infolge eines falsch übermittelten Befehls noch vor der Erneuerung des Kampfes die ganze Stadt. Indessen blieben sie wenigstens zunächst bei Potsdam vereinigt. Der König selbst blieb unter der Obhut „seiner treuen Berliner", die rasch eine Bürgergarde, Studenten»Legionen usw. bildeten.

Doch währte der truppenlose Zustand nicht lange. Bereits am 30. März rückte das 24., bald darauf das 9. Regiment mit zwei Bataillonen in Berlin ein. Wiewohl das 24. überwiegend aus Berlinern bestand, hielten beide sich doch ganz vortrefflich gegenüber

den Verhöhnungen und Verführungen durch den Pöbel. Da die Truppen aber nicht einschreiten durften, dauerte dessen Herrschaft fort. Wo ihm aber, wie am 14. Juni nach dem berüchtigten Zeug-haussturm, d. h. nach der unverzeihlichen Räumung des Zeug' Hauses, bei dessen sofort vorgenommener Wiederbesetzung Ernst gezeigt wurde, räumte er sofort das Feld.

Inzwischen hatte die Nachricht von der Erhebung Berlins noch im März an vielen anderen Orten, wie in Breslau und namentlich am Rhein und Westfalen, zum Teil sehr schwere Tumulte hervorgerufen, die auch mehrfach zu Blutvergießen geführt hatten. Außer in der Provinz Posen, wo die Bewegung einen sehr ernsten Charakter angenommen hatte, war es aber der festen Haltung der Militärbehörden und der Truppen, die vielfach in Neinen Abteilungen das Land durchzogen hatten, überall geglückt, die Unruhen im Keime zu ersticken. Nur die Losreißung des entlegenen Fürstentums Neuenburg konnte nicht verhindert werden. —

Während so das stehende Heer die ihm auferlegte Probe überall glänzend bestand, erwuchs ihm aus der Schwäche der Regierung eine neue, sein ganzes Wesen bedrohende Gefahr. Nicht daß der Eifer der Truppen darunter litt, daß er fortwährend gezügelt wurde. Auch diese Probe bestanden sie. Aber der Radikalismus unterfing sich jetzt, an dem ganzen Bau zu rütteln. Nur zu klar war es, daß allein die Armee der Erfüllung seiner Forderungen im Wege stand. Deshalb sollte aus dem königstreuen Berufsheere ein dem Radikalismus ergebenes Milizheer geschaffen werden. Die von dem Volke erwählte konstituierende Versammlung, die am 22. Mai an Stelle des nach einer kurzen zweiten Tagung in der zweiten Aprilwoche aufgelösten vereinigten Landtages zusammengetreten war, zögerte dann auch nicht, ihre Forderungen vorzubringen. Und die jetzige liberale Regierung glaubte, sich ihnen nicht ganz verschließen zu können, sondern einige Zugeständnisse machen zu müssen. So setzte der Kriegsminister am 31, Mai eine Kommission ein, die „Vorschläge zu einer zeitgemäßen, dem Bedürfnis entsprechenden Reorganisation der Armee sowie der Militärbehörden und zu möglichen Minder» ausgaben im gesamten Militärhaushalt" machen sollte.

Da eine volle Umgestaltung weder beabsichtigt, noch auch zur Zeit angängig war, betrafen die gemachten Vorschläge, die sich natürlich im Kreise der Märzerrungenschaften bewegten, lediglich

Einzelheiten, nämlich Auflösung des Gardekorps und der Kadetten« anstalten, Verringerung der Offiziersstellen, Beseitigung der großen Kosten der Generalkommandos usw. Und auch von diesen Vorschlägen wurde nur der die Kadettenanstalten betreffende wenigstens teilweise berücksichtigt. Um diese, die als Pflanzstätten des Offizierkorps und des dieses angeblich beherrschenden Kastengeistes besonders bedroht waren, zu retten, wurden dann schließlich — unter dem 3. Oktober — einige Zugeständnisse gemacht.

Doch so leicht war der Radikalismus nicht abzufinden. Daß der Halt der Armee auf dem Offizierkorps beruhe, war nur zu klar. So versuchte man jetzt dieses zu sprengen. Am 9. August forderte die. Kammer einen Erlaß, daß den Offizieren jede Beteiligung an reaktionären Bestrebungen untersagt, ihre Mitarbeit an der Verwirklichung eines konstitutionellen RechtszUstandes verlangt und es ihnen zur Ehrenpflicht gemacht werden sollte, aus der Armee zu treten, wenn dies mit ihrer politischen Ueberzeugung nicht vereinbar wäre. Doch hierzu gab sich der König nicht her. Mochte auch die Kammer so drängen, daß darüber eins der damaligen kurzlebigen liberalen Ministerien stürzte, so blieb er doch fest. An der Zusammensetzung des Offizierkorps sollte nicht gerüttelt werden. Sogar die hinsichtlich der Kadettenanstalten gemachten Zugeständnisse wurden später — im April 1850 — wesenlich eingeschränkt.

Die Grundlagen des Heerwesens blieben somit unverändert. Zwar gingen von den radikalen Forderungen manche in den vom Parlament in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. aufgestellten Entwurf zu einem deutschen Wehrgesetz über, aber vor dessen Einführung blieb das preußische Heer bewahrt. Die Regierung war inzwischen erstarkt, und so entrann die Armee, der sie dies verdankte, der Gefahr, ihren überlieferten Charakter einzubüßen. —

Inzwischen hatte der Ausbruch der Revolution und der fast gleichzeitige Eintritt kriegerischer Verwicklungen mit Dänemark eine erhebliche Verstärkung der verfügbaren Streitkräfte nötig gemacht. Es genügte nicht mehr, Reserven einzuziehen und die Linientruppen zum Teil auf einen verstärkten Friedensfuß, zum Teil auf den Kriegsfuß zu setzen, man mußte mehr Truppen haben und deshalb auch einen Teil der Landwehr einziehen. Mit der Zeit reichte aber auch dies nicht, und so wurde in den beiden Jahren 1848/49 fast die gesamte Infanterie des ersten Aufgebots, wenn auch nicht zusammen,

wenigstens zeitweise einberufen. Von Aufstellung der Landwehr» kavallerie wurde dagegen Abstand genommen.

Die Einziehung der Wehrleute und die Aufstellung der Land- wehr»Bataillone erfolgte zum Teil uicht ohne Schwierigkeiten. Für die in ihren häuslichen Verhältnissen gestörten und von dem revolutio- nären Geist vielfach schon angesteckten Landwehrmänner, bei denen der Bürger den Soldaten überwog, mußte die Bewegung ungleich gefähr- licher sein als für die eine abgeschlossene Masse bildende und von soldatischem Geiste erfüllte Linie. Daher kam es denn auch vielfach zu groben Ausschreitungen. Doch muß hervorgehoben werden, daß diese zumeist ihren Grund in dem Gedanken an die unversorgten Fa- milien und in dem Unwillen darüber hatten, daß die freigelosten jüngeren Mannschaften verschont blieben. Der Unwille wurde durch die allzu große Nachgiebigkeit der Zivilbehörden gegenüber den zu- nehmenden Reklamationsgesuchen, die weitere Ungerechtigkeiten zur Folge hatte, vermehrt. Namentlich in den großen Städten und den besonders unterwühlten Industriegebieten zeigten sich die Wehr- männer unbotmäßig. Dabei trat man anfangs nicht scharf genug auf. Trotzdem blieben die Falle selten, in denen sich Wehrmänner zum Treubruch verleiten ließen. Fast überall gelang es, die Leute im guten zur Ordnung zu bringen und die Bataillone verwendbar zu machen. Nur die beiden Berliner Bataillone — I. und III./20. — mußten entwaffnet und aufgelöst werden, die beiden Stabsquartiere wurden nach Königswusterhausen und Spandau verlegt, wo sie bis zum Frühjahr verblieben, die Rädelsführer aber wurden, wie auch an anderen Orten, schwer bestraft. Ein die Mängel der ganzen Heeresorganisation hell beleuchtender Vorfall trug sich dann im nächsten Jahre auch noch bei der Posener Landwehr — I./18. — zu, indem die Wehrmänner sich weigerten, nach Schleswig zu rücken, und erklärten, erst müßten die Linientruppen in den Krieg ziehen. Natürlich half ihnen das nichts.

Bei den Landwehrbataillonen, die nicht eingezogen oder wieder entlassen wurden, bildete man sogenannte Landwehrstammkomftagnien. Bei der Garde», westfälischen und rheinischen Landwehr hatte jedes Bataillon seine eigene Stammkompagnie, bei der übrigen Landwehr wurde immer für je zwei Bataillone eine gemeinsame Stammkom- pagnie gebildet. Die Kompagnien zählten anfangs 150 Mann, wurden dann auf 2 Offiziere, 88 Mann herabgesetzt. Die Mann»

schuften, Reservisten und Wehrmänner, wurden alle zwei Monate abgelöst: später wurde die Hälfte, 1850 auch der Rest durch Rekruten ersetzt. Die wenigen Unteroffiziere waren überall gleich minder- wertig, ehemalige Einjährig»Freiwillige und mit der Qualifikation zu Landwehr»Unteroffizieren entlassene Gefreite, ein für die Aus- bildung von Rekruten wenig geeignetes Personal. Die Kompagnie» führer waren durchweg aktive Offiziere, die übrigen Offiziere, außer bei den Garde»Kompagnien, Landwehr»Offiziere, die alle zwei Monate wechfelten.

Eine besondere Schwierigkeit erwuchs daraus, daß bei der herrschenden Gärung kein Landstrich von Truppen entblößt werden konnte, mancher sogar stärker belegt werden mußte, während es die politischen Verhältnisse nötig machten, einen namhaften Teil der Truppen sogar bataillons» und eskadronsweise herzunehmen, wo sie gerade entbehrt werden konnten. Sie wurden aus ihren orga- nischen Verbänden herausgerissen, in provisorische zusammengestellt und vielfach heute hier und morgen da verwandt. Dabei war die Kopfstärke sogar der mobilisierten Truppenteile sehr verschieden, indem die Bataillone teils 800, teils 1000 Mann zählten. Und da wieder- holt partielle Mobilmachungen stattfanden, fowie neue Landwehr» Bataillone aufgeboten, andere dafür entlassen wurden, schwankte auch die Stärke der Armee hin und her. Im allgemeinen war sie im Sommer größer, im Winter geringer. Doch wurde der dritte Jahrgang sowohl 1848 als auch in den folgenden Jahren im Herbst nicht entlassen, die Mannschaften zum Teil sogar noch über das dritte Jahr hinaus bei den Fahnen gehalten. So herrschte bald in der Armee ein buntes Durcheinander, das eine etwa nötig werdende allgemeine Mobilmachung aufs äußerste erschweren mußte*).

*) Die Erlaubnis zum Abdruck obenstehender Ausführungen verdanken wir der Firma E. G. Mittler K Sohn, Berlin, in deren Verlag Frhr. o. d. OsteN'Sacken ein dreibändiges Werk: „Preußens Heer von seinen Anfangen bis zur Gegenwart" erscheinen ließ Das im besten Sinne populär»wissen» schaftliche Nerk verdient auch außerhalb der militärischen Kreise allseitige Beachtung. Von der fesselnden und anziehenden Schreibweise des Verfassers zeugt wohl — ohne daß es weiterer Empfehlung bedarf — die unseren Lesern gebotene Kostprobe. Dr C R.

S. von Herkov:

Die „neue geistige Richtung" vom Standpunkte der praktischen Vernunft

Während des Ablaufes der ersten Dekade unseres Jahrhunderts hatten wir Gelegenheit, zu beobachten, wie die rein geistige Richtung die das blutleere „kin äe »ieole" so strenge verpönt hatte, sich von neuem regte, an die Oberfläche trat und sich entfaltete. Einerseits bemerkten wir in allen Zweigen von Kunst und Wissenschaft eine Renaissance; anderseits schienen sich die Impressionisten und Symbolisten der Sezessionsperiode fusioniert zu haben und traten als „Neoromantiker" mit etwas Aplomb auf. In der Philosophie sprach man viel von den Neuplatonikern und den Neukantianern; aber auch andere bedeutende geistige Strömungen erweckten unser ernstes Interesse. Ueberall jedoch betonte man den „Geist" und das „Geistige" mit besonderem Nachdrucke und suchte für dasselbe Raum zu schaffen, es unter die Menge zu bringen. Ja, manche begnügten sich in ihrem Eifer nicht nur mit der Tatsache ihrer Existenz, sondern wollten einer ganzen Epoche ihren Stempel aufdrücken und proklamierten mit etwas erheiternder Siegesüberzeugung ihr Programm als das des Jahrhunderts. Mancher ruhigere Denker konnte nur schwere Fühlung finden mit diesem Gären, aber es mag wohl dem ungeheuren Umschwung zugeschrieben werden, den unsere Geistesrichtung scheinbar genommen, seit der Realismus und Materialismus sich so gründlich überlebt, denen großenteils eine einseitige Auffassung der Häckelschen und Darwinischen Theorien Grundlage und Richtung gegeben. Man meinte, dem Schaffungsgeheimnis des blinden Zufalles, dessen Willkür nur durch die herrliche Vererbungstheorie eingeschränkt schien, gründlich in die Karten geblickt zu haben, und freute sich über die hohe Entwicklung seines physischen „Ichs", das

bis dahin gelangt war, mit Hilfe der „Vererbung" einen Geist in sich geschaffen und ihn zu seinem Sklaven gemacht zu haben.

Das erste Produkt der Lamark»Darwinischen Naturphilosophie in ihrer reinen Deutung ist wohl Nietzsche, dessen Persönlichkeit und Werke ein klassisches Bild der modernen Philosophie und ihres Verlaufes bieten: er begann beim Uebermenschen und endete mit Voo« twiuo; welche Richtung allem Anscheine auch unsere Geistesströmung nimmt. Dies wäre eine vom Standpunkt der reinen Menschlichkeit nur zu wünschende Tatsache. Die neue Richtung hat jedoch der Menge gegenüber einen großen Nachteil, so sehr sie auch den einzelnen Denker fesselt und gewinnt. Sie spricht als Geist zum Geiste, trotzdem sie von den exakten Wissenschaften ausgeht, allein sie paßt sich ihnen nicht an, sondern erweitert deren Gesetze, stößt dieselben um und ersetzt sie durch neue. Sie kann aber großenteils nur durch die Wirkung geistiger Tatsachen auf die Wirklichkeit beobachtet werden. Dazu ist heute die Mehrzahl der Menschen noch nicht reif; sie verlangt nach dem unmittelbaren Erfolge ihrer Handlungen: Verkaufe ich einen Gegenstand oder liefere ich eine Arbeit, erhalte ich Bezahlung, auch wenn Gegenstand oder Arbeit nicht vollwertig sind. Wenige begreifen, daß für geistige Tatsachen Gesetze, Naturgesetze bestehen, deren Nichtbeachtung noch ernstere Folgen hat als jene der Physikalischen Gesetze, z. B. die Erprobung des Gleichgewichtsgesetzes, wenn man die Balance verliert. Wenige erkennen, daß eine unsitt» liche Handlung einem geistigen Hinabgleiten, wenn nicht gar einem geistigen Absturze gleicht und katastrophal in jeder Beziehung endigen kann, und wie wenige begreifen, daß z. B. eine wirklich sittliche Handlung nur der sichere Schritt eines zielbewußten Geistes in die Zukunft ist.

Wie angenehm und leichtverständlich klingt dagegen: du bist für deine Handlungen nur insoweit Rechenschaft schuldig, als deine Mitmenschen nach den Paragraphen des Zivil» und des Strafgesetzes fordern können, und die kann man bei etwas entwickelter Schlauheit umgehen. Wer Gelegenheit hat, unbefangen ins Volk zu horchen, wird mit Grauen bemerken, wie tief diese Bnschklepper» moral Wurzel faßte, und wie fie den Gottesbegriff allmählich verdrängt, denn das Volk ficht die schweren Zeiten weder als Strafe Gottes, noch als natürliche Frucht des eigenen Handelns an, sondern sagt: Was ist das für ein Gott, der so grausam sein kann?

Wohl murmelt ein oder das andere alte Weiblein von „Strafe Gottes", und einzelne beten angstvoll ihr „unser tägliches Brot gib uns heute, und vergib uns unsere Schuld". Im ganzen versenkt man jedoch seine Sorgen meist im geschmeidigen Alkohol, der eine Art von Paradies vortäuscht, den Sinnen schmeichelt und Zungen und Herzen auf eine gewisse Art löst. Da haben die Demagogen leichtes Spiel mit Hilfe der betäubten Gehirne, des schlotternden Willens und der mit billigen Farben malenden Phantasie, der Menge Herr zu werden. — Ist der Rausch vorüber, in dem die Zukunft als ein Paradies des Nichtstuns erschien, geht der Mann aus dem Volke mit Unwillen an die Arbeit, die ihm das Brot geben soll. Mit einem Fluche stößt der Bauer seinen Spaten in die Erde, und er weiß nicht, daß dieser Fluch ebenso ein Same ist, der tausendfach Wurzel schlägt und Früchte trägt wie sein Korn. .
Ganz ohne Hinblick auf transzendentale Gebiete! Lehrt doch den Bauer: der Spatenstreich, den du unwillig tust, wird nachlässig, wenn nicht geradezu schlecht ausgeführt, und die nachlässig behandelte Erde kann nur wieder minderwertige Früchte tragen. Aber dies lehrt niemand den einfachen Mann; — und — leben denn die „Gebildeten" nach diesen Gesetzen, ja, erkennen sie dieselben in ihrem vollen Umfange? In dem heißen Kampfe und im grotesken Tanze um das „goldene Kalb" hat wohl selten jemand Zeit, auf Dinge zu achten, die sich nicht selbst marktschreierisch auf die Oberfläche drängen, fondern in ihrem Entstehen so harmlos aussehen, wie das glimmende Zündholz, das doch einen verheerenden Brand verursachen kann. Und solcherart sind die ethischen und physischen Naturgesetze, die eigentlich die Richtung des menschlichen Lebens bestimmen; und die Nichtbeachtung derselben verursacht eine Reihe von unheilvollen Schicksalsschlägen, die oft im Strafhause, in Irren» oder in Nervenanstalten oder in der Morgue ihren Abschluß finden. Wohl begann man die Katastrophen mit ihren Ursachen in Verbindung zu setzen, wie den Donner mit dem Blitze, allein die Gesetze blieben den meisten unverständlich, und manche verlangten von „Geistern" über ihnen unverstehbare Dinge Aufschluß, den ihnen bei ruhigem Nachdenken ihr eigener Geist hätte geben können. Im ganzen verhielt man sich jedoch ziemlich ratlos und mißtrauisch, da der auf der Oberfläche arbeitende, leichtverständliche Materialismus so gründlich Bankrott gemacht und man verlernt hatte, mit Subtilem und

Subtilstem zu arbeiten und zu rechnen, um Großes zu erreichen, und überdies die „neue Richtung" in kein festes System gefaßt war. Wohl begegnen wir in neuer Zeit vielen Denkern, die uns einen Weg weisen und an die reichen Schätze aller Weisheit erinnern, die die Klöster und Tempel des alten Indien und Aegypten, der Talmud mit seinen tiefsinnigen Auslegungen, die Gelehrtenschulen des alten Griechenlands mit ihrer auf exakten Schlüssen aufgebauten, strengen Gesetzmäßigkeit, die Mysterien der katholischen Religion und die Humanistenschulen Deutschlands bergen. Man knüpfte bei Denkern an, die der Materialismus als abgetan erklärt hatte, und fand in ihnen die reichsten Fermente zu neuen Ideen; ja, wir müssen mit Beschämung gestehen, daß manche längstverstorbenen Denker in ihrem Wissen der modernen Zeit weit voraus waren. Man erinnere sich nur des langverlachten „Charlatan" Paracelsus, welche Schätze an Weisheit, Wissen und schärfster Beobachtung bergen seine Werke; und daß man auf dem Wege ist, dieselben anzuerkennen, beweist die neue Ausgabe derselben. Aber viele alte Denker wurden von neuem unsere Lehrmeister. Man denke nur an Galilei, Giordano Bruno, Newton, Spinozza, Leibnitz, Fichte, und wie die Forscher alle heißen, die doch das leuchtende Fünkchen sind, an dem unsere Lodge, Crookes, Encosse, Curie, Rochas, Marconi, und viele unserer berühmten Physiker und Gelehrten die Bogenlampen ihrer Entdeckungen und Erfindungen anzündeten. Und jeder einzelne jener alten Pfadpfinder besaß ein exaktes, positives Denkvermögen, das sich mit seinem Wissen und den konkreten Tatsachen vollkommen deckte und ein harmonisches Ganzes bildete, das gerade dadurch so herrlich geeignet war zu der Pionierarbeit des Geistes, die wir ihnen verdanken.

Dem einfachen Menschen sind jedoch diese Schätze herrlichster Weltweisheit teilweise nicht leicht zugänglich, teilweise in eine ihm schwer verständliche Form gefaßt. Auch arbeitet sein Geist noch großenteils unter dem meist unbewußten Einfluß des Materialismus, der, trotzdem er scheinbar mit nüchternen Farben malt, doch eine berauschende Wirkung ausübt, deren Folgen die eines jeden Rausches sind, eine entnervende Ernüchterung. Unsere heutigen desolaten sozialen und wirtschaftlichen Zustände in allen Staaten sind großenteils die Frucht des Materialismus.

Kaum weniger verheerend jedoch als dieser dürften die Früchte jener Gegenströmung sein, die einerseits von Amerika, anderseits von Frankreich ausging und in einem klugen Gemisch von Wissenschaft, Mystizismus und Aberglauben besteht, dessen Veröffentlichung berechnenden Charlatanen reichen Verdienst bietet und das die Ein» bildungskraft der Menge ebenso anspricht, wie früher die scheinbar sicheren und klaren Grundsätze des Materialismus der Trägheit und Laszivität geschmeichelt hatten. Dieser war bemüht, die Menge von dem ihr eigentlich lästigen Gottesbegriffe frei zu machen. Nun aber bemüht man sich, sie zum Spielball transzendentalen Humbugs heranzubilden, wodurch sie zum willenlosen Werkzeuge gewissenloser Betrüger wird und verständnislos Vorgängen zusieht, die meist einen Schein von Wirklichkeit aufweisen, aber außer dem Bereiche der Urteilsfähigkeit des Individuums liegen, also den Hang zum Mystizismus nähren, und so dem Volke den letzten Rest von klarem Denken rauben werden, wenn nicht eine energische Strömung das Denkvermögen der Menge in richtige Bahnen lenkt.
Bisher hat glücklicherweise die schwerfällige Gehirntätigkeit des Volkes das tiefere Eindringen dieses Charlatanismus verhindert, allein es steht zu befürchten, daß, wenn das Volk zum Vollbewußtsein der Unzulänglichkeit des Materialismus gelangen ivird, es sich restlos dem Mystizismus in die Arme werfen wird, wenn nicht eine vernünftige Aufklärung das Volk mit den Elementargesetzen der geistigen und physischen Natur vertraut macht, die es in früheren Zeiten mit der Sicherheit des natürlichen Instinktes gehandhabt, die aber im Laufe der letzten Jahrzehnte durch die usurpatorischen Gesetze des Materialismus getötet wurden. Hier aber gibt es wohl keine andere Aufklärung, keinen besseren Unterricht als das Beispiel. Deshalb wirkte Jesus Christus so vorbildlich für alle Zeiten, weil sein Leben sich mit seinen Worten deckte, und weil er zu denen sprach, „die da mühselig und beladen" waren, und so sprach, daß sie ihn verstanden!
Es ist ja verhältnismäßig leichter, über philosophische Sätze zu polemisieren, als dem Arbeiter X oder dem Bauer V begreiflich zu machen, daß er sich selbst und nur sich selbst schadet, wenn er stiehlt, auch wenn er nicht ertappt wird; und daß die Reichen allein den Schaden haben, wenn sie den Armen den bedungenen Lohn vorenthalten. Das ist schwer, sehr schwer! Beinahe unmöglich aber

erscheint es, jenen „Gebildeten", denen nicht die innere Stimme es sagt, klarzumachen, daß sie verantwortlich sind für jedes Wort, das sie sprechen, für jede Handlung, die sie ausführen. Man möchte da zurückgreifen auf die herrlichen Schätze praktischer Weltweisheit, wie die Bhagavad Gita birgt, wie das Iohannisevangelium in seiner erhabenen Sprache, wie Tomas a Kempis in der „Nachfolge Christi" predigen, und in einfachen Gleichnissen und Erzählungen zu den Menschen sprechen wie der gigantische Geist des Nordens, Tolstoi, tat, den wir noch immer nicht genügend würdigen und verstehen.

Es ist nicht leicht, die elementaren Gesetze geistigen Schauens zu erklären, und begreiflich zu machen, wie eng verbunden das Denken mit dem Handeln ist; dies wieder mit den Folgen der Handlungen, und diese wieder mit Gesundheit, Wohlstand und Glück sind. Geistiges Schauen besteht ja hauptsächlich darin, von der Ursache einer Tatsache bis zu deren Entwicklung und Vollendung voraussehen zu können; mag diese Tatsache ein Naturgesetz oder eine menschliche Handlung betreffen. Wieviel Selbstbeherrschung und Sittlichkeit benötigt man aber, um unparteiisch den Tatsachen so folgen zu können, daß man sie unbeschadet von persönlichem Wünschen und Fürchten, ja selbst frei von Vorurteil und mitgebrachtem Wissen in ihrem möglichen, ja vielleicht einzig möglichen Wege voraussieht. Man blufft wohl mehr, wenn man mit transzendentalen Floskeln und unbekannten Naturgesetzen Taschenspielerstückchen aufführt, denn Selbstbeherrschung und Sittlichkeit sind noch immer Vinge, von denen man nicht gerne hört, und die man strenge von anderen fordert. Für sich selbst nehmen doch noch alle gerne einen Passepartout — jenseits von Gut und Böse.

Dr. Frhr. von Mackay:

Kalifat und Demokratie

Mehr und mehr bricht sich bei allen politisch geschulten und einsichtigen Führern der jungen Türkei die Einsicht Bahn, daß der teo« kratische Grundgedanke des osmanischen Staates, Geschichte, Ueberliefe» rung, Charakter» und Gefühlsanlage des Volkes in gleich unbeugsamer Weise die Vereinigung geistlicher und weltlicher Gewalt in einer kräftigen Herrscherhand verlangen. Ein Schattenkaisertum verträgt das türkische Reich nicht. Wenn in ihm der abendländische Demokratismus sich durchsetzen soll, so kann er das sicherlich zunächst nur in der Form des konstitionellen und liberalen Monarchismus mit der durch dies Regierungssystem bedingteil Einschränkung und Selbstbescheidung der parlamentarischen Parteigewalten. Die grundlegende und entscheidende theoretische Vorfrage des so entstehenden Verfassungsproblems ist also: Kann das monarchische Prinzip mit dem Grundsatz der Volksherrschaft auf der Ebene des islamischen Gesetzes, das sich allem Anbranden und Einfluten moderner Ideen zum Trotz als un» erschütterlicherrooberäsbron-eimtürkischenStaat erweist, in Einklang gebracht werden? Und unter welchen Bedingungen?

Der Rechtspivot des Kalifats ist die Koranstelle: O Gläubige, gehorcht Gott und gehorcht dem Propheten und denen, die ihr zum Befehl erwählt. Deutlich ist damit die „demokratische Urseele" des Islam von Anfang an ins Licht gestellt. Der Mohammedanismus kennt keine Unfehlbarkeit des Kalifen und kein Gottes» gnadentum. Nicht ein papistischer Machtspruch noch die Autorität irgendwelcher übernatürlicher Gewalt, sondern das Idschma, der con8eu8U8 eooleZias, das lebendige religiöse Bewußtsein der Gemeinde soll der gültige Maßstab wie für die Handhabung aller kirchlichen

Dinge, so auch für die Schaffung einer geistlichen Führerschaft sein.
Die Wahl des Kalifen ist eine freie Rechtshandlung des Volkes der Gläubigen. Allerdings sind die verschiedenen Rechtsschulen der Kharadschiten (Kairo), Ismailiten und Imamiten (Persien), Motasellas und arabischen Orthodoxen sich nicht darüber einig, ob die Erwählung eines solchen Oberhauptes obligatorisch oder fakultativ ist, eine Diskrepanz der Meinungen, die aber reelle Bedeutung kaum hat: daß ein Kalif als Repräsentant des Propheten in der doppelten Eigenschaft eines Msi äsksusor' und eines „Beherrschers der Welt" zu wählen ist, gilt in der ganzen muselmanischen Welt als selbstverständliche kirchliche Verfassungsnorm.
Wer sind die Wähler, wer ist wählbar? Wähler ist jeder Gläubige, der drei Eigenschaften besitzt. Erstens muß er „gerecht" sein, mit anderen Worten ein den Satzungen des Koran entsprechendes Leben führen. Zweitens muß er über die notwendigsten Kenntnisse vom Wesen und den Funktionen des kalifischen Amtes verfügen, Drittens soll er ein genügendes Ausmaß von „Weisheit und Verstand" besitzen, um die geeignete Persönlichkeit für die Bekleidung der Kalifenwürde erkennen zu können. Die Stimmrechtsbedingungen sind also intellektuell»moralischer, nicht ökonomischer, an irgendwelche Steuerqualifikation gebundener Art; an Liberalismus geben sie jedenfalls den in den westlichen Demokratien üblichen Grundsätzen nichts nach. Das Ideal .ons mau, ous vote' ist im Islam Gesetz geworden, lange bevor es in England lebendig wurde. Die Wählbarkeit setzt sieben Eigenschaften voraus, von denen sechs rein Persönlichen Charakters sind: Freiheit von körperlichen Gebrechen, scharfes Geficht, Gehör und Beredsamkeit, um alle Geschäfte des Amtes gehörig erledigen zu können, Tapferkeit und Mut, um imstande zu sein, das islamische Reich zu schützen, Kenntnis der staatlichen Einrichtung und Verwaltungsordnung, Beherrschung der islamischen Wissenschaft und endlich Vertrautsein mit den religiösen Lebensgesetzen des Islam, insbesondere mit dem Koran. Viel umstritten ist bekanntlich die siebente formale Bedingung, die der Abstammung. Die Behandlung der Einzelheiten dieser scholastisch»rabulisti» schen Fehde bedeutete an dieser Stelle nur eine unfruchtbare Abirrung vom Kern des zu behandelnden Problems; bemerkt sei lediglich, daß die orthodoxe arabische Schule, die das Kalifat den Angehörigen des Stammes der Koraischiten vorbehält, auf zwei Aus»

sprüche des Propheten sich stützt, die Abu Verr gehört haben will und überliefert hat, daß die Schiiten die Wählbarkeit zum Imam jedem Abkömmling des Hauses Mohammed, das heißt den Deszendenten Beni Hllschims zusprechen, während die Kharadschiten und Mota» sellas sie jedem Moslem zuerkennen unter Hinweis auf den Satz der anerkannten Tradition: „Du mußt gehorchen und aufmerken, selbst wenn das Oberhaupt ein abessinischer Sklave wäre." Geht man von der Tatsache aus, daß Mohammed Gleichheit und brüderliche Menschlichkeit als vornehmste Grundlagen seiner religiösen und politischen Reformen bezeichnete und diese Ideen im Kampf mit dem tyrannischen Feudalismus der arabischen Vtammesfürsten und Geldbarone durchzusetzen gesucht hat, so kann man nicht im Zweifel darüber sein, daß die radikal»demokratische Auffassung der letzteren Schulen dem Geist des Islam am meisten entspricht.

Der Wahlmodus ist ein indirekter und hat drei Stufen: Id» schab (Elektorenwahl), Kabul (Annahme) und Vajat (Huldigung). Das Volk wählt Vertrauensmänner, die sich durch Abstimmung über die Person des vorzuschlagenden Kandidaten einigen, worauf diefer über die Annahme der Würde sich zu erklären hat; mit der Huldigung der Gemeinde ist dann die Nachfolgerfrage endgültig und unumstößlich erledigt, lieber die Zahl der Elektoren herrschen ebensoviel Schulstreitigkeiten wie über die Abstammungs» frage. Die orthodoxe arabische Schule richtet sich nach dem Vorgang bei der ersten Wahl, derjenigen Abu Bekrs, bei der das Idschab durch vier Wahlmänner erfolgte. Anderer Schulen Vorbild ist das berühmte Sechsmänner»Konklave Omars, wieder andere beschränken die Zahl der Vertrauensleute auf drei, ja zwei Personen. Auch an diesem Streit erscheint nur soviel wichtig, daß im Laufe der Zeit die Volksabstimmung gänzlich ausgeschaltet wurde, indem die geistlichen Führer kurzweg in geheimer Beratung über die Köpfe der Gemeinde hinweg einen ihnen genehmen Anwärter erwählten. Der Uebergang von dieser aristokratischen Wahlform zur Ernennung des Nachfolgers durch den Imam selbst war dann ein naheliegender Schritt, der schon mit der Erhebung Osmars zum Kalifen vollzogen wurde und folgerichtig späterhin zur Vererbung der Würde in der osmanischen Dynastie führte, als der Abbafide Kaim den Türken Ertophrul zum Sultan, d. h. zum Statthalter des Imam ernannte und ihm den Titel eines Emir ul Mulminin, eines Für»

sten der Rechtsgläubigen verlieh. Trotz allen diesen Umbildungen und Abirrungen von den ursprünglichen Ideen und Prinzipien bleibt aber als unerschüttertes und niemals geleugnetes, im Gegenteil immer wieder von allen Rechtslehrern bekräftigtes staatskirchliches Grundgesetz des Islam die Auffassung bestehen, daß die kalifische Würde ein vont Volk verliehener Rechtstitel ist, den dieses allein zu vergeben hat und den es dem Träger jederzeit nehmen kann, wenn er sich des Amtes unwürdig zeigt.

Rechtlich analysiert ist also das Wesen des Kalifats das eines Vertrags zwischen Volk und erwähltem Führer von der Art, wie das altgermanische Königstum gedacht war und begründet wurde. Der Kalif wird vom Volk der Gläubigen gewählt und während seiner Herrschaft in jeder seiner Handlungen durch die Ulemas, die vom Volk bestellten Hüter und Ausleger des Gesetzes, kontrolliert. Hält er sich an dies Gesetz, so ist ihm jeder Muslim Gehorsam schuldig; übertritt er es, so hört die Dienstpflicht auf. Von einem Widerspruch der Prinzipien des Kalifats und des De» mokratismus kann alfo keine Rede sein. Im Gegenteil: beide sind unlöslich und organisch verbunden.

Gleichwohl sind natürlich der Schwierigkeiten, Imamat und Pa» dischat als geistlich»weltliche herrscherwürde in das System eines modernen Verfassungsstaats einzugliedern, der auf Trennung der kirchlichen Gewalten von den bürgerlichen zielt, nicht wenig. Innere Widersprüche werden immer bleiben: solche Konflikte sind schon bedingt durch die feindliche Stellung des Islam zum Individualismus, durch seine Leugnung der Freiheit der Person und seine Versklavung der Frau als Eigentum des Mannes, durch seine Unduldsamkeit gegen Andersgläubige, denen nur unter Ausnahmegesetzen bürgerliche Rechte zugewiesen werden, und durch die Flüssigkeit seiner Staatsidee, der jede räumliche Abgrenzung fehlt und die im Grunde nichts ist als eine imperialistische, auf Beugung der ganzen Welt unter die Gesetze des Koran gerichtete Ideologie. Indessen haben sich bekanntlich schon viele Staatsgebilde mit dem Ballast solcher Verstiegenheiten, Paradoxien und reaktionären Elemente herumgetragen, ohne deshalb ihre Daseinsfähigkeit und Auftriebskraft zu verlieren und sich als „unreformierbar" zu erweisen, wie es die Türkei nach Ansicht so vieler pessimistischer Beurteiler ihrer Zukunft sein soll. Für die Gegenwart bleibt jedenfalls die Hauptsache, daß man

sich oben in der weltlichen und geistlichen Regierung wie unten im Volk auf die ursprünglich liberalen und evolutionistisch»biegsamen Lebensgesetze besinnt, die das eigentliche Stativ des Islam bilden, aber in langen Perioden der Entartung unter dem Druck von hierarchischem Zwang, Despotismus und rabulistischem Scholastizis»mus verkümmerten, daß man statt in schablonenhafter Nachahmung westlicher Verfassungsformen aus der Synthese jener freiheitlichen Grundnormen mit den gleichartigen Prinzipien abendländischer Kultur einen osmotischen Freiheitsstaat eigener Prägung und Legierung und bodenständigen Charakters zu entwickeln sucht. Nur so können offenbar die Iungtürken die gewaltige ihnen aufgegebene welt-geschichtliche Mission erfüllen, das Problem des nahen Ostens, das Jahrhunderte lang alle europäischen Städte beschäftigt und ihnen unsäglich viel Blut und Gut gekostet hat, auf friedlich»schiedliche Weise durch die Wiedergeburt ihrer Nation und ihrer Kirche, zugleich aber auch durch die Lebenserneuerung der von ihnen beherrschten Völker zu lösen.

Stimmungsmacher bemühen sich, das deutsche Rückgrat dadurch zu der» steifen, daß sie ihre „Entdeckung", Frankreich strebe den Besitz eines ge» schlossenen Großkomplexes in Nordost« Äfrika nur zu dem Zwecke an, durch schwarze Zukunftstruppen die deut« schen Streitkräfte aus europäischem Boden numerisch zu erdrücken, der Öffentlichkeit preisgeben. Echt frcm» zösisch und nur zu echt im Sinne des fast überwundenen, alten Elan» systemes, das sich so gar nicht mehr bewährt, und nicht im Sinne des mo» dernen, weit mehr nüchternen Franz» sentums läge ja der Schlager der koroe uone. Aber im scharfen Licht des Gegenwartsurteils ist dieses schwarze Soldatenspiel — eine lächerliche Spielerei. Und das weiß die vernünftige Mehrheit in Frankreich ganz gut. Es wäre wirtlich nicht Nug, wenn sich "Deutsche verleiten ließen, an dieses Märchen ernstlich zu glauben und daraus etwa den Schluß zu ziehen, es müßte noch vor der Realisierung dieser Machtverstärkung auf franzö» sischer Seite — losgeschlagen werden.

Die Statistik unterstützt mit ihren Daten über Bevölkerungsabnahme in Frankreich die Legende der Notwendigkeit der roros noire. Und zugegeben sei auch, daß sich einige Rassen und Stämme dieses französischen Zu» kunftsafrikas — mit einigem Mühe» aufwand zu brauchbaren Soldaten umwandeln lassen. Die Senegaltruppen z. B. leisten jetzt schon in Afrika, unter speziellen Afrikavorbe» dingungen — ganz brauchbares Material.

Aber die moderne Kriegführung in Europa stellt solche moralische und technische Anforderungen an den Soldaten, daß die Verwendung halbwilder, durch etwas Drill gezähmter Horden gegen gutgeschulte deutsche Truppen einfach zum Unfinn herabsinkt. Ich hatte oft Gelegenheit, schwarze, eingeborene Soldaten in weißen Kaders und versehen mit modernster Ausrüstung, zu beobachten. Wie sie aus ihrer Zone, von der Gegenüberstellung gegen tulturnie» drige Gegner herausgerissen wurden, war ihr qualitativer Wert immer ein ganz geringer.

Es bedarf keiner speziellen Erin-

nerung an das Verhalten afrikanifch» französischer Soldaten im Kriege 1870/71. Nach ganz kurzer Zeit hatte damals jeder oberbayerische Bauern« bursche die stupende Inseriorität die» ser Hilfskräfte erkannt und ging mit sicherem Erfolg der zehnfachen lieber» zahl dieser Afrikaner entgegen. Und heute ist es gar nicht anders bestellt um die schwarze Rasse.

Der Gedanke, mit der torcs noire in Europa, gegen einen europäischen, militärisch erstklassigen Gegner Lücken, welche die Entpopularisierung reißt, wirksam auszufüllen, ist zu kin« difch, um ihn dem vernünftigen, r««

18b

publikanischen Frankreich zuzumuten. Und deshalb nenn' ich es unverant» wortliche Scharfmacherei, wenn ein» zelne Preßstlmmen in Deutschland dieses Gespenst an die Wand malen, um Stimmung für den Krieg zu machen.

Anders — wenn es sich nur um die Beurteilung von afrikanischen Ner» Hältnissen handelt, dort kann ein Uebergewicht durch Heranbildung von schwarzen Truppen leicht und er» folgreich geschaffen werden. Und dort wird auch Deutschland sich kaum län- ger der Erkenntnis verschließen ton» nen, deutsche Interessen mit indigenl'N Kräfte zu verteidigen.

Ja — es wäre ein großer Fehler, wenn fich die deutsche Kolonialpolitik dieses Hilfsmittels nicht in weit drei» terem Maße, als bisher, bedienen würde.

Der Zweck dieser Zeilen aber ist nur — der ungerechfertrgten Hercmfbe» schwörung v»n unhaltbaren Zutunfts« bildern zu unserem Schaben — ent» gegenzutreten.

Mit der toroe noire wird in abseh« barer Zeit nichts, und in ferner Zukunft auch höchstens ein minimales Etwas gegen die deutsche Kraft zu er- reichen sein.

Frhr. von Stetten.

Von de« Nalkanhalbinsel

Noch ein dem Islam eigener Grund- zug tritt in dei, Valkanstaaten den Zivilsationsbestrebungen hemmend in den Weg: Der Fatalismus, der Glaube an das Kismet, die unabän» derliche Vorherbestimmung. Der große Psycholog Mohammed hat die» sex Glauben, der übrigens in allen Religionen enthalten ist, in der einen jedoch mehr, in der anderen weniger hervortritt, deswegen ganz besonders in den Vordergrund gestellt, weil er in Verbindung mit den hohen Ver- sprechungen paradiesischer Gnaden, welche der Koran für den unter der grünen Fahne des Propheten fallen- den Krieger enthält, dem türkischen Soldaten eine seinen militärischen Wert außerordentlich steigernde To- desverachtung verleiht. In bezug auf friedliche Unternehmungen aber wirkt dieser Glaube direkt lähmend, und hieraus erklärt fich auch die auffal- lende Erscheinung, baß wir in türki- schen Landen alle Unternehmungen

von hervorragender Bedeutung in den Händen von Ausländern sehen, obwohl es an Privatvermögen, mit de« ren Hilfe diese Unternehmungen hatten durchgeführt werden können, durchaus nicht mangelt. Das gilt besonders für die Industrie! für den Handel hat der Türke noch eher Sinn, und er betreibt ihn auch meist in viel reellerer Weise, als seine Konkurrenten christlichen Glaubens.

Gehen wir nun zu einer Betrachtung der einzelnen Balkanstaaten in bezug auf ihren Kulturzustand über, so finden wir in Serbien, das uns am nächsten liegt, als kaum zu überwin» dendes Kulturhindernis den Mangel an ländlickM Voltsschulen. Er ist auf zwei Gründe zurückzuführen. Der serbische Landmann ist nicht Bauer in unserem Sinne, sondern fein Haupterwerb ist die Viehzucht, hauptsächlich diejenige von Schweinen. Für die Fütterung seines Borstenviehs aber bedarf er der Hilfe feiner heranwachsenden Kinder; er kann sie nicht entbehren, sie nicht zur Schule schicken. Die Schulpflicht für Kinder vom sechsten Lebensjahr an ist gesetzlich festgelegt, aber sie steht eben nur auf dem Papier, ist praklisch nicht

durchführbar. Dazu kommt, daß in Serbien häusig ausgedehnte Landbe» zirte ganz ohne Volksschulen sind oder doch deren so wenige besitzen, daß der Schulbesuch teilweise zur Unmög» lichteit wird. Es mangelt an Lehr« trästen, besonders an solchen weib» lichen Geschlechts. Die Lehrer und Lehrerinnen haben keine Neigung, sich für ein Gehalt von 800 Fr. und freie Wohnung in weltfremde Dörfer zu begraben, in denen es ihnen an jeder geistigen Anregung fehlt, und sie, be« fonders bie Lehrerinnen, oft schütz-los der Willkür der Dorfmachthaber ausgesetzt sind.

Hochinteressant und volkswirtschaft« lich in hohem Grade lehrreich aber ist es, die Wirlungen zu beobachten, welche der vor fünf Jahren abge» schlossene Handelsvertrag mit Oester» reich»Ungarn hervorgebracht hat. Ser» bien war bekanntlich in den Zeiten Milans gänzlich im Schlepptau der österreichischen Politik, was nicht we» nig dazu beitrug, Oesterreich auch in Konstantinopel zu einem durch die Un-terstützung seitens des Deutschen Rei» ches noch wesentlich gesteigerten Ein» fluß zu verhelfen. Unter Alexander machte die serbische Politik eine Schwenkung in das entgegengesetzte Lager; sie ging infolge des Einflusses der Rußland entstammenden und von russischer Seite lebhaft unterstützten Königin Draga mehr und mehr nach der ruffifchen Seite, und für König Peter lag keine Veranlassung vor, hierin eine Aenderung von Bedeutung eintreten zu lassen; er hatte zunächst auch genug damit zu tun, seinen Thron zu festigen. Um nun Serbien hierfür zu strafen, kontingentierte die österreichisch«ungarische Regierung den serbischen Schweineexport nach der Doppelmonarchie, und zwar sehr niedrig, auf nur 7« 000 Stück von den ca. 300 00«, die in Serbien alljährlich aufgezogen werden und bis dahin zum weitaus größten Teil den Weg nach Nordwesten nahmen und man« gels anderer geeigneter Absatzgebiete, nehmen mußten. Serbien schraubte dafür die Zölle auf österreichisch»un« garische InduMeprodukte so hoch, daß sie zu Prohibitivzöllen wurden und nun mit einem Male die serbi» sche Industrie einen nie geahnten Aufschwung nahm, ganz besonders in

der Textilbranche. Zwilliche für Mi» litärberleidung, Schajak, ein grobes Tuch, das die Landbewohner benutzen, Herrentuche, bunte Baumwollwaren, Trikotagen der verfchiedensten Gat» tungen, Strümpfe, Schuhe, Hüte in Filz und in Stroh und noch eine Reihe anderer Artikel, die früher von Oesterreich»Ungarn bezogen wurden, werden jetzt in Serbien selbst herge- stellt. Aber auch der Nachteil für die serbische Landwirtschaft wuvde bald durch die Errichtung großer Schlacht» Häuser, welche Fleisch, besonders Schinken, in Vispackung weithin ex- portieren, ausgeglichen und dürfte sich vielleicht in nicht langer Zeit sogar in einen Vorteil verwandeln. Den Schaden hat nur die österreichi- sche Industrie, der eins ihrer besten Absatzgebiete unwiederbringlich ver» lorcn gegangen ist.

Allmählich kehrt auch das durch die Ermordung König Alexanders fchwer erschütterte Vertrauen des Auslan» des in die Stabilität der serbischen politischen Verhältnisse mehr und mehr zurück. Die Befürchtung, daß der frühere Kronprinz Georg, der nach der Annexion Bosniens und der Herzegowina seitens Oesterreich»Un» garns sich durch seine Aufhetzung zum Kriege in so unliebsamer Weise be»

merkbar machte, trotz seiner Entsa» gung auf die Thronfolge zur Herr« schuft gelangen könne, ist als eine durchaus unbegründete zu bezeichnen. Er besitzt gar keinen Anhang mehr, weder im Volke noch im Heer. Nicht selten hört man die Behauptung aus» sprechen, daß er geistig anormal sei. Seine „Extravaganzen", um der Sache einen milden Namen zu geben, sind in der Tat derartige, daß man sich über solche Behauptungen nicht wundern kann. Es ist ziemlich all» gemein bekannt, daß er seinen Kam» merdiener aus nichtigem Grunde zu Tode geprügelt hat. Weniger be» kannt aber dürste sein, daß er in eitler Ueberschatzung seiner Schießfertigteit einem Soldaten die Zigarre aus dem Munde schießen wollte, dabei aber dem Armen die Nase wegschoß. Es steckt auch nicht etwa ein „Prinz Heinz" in ihm, wie ihn uns Shakespeare als Genossen eines Falstaff und späteren hochbegabten Herrscher so.vortresflich zu schildern weiß. Er ist nur von sehr mäßiger Begabung und ernsten Studien durchaus abgeneigt. Sein jüngerer Bruder, Kronprinz Alexan» der, ist im Gegensatz zu ihm ein ern» ster, eifrig den Vorstudien zu feinem Herrfcherberus obliegender junger Mann, aus den das serbische Volt mit vollem Vertrauen zu blicken be» rechtigte Gründe hat.

In Bulgarien liegen in bezug aus den Mangel an Lehrkräften und Schulbesuch die Verhältnisse genau so wie in Serbien, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß hier die Zucht von Hornvieh diejenge von Schweinen überwiegt. In Sofia, das zum größten Teile in durchaus geschmackvoller und den sanitären Verhältnissen Rechnung tragender Weise neu ausgesührt ist, fowie in einigen größeren Orten des Landes hat man Schulen, die nach jeder Richtung hin den an sie zu stellenden Anforderungen entsprechen, aus dem Lande aber sieht es im Schulwesen sehr traurig aus, und es wird auch nicht eher besser wer» den, als bis man seitens der Volts» vertretung sich entschließen wird, die von der Regierung wiederholt ver» geblich in Aussicht genommene be» deutende Erhöhung der Lehrergehäl» ter zu bewilligen. Sie legt dem ft« nanziell durchaus nicht glänzend situ»

ierten Lande verhältnismäßig schwere Opfer auf, darum hat man sie immer und immer wieder hinausgeschoben. Bulgarien hat bei seinem Handels» vertrag mit Oesterreich-Ungarn be« deutend größere Konzessionen erhal» als Serbien, aber naturgemäß auch ebensolche in bezug aus die Zölle der österreichischen Industrieprodutte machen müssen. Daher ist seine In» dustrie nur sehr wenig entwickelt; sie schließt sich im wesentlichen an die Viehzucht an. Außer diesen Zwei» gen, unter denen die Lederindustrie die erste Rolle spielt, tommt noch, wie auch für Serbien nachzutragen ist, die Tabakindustrie stark in Be» tracht. Der weitaus größte Teil dessen, was als echter türkischer Tabak verkauft wird, entstammt den Staa» ten an der unteren Donau.

Bulgarien hat in der letzten Ge» schichtsepoche in bezug aus seine äu» ßere Politik genau die entgegengesetzte Bewegung ausgesührt, wie Serbien. Es war unter dem Battenberger der getreue Schildknappe Rußlands und unterstützt jetzt in allen Fragen von Bedeutung die Politik Oesterrcich» Ungarns. Von größerer Wichtigkeit aber ist, daß Ferdinand von Bul« garien es verstanden hat, seine un« ruhigen Untertanen von der Notwen»

W^M^-"-

digteit eines stetigeren Verhallens zu überzeugen und den Mächten das Pertrauen einzuflößen, daß sie unter jeiner Leitung die Ruhe Europas nicht jo leicht stören werden. Das ist schon viel und konnte nur durch eine kluge und zielbewußte, in scharfsinniger Weise den Verhältnissen Rechnung tragende Politit erreicht werden. Ein sehr wesentlicher Anteil an diesem, Verdienst gebührt Stambulow, dem Bismarck Bulgariens, wie man ihn dort etwas emphatisch zu nennen pflegt. Für Bulgarien ist die Regie» rung Ferdinands auch insofern zu einer besonders ersprießlichen gewor- den, als er einen sehr beträchtlichen Teil seines Privatvermögens, mehrere Willionen, dem Wohl seines Landes geopfert, im Gegensatz zu so manchem Fürsten, von dem die Geschichte uns meldet, daß er die Einkünfte seines Landes zu seiner persönlichen Be» reicherung mißbraucht habe. Sehr wünschenswert erscheint noch die Für« sorge für bessere Kommunikations« mittel, die auch die Ausnutzung des großen Holzreichtums der bulgari- schen Wälder gestatten nmrde.

Das bekannte Wort, daß diejenige Hausfrau die beste sei, von der man am wenigsten hört, läßt sich mit eini- ger Einschränkung auch aus Staats« regierungen anwenden. Von allen Donaureichen hört man Rumänien am seltensten nennen, und in der Tat, es erfreut ftch einer vorzüglichen Re- gierung. Allerdings muß auch aner« kannt werden, dah die Rumänen un- ter den Völkerstämmen der Balkan» halbinsel eine hervorragende Stellung durch ihren Nationalcharakter ein«, nehmen. Sie sind Abkömmlinge der Römer, die aus dem heutigen Ru- mänien und den nördlich von ihm liegenden Gebieten ihre Provinz Da- nen gebildet hatten und dort am längsten ihre Herrschaft aufrechter- hielten. Bel der Vermischung mit den Eindringlingen slavischen Stammes, welche dort nach der Völkerwanderung stattfand, zeigte der römische Volts» charatter seine Superiorität dadurch, daß er diese fremden Elemente fich assimilierte.

Von allen Balkanreichen genießt Rumänien mit Recht den Ruf der größten Konsolidation. Diese gill

sowohl nach außen wie nach innen hin. Die lange Regierung König Karls war anfänglich von manchen Stürmen durchweht; er kam als Fremdling in das Land und wurde durchaus nicht von allen Parteieni freudig willkommen geheißen. Im Gegenteil, mehr als einmal wurden Organisationen entdeckt, die zum Zweck hatten, den König zu entthronen und an seine Stelle das Haupt eines der alten einheimischen Geschlechter zu setzen. Statt der sonst in solchen Fällen in orientalischen und Halbbar» barischen Ländern üblichen drakonischen Strenge ließ König Karl möglichste Milde walten und erreichte hierdurch, daß diejenigen, die einst seine erbitterten Gegner waren, all» mählig seine treuesten Anhänger wurden. Sein schlichtes, jeder Pracht« entfaltung abholdes Wesen im Verein mit seiner unermüdlichen Fürsorge für sein Land zwang selbst der Opposition Anerkennung ab, und im Auslande wurde mit großer Befriedigung konstatiert, daß neben den damals noch so schwankenden Gestaltungen der Verhältnisse in Serbien und Bulgarien Rumänien einen festen Kernpunkt bildete, der eine sichere Unterlage für die Bestrebungen ab«
18»

gab, welche die Aufrechterhaltung der Ruhe aus der Balkanhalbinfel zum Ziel hatten.
Eine sehr wesentliche Unterstützung wurde König Karl durch seine hohe Gemahlin zuteil, die unter dem Pseudonym Carmen Sylva ihre liesonders auf dem Gebiet der Lyrik liegende dichterische Begabung lundgab. Sie unterstützte ihren Galten eifrig in seiner stillen Arbeit für das Wohl seines Landes, und die Hebung des Unter, richtswesens für das weibliche Geschlecht ist zu einem nicht geringen Teile ihr zu danken. Auch dem Sanitäts» wesen widmete sie in Gemeinschaft mit ihrem Gemahl eine Aufmerksamkeit, die fo vorzüglicheResultategezeitigt hat, daß Rumänien unter allen Balkan» stauten nach dieser Richtung hin ebenso an der Spitze steht, wie in militärischer Beziehung. Die rumänischen Truppen sind vorzüglich einexerziert, ihr Ofsizierkorps steht auf hoher Stufe der militärischen Wissenschaft nicht allein, sundern es zeichnet sich auch durch allgemeine wissenschaftliche Bildung sehr vorteilhaft aus. Im Ernstfalle wird es einen Faktor von entscheidender Bedeutung abgeben. Auch ein großer Teil der höheren Zivil» beamten hat durch Studien auf aus» ländischeu Universitäten sich weit über das sonst dort übliche Niveau emporgeschwungen.
Die Entwicklung der Industrie geht allerdings nur langsam vor sich, wie dies ja auch anders in einem Lande, das vor verhältnismäßig kurzer Zeit nur den Ackerbau als Erwerbsquelle kannte, nur unter ganz besonders günstigen Umständen möglich ist. Immerhin sind reguläre Fortschritte zu verzeichnen, und wenn, wie es jetzt den Anschein hat, fremdes Kapital befruchtend in das Land strömt, werden auch industrielle Etablissements in größerem Umfange erstehen, und die natürlichen Hilfsquellen desLandes voll zur Ausnutzung gelangen.
Eine allmähliche Konsolidation der Verhältnisse glaubte man auch in Griechenland annehmen zu können, dieser Glaube wurde jedoch zum Schwanken gebracht durch die Nachrichten über die Kapitulation, die König Georg vor den Forderungen der Militärpartei zu unterzeichnen sich gezwungen sah. Das ganze Ereignis

aber liesert auch abgefehen von seiner
sehr bedenklichen Wirkung nach außen
hin einen neuen Beweis für die
keinem Kenner der Verhältnisse im
Südosten Europas verborgen ge«
bliebene Tatsache, daß die Nach-
kommen der uns so sympathischen
Helden des griechischen Altertums weit
davon entfernt sind, ein Anrecht auf die
Vererbung der Sympathien zu besitzen.
Dies zeigt sich besonders hervortretend
bei den griechischen Kaufleuten, die ja
das Gebiet ihrer Tätigkeit weit über
die Grenzen ihres engeren Vaterlandes
hinaus ausgedehnt haben. Sie weisen,
wie bereits kurz erwähnt, im großen
und ganzen eine Unreellität auf, die
oft zu einer ausgesprochenen Neigung
zum Betrug ausartet. Warme Aner-
kennung dagegen verdient ihr Lerneifer,
ebenso die mit diesem verbundene
Opferwilligtrit bei Errichtung neuer
und weiterer Ausdehnung schon vor-
handener Schulen. Auch ihrem Eifer
für die Erhaltung ihrer Nationalität
muß eil! warmesLob gespendet werden.
Daß mit diesen, das Streben Hand in
Hand geht, diejenigen überwiegend
von Griechen bewohnten Gebietsteile,
welche noch unter türkischer Herrschaft
stehen, dem Königreich Griechenland
19«

anzugliedern, ist nur natürlich. Dieses Streben richtet sich zunächst auf die Insel Kreta. Sie gehört geographisch, historisch und ethnographisch zu Griechenland, und wenn auch das, was von der grausamen Behandlung der krelensischen Griechen durch die tür» tischen Behörden berichtet wird, fast gänzlich als Sensationsmache englischer Blätter angesehen werden mutz, so kann doch bei der Unfähigkeit der Türken, auch nur annähernd den Forderungen der heutigen Zivilisation Rechnung zu tragen, der Rückfall Kretas an Griechenland lediglich als eine Frage der Zeit angesehen werden.
Vielleicht geht ihm die Erwerbung der überwiegend von Griechen bewohnten Teile Südalbanicns noch voran,' nirgends steht die Herrschaft des Halbmonds auf schwächeren Füßen als dort. Befinden sich die Ghegen Nord» albaisiens noch auf der niederen Kulturstufe des nomadisierenden, nur zur Winterszeit in festen Wohnsitzen sich aufhaltenden Hirten, mit der freilich der Gebrauch moderner Repetier» gewehre einen seltsamen Kontrast bildet, und ist ihr Land als ein nahezu wertloses zu bezeichnen, so weit es bis jetzt erforscht werden konnte, fo bietet dagegen Südalbanien eine verhältnismäßig hohe Kulturstufe. Dan! dem Wetteifer der dort dicht cmge. siedelten Griechen und Serben. Noch viel mehr würde erreicht sein,, wenn nicht die stete Beunruhigung durch bald rleinere, bald größere Aufstände einen in so hohem Grade ungünstigen Einfluß ausübte. Ihn zu paralysieren würden selbst ernstgemeinte und tatsächlich durchgeführte Anstrengungen der türkischen Machthaber nicht genügen. Von solchen aber ist nichts zu spüren, im Gegenteil, die türkische Administration erweist sich wie überall so auch hier als ein schwer zu über, windendes Hemmnis für jeden kul» turellen und industriellen Fortschritt. Zeigt sich aber ein solcher sogar in denjenigen nordalbanischen Gebieten, welche durch den Berliner Vertrag an Montenegro gesallen sind, so wäre er in Südalbanien noch viel leichter zu erzielen.
Montenegro hat in der Tat bewiesen, daß es zivilisatorisch zu wirken imstande ist. Wer die Hafenanlagen von Antioari unter türkischer Herrschaft

gänzlich verfallen und unter monte« negrinischem Szepter neu erstehen sah, der kann sich der Erkenntnis unmöglich verschließen, daß diese für das gesamte Hinterland so wichtige Anlage den Ausgangspunkt einer sehr wesentlichen kulturellen Hebung desselben bildet. Freilich ist das alte Montenegro hinter dem einst albanesischen Teile weit zurückgeblieben. Was es aber an Fortschritten zu verzeichnen hat, das dankt es fast ausschließlich dem russischen Rubel' ohne diesen wäre Montenegro noch heute nicht viel weiter zivilisatorisch emporgekommen als das Nordalbanien der Ghegen.

Zu verwundern ist also nicht, daß Montenegro ganz und gar im Schlepptau der russischen Politik segelt, und baß König Nikita auch die absolutistischen Allüren des „Väterchens" an der Newa getreulich kupiert. Montenegro ist nur dem Namen nach eine konstitutionelle Monarchie' in Wirklichkeit regiert König Nikita durchaus absolutistisch, und das Volk «erlangt mit wenigen Ausnahmeni auch gar nichts anderes. Ein Versuch der Auflehnung würde seinen Urheber sehr übel bekommen; das Heer, zu einem sehr großen Teile von russischen Ofsizieren kommandiert, russisch uni» formiert und einexerziert, würde mit

den „Hochverrätern" kurzen Prozeß machen.

Wir sehen die Nalkanstaaten in einer Entwickelnua., welche hier in rascherem, dort in langsamerem Tempo vor sich schreitend, doch als eine im großen und ganzen befriedigende bezeichnet werden kann. Zu vollem Aufschwung wird sie freilich erst ge» langen Mnen, wenn das berechtigte Streben der christlichen Valtanstaaten nach Angliederung der national zu ihnen gehörigen Gebiete seine Besriedi» gung gefunden haben wird.

Konsul A. von Schlichen.

Ferdinand von Hornftein

hat im Verlage von Iulius Zeltler zwei aparte Büchlein erscheinen lassen („Leib und Seele", Gedichte und „Der Lebenshorcher", No» vellen), die weniger sind als reife, künstlerische Satire und mehr als satirische Kunst. Sie tummeln sich lustig auf jenem feinen undesinier« baren, den Franzosen weit mehr als uns bekannten Grenzgebiet von Lebe» mannskomik und ernsthafter Skeptik umher, wo es nicht gerade haar» genau darauf ankommt, daß alles in einem Geleise forttrottet, wo die Bocksprünge vielmehr ins Vild ge» hören, wie das „ütl" auf einem anständigen Münchener Maßtrug. Hornftein liebte es, die Momente fest» zuhalten, wo das erhabene Grinsen des Schicksals sich ins Derbe zu verziehen beginnt; ich verweise auf die Novelle „Ein Gespensterkniff", die geradezu klafsisch dafür ist, welcher graufige Effekt fich durch gänzlich unvorbereitetes Umbiegen des Stils erzielen läßt. Solche Effekte wird man in den schmalen, hübschen Bänd» chen noch manche entdecken; sie sind elegant gesehen, mit den Augen des berühmten „Mannes von Welt" (der scheints heute wieder auftauchen, will). Für den modernen' Sa» lontisch. Mehr nicht.

B. Ihringer.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr, Curt Radlauer, Verlin W, Traun» steiner Straße 8. — Redakteur für Kunstwissenschaft und künstlerische Natur» betrachtung: Prof. Hanns Fechner, z. Zt. Schreiberhau. —
Druck von Siegsried Scholem, Verlin»Schöneberg. Hauptstraße 7—8.
Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

5?51Â»I
Ivon.
V.
.' ,^>

Iacopo Palma d. Ã¤.
Iakob und Rahel.

Ã¶evse/ftng' Gesellschaft
iniv^esflNH'Hoch/chu le Zu^Vei,sin..

Dr. Curt Radlauer!

Die „teutsche" Rassenfrage

Mit dem Begriff der „Raffe" wird in der populären anthropologischen Literatur viel Unfug getrieben. Raffe ist die konstante Varietät einer Art,, die sogenannte Rafsenvarietät. Es gehört dazu, daß die Rassenmitglieder, selbstverständlich unbeschadet der individuellen Variation, gleichmäßig gebaut sind. Es gibt aber viele Leute, die sich alles mögliche unter „Rasse" vorstellen, mit diesem tönenden Schlagwort in vollem Ernste ganze Theorien aufbauen und dabei noch verlangen, daß ihre graue theoretische Weisheit auch praktisch durchgeführt werden soll. Solche Schriftsteller finden wir hauptsächlich in der politischen Literatur (Gelbe Gefahr), dann aber auch in den antisemitischen und philosemitischen Schriften. Die Kontroversen erwecken hierdurch beim Sachverständigen den Eindruck einer belanglosen Spielerei, und dieser Zustand mag es wohl hauptsächlich verschuldet haben, daß sich die Anthropologen nicht gern in das Schlachtgetümmel der politisch»praktischen Verfechter irgendeiner sogenannten Rassentheorie einmischen. Der Unfug geht fo weit, daß auch der ernsthaft denkende Laie sich nur schwer dazu entschließen kann, die Anthropologie zu den exakten Naturwissenschaften zu zählen, weil sie durch die argen Faseleien dumpfer und unklarer Köpfe stark in Mißkredit geraten ist.

Dennoch ist gerade die anthropologische Wissenschaft ein nicht zu unterschätzender Faktor bei der Betrachtung jedes Weltcngeschehens, Die menschliche Geschichte ist leichter zu verstehen und die unsichtbaren Fäden, die zwischen den großen Ereignissen von historischer Tragweite weben und spinnen, treten deutlicher aus dem Dunst des nackten chronologischen Datenmaterials hervor, wenn wir ihre Kausalität zu ergründen bestrebt sind und mit dem Lichte der anthropologischen Erkenntnis in manche Rätselecke der Geschichte hineinleuchten. Ich halte es aber auch schon deshalb für angebracht, aus der Reserve der kühlen wissenschaftlichen Zurückgezogenhcit herauszutreten, weil

das Geschwätz unwissender Theoretiker auf die Dauer die öffentliche Meinung tatsächlich falschen Richtlinien und Zielen zuführen kann. Voll Staunen habe ich schon mehrfach sogar Gelehrte und tiefsinnige Personen, die in ihrem Fache Wertvolles leisten, mit einem erschreckenden Leichtsinn über die schwierigsten anthropologischen Probleme sprechen hören. Dabei wurde nicht einmal zwischen physischer Anthropologie und Linguistik unterschieden. Es ist leider allzu bekannt, daß ungestraft und unverhöhnt Schriftsteller von einer arischen Rasse zu erzählen wagen. Sie stellen als das Ideal aller körperlichen Vorzüge den dolichokephalen (langköpfigen) blauäugigen, goldblonden Arier hin. Hier sind die Grundbegriffe aller exakten Wissenschaften so willkürlich herumgewirbelt und vermengt, daß es den Anthropologen vom Fach wie einen Faustschlag trifft. Ariertum ist eine linguistische (sprachliche) Gruppe — wie kann man aber von einem Sprachenstamm behaupten, daß er langköpfig, blauäugig und goldblond fei? Gibt es eine langköpfige oder goldblonde Sprache? Langköpsigkeit, blondes Haar und blaue Augen sind körperliche (physische) Eigenschaften, die das Rassentum, nicht aber die Sprachen» gruppe berühren. Es gibt keine arische Rasse, es gibt nur einen arischen Sprachenstamm. Jede andere Interpretation ist unsinnig und stellt die Tatsachen auf den Kopf.
Der Beweis ist sehr leicht. Die Zugehörigkeit zu einer Rasse basiert auf der Eigentümlichkeit einzelner fomatischer Merkmale. Nur körperliche Eigenschaften kommen hierbei in Betracht. Sprachen können übernommen sein, ohne daß damit körperliche Ingredienzien bei den Völkern verändert wurden. An historischen Beispielen hierfür mangelt es nicht. Die Sieger befinden fich den alten Einwohnern des eroberten Landes gegenüber numerisch in der Minderheit. Ihre Weiber haben sie im Vaterlande zurückgelassen, ihre Sehnsucht wurzelt in der Heimat, und sie suchen, sobald als möglich dahin zurück zu gelangen. Wohl drücken sie den Stempel der höheren Kultur dem besiegten Reiche auf, wohl wird ihre Sprache die offizielle und herrschende, aber ihre somatischen (körperlichen) Eigenschaften gehen unrettbar verloren, löfen sich in den charakteristischen Merkmalen auf; denn weitab ist die Heimat mit den Frauen, keine Brücke führt zu Stammesverwandten. Das ist die Tragik des Siegers, wohl regiert er ein Volk, und sein Geist, seine Sprache siegt. 3Iber die Notwendigkeit ergibt eine stete Vermischung mit den Besiegten. Dazu kommt,

daß die Eroberer an das fremde Klima nicht gewöhnt sind. Die alte ansässige Bevölkerung (die Autochthonen) saugt das neue Element mit allen physischen Eigenschaften schnell und fast unmerklich auf, die körperlichen Charakteristika der Eroberer tauchen unter und verschwinden, aber die neue Sprache bleibt und herrscht über den Generationen. Bei ihr allein entscheidet nicht das numerische Verhältnis, sondern die absolute Brauchbarkeit und Qualität. Je höher die Sprache entwickelt ist, je präziser sie grammatikalisch durchgefeilt ist, je durchgeistigter sie ist und damit zum Ausdrucksmittel einer verfeinerten Kultur wird, desto schneller wird sie zum Gemeingut eines fremden Volkes, das schließlich darüber sein ursprüngliches Idiom ganz vergißt. So hat sich in Südafrika der hamitische Einfluß bis in die Kapkolonie erstreckt — und doch find die Bewohner dieses Gebietes somatisch keinesfalls als Hamiten zu bezeichnen. So haben in Vorderasien semitische Einwanderer die armenoide Urbevölkerung sprachlich beeinflußt, und so haben germanische Faktoren in einem großen Teil Nordost»Deutschlands in linguistischer Beziehung unverwischbare Spuren hinterlassen, ohne damit eine prinzipielle körperliche Umgestaltung bei den Einwohnern zu erzielen.

In diesem Aufsatz sei es mir gestattet, die „teutsche" Rassenfrage einer fachlichen Kritik zu unterziehen. Das Wort „Teutsch»tum", das „rassenechte Arier" neuerdings mit schmunzelndem Stolze oft betonen, ist hergeleitet von dem Namen der Teutonen. Die Teutonen bilden unbestreitbar einen Rassentypus des europäischen Menschen. In bezug auf die Klassifikation des llomo Nuropaeus albus, wie ihn Linn6 taufte, hat die Wissenschaft viel versäumt. Lange Zeit gab man sich mit dieser umfassenden Linneschen Bezeichnung zufrieden, und erst neuerdings machen sich Strömungen bemerkbar, die grundsätzliche Unterschiede bei den Bewohnern Europas auch prinzipiell getrennt wissen wollen. Allerdings ließ die in stetem Fluß und Fortschreiten befindliche ausgebreitete Zivilisation in Europa eine scharfe Umgrenzung und Absonderung der einzelnen Rasscntypen nicht zu. Trotzdem wäre es irrig, anzunehmen, daß es sich in Europa um einen einheitlichen Typus handelt. Wir stoßen überall bei der Untersuchung europäischer Bewohner auf die deutlichsten unterschiedlichen Merkmale; es gibt nicht nur große und kleine Europäer, es gibt auch blonde, braune und schwarze, rundschädlige

und langschädlige mit grauen, blauen, braunen oder schwarzen Augen, weißhäutigr und dunkelhäutige Individuen mit vorstehendem oder geradstehcndem Untergesicht, mit stark oder schwach entwickelter Unterlippe, mit lockigem, welligem, straffem oder krausem Haar usw.
Ganz einträchtig scheinen hier alle konträren körperlichen Eigenschaften nebeneinander zu wohnen, und es ist wahrlich schwer, sich aus dem Chaos herauszufinden, das hier die vielgeliebte und vielgcschmähte europäische Kultur mit ihrer Tendenz zur Mischung angerichtet hat.
Und doch häufen sich bestimmte Merkmale derart, daß der Veran» stalter exakter Reihenmessungen einzelne Inseln von Gruppenphysiognomien aus dem Wirrwarr der ungeordneten Erscheinungen deutlich sich erheben sieht. Inseln der Rasse, Inseln des Typus, die, verdeckt durch eine starke jahrhundertelang waltende Mixion, nur mühsam unter der gleichmachenden Oberfläche europäifcher Kultur und dem wechselnden Vilde vieler individueller Variationen her» vurzusuchen sind.
Auf diese Weise unterscheidet die anthropologische Wissenschaft in Europa drei Typen:
1. den teutonischen Typus,
2. den alpinen Typus und
3. den Typus der Mittelmeerländer.
Tier teutonische Typus weist einen langgeformten Schädel auf, das Gesicht ist hoch und schmal, das Haar ist licht und glänzend, die Augen blau, die Statur lang und groß, die Nase man höre und staune! — eine Adlernase, edel im Profil und schmal.
Der alpine Typus besitzt einen runden Schädel, ein breites Gesicht, kastanienbraunes Haar, hellbraune Augen und eine klotzige mittlere Figur. Die Nase ist meist plump, manchmal breit, wechselt aber oft in der Form. Der Typus der Mittelmeerländer zeigt einen langen Schädel, ein schmales, hohes Gesicht, dunkles, manchmal rabenschwarzes Haar, dunkle Augen, eine zierliche und kleine Figur und eine feingeschnittene, selten breite Nase.
Der teutonische Typus ist wohl für uns der interessanteste. Er bewohnt den Nordwesten Europas und erstreckt sich bis nach Skandinavien herauf. Dagegen breiten sich die beiden anderen Typen jenseits der Grenzen des Festlandes aus. Der alpine hat seinen Mittelpunkt in Asien, der mittelländische dagegen in Afrika. Wir sehen also, daß wir es bei den beiden lederen Typen keinesfalls

mit waschechten Europäern zu tun haben, andererseits überliefert uns die Geschichte von dem teutonischen Typus manches Rassenmcrkmal, das noch heute gut auf die Vertreter dieser Art paßt. Wenn die Alten uns die Goten, die Danen, die Sachsen schildern, so deckt sich ihr Bild prächtig mit den noch lebenden Gestalten.

Wenden wir uns nun zu Deutschland! Unser altes liebes Deutschland soll es nicht mehr heißen! — Teutschland wollen sie es nennen. Und mit Recht? Glauben jene „Arier" im Ernst, daß unser Vaterland von einer einheitlichen Bevölkerung, einer reinen Rasse, den Teutonen bewohnt wird? Wer sind die Deutschen? Welches Land bewohnen sie? Der Oesterreicher spricht ebensogut deutsch wie der Preuße, und doch - er ist streng politisch kein Deutscher. Der Pole in Ostpreußen aber spricht allzu gern seine slavische Muttersprache - und doch wird er huchoffiziell zu den Deutschen gerechnet. Wir müssen uns stets vor Augen halten, daß weder eine nationale noch eine sprachliche oder religiöse Gruppe einen einheitlichen Rassencharakter in sich einzuschließen braucht. Eine anthropologische Einteilung basiert auf der Untersuchung körperlicher Eigenschaften, die politische Gruppierung könnte wohl, wenn sie dauernd wäre, gewisse somatische Merkmale beeinflnssen, aber sie darf nie als Ausgangspunkt der Beobachtung dienen.

Gerade in Deutschland, das bekanntlich politisch ein Flickwerk ist, zeigt sich eine sehr bedeutende Rasscnvcrmischung. Man kann wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß die anthropologischen Elemente Nordwest»Deutschlands (dazu gehören die Provinzen Hannover, Schleswig»Holstein und Westfalen) mit dem schwedischen und dänischen Typus identisch sind. Das also wäre Tcutonenrasse. Aber der übrige Teil Deutschlands, Preußen östlich der Elbe nicht ausgeschlossen, hat leider fast nichts mit den geliebten Teutonen gemein. Ja, im Süden Deutschlands, in Baden, Württemberg, in Bayern, macht sich der alpine rundköpfige Typus ganz deutlich bemerkbar und schließt damit vollkommen jede Spur der teutonischen Rasse aus. Der einzige Unterschied, der sich hiernach bezüglich der Rasse zwischen Deutschland und Frankreich ergibt, ist der, daß ganz im Norden des Deutschen Reiches etwas mehr teutonischen Blutes zirkuliert als in dem sogenannten „gallischen" Staate. Zwischen Süddeutschland aber und Zentral»Frankreich läßt sich ein Unterschied in anthropologischer Hinsicht schon gar nicht aufstellen. Es ist

also eine sinnlose Verfälschung des Tatsachenmaterials, wenn Politiker Rassengegensätze zwischen Frankreich und Deutschland künstlich aufbauen, die in Wahrheit niemals bestehen und bestanden haben, wenn sie den „Erbfeind" nicht allein durch die Darlegung wirtschaftlicher Konkurrenzen, sondern auch noch durch das Märchen des fremden Blutes zu konstruieren belieben.

Ein Hauptmerkmal der teutonischen Rasse ist nun der langgeformte Schädel, und deshalb wird von den Verfechtern des Teutsch» tums dieser dolichokephale Schädel auf den Schild' erhoben und in allen Tonarten gepriesen. Der Langschädel soll nicht nur ein Kennzeichen für den höchsten Stand des Intellektualismus sein ^ nein, von ihm rühren überhaupt alle Kulturerzeugnisse her, das wahre Wesen des geistigen Lebens ist er, alle Fortschritte in Kunst, Wissenschaft, Literatur und Technik sind allein auf die Langschädeligkeit zurückzuführen.

Schade, daß die exakte Forschung da gerade durch die herrlichsten Tiradcn rauscherfüllter Schwärmer einen dicken Strich macht. Kalt und nüchtern konstatiert nämlich auf Grund sorgfältigen Studiums der Anthropologe Nyström, daß die Form des Schädels allein durchaus nicht als ein Rassenprivileg angesehen werden darf. Die Schädel» form braucht ihre Ursache nicht nur in hereditären Momenten zu haben, vielmehr sind auch rein mechanische Faktoren dabei zu beachten. Nyström führt nämlich die Schädelform neben dem Erblichkeitsgesetz noch auf folgende zwei Ursachen zurück:

1. dem hydrostatischen Prinzip für die Rundköftfigkeit und
2. dem dynamischen Prinzip für die Langköpfigkeit.

Das hydrostatische Prinzip entspricht einer physischen Kraft oder einem Drucke im Innern des Schädels, der nichts anderes ist als das Grundprinzip der Hydrostatik, d. h. das Prinzip für gleichmäßig verteilten Druck in allen Richtungen auf eine ihm ausgefetzte, in einem Gefäß eingeschlossene Flüssigkeit. Das Gefäß wird hierbei durch den Schädel dargestellt, die eingeschlossene Flüssigkeit kann sehr gut mit dem halbfesten Gewebeinhalt des Schädels verglichen werden, da hierin sich beständig eine bedeutende Menge Blut findet und zum großen Teil an der Oberfläche des Gehirns zirkuliert. Außerdem ist eine gewisse Menge dünner Flüssigkeit mit 98,5°/» Wasser im Arach» noidal» und Subarachnoidalraum und in den Ventrikeln des Kopfes vorhanden, auch darf nicht vergessen werden, daß die graue Substanz

des Gehirns mehr wasserhaltig als das Blut ist, da sie ungefähr 86«/« Wasser enthält. Die weiße Substanz enthält ?0°/° Wasser.
Dieser im Innern des Schädels wirksame Druck, der jahrelang ausgeübt wird, vermag die Form des Schädels zu bestimmen, wobei man sich jedoch nicht vorstellen darf, daß die fraglichen Veränderungen der Knochenformen nur auf ihrer Elastizität beruhen. Vielmehr müsseu hierbei auch die Ossifikations» und Wachstumsprozesse der Knochen in Betracht gezogen werden, die bekanntlich durch Apposition oder Auflagerung neuer Knochenmassen von außen und — dem entgegengesetzt — durch Resorption oder Auflösung im Innern stattfinden.
Das dynamische Prinzip erklärt sich durch den Zug der Nacken» Muskulatur am Hinterhauptbein. Es ist klar, daß die Wirkung der Nackenmuskulatur bei vornübergebeugter Stellung des Individuums im Gegensatz zu dem hydrostatischen Prinzip eine längliche Schädelform erzeugen muß. Verlangen also die Lebensgcwohnheiten einer Rassengruppe andauernd diese Körperhaltung, so ist die Formbildung des Schädels aus dynamischen Ursachen gegeben.
Es wäre also übereilt, die Schädelform als unveränderlichen Rassenfaktor hinzustellen und daraus auf die geistigen Qualitäten einer Menschengruppe zu schließen. Richtig allein ist, daß die Dolicho» kephalie eine Eigenheit der vorgeschichtlichen Neanderthal» und Kro» Magnon»Rassen darstellen. Sollte auf Grund dessen die Dolicho» kephalie eine primäre Form des Schädels sein, so haben die Verfechter der „teutschen" Rasscntheorie wahrlich keine Ursache, auf diese primitive Langköpfigkeit ihrer Rasse stolz zu sein.
Zusammenfassend ist zu erklären, daß
») der Begriff der arischen Rasse ein barer Unsinn ist,
b) die teutonische Rasse nur einen relativ kleinen und engbegrenzten Teil des Teutschen Reiches bewohnt, daher die Identifizierung der teutschen (teutonischen) Rasscneinheit mit der deutschen (politischen) Volkseinheit den anthropologischen Tatsachen nicht entspricht.

Prof. Dr. Karl Theod. Gaederh:

Fritz Reuter als Zeichner

Durch „Ut mine Festungstid" erfuhren die Verehrer Fritz Reuters zuerst von seiner Zeichen» und Malkunst, In Magdeburg hatte der „Staatsverbrecher" einen Kasten mit Pastellstiften geschenkt bekommen.') „Dat ward en Gefangen swor, sik wider tau helpen un wat tau lihren. Dat heit för gewöhnlich: dor haddst du rechte Tid tau'm Lihren, dor stürte di kein Minsch: ach, wat sünd de Lüd' doch klauk! . . . Ik kann mi sihr gaud denken, dat en Minsch dat in en Gefängnis in allerlei Handfarigkeitcn sihr wid bringen kann; äwer findag' nich kümmt ut en Gefängnis en Künstler hcrut oder en Gelihrten, de de Welt würklich wat nütt ward. De Musik allein mag dorm 'ne Utnam maken; äwer hier was't ok niks mit ehr, denn singen un flauten was verbaden." — Handarbeit schien also der einzig zuträgliche Zeitvertreib, Er legte sich nun auf das Malen und Porträtieren. Den Reigen eröffneten seine Mitdulder, dann kam der Inspektor Maaß an die Reihe und als „Glanzpunkt" der Platzmajor Singer. Humorvoll erzählt der junge Künstler seine Freuden und Leiden: sein Atelier wäre ebenso gut, wie dasjenige eines akademischen Meisters, das kühlste Nordlicht fiele schön von oben; einen großen Vorteil hätte er noch voraus, indem die Leute, welche ihm fäßen, das Sitzen gewöhnt wären, es auf die Länge aushalten könnten, ein etwaiges Entweichen verhinderte die verschlossene und verriegelte Tür! — Unter besonderen Schwierigkeiten vollzog sich der Schöpfungsakt des Ebenbildes vom Platzmajor. Ter» selbe war ein Flachskopf und ohne Augenbrauen. „Un ik Unglücks» worm hadd dat an de Mod', mit de Ogenbrauen antaufangen. Wat nu? Anfangen müßt ik, un mit wat Horigs, ik fung also mit den Tnurrbort an." Tas Gesicht wurde fertig, „sihr schön". Nun aber die 'Uniform: „blag mit en roden Kragen, un denn de goldnen Epauletts un de blanken Knöp". Da lag der Hase im Pfeffer. Der

') Wie und woher er sich später die nötigen Utensilien und Farben uer» schaffte, darüber vgl. Vaedertz, „Im Reiche Reuters" S. 118 ff.

Rock ging zur Not; doch Epauletts und Knöpfe sahen aus, als wären sie sieben Jahre nicht geputzt, und der Kragen glich dem eines ganz gewöhnlichen preußischen Postmeisters. „Argern dcd ik mi niederträchtig; äwer wohr was't, en beten gellerich fach hei ut, denn mit den Zinnober was ik ogenschinlich anführt, dat was idel roden Mönning, un ik hadd wedder mit den infamtigcn Rotstem in de Schatten 'rümmer fuhrwarkt. — Ik hadd all so vel von de Malerkunst lihrt, dat ik mi nich verblüffen let, un dat ik säd, ik wull dat Bild mit mi nehmen, un nah en por Dag', denn wull'n wi uns wider sprcken. Un nu satt ik von ein Licht in't anner un putzte den Herrn Plaßmajurcn sine Epauletts un Knöp up, bet min Fründ Grashoff dat tauletzt jammeru würd un hei mi fäd, nu wiren sei blank naug. Aewcr de Kragen! — Noch upstunns, wenn ik so'n preußschen Infanterie»Kragen seih, fallen mi all mine Sünden in; dat würd nicks, un dat wull nicks warden!" Da half ein glücklicher Zufall: der Kauarienvogel spritzte darauf einen Tropfen Wafser, und siehe da! die Stelle ward scharlachrot. „Wenn du cm so mit 'ne Ort von Firnitz anstriken dehst? dacht ik. Aewer ne! de Firniß is tau ölig, dat künn utseihn as en richtigen Fettplacken. Mit Gummi arabikum? Den hadd ik äwer nich tau Hand. Ik sunn uu sunn un verföll tauletzt np Zucker. Dat geiht." So firnißte unser Maler mit geschmolzenem Zucker. Wundervoll! Stolz stellte er sein Machwerk auf den Tisch und beäugelte es vom Bett aus, bis die Schild»
zob

wache „Licht aus!" rief. ,,'T is möglich, dat Raphael sine Madonna, as sei farig was, ok lang' ankeken hett, ciwer so verleimt, glöw ik nich, dat hei in ehr west is, as ik in den Herrn Platzmajuren." Beim Aufwachen — o weh! — waren tausend Fliegen tätig, den süßen Kragen zu verspeisen und zum Dank kleine schwarze Punkte in die schönsten Lichter zu setzen. Indessen, er wußte sich zu helfen, er lackierte von neuem und hatte jetzt beim Inspektor und Platzmajor einen Stein im Brett.

Reuters Bilder gingen meistens als Geburtstags» oder Weihnachtsgeschenke an die Eltern und Geschwister seiner Leidensgefährten. Wenn er sagt: oft habe er wohl einen Schrecken eingejagt über ihr jämmerliches Aussehen und bäte sehr um Entschuldigung, so ist diese launige und bescheidene Selbsteinschatzung nicht wörtlich zu nehmen, wovon man Gelegenheit hatte, sich auf der Reuter»Hundeit»jahr»Ausstellung in Berlin zu überzeugen. Dort waren zum ersten«mal alle erreichbaren Porträts, in Oel, Pastell, Kreide oder Bleistift, zu sehen: im friedlichen Verein die gefährlichen Staatsgefangenen,

die mehr oder minder kriegerischen Offiziere und viele auf den Festungen lebende Zivilpersonen, Männlein und Weiblein, alt und jung. Eine ungeschulte, aber nicht ungeübte Hand hat hier, sich über den Dilettantismus erhebend, durchweg tüchtige, teilweise treffliche Leistungen zustande gebracht.

Dies Talent hatte sich allerdings nicht in der Stille gebildet, sondern war angeboren. Der Sohn berichtet, wie sein Bater, der gestrenge Bürgermeister von Stavenhagen, als Göttinger Student und Riepenhausens Schüler Kreidestudien gemacht habe und auch später noch ab und an Hu Pinsel und Palette oder zum Rotstift griff, wetteifernd mit Onkel Herse, dem Ratsherrn und Notar. Wer von beiden der größere Künstler? Darüber zerbrach sich der Knabe den Kopf. Auf seine Frage erwiderte sein Erzeuger: „Onkel Herse —", und dieser alsdann: „Wenn hei dat sülwen seggt, denn . . . !"

Schon aus den Schülerjahren sind zahlreiche Proben der Reuterschen Ieichenkunst erhalten: ein klassischer Frauenkopf, Gutenberg und Rembrandt — fleißig und sauber ausgeführte Kopien, ferner an Originalen seine Jugendliebe, Adelheid Wüsthoff, und eine unbekannte Nebenbuhlerin mit langen Schwanenhälsen und hohen Frisuren, naiv und ungelenk, korrekter das Bildnis des Hauptmanns von Restorff, Vater eines Kompenälers, hervorragend sein Lieblingslehrer Gesellius, eine überaus feine, ja geniale Bleifederzeichnung, während das wohlgelungene Seitenstück dazu, Protoscholarch Floerke,')

*> Beider Bildnisse sind reproduziert im Reuter»Kalender auf 1910 bzw. 1911.

später aus dem Gedächtnis entstand, vor allem aber ein charakteristisches, offenbar sprechend ähnliches Selbstporträt des Gymnasiasten. Dann sein Stammbuch: Blatt für Blatt mit keck hingekritzelten Köpfen. Tic von ihm benutzte Tauchnitz»Ausgabe des Horaz weist ebenfalls Köpfe auf uud die Figur eines Leutnants.

Als Studiosus in Icua nahm Reuter Unterricht in der Porzellanmalerei. Der Wunsch wurde mehr und mehr in ihm wach, ein Maler zu werden, wovon aber sein Vater nichts wissen wollte. Nas Beste aus dieser Zeit ist wieder ein Selbstporträt, ein mit Bleistift gezeichnetes Brustbild des Burschenschafters, das sich in seinem Koffer vorfand, als er im Herbst 1833, auf der Durchreise nach Mecklenburg, in Berlin ergriffen und zur Stadtvogtei geschleppt ward. Seine Bitte an den Polizeipräsidenten, es ihm zu ermöglichen, seinem Vater zu Weihnachten, wie seit Jahren gewöhnt, eine Probe seines Zeichcntalents zu schicken, wurde gnädig erhört. Herr von Verlach verfügte: „Tem Studcuten Reuter ist ein großes, hinlänglich bezeichnetes Blatt Papier, Lineal, Bleistift oder schwarze Kreide zu verabreichen."

Neujahr 1834 in die Hausvogtei überführt, hat er von dem Blechkasten»Fenstcr seiner engen Zelle aus den „Paradieshof" getuscht, wo die, Untersuchuuysgefangeneu spazieren gehen und frische Luft schöpfeu durften, eine kulturhistorisch interessante Berolinensie, nachdem das alte Gebäude niedergerissen worden ist, um für die

Reichsbank Raum zu schaffen, Hier verewigte er auch seinen Haupt-peiniger, den Kriminaldirektor Dambach, dessen listige Gesichtszüge mit lauernden Augen hinter den Brillengläsern nichts Gutes ver-raten. Reuters berechtigter Ingrimm gegen diesen grausamen und gehässigen Inquirenten dokumentiert sich noch in eigenartiger Weise: er karikierte „Onkel" Dambach als Krähe, Fuchs und Mephisto.

Von der „Festungstid" gingen wir aus, um den Dichter und Dulder als Zeichner und Maler kennen zu lernen. Für denselben sollte, nach endlich wiedererlangter Freiheit, reifere Früchte tragen und eine reichere Ernte sein Landmannsleben, die „Stromtid". An-fang des Jahres 1842 kommt Reuter in die Lehre zum Pächter Rust auf Demzin — da sind die reizenden Zwillinge Lining und Mining, die „Druwäppel", und er malt das Schwesternpaar, malt den Bruder mit dem Jagdhund, malt einen Tiroler und skizziert jeden und jedweden, der ihm in den Weg tritt und ein markantes Antlitz besitzt: Pastoren, Schulmeister, Aerzte, Inspektoren, Handelsjuden, Tagelöhner usw., ferner einen Bräsig in der „Wasserkunst", zur Abwechselung auch historische Persönlichkeiten, die er besonders hoch hält, wie Friedrich den Großen, den alten Blücher und Schiller.

Als Rustens Schwager Fritz Peters auf Thalberg sein bester Freund geworden war und er bei Pastor Augustin in Rittermanns» hagen die Erzieherin Luise Kuntzc als seine Braut gewonnen hatte, beginnt eine neue, schönere Epoche für den bisher von Enttäuschungen und Prüfungen verfolgten Mann. Auch seine Ieichenkunst treibt frische Knospen und Blüten. All die prächtigen Menschen werden porträtiert, die ihm liebevoll zur Seite stehen, sein Herz mit Hoffnung erfüllen und ihn ahnen lassen, was Glück ist: die Familien Peters und Augustin, in erster Linie sein „Lowising", einmal mit schlicht gescheiteltem Haar, darinnen als einziger Schmuck eiu Schlcifenband, ein anderes Mal mit schmalem Halstuch und mächtigem, altmecklen-burgischem Sommerhut/) ihr greiser Vater, der ehrwürdige Pastor Kuntze, die drei Brüder, das Heimatsdorf Roggcnstorf mit Pfarr-haus und Kirche.

Die Schulmeisterzcit zeigt uns Reuter auf der Höhe seines künstlerischen Könnens. Ostern 1850 hatte er sich in Treptow an der Tollense als Lehrer niedergelassen nnd daselbst, wie's in der

>) Abgebildet ini Reuter»Kalender 1907 und 1908.

nachmaligen Eingabe wegen seiner Naturalisation als Preuße heißt, „seitdem der Wissenschaft und der Maler» und Zeichenkunst gelebt". Seine Produktivität ist erstaunlich. Nun malte und zeichnete er, um seinen Unterhalt zu verdienen, für Geld, freilich ein gar geringes. Ein Porträt brachte ihm durchschnittlich einen Louisd'or. Welch hohe Preise werden jetzt dafür gefordert und ^ bezahlt! Eine ganze Galerie interessanter, zum Teil etwas schablonenmäßiger Pastellbilder ging aus seiner Werkstatt hervor: Honoratioren aus der kleinen vorpommerschen Stadt und dem Tollensetal, biedere Leute mit guten Gesichtern und altfränkischen Kostümen, Bürger und Bürgerinnen, Bauern und Bäuerinnen und deren Kinder, letztere oft lieblich und immer sympathisch. Sogar zu Genrestücken und Stilleben verstieg sich unser Künstler. Kein Geringerer als Adolf Menzel freute sich über den sein Pfeischen schmauchenden Schäfer: Kuhhirt Lesten (Thalberg) mit seinem Spitz 2) und meinte, an der Landpartie des Pastors Augustin und seiner Familie hätte er wohl teilnehmen mögen.')
Liebenswürdig in der Erfindung, schwächer in der Komposition und Ausführung sind zwei Gruppenbilder: wie der Großvater dem Enkel die Pfeife anbietet „Na, min Jung', smeckt de Pip?" und wie die Enkelin dem Großvater eine Weintraube hinhält.
Fast alle diese Porträts aus den verschiedenen Abschnitten sind von mir vervielfältigt worden in den drei Bänden „Aus Reuters jungen und alten Tagen".
Doch damit nicht genug, hat die fleißige Feder des Dichters und Schriftstellers noch weit mehr Zeichnungen auf das Papier gezaubert, nicht auf besondere Blätter, nein, wo man's kaum vermutet, auf seine Manuskripte. ,„Beim Köpfezeichnen kommen mir die besten Gedanken', sagte mein Fritz oft, und manches liebe Blatt weist Köpfe auf", hat Frau Dr. Luise Reuter notiert. Ich habe mir nun die Mühe gemacht, daraufhin die Handschriften Seite für Seite durchzusehen, und die am meisten charakteristischen Köpfe und Figuren, die sich an den Rändern, bisweilen mitten im Text oder auf den Umschlägen befinden, hier zum ersteumal veröffentlicht. Es steckt viel Leben und Individualität in den einzelnen Typen, die den
2j Üuise Reuter hat selbst diese Erklärung auf das Blatt geschrieben.
') Diese originelle Federzeichnung nebst dein faksimilierten Brief Menzels im Reuterkalender 1907.

Beschauer beschäftigen; ja, diese feinen und groben, klugen und pfiffigen oder dummen und tölpelhaften Physiognomien, solche und ähnliche sind ihm wohl schon in Stadt und Land begegnet.
Einen noch klareren Begriff von Reuters Darstellung gibt die originelle Gestalt des Wirtschaftslehrlings FritzTriddelfitz, „vor sieben Jahren", als Reuter ihm das Einmaleins oder die Regeldetri der Oekonomie vorhält, worum sich der entfamte Windhund freilich wenig kümmert, sondern lieber, während Hühner und Enten vor ihm die Flucht ergreifen, zum Angeln geht, um Onkel Bräsig die „Bors" wegzufaugcn. Und „jetzt"! Triddelfitz als vermögender Gutsbesitzer in Hinterpommern kommt auf einen Bahnhof an. Ein Eisenbahner im Dienst salutiert militärisch. Huldvoll reicht Triddelfitz dem ihn begrüßenden Reuter die Fingerspitze seiner behandschuhten Rechten. Tief verbeugt fich unser Humorist, mit der eiucu Hand den gnädigst dargebotenen Zeigefinger des hohen Patrons berührend und scheinbar küssend, mit der anderen seine Mütze devot bis zur Erde ziehend. Andächtig und neugierig beobachten Zuschauer den weiho

vollen Empfang. Ja, „ümmer nobel" und „großartig" ist Karl Hawermanns Windhund geblieben!

Dies ironische Selbstbildnis erinnert unwillkürlich an ein fast gleiches, das unser Tichter»Künstler für Frau Superintendent Schumacher in Treptow entwarf. Die Freundin hatte ihm eine Schlummerrolle geschenkt, wofür er ihr ein schalkhaftes Dankpoem schickte und statt seiner Namensunterschrift sich abkonterfeite, wie er, auf dem Rücken den Pummel, eine respektvolle Reverenz macht, den Zylinder in der Linken.

Zuletzt noch zwei Perlen Reuterscher Zeichenkunst und Reuter»schen Humors, Die erste aus der „Festungstid" ist ein Aquarell: Apoll und die neun Musen. Dieselben sind — Männer schon vorgerückten Alters. In der Mitte des Parnasses Apoll, mit den weißbehandschuhten Fingern in die Saiten der goldenen Leier greifend und singend. Zur Rechten sitzt Klio aufhorchend und schreibt den Skaldengesang mit dem Griffel auf die Tafel, aufrecht stehen Thalia, Polyhymnia, Urania, zur Linken Kalliope, Melpomene, Erato, sämtlich in römischen Gewändern, um die Stirn Diademe, Lorbeer oder Eichenlaub, Blumen oder Sterne, mit Emblemen und Attributen, desgleichen unten vorn liegen bzw. knien die jugendlicheren Gestalten: Terpsichore und Eutcrpc. Die effektvolle, burleske Travestie bekundet, daß Reuter auch als Maler Begabung für Komik und Satire besaß.

^ Max Osborn urteilt darüber in seiner Schilderung der Reuter Ausstellung („Daheim", Nr. 6 vom 5. November 1910): „Eine ganz famose, sehr flott vorgetragene Karikatur, die in ihrem Wesen geradezu etwas Offcubachsches au sich hat. Gauz ähnlich wie der große Pariser Spötter die Götter und Helden Griechenlands verhöhnte, sind hier die hochgeborenen Beherrscher des Olymp vorgeführt." Der nämliche Kritiker fährt fort: „Eine Karikatur aber gibt es uoch auf der Reuter»Ausstellung, die alle anderen weit hinter sich läßt: das kühne Spottbild auf ein Cuutre tanzendes Paar, eine offenbar im Hui aufs Papier gekritzelte Gruppe, die vielleicht gerade darum so glänzend ausfiel. Hier ist die Art Bnschs unverkennbar."

Diese aus der Treptower Zeit stammende köstliche Skizze möge unsere Betrachtung Reuters als Zeichner beschließen, augenscheinlich eine keck hingeworfene Illustration zu folgenden, anläßlich einer „Rsunion" in Treptow verfaßten fidclen Knittelversen:

In früheren Fällen da war es alltäglich,
Auf früheren Bällen da schien's mir nur kläglich,
Aas trippelt, das wippelt.
Tänzelt, scharwenzelt,
Das fächelt, das lächelt,
Das neigt fich, das beugt sich,
Das winkte und hinkte so lau und so flau,
Als wenn die Tänzer am Haupte schon grau.
Heute heran!
Tanze wer kann!
Alte wie Junge,
Rüst't euch zum Sprunge!
Große wie Kleine
Rühret die Beine!
Weg die Spadille!
Auf zur Quadrille!

*> Nie außerordentliche Regsamkeit unseres Jahrhunderts ans allen Gebieten menschlichen Strebens und die damit harmonierende immer größere Ausbreitung auch auf geistigem Gebiete haben viele begabte und fleißige Forscher bewogen, eng begrenzte Felder der Wissenschaft zu ihrem speziellen Studium zu machen. So hat denn auch das Gebiet der Reuter»Forschung in Prof. Dr. Karl Theod. Gaedertz einen Spezialisten mit vorzüglichen Qualitäten gesunden. Dieser gründliche Forscher erschließt uns in seinen jährlich erschei» nenden Reuter«Kalendern eine Fülle reichsprudelnder Quellen des mecklen« burgischen Humors. Als besonders wertvolle Gabe bietet der Reuter»Kalender 1912 neben vielem anderen, das bisher noch nirgends veröffentlichte Schluß» kapitel von Reuters „Urgeschicht von Mcckelnborg". Der Inhalt des ganzen Kalenders kommt so recht der neuen Geschmacksrichtung unserer Lesewelt ent» gegen, die — der Produkte moderner Uberfeinerung müde — sich der erquicken« den Urwaldsfrische und der naturwüchsigen Volkspoesie mit Vorliebe wieder zuwendet, Vei dieser Empfanglichkeit für Stoffe, wie sie der Reuter»Kalender (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig) darbietet, ist ein weiteres Wort der Empfehlung nicht mehr vunnölen. Das Buch wird feinen Weg zum herzen des Lefers sicherlich finden. Dr. C. R.

Indessen war Albereta aus der Frau ihres Mannes seine Schülerin geworden. Mit ungestümer Hast begehrte sie Armbrust und Schwert gebrauchen zu lernen. Troarn konnte nicht begreifen, was plötzlich in sie gefahren war. Sie, die zarte, verweichlichte Tochter Siziliens, trieb sich im Rauhfrost dunkler Wintertage umher, fehlte bei keiner Jagd, von der es hieß, der König nähme daran teil. Freilich wohl, dann nahm meist auch Aquis an ihr teil, und in seine Nähe zu kommen, so schien es Troarn, war ihr die Hauptsache. Er beobachtete, daß Aquis sich nicht die mindeste Mühe gab, um sie an sich zu fesseln, daß er stets gleich kühl und ernst blieb. Noch das schien sie besonders zu ihm hinzuziehen. Troarn wußte, daß man in der Hofgesellschaft boshafte Bemerkungen über ihn machte, weil er anscheinend so geduldig der wenig verhehlten Neigung seiner Gemahlin zusah, ohne denjenigen, dem sie galt, zur Rede zu stellen.

Aber in Troarn lebte etwas, das hoch über der Art dieser Richter stand. Was nützte es ihm, wenn er den Mann tötete, dem sie ihr Herz geschenkt hatte? Gewann ihm die Tat ihre Liebe zurück? hatte er schon damals, als er Tyrell im Besitz ihrer Neigung glaubte, schwere Kämpfe zu bestehen gehabt, so litt er diesmal noch tiefer. Tyrell war weniger wertvoll als Aquis.

Troarns Gelassenheit entsprang nicht seiner Veranlagung. Sein Aeußeres war die Ursache davon. Er wußte es, wie häßlich er war. Selbst seine Freundin Adgife schien sich von ihm abgewendet zu haben. Er legte ihre Zurückhaltung falsch aus. Sie mied den Verkehr mit ihm, um Albereta nicht zu kränken, obgleich sie wußte, wie es um diese stand. Wer die Frau will kein so kostbares Gut, wie ein Herz es ist, einer anderen überlassen, und schlägen noch so viele Herzen für sie, keins davon will sie missen.

Heimweh Maria Iamtschek
Albereta war einmal bei Adgife gewesen, um zu erfahren,
wie es ihr ginge. Sie hatten in Adgifes traulicher Kemenate ge-
sessen, in der es ein wenig nach Ranch, ein wenig nach Blumen,
ein wenig nach Wachs roch, und an kleinen Törtchen geknuspert,
die Adgife vortrefflich zu backen verstand, Adgife hatte Alberetens
Gürtel bewundert, der aus feinen Goldringen bestand, die durch
Kettchen aneinander hingen. So war es eine Weile fortgegangen,
bis Albereta endlich etwas ungeduldig fragte:
„Und wie steht's mit Euerm Gemahl? Ist er noch einge-
sponnen? War fie bei Euch? Kommt sie öfter?"
Adgife wurde rot und gebrauchte ausweichende Redensarten.
„Er ist fehr gut zu mir."
„Besonders, wenn sie hiergewesen ist."
„Sie kommt nie."
„Also ist es vorüber?"
Adgife schüttelte zögernd den Kopf: „Er geht zu ihr."
Daraufhin hatte Albereta nichts mehr gesagt, nur beim Fort-
gehen der kleinen Frau die Hände gedrückt. Adgife war ihr bis
hinab gefolgt.
„Ist es wahr, Albereta?" Und auf Alberetas fragendem Blick:
„Taß Ihr gleich einem Manne jagt und zu Roß Euch in den Wäldern
herumtreibt, um die Gesellschaft des Einen nicht entbehren zu müffen?
So erzählt man wenigstens."
Albereta war ruhig geblieben. „Ja, es ist wahr!" Innerlich
dachte sie: Wen mag sie wohl meinen?"
Einmal, als Rufus' Lieblingsroß bei einem Wettrennen, das
er mit ein paar Herren veranstaltet hatte, tot unter ihm zusammen-
gebrochen war, verfiel er auf eine aberwitzige Idee.
Wenn er von einem seiner tollen Ausflüge heimkam, ließ
er fein Pferd mit kostbarem alten Wein waschen, um es zu kräftigen.
Natürlich ahmten die Mitteilnehmcr dieser Ritte ihm nach.
„Glaubt nur nicht, ihr Herren," sagte Rufus, „daß wir damit
etwas neues erfunden hätten, schon des Phokus Freund hat diesen
guten Einfall gehabt."

Flambard wagte zu widersprechen.
„Vergebt Sir, bloß die Füße seiner Gäste, nicht deren Rosse ließ er mit Wein waschen."
„Du solltest zur Strafe nach Bukephala verbannt werden, alter Zweifler, weil du die Ehre des edelsten Geschöpfes, weit edler als du selbst bist, versteinern willst. Leider gehörst du zu den Narren, die behaupten, daß die Leute früher anders waren als wir sind? Ihre Kleider trugen andere Schnitte als die unfern, sie selbst aber waren genau solche Tröpfe wie es ihre Nachkommen sind. Flambards finde ich in Aegypten und in Rom, in Byzanz und im Paris der Frankenkönige."
„Sir, vergebt, ganz stimmt Euer Wort nicht. Oder wißt Ihr auch einen Herrscher der des Eroberers Sohn glich?"
Rufus lachte. „Seht den alten Fuchs an. Er will wohl ein Erzbistum haben. Wohlan, du follst eins erhalten." (Flambard wurde 1099 Erzbischof von Durham.)
Aquis wandte sich heimlich zum König.
„Sir, ich wußte nicht, daß Ihr der größte Spaßmacher in Eurem Reiche seid. Von nun an weiß ich's."
Aber der teure Wein für die Rosse der Edelleute, der natürlich aus des Königs Schatulle bezahlt wurde, kostete viel, sehr viel Geld.
Aquis sagte zu Mculant: „Wir wollen ihn doch von allzu törichten Streichen bewahren" und unterbreitete Mculant einen Plan, der dem llugen Hofmann nicht mißfiel.
In Wahrheit ärgerte es Aquis mehr als er zeigte, daß die Gräfin Troarn soviel - an den Jagden teilnahm. Rufus fing an, ihren Mann zu bevorzugen, dadurch wurde ihr das Recht eingeräumt, mehr als sonst, in des Königs Nähe zu sein. Der König schien zwar die schöne Gräfin mit höflicher Gleichgültigkeit zu behandeln, wer aber konnte diesem Mann trauen, der schon öfter als einmal vom Eber zum Fuchs geworden war und die gefährliche Verwandlungsfähigkeit des Normannen besaß. Albereta mußte um jeden Preis aus Rufus' Nähe entfernt werden. Sie durfte nicht Einfluß auf ihn gewinnen.

Aquis und mehrere andere aus des Königs Umgebung, legten
Rufus nahe, er müßte sich zerstreuen, wieder einmal andere Ge-
danken fassen, sich erinnern, daß er auch noch Mensch, nicht nur
Regent sei. (Der arme, vom Regieren so geplagte Mann!)
Es wurde ein Fest am königlichen Hofe angesagt. Da sich
Rufus damals auf seinem Lieblingsschloß in Winchester aufhielt,
so sollte dort die Lustbarkeit stattfinden. Boten sprengten nach
allen Richtungen, um die Einladung des Königs den Herrschaften
zu überbringen, die mit zur Hofgesellschaft gehörten. Dann gab's
die alten Vorkehrungen wie zu jedem Feste.
Die Köche liefen mit roten Gesichtern herum, die Gärtner
strengten ihre Phantasie an, um die rauhe Jahreszeit zum Hoch-
sommer zu verwandeln, Schneider und Dekorateure hatten alle
Hände voll zu tun.
Rufus ging gähnend umher und würdigte die Arbeiten und
.Arbeiter keines Blickes. Ihm war all das grenzenlos langweilig.
Kurz vorher hatte ein Weib, ganz in Perlenschnüren eingewickelt,
Audienz bei ihm gehabt unter dem Vorwand, ihm wichtige Nach-
richten aus der Normandie zu überbringen. Er hatte die Schöne
vorgelassen, aber schon nach zehn Minuten verdrießlich abgefertigt
Ja, wenn er die Perlen ohne das Weib hätte haben können!
Dann kamen sie alle mit Trara und vielem Gepränge nach
der königlichen Burg. Edles Blut und weniger edles, Herren und
Frauen, Bischöfe und ihr Gefolge, Ritter, die von Helden ab-
stammten, Franzosen mit klingenden Namen, das von Gold starrende
byzantinische Prinzlein, selbstbewußt mit überlegender Haltung, voll
fremdartiger Schönheit, einer aus Schottland, der dereinst dort den
Thron besteigen soll. Haimon, den der Kummer alt gemacht hat,
Wilhelm von Warelwast, der immer geheimnisvoll Dreinschauende,
Meulant und Flambard, vor denen die Höflinge den Rücken krümmen,
Prinz Henry, der eben sehr verliebt ist — seine Dame ist nicht
anwesend ^ und die andern Leute für Luft zu halten scheint.
Der Wasserspeier mit seiner schönen Gräsin, deren äußere Ver-
wandlung alle beschäftigt. Unter den letzteren war auch Tyrell, der
glänzende Gautier, der schwermütig und gedrückt aussah und den
König begrüßte, ohne ihn anzublicken. Ovielde von Viomt fehlte.
Daß Rufus, nachdem sie ihm allerlei Vorwürfe gemacht hatte, ihr
eine Ohrfeige gegeben habe, wird wohl nur Erfindung sein. —

Hingegen scheint der Saal in grünen Lichtern zu brennen, als Giffiu eintritt. Das langhinschleifende grüne Damastkleid ist nm die Mitte so eng, daß man nicht begreift, wie darunter ein Magen Platz habe. Ketten aus kleinen Rubinen fallen von den Schultern über die weiten, langen Aermel herab. Auch um den Hals trägt sie Rubine. Auf dem blonden Haar liegt glitzernder roter Staub.
Sie schreitet höchst ruhig und gleichgültig bis zum König, verneigt mit kaum merkbarem Zucken der Lippen das Haupt und wandelt zum Ingrimm einiger Leute dorthin, wo sie will, nämlich zu Haimons ehrwürdiger Mutter, die plötzlich trotz ihres gebückten Alters kerzengerade wird.
O, armer Graf Bray! Ter König sieht ihn an, als dächte er: I ammermensch, du müßtest mit meinen Pferden gebadet werden!
Aquis flüstert Rufus zu: „Sie ist, um deu Verstand zu verlieren. Habt Ihr ihre Lippen zucken sehen, Sir?"
Rufus blickt ihr nach. Wie er sie neben Haimons Mutter gewahrt, verhalt er mühsam sein Lachen.
„?sr mir2bilia äsi, sie hat den Teufel im Leib."
„Tiese Frau, Sir, ist das einzige Geschöpf, das nichts respektiert, an nichts glaubt, auf niemand hört als auf sich selbst."
„Oho, mein Guter, das meint Ihr nur. Ich bin vom Gegenteil überzeugt. Ihr solltet nur sehen, wie sie den Hals lang machen wird, wenn sie bemerkt, daß man hier nach ihr blickt."
„Meint Ihr? Diesen Hals, den noch kein Auge, ich glaube, selbst Brays, gesehen hat, trägt sie doch nur Kleider, die Lust zeigen, auch noch das eigensinnige Kinn zu verhüllen. Sir, wäre es nicht eine Aufgabe, die Frau zu dressieren, wie man ein Raubtier abrichtet?"
Der König wendet sich zu Warelwast und richtet einige gleichgültige Worte an ihn. Fanfaren rufen zu Tisch. Wachsfackeln qualmen, Seiden rauschen, Juwelen glitzern auf, blasse Gesichter werden rot und rote blaß. Schüsseln von unermeßlichem Wert mit köstlichem Inhalt werden herumgereicht, dunkler Wein glüht in silbernen Bechern. Von Pasteten, aus denen Ueberraschungen steigen, wird der Deckel gelüftet. Blicke, Worte, Andeutungen fliegen hin und her, dann braust die Musik hinein, um dem Wein seine Macht streitig zu macheu. Rufus hat wenig getrunken, sich mehrere Male nach jemand umgesehen und zerstreut seiner Umgebung zugehört. Er

begreift nicht, daß ihn die paar Becher Weins so trunken machen, sein Blut so durcheinanderjagen, als hatte er Saft von tausend Zentifolien im Leib, die in einer Sommernacht verblüht sind

Endlich gibt er das Zeichen zum Aufbruch.

Klirrende Wehrgehänge, knisternde Schleppen, vergossene Essenzen, die durch ihren Duft einem das Restchen Verstand rauben wollen, das der Wein noch übrig gelassen hat.

Ha, diese Troarn mit ihren dunklen Augen, schön, aber — unbequem! Gaukler taumeln herein und werfen seidene Bänder nach den Frauen, als wollten sie sie fangen. Der Byzantiner taucht auf. Todbleich. Vor ihm leuchtet's wie grünes Licht. Er geht ihm nach, trotzdem ein anderer sich nähert.

„Beim Schein der Hölle!" Rufus hat den Fuß auf die grün» feidenc Schleppe gesetzt. Ein knirschender Laut, ob von der Seide oder den Lippen derjenigen, die das Haupt empört zurückwendet.

„Dort," Rufus deutet brüsk nach einer Richtung, „ist ein Gemach mit Frauenplunder, man wird Euch den Schaden ersetzen. Kommt, ich geleite Euch hin."

Sie richtet eine Sekunde lang forschend die klugen Augen auf ihn, rafft die zerrissene Schleppe auf, lächelt und geht nach der entgegengesetzten Richtung. Rufus, das Gesicht von Röte überflammt, ist mit einem Schritt an ihrer Seite, flüstert ihr ein paar Worte zu und fühlt ein Fetzchen der zerrissenen Seide in die Rechte gedrückt.

„W ann Ihr die Gewogenheit haben sollt, es mir zu bringen, werde ich schreiben."

Das ist sein ganzer Erfolg.

In den Gärten fing das Blühen an und die Wälder klangen von neuem Leben. Doch niemand achtete dessen.

Ein anderer Frühling mit seinem glühenden Morgenrot war in der Welt angebrochen und hatte ein Leben entzündet, schöner als jenes, das alljährlich sproß.

Ein hagerer, nicht mehr junger, unscheinbarer Mönch war's, her die Bewegung hervorrief, gewaltiger als je eine hervorgerufen

ward. Nicht nur das Volk, auch seine Fürsten, harte, hochmütige Leute, die sich höher als andere dünkten, folgten dem Ruf des Mönches.
Clermont ist zum Mittelpunkt der Erde geworden. Von hier aus ertönt Papst Urbans Ruf: „Holt euch das Grab eures Erlösers zurück, ihr Lauen, und erfüllt eure Christenpflicht."
Er weiht die klingenden Schwerter und nun: „Auf zum Kreuze zu«!"
Hinter den gottbegeisterten Helden, wie ein Gottfried von Bouillon, ein Boemund und ihren wetterharten Kriegern, tauchen die zernarbten, verwegenen Gesichter von Europas wüstestcu Abenteurern, Wegestrolchen, Vagabunden, Dieben und Räubern auf. Jeder fühlt Hoffnungen in sich erwachen beim Ruf, sich diesem Zug anzuschließen, der das edelste Ziel verfolgte, aber auch aller Verkommenheit Vorwand gab, sich Schätze zu erbeuten, Reichtümer gu stehlen.
Rufus rannte fluchend in feiner königlichen Vurg in London umher. Wenn er da mitgekonnt hätte! Er, für den Wandern Leben war! Aber er konnte ja nicht fort aus diesem verdammten Lande, wo es täglich stärker zu gähren begann, wo man darauf lauerte, seiner los zu werden.
Mit glänzenden Augen ließ er sich berichten, wer alles an dem Zuge teilnahm, welchen Weg die Heere einschlagen würden, wie lange sie auszubleibcu gedächten usw. Und dann schüttelte er die Fäuste in ohnmächtiger Wut. War dieses heimtückische, verschlossene Volk wirklich wert, daß er seine letzten Jugendjahre ihm zum Opfer brachte, anstatt die Meere zu durchschiffen, wie er's gewünscht hätte?
Da traf ihn wie ein Schwertstreich die Nachricht, daß Robert, sein Bruder, mittun wollte. Der! Freilich, der brachte alles zustande in seinem grenzenlosen Leichtsinn, der ihn nie die Folgen seiner Handlungen erwägen ließ. Der auf die See, unter freiem Himmel, Luft um den Schädel! Hölle und Tod! Doch halt! Nach Syrien marschieren, ging denn das so mir nichts dir nichts? Gehörte nicht Geld dazu? Geld, das war in dieser edlen Eroberer-familie schon feststehend, Geld hatte keiner ihrer Söhne, so viel sie auch zwickten und zwackten uud preßten.
Robertchen, du hast kein Geld, alter Junge, du kannst, wie ich, hinterm Ofen sitzen und regieren. Aus ist's mit deinem Plan.

Rufus glich in diesen Stunden seinem getreuen Wasserspeier,
er grinste vor Vergnügen, gedachte er des Waisenknaben über der
Meerenge.
Da kam ein Bote, mehrere, eine ganze Schar Boten.
„Geld, König von England, Geld! Die Ehre deines Hauses
steht auf dem Spiel! Versagst du dem Bruder das Darlehen, so
kann er nicht an dem Zuge teilnehmen, an dem aus fast jedem
Fürstenhause Europas wenigstens ein Sprößling teilnimmt."
Von Londons Straßen klang's in seine Burg hinein:
„Sir, unterstützt Eueru Bruder, damit er die große Sache
die heute alle Welt bewegt, mitunterstützen helfe"
Er brach nach Rockingham, nach Winchester auf. Aber überall
hatten die Häuser, die Plätze, die Wälder Stimmen bekommen, die
ihm zuraunten:
„Wilhelm, unterstütze deinen Bruder Robert und sichere dir
damit dein ewiges Heil!"
Herzog Robert, was geht's mich an, daß du so schlechte Wirt-
schaft führst und deine Schatzkammer leer ist?
Was tut indes der Mensch, wenn er zu Geld kommen möchte?
Er versetzt etwas. Oh, das liebe Mittel, das zu allen Zeiten so
bekannt war!
Herzog Robert schickte neuerdings eine Anzahl Boten.
„Sir, Euer Bruder versetzt die Normandic, leiht ihm zehn-
tausend Pfund Silber darauf. Tut es doch, soviel ist sie für alle
Fälle wert."
Da hörte Rufus boshaftes Grinfen auf.
„Verfetzt mir sie um zehntausend Pfund Silber? Kann ich
dabei ein Geschäft machen? Vielleicht! Aber wo, zum Teufel,
nehme ich 10000 Pfund Silber her?
Flambard wurde gerufen. Die Aufforderung, fofort Geld herbei-
zuschaffen, hatte die Form eines königlichen Befehls.
„Sir", des Iustinarius feistes Gesicht erhielt einen Schein
wirklicher Ehrlichkeit. „Ich kann nichts mehr auftreiben. Zahl-
lose Klöster stehen leer, von den Abteien aber, die noch bestehen,
erhebe ich bereits die höchsten Steuern. Sollen wir Hand un die
heiligen Gefäße legen?"
„Schweigt mir davon, wie Ihr das Geld herbeischafft, um
das kümmere ich mich nicht. Sorgt nur, daß es herbeigeschafft wird."

Wie „Fackel" schwälte vor übergroßer Bemühung zu brennen, wo kein Brennstoff da war.

Noch ein letztes Mittel! Er wird's von den Kanzeln verkünden lassen. Die Bürger mögen ihren König bei dem großen Himmelswerk unterstützen, das Volk muß heran. Das Volk! Es öffnete willig feine arbeitsschwieligen Hände. Aber nur arme Heller fielen daraus in die Opferstöcke.

Und wieviele Heller sind nötig, um zehntausend Pfund Silber zu geben! Aechzten sie nicht ohnehin unter dem schwersten Druck unmenschlicher Lasten, die ihnen auferlegt waren, diese Kleinpächter und Bürger?

Indessen in der Burg König, Kanzler und Iustitiarius sich den Kopf zerbrachen, traten die Frauen der Großen, glücklich, für ihren Heiland ein Opfer bringen zu dürfen, an ihre Schatztruhen.

Albereta hatte kaum die Nachricht vernommen, Herzog Robert hätte feinen Bruder um ein Darlehen ersucht, damit er fich dem Kreuzzug anschließen könnte, dieser aber wisse es nicht aufzubringen, als sie auch schon alle bitteren, ihr vom König zugefügten Kränkungen vergessend, zu ihrem Gemahl eilte, ihn aufzufordern, Wilhelm beizustehen. Troarn war wohlhabend. Er besaß mehrere Grafschaften mit vielen Dörfern, ausgedehnten Forsten und Ackerland, nber — Geld hatte er wenig. Da ging Albereta kurz entschlossen zu ihrer Schmucktruhe, legte ihre Geschmeide und Kleinodien auf einen Haufen zusammen, riß die kostbaren Edelsteinborden ihrer Kleider herab und gab Befehl, ihr einen Iuwelenhändler zu schicken, der ihr all den Schmuck abkaufen würde. Ohne daß ihr Gemahl es wußte, veräußerte sie seine Geschenke und erhielt eine ansehnliche Summe Geldes. Dann ritt sie zu Tyrells hinüber und fragte Adgife, wieviel sie gespendet hätte. Adgife geriet in leichte Verlegenheit. Sic hatte so viel anderes im Kopf. Und offen gestanden, sie sähe nicht ein, weshalb sie den König unterstützen sollte, der sich so unfreundlich gegen ihren Mann benähme.

Albereta sagte flüchtig: „Ach, laßt den König außer Spiel. Herzog Robert unterstützen wir in seinem edlen Vorhaben, der König geht uns weiter nichts an."

Inerlich dachte sie freilich: Wenn Robert zur Ehre des Erlösers streitet, vielleicht vergilt es der Herr auch dem andern und rettet ihn.

„Gebt, Mgife, gebt, Ihr seid wohlhabend, bleibt nicht hinter mir zurück, die ihre schönsten Kleinodien hingegeben hat, um Geld zu erhalten und bedauert, nicht mehr zu besitzen."
„Ihr gabt Euern Schmuck hin?" Mgife sah sie verblüfft an, „Doch zehntausend Pfund Silber, bedenkt, es ist eine hohe Summe, meine geringe Unterstützung wird sie nicht voll machen."
„Wir wollen aber mit gutem Beispiel vorangehen. Gebt acht, die anderen Damen werden sich von uns nicht beschämen lassen. Wir wollen tun, was wir können."
Adgife gab so viel, als sie ohne Gautiers Wissen, der heimlich dem König grollte, geben konnte. Es war keine kleine Summe.
Der edle Erzbischof Anselmus verpachtete sein Landgut Becck» ham, um Rufus zweihundert Pfund Silber überreichen zu können, haimon zeichnete eine hohe Summe. Desgleichen blieben die Bischöfe und Aebte nicht zurück. Aquis gab tausend Pfund Silber.
Bevor Rufus noch Boten mit einer höhnischen Antwort an den Bruder geschickt hatte, waren zwei Drittel der Summe aufgebracht.
Nun begann er zu überlegen.
Robert würde mit sich handeln lassen, vielleicht mit dieser Summe zufrieden sein. Und er, Rufus, er würde eiu Geschäft dabei machen. Die Normandie nahm er zum Pfand, das Vexin aber, nach dem ihm schon immer gelüstete, das ließ er so nebenbei mitgehen.
Er ließ den freigebigen Spendern seinen allergnädigsten Dank ausdrücken und segelte ab, um Robert die Summe zu überbringen und für drei Jahre von der Normandie Besitz zu ergreifen.
Mit neidvollem Herzen sah er den Bruder die Zurüstungen zur Abreise betreiben und war Zeuge all der brausenden Begeisterung, die aus Frankreich herüber scholl. Nur eins tröstete ihn über seine eigene, ihm auferlegte Zuschauerrolle, der gute Fang, den er tun würde.
Als Herzog Robert mit seinen Truppen glücklich die Grenzen überschritten hatte, erwachte der alte Seeräuberinstinkt mächtig in Rufus.
Ohne lange Ueberlegung ritt er eines Tages mit kleiner Gefolgschaft in Nantes ein, wo sein Vater sich den Tod geholt hatte,

und ließ das Löwenbanner aufpflanzen. Wenn Louis Philipp sich dagegen erhob, um so besser! Der verweichlichte Sohn Heinrich i. würde wohl kaum um dieser kleinen Provinz willen rüsten lassen. Vom Papst mit dem Banne belegt, denn er hatte seine ungültige Ehe mit Bertrade noch immer nicht gelöst, von Mißtrauen und Unzufriedenheit umgeben, mußte ihm daran liegen, nicht neue Streitigkeiten heraufzubeschwören.
Kaum hatte Rufus ausgerechnet, wieviel Stcuerzuflüsse ihm aus dem lieben Vexin in die Kasse fließen würden, als Gesandte des Königs erschienen, schleunige Räumung des zu Frankreich gehörigen Gebietes forderten, anderenfalls es zur Abrechnung kommen würde. Krieg also!
Der Sohn des Eroberers wollte dem verliebten Weichling keinen einzigen Schwertstreich ersparen.
Die Nachricht flog übers Wasser hinüber und erweckte nicht geringe Bestürzung.
Zur selben Stunde, als die Großen des Reiches, die Rufus nicht begleitet hatten, zu einer Beratung zusammentraten, stieg der erste Funke der Empörung aus Wales auf.
Sic hatten nur darauf gewartet, die ergrimmten Keltenspröß» linge, daß der König den Boden Englands verlasse und anderwärts Beschäftigung finde, um sich wie ein Mann zu erheben und fein tyrannisches Joch abzuschütteln.
Aber Rufus war schnell wie der Sturm, als die Botschaft des Aufstandes ihn erreichte.
Bevor die Rebellion noch über die Berge von Wales ihre Feuer geschickt hatte, war er in England gelandet. Das hatte er in jedem Falle müssen, um sein Heer zu rüsten.
Mit geringer Truppenzahl ward der Aufstand niedergeschlagen, die Rädelsführer hingerichtet und wieder Ruhe hergestellt.
Trotz dieser schnellen Unterdrückung der Unruhen befand sich Rufus in bösester Stimmung, beleidigte die Minister und schickte Abgesandte zu Anselmus, die ihm die höchste Unzufriedenheit seines königlichen Herrn überbringen sollten.
Was waren das für Truppen, die ihm der Erzbischof da gegen die Walliser gestellt hatte! Weder wären sie hinlänglich ausgerüstet,

l,^
Roeland Snoery!
Die Fabel vom Hirsch
unler den KÃ¼hen,

/'
V.

noch auch körperlich tauglich gewesen. Elendes, unbrauchbares Gesindel war's, gut genug um Schneider, nicht aber um Krieger abzugeben! Anselmus sollte sich bereithalten, vor dem Hofgericht zu erscheinen.

Der Erzbischof erneuerte sein Gesuch um Entlassung beim König. Seine Geduld und Milde war abgrundtief, aber — er war Priester (ja, Möuch im Herzen), er war Gelehrter, zum Soldatenabrichten, zum Streiten und Kämpfen hätte er weder Lust noch Talent. Der König möge ihm doch einen Geleitsbrief bis zum nächsten Hafen geben, ließ er bitten, sein Wunsch wäre, nach, Rom zu gehen.

Wilhelm fuhr zornig auf.

„Nach Rom! Narrheit! Was will er in Rom? Hat er etwa eine fo schwere Sünde begangen, um der Absolution des Papstes bedürftig zu sein?" Und, setzte er hinzu, seine Grobheit mildernd: Gälte es nur einem Rat, Rat könne eher er dem Papst, als dieser ihm erteilen.

Doch diesmal gab Anselmus nicht nach. Er reiste schließlich selbst zum König, den er mit Robert von Meulant im Gespräch fand.

Als Anselmus dem König ruhig die Gründe anführte, weshalb er England verlassen wolle, wurde Nufus heftig, stampfte mit dem Fuß auf und rief:

„Oho, das wird eine Predigt, spart Euch das für Euere Schafe auf."

Meulant wollte hinausgehen, doch Rufus befahl ihm zu bleiben. Er und der Erzbischof hätten nichts Geheimes zu besprechen, es handle, sich lediglich um eine Laune des geistlichen Herrn, der gegenüber er aber hart bleiben werde.

Anselmus entfernte sich schließlich, wie immer mit Grobheiten und Vorwürfen überhäuft. Als er schon den königlichen Palast hinter sich hatte, bemächtigte sich seiner ein seltsames Gefühl. Er dauerte ihn, der dort hinter den stolzen Mauern sich im Fieber der Unzufriedenheit verzehrte. Es war Anselmus, als ob er dieses blasse, herrische Gesicht, das einst in seinen Händen geruht hatte, zum letzten Male sähe.

Gelassen schritt er durch die Wachen hindurch, nach dem Saal zurück, in dem der König noch mit Meulant sich befand.

„Erlaubt Sir, daß ich als Euer geistlicher Vater Euch meinen Segen erteile."
Ueberrascht bliste Rufus ihn an und neigte leicht erbleichend das Haupt vor ihm.
Anselm war bei den Großen und Reichen nie sehr beliebt gewesen.
Hatte er doch schon bald nach seiner Ankunft in diesem Land, in Hastings, ohne Rücksicht auf seine Zuhörer, die meist vornehmen Kreisen entstammten, zu Anfang der Fasten, gegen die Eitelkeit der Männer geeifert; gegen das gekräuselte, bis tief in die Augen hängende und die Ohren verbergende Haupthaar, den trippelnden Gang, die Schnabelschuhe mit ihrer wahnwitzigen Länge ^ (den Falko von Auhon wird ein Strafgericht treffen, der, weil er verkrüppelte Füße besaß, seine eigene Schuhform zur Mode erhob!) die Unmasse goldener und silberner Kettchen, die bis ans Knie herabhingen. Ja, er hatte erklärt, daß er keinen, der sich „das Haar nicht beschöre, zum Empfang der Cineres zulassen würde."
Trotzdem ihm also die vornehme Jugend nicht besonders geneigt war, die Hochachtung, die ein makelloser Charakter sich erzwingt, die besaß er. Liebe fand er hauptsächlich in den Schichten des Volkes, das gewohnt ist, nur das Herz zu beurteilen. Zu diesen letzteren gehörte auch Albereta.
Voll Bestürzung eilte sie, nachdem das Gerücht, daß er nun wirklich England verlasse, auch zu ihr gedrungen war, nach der St. Albansabtei und bat um eine Unterredung mit ihm.
Er erinnerte sich ihres Namens, und obwohl seine Zeit überaus in Anspruch genommen war, willfuhr er dem Wunsche und erschien.
Wieder stand sie ihm gegenüber, von dem so viel Frieden und Beruhigung ausging. Sie fragte ihn bedrückt, ob es wahr sei, daß er fortginge und seine Getreuen verließe. Er bejahte die erste Frage, doch die Getreuen verließe er nicht. Was sich lieb hätte, für das gäbe es keine Trennung, denn das Land der Gedanken, beherberge es gemeinschaftlich wie früher der gleiche Boden.
„Wißt Ihr noch, Herr Erzbischof, wie ratlos ich damals bei Euch ankam? Ihr sagtet mir nur ein paar Worte, aber sie haben

meinem Leben eine andere Wendung gegeben. Ich hatte und habe unwankbares Vertrauen zu Euch. Ich fühle es, daß Ihr Euerm Herrn, nicht dem König! wirklich treu anhängt, ohne sich seiner zu schämen. Ja, mein Vater, schämen! Es ist das richtige Wort. Sie schämen sich, denn sie wähnen, Gott zu dienen, vertrüge sich schlecht mit Tapferkeit, Mut, Klugheit. Und doch ist der Tapferste der, der sein Leben gering achtet und der Kühnste der, dem die Erde mit allem was sie bietet, zu eng ist, der weiter ins Unbekannte dringt, um dort Land und heim zu finden."

„Ins Unbekannte?" fragte Anselmus mit leisem Vorwurf.

Albereta hob die schönen Augen treuherzig zu ihm auf.

„O Vater, dunkel und voll großer Rätsel ist alles, was um den Herrn ist, der wie eine Sonne aus den Finsternissen hervor-leuchtet."

„Weshalb dunkel, meine Tochter?" das milde Gesicht neigte sich gütig zu ihr herab. „Sucht doch die Dunkelheit zu durchdringen."

„Darf man das?"

„Man soll es sogar. Wähnt nicht, daß unser Glaube dem Geiste die Schwingen beschneidet, womit er nach Beute ausfliegt. Nur ist die Einfalt und Schlichtheit kein Hindernis zur Seligkeit. Jeder wird sie, je nach seiner Empfänglichkeit, genießen. Der Hoch-entwickelte höhere als der andere."

„Wo aber der Geist Unerklärlichem begegnet?"

„Da muß er sich sagen: Siehe, um dies Geheimnis zu fas-sen, bist du noch zu unreif. Warte geduldig, vielleicht wirst du es begreifen lernen. Denn das, was uns Geheimnis dünkt, ist helle Klarheit, zum Geheimnis macht es nur unsere leibliche Kurzsich» tigkcit."

Ihre Augen hingen au seinen Lippen.

„Kurzsichtig, das sind wir. Ich wünschte dem Morgen ins Herz schauen zu können, um zu wissen, welches Schicksal es dem beschert, den ich vor Unheil bewahren möchte, und ich vermag die Gefahren des Heute von ihm nicht abzuwenden. Vetct für ihn, betet, damit er nicht uuselig werde..."

„Wen meint Ihr?"

Sie hielt ihre tropfenden Augen auf ihn gerichtet, ohne ein Wort zu sagen.

Da wußte er, wen sie meinte. . . „Geht mit Gott! Er ist
gnädiger, als wir voraussetzen."
„Wenn eine klarere Sonne auf Euch scheint, gedenkt der armen
Gräfin Troarn."
Er nickte, und der Schimmer eines Lächelns, scheu und flüch-
tig, glitt über sein ernstes Gesicht.
So müssen die Engel lächeln, wenn sie lächeln, dachte Albe-
reta, die Schwelle überschreitend.
Diesmal konnte der König nicht anders, er mußte ihu ziehen
lassen.
Nachdem Anselmus sich vom Hof verabschiedet hatte, es war
inzwischen Oktober geworden, versammelte er die Mönche des Ka»
thedralklostcrs, die sein Kapitel bildeten, nnd gab jedem den Bru-
derkuß und ein liebes, aufmunterndes Wort. Hierauf begab er sich
in die Kirche, um von dem herbeigeströmten Volk Abschied zu neh-
men. Tann schritt er zum Altar, nahm von da Tasche nnd Pilger-
stab, segnete alle und verließ Canterbury.
Nach seiner Entfernung wurde das Erzstift sofort wieder mit
Beschlag belegt.
In Tover erwartete ihn die erste Ueberraschung.
Wilhelm von Warclwast begrüßte ihn mit vielsagendem Ge-
sicht und machte sich eifrig in seiner Nähe zu tun.
Anselmus wollte sein Schiff besteigen, doch die Leute weiger-
ten sich wegen des heftigen Windes, in See zu gehen. Man war-
tete den nächsten Tag ab, aber das Unwetter gab sich nicht.
Endlich, am vierzehnten Tage, konnten die Segel gelichtet
werden.
Da trat Warclwast zu ihm, wies ihni einen königlichen Befehl
vor und ersuchte, sein Gepäck öffnen zu dürfen.
Rufus hatte noch zuguter Letzt Piratengelüste verspürt und ge-
dachte zu kapern, was es zu kapern gab, bevor der Erzbischof die
Grenzen verließ.
Aber der Kommissarius fand nichts, rein gar nichts, das wert
gewesen wäre, in England zu verbleiben. Unter etwas verlegenen
Reisewünschen schied er von Anselm,

Heimweh Maria Iamtschek
Die Küste versank im Herbstnebel vor den Blicken, der Abreisenden.
Anselmus hatte außer Bruder Eadmer nur ganz wenig Leute bei sich.
Die Schlichtheit seiner Gewohnheiten kam ihm auf Reisen sehr zugute. Niemand ahnte, wer es war, den dieses bescheidene Mönchs» gewand umhüllte. Freilich, geübte Augen blickten scharfer.
Als Anselm durchs Burgundische kam, brach plötzlich aus einem Hinterhalt eine Reiterschar hervor, um den Reisenden seiner vermeintlichen Schätze zu berauben.
Niemand geringeres als der Herzog von Burgund selbst befehligte die Horde.
Anselmus blieb gelassen, im Sattel sitzen und winkte seinen Leuten, ihre Ruhe zu bewahren.
Der Herzog hatte kaum einen Blick auf ihn geworfen, als sich seine Mienen veränderten und er den Erzbischof um seinen Segen ersuchte.
„Mir war, als ob ich nicht einem Menschen, sondern einem Engel ins Angesicht schaute," hat er später erzählt.
Noch manches Fährnis, manche schwierige Probe seiner Geduld war Anselmus vorbehalten, bevor er das langersehnte Ziel seiner Reise: Rom, erblickte. Sie rasteten in Klöstern, durchritten manche Sturmesnacht, entbehrten oftmals des Nötigsten, aber zum Schluß wurde ihre Ausdauer belohnt.
Urban II., der selbst, bevor er Papst geworden war, Mönch war, empfing den Gast mit aller Liebe und räumte ihm einen Teil des LateraiMlastes zur Wohnung ein.
Fortsetzung im nächsten Heft.
M

Marie Hoher:
Allerseelen
Noch einmal lächelt die Sonne
Traumuerloren,
Ehe es Winter wird,
Ehe der Erde Haupt
In wcißen Locken prankt.
Die Weidenstämme schimmern
Und golden strahlt
Der Birken Blätterwerk.
Andächtig knien sie vor den Gräbern
Und halten Zwiesprach mit den Toten,
Schmücken die kalte, müde Erde
Mit frischen Blumen
Und mit Kerzenschein,
Dort in dem Winkel
Steht eine junge, bleiche Frau,
Mechanisch trieb es sie zur Sterbestätte,
Zum Totenfest. Und ruhelos
Geht sie die langen Wege auf und ab.
Sie sucht kein Grab)
Nicht der Tod raubt ihr den Freund,
Ein grausam Spiel des Lebens nur
Hat ihr ihn forlgenommen.
Ihr Schmerz ist ohne Frieden
Und ihre Seele heimatlos.
Kein Licht und keine Blume
Findet den Weg zu ihm
Und jede Klage verhallt ungehört.
Sie schaut ins Dämmergrau,
In ihres Lebens Zukunftsduntel,
Doch keine Träne löst das Weh.
Der Abend hüllt die Erde ein
In seinen weiten grauen Mantel,
Und um die armen kleinen Kreuze
Dort, die schiefen, halbzerbrochenen,
Wo keine frischen Blumen liegen,
Wo keine Trauerweide
Schützend ihre langen Aeste senkt,
Nur ab und zu ein kleines
Licht im Winde zuckt,
Tanzen die dürren Blätter
Mit hohlem Klang,
Mit raschelnd»unheimlichen Rhythmen
Einen Totentanz.

Prof. Tr. Otto Harnack:

Zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas im 19. Jahrhundert

Erst das 19. Jahrhundert hat das deutsche Drama ebenbürtig neben das Drama anderer Kulturvölker gestellt. Im 16. und 17. Jahrhundert waren England, Frankreich und Spanien auf den Plan getreten; Deutschland begann erst im 18. sich zu regen; gewaltige Anstrengungen wurden in der zweiten Hälfte gemacht; aber erst im letzten Jahre des Jahrhunderts, erst mit der Vollendung des „Wallenstein" ward die Bahn für die eigenartige Entwickelung des deutschen Dramas gebrochen; neben Shakespeare, Racine, Cal» deron stellte sich Schiller als einer der hohen Leuchttürme dramatischer Kunst, der fern hinaus den Weg beleuchtete.

Die Bemühungen, die Schillers Meisterleistung vorangingen, hallen doch nnr zu einer Reihe von Experimenten geführt und nicht vermocht, einen festen Stil zu schaffen. Bei Johann Elias Schlegel, dem ersten verdienstvollen Arbeiter auf dem Gebiete des neuen deutschen Dramas, findet ein merkwürdiger Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis statt, einer Theorie, die freie und kühne Forderungen begründet und einer Praxis, die noch den hergebrachten Bahnen der französischen Pseudoklassik folgt. Lessing, der gewaltige Vorkämpfer ShakesPeareschcn Geistes, hat in seiner eigenen dramatischen Produktion doch sehr verschiedenartigen Zielen nachgestrebt. Den neuesten Engländern eifert er in „Miß Sara Sampson" nach: Diöerots Schauspiele bedingen sein ernstes, am tragischen Ausgang knapp vorüberstreifendes Lustspiel „Minna von Varnhelm"; in „Emilia Galotti" schafft er sich eine eigene tragische Form, in der straffer Aufbau und epigrammatischer Prosa» Ausdruck seinem eigenen Wesen entsprechen; aber ,'r bleibt dieser Form nicht treu, sondern greift im „Nathan" zu Shakespeare's fünffüßigem Jambus und zu einer behaglich erzählenden und reflektierenden Darstellungsweisc, die das Theater zur „Kanzel" ver»

wandelt. Er wirkt dadurch auch nach ganz verschiedenen Richtungen auf die jüngere Generation ein: in „Kabale und Liebe" finden wir nach Stoff und Form das Vorbild der „Emilia Galotti", in „Torquato Tasso" wenigstens formal das des „Nathan". Goethe hat zunächst der realistischen Shakespeare»Verkündung Lessings erst die praktische Betätigung im „Götz" gegeben, dann sich im schärfsten Gegensatz mit „Iphigenie" und noch mehr mit „Tusso" zur äußersteu idealistischen Dichtweisc gewendet. Das Publikum vermochte diesen Wechsel nicht zu fassen, noch weniger ihm zu folgen: es war vollständig desorientiert, irre gemacht. Im Laufe weniger Jahrzehnte fast durch alle denkbaren Formen dramatischer Kunst durchgehetzt, war es gänzlich haltlos in seinem Urteil geworden. Nur die völlig nüchterne und prosaische Alltagsdramatik Ifflands fand allgemeinen Beifall; sonst herrschte gänzliche Willkür und Zersplitterung in der dramatischen Kritik der „Kenner" wie der Menge. Auch Schiller hat anfänglich das Seinige noch zu dieser Verwirrung beigetragen; das Publikum, das den „Räubern" zugejauchzt hatte, die Schauspieler, die an den Brüdern Moor ihre Kraft mit krassen und grotesken Mitteln gezeigt hatten, vermochten sich in den pathetischen Iambenstil des „Don Carlos" nicht zu finden. Das Stück mußte für die Aufführung in Prosa umgeschrieben werden, und auch dann konnte es keine große Wirkung auf die verblüfften Zuschauer ausüben. Was Schiller mit unzureichender Einsicht und Vorbereitung hier angestrebt, der Gewinn eines großen Kunst» stils für das historische Drama, das gelang ihm erst zwölf Jahre später, nach schärfster geistiger Anstrengung im „Wallenstein" Durch die rasche Folge seiner späteren Dramen: „Maria Stuart", „Jungfrau von Orleans", „Wilhelm Teil"*) gab er das Beispiel einer konsequenten dramatischen Produktion nach bestimmten eigenartigen Normen. Dieses Beispiel wirkte gewaltig, ja unberechenbar, unübersehbar. Das Drama Schillers wurde für ein Jahrhundert das deutsche Drama par exeellence. Wohl trafen der „Wallenstein" und seine Nachfolger auch auf eine scharfe Opposition, die der Romantiker: aber sie blieb eine literarisch«kritische Opposition: sie hat viele scharfe Urteile über Schiller in Umlauf gebracht; aber trotzdem: Dichter, Schauspieler und Publikum folgten

"l Oine Unterbrechung dieser Reihe bildet das eigenartiae Experiment drr „Praüt uon Messina", die hier anßer Betracht bleiben tann.

mit hochgeschwellten Segeln dem hinreißenden Strom Schillerscher Dichtung. Es war ein überreiches, und zugleich ein verhängnisvolles Geschenk, das unserem Volke damit geboten wurde. Em eigenes nationales Drama hohen Stils — eine der Gaben, wie sie ein Volk im Laufe seines gesamten Daseins nur einmal erwarten darf; aber zugleich eine Fessel und ein Faulbett für nachkommende dra» malische Talente. Schon Schiller selbst in der kurzen ihm noch gewährten Lebensfrist bemerkte tadelnd, welche Schar von Nachahmern sich an ihn anschloß, und drei Menschenalter hindurch blieb Schillersches Epigonentum die Signatur und die sicherste Bürgschaft des Erfolges in unserer dramatischen Produktion. Wer nicht dieser Bahn folgte, hatte es sehr schwer, Beachtung zu gewinnen, mochte er auch noch so bedeutende Kraft in sich fühlen und beweisen.

Was waren nun die eigentümlichen Züge, die den Charakter des Schillerschen Dramas konstituierten? Zunächst: Der historische Stoff; alle vier genannten Hauptdramen behandeln historische Ereignisse, — wenigstens in Schillers Sinne; denn daß Wilhelm Tells Tat keine historische Tatsache sei, war ihm unbekannt. Und auch in den unvollendeten Entwürfen überwiegen weit die historischen Gegenstände, wie „Die Gräfin von Celle", „Warbeck" und vor allem „Demetrius". Die ausgebreiteten Geschichtskenntnisse, die sich Schiller erworben, und demgegenüber seine verhältnismäßig beschränkte Kenntnis des gesellschaftlichen Lebens der verschiedenen Stände und der einzelnen modernen Völker, wirkten zusammen, um ihn zu historischen Stoffen hinzuführen. Die Art seiner Auffassung und Darstellung hat man schon zu seinen Lebzeiten treffend mit dem Wort Freskomalerei bezeichnet. Wie in den großen Zügen der Gemälde dieser Technik nicht das Detail, sondern nur die weseutlichen, für die Charakteristik und die vorzuführende Handlung entscheidenden Linien zur Geltung kommen können, so hat auch Schiller nicht eine genaue Darstellung im Detail zu verfolgender Ereignisse oder minutiöse Schilderung kulturhistorischer Zustände im Sinne und in der Hand, sondern er entwirft Titelbilder großer historischer Gegensätze und streitender Gewalten, oie hervorragenden Personen Gelegenheit zu entscheidendem Handeln oder zu tragischem Leiden bieten. Habsburger und Schweden, Engländer und Franzosen, Polen und Nussen werden in ihren welthistorischen Beziehungen gezeigt und in vorkämpfcnden Repräsentanten vcrkör»

pert. (Will man die Eigenart Schillers aus ihrem schärfsten Wider» spiel erkennen, so denke man an die Geschichtsbetrachtung H. Tai» nes; Schiller sieht nur das Große und fühlt sich ihm kongenial, Taine sieht das Kleine und sucht sich daraus das Große zu kon- struieren und verständlich zu machen.) Die Tragik, die sich inmitten dieser welthistorischen Gegensätze entwickelt, ist zugleich persönlich und zugleich durch die äußeren Verhältnisse bedingt. Personen, die jene gewaltigen Gegensätze beherrschen wollen, aber es nicht ver- mögen, stoßen zusammen mit solchen, die durch sichere Entschlossen- heit dazu imstande siird, und unterliegen ihnen. Ob das Drama nach der siegenden oder der unterliegenden Gestalt benannt ist, än- dert nichts Wesentliches an der Sache. Die Verbindung von per- sönlicher Verschuldung des Helden und von verhängnisvoller Be- stimmung, wie sie Schiller in seinen Dramen gelang, stellte eine neue eigenartige Verbindung Shakespeareschen Charakterdramas und antiken Schicksalsdramas dar. Auf diesen Punkt hatte Schiller Haupt« sächlich seine Geisteskraft gerichtet, als er den „Wallenstein" schuf, und hier gelang ihm die wertvollste und mächtigste Tat seines Geistes. In der Charakteristik hatte sich Schiller für eine einheitliche Tönung der Gestalten entschieden: er malte nicht jede einzelne,mit völlig anderen Farben, sondern wie aus einem Temperagemälde schauten seine Personen heraus als Erzeugnisse einer einheitlich emp- findenden und formenden Phantasie, aber mit feinster Abstufung und Nuancierung des einmal gewählten Tones. Die Mittel der Charakterisierung waren im ganzen einfach: großenteils war fie eine direkte, teils gegenseitige, teils persönliche, auch in der reichlich angewandten Form des Monologs: Schiller, der das Drama im Einverständnis mit Goethe durchaus als Kunstftrodukt, nicht als Nachahmung der Wirklichkeit auffaßte, hatte keine Bedenken, den Monolog auch in lyrischen Ausdruck übergehen zu lassen. Für die Redeweise der Personen galt dasselbe wie für die Charakteristik: sie war eine einheitlich schillerische, aber in individueller Nuancierung dieses Gesamttons. Als Form wurde der fünffüßige Jambus ge- wählt; der Hans Sachsische Vers wurde in „Wallensteins Lager" angewandt, und die einzelnen meist lyrischen Mweichungen vom Grundversmaß in den späteren Dramen kommen nicht in Betracht ^).

')' Auch hierin nimmt die „Vrani von Messina" eine Sunderftellung ein

Im Versbau sah Schiller vor allem auf einen glatten, aber doch kraftvollen Fluß, auf eine rhetorisch eindrucksvolle Steigerung des Satzbaues durch die rhythmische Gliederung; seine Verse unterschieden sich scharf, ebenso von Lessings holprigen, aber dialektisch lebhaften Jamben im Nathan, wie von Goethes musikalisch zartgebauten Tasso»Versen. Endlich legte Schiller großes Gewicht auf bühnenmäßige Ausgestaltung seiner Dramen, die er ja unmittelbar für das Weimarer Theater und auch für das Berliner unter Ifflands Leitung schrieb; spannende Szenenfolge, wirkungsvolle Aktschlüsse, große dekorative Effekte erstrebte er mit Bewußtsein, — und wenn der innere Gehalt seiner Dramen durch manche dieser Iutateu nicht gewann, so war es doch eine glückliche Wirkung, daß gerade durch sie die rasche Verbreitung und enthusiastische Aufnahme so ernster und schwerwiegender Dichtungen erleichtert und gefördert wurde.

Was aber entscheidender als alles andere war, Schiller legte in jedes seiner dramatischen Werke den Kern seiner sittlichen Ueber»zeugungen, seine Weltanschauung, als maßgebendes Grundprinzip der Charakterentfaltung und der dramatischen Entwickelung. Dadurch erhielten seine Dramen die Geschlossenheit, Klarheit und Festigkeit, die imponierend, überzeugend, hinreihend wirkte. Dabei können wir ganz außer acht lassen, welcher Art jene Ueberzeugungen waren, wie beschaffen jene Weltanschauung war; das Entscheidende liegt darin, daß der Dichter überhaupt eine bestimmte, ihn ganz erfüllende Anschauung besaß, daß er nicht Skeptiker war. Nur ein solcher Besitz gibt die Möglichkeit, die unendlichen Erscheinungen des Lebens mit Sicherheit in einheitlicher Weise als Bild anzuschauen und resolut zum einheitlichen Kunstwerk zu formen.

Gegenüber der beherrschenden Stellung, die sich die zielbewußte und kraftvolle Produktion Schillers errang, blieben die dramatischen Versuche, welche die ihr feindlich gesinnten Romantiker ihr entgegenzustellen suchten, gänzlich wirkungslos. Die Romantik mit ihrer Verkündigung schrankenloser Subjektivität des Künstlers, mit ihrer Hingegebenheit an mystisch»Megorische Betrachtung des Lebens, konnte am allerwenigsten auf dem Gebiet des Dramas Bedeutendes hervorbringen. Trotz der schulgerechten Verherrlichung von Tiecks „Octavianus" oder „Genovefa" konnten diese rückgrat»losen Gebilde keine dauernde Lebenskraft bewähren. Kurze Zeit

hindurch schien den Dramen Zacharias Werners mehr Erfolg zu winken; aber nur das Schicksalsdrama „Ter 24. Februar", das bekanntlich mehrfache Nachahmung fand, erfüllte die anfänglichen Erwartungen. Eine dauernde Wirkung auf die deutsche Bühne haben die Romantiker nur in einer bestimmten Richtung, mit ihrer Empfehlung und Einführung des spanischen Dramas geübt. Ein nicht stark entwickelter, aber doch zählebiger Seitenschößling des deutschen Dramas ist daraus erwachsen; seit Grillparzers „Ahnfrau" und „Der Traum ein Leben" ist die Form der leichtflüssigen, bald einfachen, bald kunstvoll verschlungenen Trochäen mit der gesättigten Fülle des lyrischen Ausdrucks gern für die mystische Tragik oder für heiteres Phantasiespiel verwendet worden. Aber etwas Fremdartiges hat diese Form für uns Deutsche immer behalten: sie ist Konfekt, das gern als Zugabe genossen wird, aber nicht zur kräftigen Nahrung dienen kann.

Um so nahrhafter erschien eine andere Speise, die sich das deutsche Publikum immer gern wieder vorsetzen ließ: das platte Familienschauspiel, bald rührselig, bald komisch gefärbt. Diese ursprünglich von England ausgegangene, in Frankreich von Diderot weiter ausgebaute Gattung hatte in Deutschland schon im 18. Jahrhundert der redliche, aber matthcrzige Gellert mit dem Selbstgefühl, das „gute Taten" verleihen, gepflegt; „weinerliche Lustspiele" nannte er diese Machwerke, die schwach an Geist wie an Charakter sind. Iffland hat mit größerer Vühnenpraxis, aber nicht vertieftem Gehalt dieselbe Gattung gepflegt; der eigentliche Meister in ihr im 19. Jahrhundert wurde aber Kotzebue. Er war teils mit seinen schalen Possen, teils mit seinen unwahr»rührseligen Dramen der gefährlichste Gegner Schillers und Goethes bei der großen Masse, den man wohl verachten, aber nicht geringschätzen durfte. Und er hat dauernd und leider höchst verderblich gewirkt. Kotzebue ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die Herrschaft eines feinen Komödienstils sich in Deutschland nicht ausbilden konnte. Mehr und mehr zwar hatte sich Kotzebues Tätigkeit nach der komischen Seite hin entwickelt; ganz entschieden werfen sich auch seiue Nachahmer auf dies Gebiet; aber es war eine niedrige Situationskomik mit groben Mitteln und ungeschlachten Effekten, mit oberflächlicher Charakteristik und seichter Empfindung. Diese ungebildete Lust»spielfratzc sind wir in Deutschlaird bis auf die Zeit Kadclburgs

nicht los geworden, und die vereinzelten Werke femkomischen Tons, die wir besitzen, muß man sich mühsam aus der Masse unserer bald pathetischen, bald platten Dramenliteratur zusammensuchen, eine Mühe, der sich die Theaterdirektoren meistens nicht unterzogen haben. Gutzkows und Laubes zwar nicht tief angelegte, aber büh« nengewandte und packende Lustspiele haben ihre Erfolge mehr ihren treffenden Tendenzen als ihren dramatischen Vorzügen zu verdanken.

Neben Schiller und Kotzebue, diesen Antipoden in der Beherrschung des Publikums, war es nun anderen Dichtern, und auch bedeutenden Kräften, nicht möglich, emporzukommen. Das schlagendste Beispiel - und ein tieftrauriges ^ bietet Heinrich v. Kleist. Zwar war in ihm eine phantastisch schwärmerische Ader, die seinen Dramen etwas Bizarres beimischte und die theatralische Schlagkraft bisweilen in bunte Dunstwolken verpuffen ließ, aber hierin lag doch nicht der wahre Grund seiner Mißerfolge. In der Hauptsache war er von echter dramatischer Wirkungskraft, und diese Kraft hätte sich trotz jener Schwächen durchsetzen müssen, wenn nicht Vorurteile einen Damm dagegen gebaut hätten. Kleist, obgleich kein Realist im heutigen Sinne des Wortes (er arbeitet mit Monologen und Apartes), war doch um einen Grad realistischer, als es der von Schiller erzogene Geschmack der Deutschen im ernsten Drama vertrug. Seine an Shakespeare gebildete Charakteristik wirkt mit derberen Mitteln als die Schillersche; die Personen heben sich von der Grundfläche stärker ab, treten einzeln aus dem einheitlichen Ton mit gesättigten, manchmal grellen Farben heraus, — und griffen deshalb Augen an, die an gedämpfteren Ton oder an bloße Licht» und Schattendarstellung in farbloser Zeichnung gewöhnt waren. Seine Menschen sind weniger typisch, ja sogar, was Schiller gänzlich fern liegt, mit individuellen Zügen, die dem typischen Charakter schnurstracks widersprechen, ausgestattet; so der Prinz von Homburg mit jener schmählichen Todesfurcht augesichts des Grabes, die allein hinreichte, um das Stück vor eiuem Publikum unmöglich zu macheu, das Typen im Drama zu sehen gewohnt war.

Nicht so gewaltsam tragisch wie Kleists Schicksal, aber elegisch trüber ist das Grillparzers. Der österreichische Dichter, der teils Goethes „Iphigeuie" in ihrer mild antikisierenden Weise sich zum Vorbild genommen hatte, teils die schon besprochene Form des spa»

nischen Dramas mit großem Geschick der deutschen Bühne anzueignen suchte, fand nur in seiner österreichischen Heimat einen mäßigen Erfolg. Ter sensationelle Effekt der Schicksalstragödie in der „Ahn» frau" kann hierbei außer acht bleiben. Aber selbst ein so fesselndes Geschichtsdrama, wie „König Ottokars Glück und Ende", brachte es doch mehr nur zu einem lokal«patriotischen Erfolg in Habs» burgischen Landen als zu dauerndem künstlerischem Leben auf der deutschen Bühne. Die etwas weich reflektierende Art, der gedämpfte Klang Grillparzerscher Dichtung konnte neben den mächtigen Schwerthieben und den lauten Posaunenklängen Schillerscher Dramatik nicht recht aufkommen. Und als vollends Grillparzer in Wien einen Mißerfolg erlitten hatte, und dadurch für einige Zeit mehr in den Hintergrund trat, vergaß man ihn im übrigen Deutschland bald gänzlich. Sein Name und seine Werke wurden bei seinem 80. Geburtstage wie die eines Verstorbenen ausgegraben.

Es ist traurig zu sehen, welche Dramatiker inzwischen die deutsche Bühne beherrschten; die Raupach, Uechtritz, Auffenberg, die immer neue historische Stoffe dramatisierten, nach festen Rezepten, wie besonders Raupachs endlose hohenstaufentragödien sie aufweisen, waren wohlmeinende Leute, aber sie wirtschafteten mit einem von Schiller überkommenen Kapital, das sie schlecht verwalteten und allmählich verschleuderten. Es ist ein unerfreuliches Geschäft, das im einzelnen nachzuweisen, und bei dem Dunkel, in das jene Dichter schon verschwunden sind, nicht mehr erforderlich. Lieber seien einige Neuere genannt, an deren Leistungen im historischen Drama sich schmerzlich erkennen läßt, wie der Stillstand zum Rückschritt wird. Man nehme etwa Heinrich Kruses oder Martin Greifs historische Dramen. Ohne weiteres wird man empfinden, wie an Stelle des Schillerschen Schwungs eine nüchterne Trockenheit getreten ist, die doch nicht etwa realistischer Wahrheit zugute kommt, sondern die nur eine übergroße Abhängigkeit dieser Dichter von chronikalischen, historischen Ueberlieferungen und eine geringe poetische Ieugungskraft erweisen. Auf der anderen Seite könnten Geibel und Heyse bei ihren, der Geschichte oder Sage entnommenen Dramen sich der poetischen Feinheit und Lebendigkeit ihrer Empfindung und Sprache mit berechtigtem Selbstgefühl rühmen; dafür aber ist ihnen die Kraft Schillers und die Sicherheit seines dramatischen Wurfs großenteils verloren gegangen. Wilden»

bruch wiederum hat nur diese Kraft sich bewahrt; aber daneben das an der Antike gebildete Feingefühl Schillers eingebüßt, so daß die Wucht seines dramatischen Stils zur Brutalität wird. All diese Dichter haben von dem großen Erbe des Schillerschen Dramas einzelne Stücke bewahrt, andere verloren und sind so echte „Epigonen", Zeugen nicht der eigenen, sondern einer vergangenen Größe.

Im Gegensatz dazu müssen wir zwei Dramatiker nennen, die durchaus von echtem Schrot und Korn sind, zwar beschränkt in dem bestimmten Kreise ihrer Begabung, aber dafür in ihm souverän, ohne Wanken herrschend: Hebbel und Otto Ludwig, bei den Zeitgenossen langsam zur Anerkennung gelangt, und auch dann weder „populär", noch „Mode" geworden, dem heutigen Geschlecht innerlich verwandt, doch äußerlich fremd. Beide waren in sehr starkem Maß Realisten mit der Stärke und der Schwäche solcher Dichtercharaktere, mit ihrer Überzeugungskraft und ihrer abstoßenden Härte. Dem Schillerschen Iambenstil standen sie natürlich diametral gegenüber, selbst wo sie in Jamben dichteten, während ihnen die Prosa, die eigentlich angemessene Ausdrucksform war. Ludwig, ein leidenschaftlicher Verehrer Shakespeares, hat auch höchst ungerechte und verständnislose Betrachtungen über Schillers Dichtart geschrieben; indes man mutz dies dem schaffenden Künstler, der unter Schillers ganz andersartiger, alles beherrschender Größe zu lerden hatte, zugute halten. Ludwig hat, durch nervöses Leiden, das allmählich sein Leben aufzehrte, behindert, seine Kraft nicht völlig entfalten können; Hebbel, auch schon im besten Mannesalter hingerafft, hat doch sein Schaffen noch bis zu einem Höhepunkt gebracht, den er schwerlich mehr überschritten hätte. Ludwigs „Erbförster" und Hebbels „Maria Magdalene" haben die engsten Lebensverhältnisse der Wirklichkeit in eine tragische, düstere Beleuchtung gerückt, haben die einfachsten, im täglichen Lebensring sich mühenden Charaktere zu einer tragischen Höhe erhoben, wie das bisher noch nicht erhört war und nicht möglich schien. Und sie haben das erreicht, ohne unnatürliche Greuel in solchem Maße zu häufen, wie das Tolstoi in seiner als Meisterstück des Realismus bewunderten „Macht der Finsternis" getan hat. Eine noch bedeutendere Leistung aber war Hebbels Nibelungentrilogie. Die charakterisierende Kunst des Dichters feierte hier ihren höchsten Triumph; in wahrhaft divinatorischer Weise wußte sie die altdeutsche Reckenzeit neu

zu erschaffen. Sie hillt mit bewundernswerter Sicherheit die Mitte ein zwischen der nordisch»heidnischen Urwelt, die trotz Wagners Bemühungen doch nicht unsere Vorioelt ist, und zwischen der künstlich verfeinerten Welt des Ritter» und Minnesängertums. Sie führt uns wirklich hinein in die gärende, von tiefsten Gegensätzen bewegte Zeit des Uebergangs vom Heidentum zum Christentum; sie zeigt uns die Menschen bewegt von miteinander streitenden Idealen, die zu ungeheuren Kämpfen und Katastrophen führen mußten, und sie tut dies mit einer Kraft der Charakterisierung, die in der schwerflüssigen, wie über Blöcke und Balken sich hinschleppenden Sprache uns Menschen von Geist und Wollen zeigt, die aber von dem abschleifenden, Leichtigkeit und Beweglichkeit gebenden Einfluß gesellschaftlicher Verkehrsitte gänzlich unberührt sind. Wie knorrige Eichen, deren jede weiten Raum für ihre mächtigen Aeste verlangt, stehen diese deutschen Kraftmenschen nebeneinander.

Hebbel erhielt für die Nibelungen den königlich preußischen Schillerpreis; Ludwig erlebte noch, daß die Rolle seines „Erbförster" eine der gesuchtesten Aufgaben der bedeutendsten Schauspieler wurde; aber eine wirkliche Macht im deutschen Kunstleben wurden doch weder Hebbel noch Ludwig. Die Macht blieb bei den Vertretern der hergebrachten, immer konventioneller werdenden, nicht mehr überzeugend wirkenden, idealisierenden Kunst. Zu Anfang der achtziger Jahre übte diese Macht vor allem Wildenbruch.

Da trat plötzlich die Reaktion ein. Mit unwiderstehlicher Kraft erhob sich die realistische Strömung und grub dem bisher so ruhigen Fluß unserer dramatischen Produktion mit stürmischer, fortreißender Gewalt ein ganz neues Bette. Schon oft ist es tadelnd und klagend ausgesprochen worden, daß die Führer dieser Bewegung nicht an die schon in unserer Literatur vorhandenen realistischen Kräfte, eben an Hebbel und Ludwig, anknüpften, sondern daß sie sich nach dem Ausland wandten und dort ihre Vorbilder suchten. Es mag sich dies wohl dadurch erklären, daß die ästhetische Revolution in Deutschland eng verbunden war mit einer tiefgehenden Gärung, in religiös»ethischen und politisch»sozialen Ueberzeugungen, und daß die neue Ideenmasse Richtung und Belebung nur bei den zeitgenössischen Dichtern finden konnte. Die Skandinavier vor allem wurden nicht nur als dichterische Genies, sondern auch als ^iefsiunige Weise verehrt, und über allen anderen, auch über einen

Strindberg und Björnson wurde Hendrik Ibsen erhoben. Als der neue Messias des Dramas wurde er vergöttert; auf die Schiller» Stufe des deutschen Dramas sollte die Ibsen»Stufe folgen. Betrachten wir die eigentümliche und gewiß in ihrer Art meisterhafte Kunst des großen Norwegers mit kritischer Schärfe, so finden wir, daß sie in diametralem Gegensatz zu der Kunst Schillers steht, und gerade dadurch mag ihr ungeheurer Erfolg in Teutschland bedingt worden sein. An Stelle des historischen Stoffes tritt der unmittelbar gegenwärtige; an Stelle der gewaltigen Ereignifsc des Staatslebens die peinlichen und quälenden des engen Kleinlebens. Die großen, auf Fernwirkung berechneten Züge der Darstellung werden durch die sorgfältigste, minutiöse Dctailmalerei ersetzt. Das Walten eines gerechten welthistorischen Schicksals wird durch den unerbittlichen Zwang des Vererbungsgcsetzes abgelöst. Die Charakterzeichnung wendet sich vom Typischen zum Aufsuchen und Wiedergeben der seltsamsten und sonderbarsten individuellen Züge. Die Charakteristik geschieht meist indirekt durch die Mitspieler, wo sie direkt gegeben wird, handelt es sich entweder um unbeabsichtigten, ja, auch unbewußten, Selbstverrat der Personen, oder um Stellen, an denen der Dichter dem revolutionären Kritiker den Platz einräumt. Der Moiwlog beschränkt sich auf kurze, abgebrochene Worte und wird meist durch Gestikulation oder Be» wegungsformen ersetzt. Die Verssprache ist gänzlich verbannt; die Prosa, herrscht unbedingt und sie verzichtet absichtlich auf poetische Wärme, rhetorischen Schmuck oder oratorischen Fluß; scharf pointiert ist ihr dialektischer Gang. Von szenischen Wirkungen wird ganz abgesehen; charakterlose, dumpfige Inncnräume sind die oft im ganzen Verlauf eines Stückes nicht wechselnde Szenerie. — Wenn man an alledem plötzlich Gefallen fand, so geschah es, weil man, von Schillerschen Prunkmahlen übersättigt, ein begründetes asketisches Verlangen nach Fastenkost spürte. Allein diese Kost hätte doch nicht befriedigen können, wenn sie nicht von einem Meister seiner Kunst zubereitet worden wäre. Ibsen als Künstler des dramatischen Aufbaues darf sich den großen Meistern der Weltliteratur zur Seite stellen. Es ist besonders die Konzentration der Handlung, wodurch er wirkt: Eine lange und oft verwickelte Vorgeschichte wird in dem Moment, wo die verschlungenen Fäden durch die Katastrophe zerrissen zu werden drohen, uns vorgeführt; und

in einer rapiden Folge von Szenen wird rückgreifend das Gewebe der Ursachen und greifbar gegenwärtig das Bild der Folgen uns vorgeführt; eine Technik, die nur in der griechischen Tragödie (z. B. dem König „Oedipus") schon mit solcher Schlagkraft angewandt ist. In den Einzelheiten der Ausführung hat Ibsen manches von den französischen Dramatikern, wie Dumas und Augier, gelernt; aber er hat deren oft konventionelle Formen zum Ausdruck lebendiger Wahrheit erhoben.

Die Kunst Ibsens hat auf das junge deutsche Drama in jeder Hinsicht stark eingewirkt. Im kleinen und im großen, in den Einzelheiten minutiöser Wirklichkeitsdarstellung, wie in großen durchgehenden Linien, z. B. in der Anwendung des Vererbungsgesetzes, im stark hervortretenden Kampf des Individuums gegen dies Gesetz und gegen die Macht der Ueberzeugung. Einzelne, wie vor allem Sudermann, haben vorzüglich die meisterhafte Technik Ibsens sich angeeignet, andere, vor allem Hauptmann, die Tiefe und Wahrheit der Lebensdarstellung . Manche haben auch diese Wahrheit bis zu so maßloser Wiedergabe , aller Einzelheiten des Alltaglebens getrieben, daß darüber alle dramatische Technik und überhaupt alle Kunstform verloren ging; allein solche Verfehlungen haben nur ein kurzes Leben führen können. Einen schwe« ren Mangel aber haben die neuesten Dramatiker mit ihrem Meister Ibsen gemein; einen Nachteil, für den sie freilich nicht verantwortlich sind, da er in dem gesamten Zeitgeist begründet liegt. Es ist der Mangel einer festen Weltanschauung, und demgemäß die Unfähigkeil, auf die aufgeworfenen Lebensfragen eine klare und unzweideutige Antwort zu geben. Hieran liegt es, daß den Dramen so oft „der Abschluß fehlt", wie der Leser oder Hörer mit einem gewissen Unmut bemerkt; er fehlt, weil der Dichter selbst sich kein Urteil darüber zutraut, ivelches der richtige Abschluß wäre. Dieses Urteil haben sich ein Schiller oder Shakespeare ebenso wie die großen französischen oder spanischen oder griechischen Dramatiker stets zugetraut, weil sie festen Ueberzeugungen folgten, die aus einer bestimmten Welt» und Lebensanschauung entsprangen. Wir aber heute — reden wohl viel von „moderner Weltanschauung", aber sie existiert nicht; es bestehen wirr sich kreuzende Gedankenrichtungen, die sich gegenseitig widersprechen und aufheben, aber doch oft in derselben Persönlichkeit vereinigt sind. Vor allem aber, es existiert

kein Glaube an das, was allenfalls von Weltanschauung vorhanden ist. Die wahre Anschauung unserer Zeit ist die Skepsis, die Resignation auf eine bestimmte Weltanschauung, und darin liegt eine nicht zu überwindende Schwierigkeit für die Schaffung großer Kunstwerke, die das Leben in eine Kunstform bringen wollen.
Wo keine einheitliche Anschauung des Lebens vorhanden ist, da ist es auch nicht in einheitlicher Kunstform wiederzugeben; da wird nur ein Stück äußerer Lebenserscheinung, aber nicht das innere Gesetz des Lebens dargestellt.
Eine Gruppe neuerdings erst aufgetretener Dichter hat dann die Einheit, die im Gedanken nicht zu finden ist, in der Stimmung finden wollen. Diese Gruppe, entstanden aus dem natürlichen Rückschlag gegen den, kurze Zeit hindurch ausschließlich herrschenden Realismus, ist von romantischer Färbung, im höchsten Maße das, was Schiller „sentimentalisch" genannt hat, ganz und gar der Versenkung in den Reiz ungestörter, bis zum Traumhaften verschwommener Stimmungen hingegeben. Erst im Beginn unseres Jahrhunderts sind die Anfänge dieser Richtung zur Ausgestaltung gelangt. Eine sehr glückliche Prognose konnte man ihr freilich von vornherein nicht stellen. Wohl mag sie in lyrischer Schönheit sich ergehen und ernste Rührung hervorrufen; aber die Schärfe und Sicherheit, die der Aufbau und die Silhouette des Dramas erfordert, hat sich dieser Richtung als ebenso schwer erreichbar gezeigt wie den Romantikern zu Anfang des 19. Jahrhunderts.
Wir stehen in einer Zeit wundersamer Gärung der Geister.
Mit dem reichen vererbten Besitz unserer dramatischen Literatur gibt man sich nicht mehr zufrieden, man will Neues schaffen und erringen. Ob man damit ebenso Wertvolles zutage fördern wird, als was man schon besessen, ist noch fraglich; jedenfalls ist der Trieb nach neuen Bildungen nicht zu hemmen, und er ist auch ein Zeichen gesunder Kraftentwicklung, wenn er nur nicht zur Geringschätzung der großen Leistungen früherer Zeiten und zur Überschätzung kurzlebiger Tageserscheinungen führt. Es hat wahrlich nicht an widerwärtigen Aeußerungcn dieser Art gefehlt; aber sie sind glücklicherweise im Schwinden begriffen. Der herostratische Ansturm gegen die Heiligtümer ist erlahmt; die alten Götter ragen wieder in unbefleckter Reinheit und Hoheit empor. Der Hexensabbat gegenseitiger Anbetung und Vergötterung unter gespreizten

Nullitäten beginnt an seiner Lächerlichkeit hinzusterben. Aber der Kampf um neue Errungenschaften, das ernste Streben nach neu zu erwerbendem Besitz währt fort und erfüllt tüchtige, selbständige Geister mit der zähen Leidenschaft, welche hoffnungsfrcudige Arbeit in dem Menschen entzündet.

Soll aber deren Schaffen mit gesunder Kraft zu dauernden Erfolgen führen, so muß sich zwischen dem ganzen geistigen Leben unserer Tage und den engen, der poetischen Produktion zugewendeten Kreisen eine festere und regere Perbindung herausstellen, als es bis jetzt geschehen ist. Ter größte Teil unserer heutigen Gesellschaft steht mit feinen Interessen der künstlerischen Entwicklung äußerst fern, betrachtet Kunst und Poesie als recht nebensächliche Allotria. Dadurch wird andererseits der Dichter dazu gedrängt, seine Befriedigung in einem exklusiv künstlerischen Selbstgefühl zu finden und sich in einen Kreis von speziellen Genossen und Verehrern einzuschließen. Zuerst muß das künstlerische Schaffen wieder allerseits als die ernste Arbeit ernster Männer anerkannt werden, ehe unsere Poesie und auch unser Drama sich aus der zeitweiligen Abhängigkeit von fremden Mustern, aus wechselnden Versuchen und Strömungen zu eigenem mächtigen Leben entfalten kann. Und ferner wird aus den ringenden Elementen der Vergangenheit, der antiken wie der christlichen, uud aus den aufstrebenden Kräften der Gegenwart sich erst wiederum eine feste, das Volksleben tragende und erfüllende Welt» und Lebcnsanschauung herausbilden müssen, ehe der Dramatiker wieder mit Shakespearescher Sicherheit und Klarheit den Geist seiner Zeit und seines Volkes in unvergängliche künstlerische Formen wird bannen und gießen können').

*) Wir haben diesen Aufsatz ans dem soeben im Verlage von I, C. P. Mohr in Tübingen erschienenen Buche: „Aufsätze und Vorträge von Proi. Dr. Otto Harnack (Preis M. 7 —, gebd. M. 8.—) mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers abgedruckt. Tas Buch enthält eine Reihe prächtiger Aufsähe, sämtlich gründliche und wohluorbereitete Arbeiten, die ein Zeugnis für die tüchtige Kenntnio des Verfassers auf literarischem Gebiete ablegen. Nie Vor» träge Haruacks, die einem gediegenen Fleiße uud guter Beherrschung des Materials entstammen, entbehren vor allem nicht der ruhigen Objektivität und zeichnen sich besonders hierdurch sehr vorteilhaft vou der allgemein üblichen literarischen Kritik aus. Dr C. R.

Ernst Schur:

Das Glück im Keller

In einem Keller lebte ein Krüppel. Es war ein kleiner Junge dem Aussehen und der Größe nach, aber er war doch schon fünfzehn Jahre etwa alt. Das sah man an seinen Augen, die ganz vernünftig blickten; in ihnen war aber noch etwas anderes, das kleine Kinder meist nicht haben können, da sie erst ins Leben eintreten: eine besondere Güte, die allen leuchtete, die unbesiegbar schien und die über allem Leid triumphierte. Das haben die wenigsten Menschen; dazu haben sie keine Zeit, und jeder muß sehen, wie er sich am besten durchbringt. Die Welt der Kinder ist die Welt der Hoffnungen; darum lieben wir sie. Die Welt der Erwachsenen ist meist die Welt der Enttäuschungen; darum möchte man jedem Kind hütend zur Seite stehen, daß es sich sein Bestes bewahrt.

Der kleine Krüppel hatte es sich bewahrt, er hatte die Zeit und das Besinnen dazn gehabt, und darum war er fröhlich.

Das war das Sonderbare, worüber sich alle Welt wunderte: der Krüppel war fröhlich und hatte alle Menschen lieb. Er mußte in einem Keller leben, unter der Erde, wo er nur wenig Sonne und nur ein Stück vom blauen Himmel sehen konnte, und jeder wäre da traurig geworden. Er aber freute sich über das bißchen Sonne, und das kleine Stück blauen Himmels brachte ihm Glück.

Wenn er da in seinem Stübchen saß, wo der Vater auch arbeitete und die Mutter kochte, dann sah er durch die niedrigen Fenster die Menschen nur bis zur Hälfte vorüberziehen. Er mußte seinen Hals recken und dann sah er lauter Beine vorüberziehen, eins nach dem andern, von Herren und Damen, von Laufburschen und Mamsells. Jeder andere hätte das langweilig gefunden und das ewige, eilende Hintereinander der Beine hätte ihn sogar traurig gestimmt; er hätte zum mindesten die Gesichter dazu sehen wollen; denn so konnte man sich ja nichts dabei denken und nichts daraus machen.

Ter kleine Krüppel aber dachte sich etwas dabei und fand das ganz lustig, wie alles vorüberstrampelte. Er dachte sich die Gesichter hinzu, und manchmal beschäftigten ihn noch ein paar Beine, wenn sie schon längst vorübergeeilt waren.
Dann kamen auch Kinder vorbei, die erstaunt hinunterguckten und sich wohl wunderten, daß da unten Leute sitzen; sie warfen allerlei hinunter ans Fenster, Korken, Papier und andere wertlose Dinge, so daß sich immer schnell vor dem Fenster ein Kehrichthaufen bildete, trotz aller Sorgsamkeit und Sauberkeit der Mutter. Und die Mutter wurde recht ärgerlich, denn es ist kein Vergnügen, immer das wegzuräumen, was andere Menschen wegwerfen, immerfort, regelmäßig, und nur am Sonntag war es weniger. Hatte sie doch schon die ganzen Treppen aufzuwischen und das war für die schwache Fiau eine schwere Arbeit. Aber der kleine Krüppel wußte sie immer wieder zu trösten. „Weißt du Mutter," sagte er, „vielleicht wirft uns einer mal ein Goldstück herein."
Zuweilen floß auch das Wasser hinein, wenn es stark regnete und Schmutz und Erde kam mit hinein, so daß es wirklich ein trauriger Anblick war. Kartoffelschalen und Papierfetzen und Zigarrenstummel kamen mit. Auch das gab eine Arbeit. Da seufzte die Mutter auf; der Krüppel wußte nicht mehr, womit er trösten solle. Er sah die Mutter an, die hilflos dastand, und faßte ihre Hand.
Und dann wurde es feucht und kalt in dem Keller und der Krüppel mußte frieren. Die Glieder taten ihm weh; er saß still und wartete auf die Sonne.
Vor feinem Fenster stand ein Geraniumtopf, den er mit Liebe pflegte, so daß er Blüten trieb, schöne, rote Blüten, trotzdem er im Keller stand. Und sobald der Krüppel hinaussah, sah er die roten lachenden Blumen und die hellgrünen Blätter, so daß ihm die Welt draußen nie ganz trübselig erscheinen konnte.
Seit Jahren war er nicht draußen auf der Straße gewesen.
Immer faß er in seiner Ecke am Fenster, in seinem Stuhl. Draußen war es lustig und speziell abends, wenn all die Lichter angezündet waren. Das glitzerte und funkelte, und auf dem Damm lag der Widerschein des Lichts und in den Schaufenstern spiegelte sich der Glanz. Lauter gelbe Sonnen und weiße Monde schwebten vor den Schaufenstern und warfen glitzernde Lichter auf Straße und

Vl»^
Tamm und es sah lustig aus, wie die Menschen alle in diesem Geglitzer dahinglitten, schwarz und bunt, wie huschende Geister. Das sah wie ein Märchen aus.

Drüben zündete dann alle Abend ein Schuster seine Glaskugel an, die wie eine kleine Sonne strahlte; der hämmerte und flickte ebenso emsig wie der Vater; auch er saß im Keller, er beugte sich tief herab und in der Kugel brannte der Lampenschein wie Feuer, so daß nichts von der Stube sonst zu sehen war; alles lag dunkel, nur in der Mitte die gebeugte Gestalt, die emsig hämmerte, glättete.

Darüber, ein Stock höher, stehen Särge in Reih und Glied', schwarz und silberglänzend und geschnitzt; in allen Größen.

Daneben funkelt herrlich ein Kaufmannsladen. Das war eine Pracht! Da gab's Butter und Kaffee, da lagen Eier und Gemüse, und aufgeschichtet sah man Konservenbüchsen, und Zuckerhüte bauten sich auf, Würste hingen herab und Brot lag in allen Sorten beieinander. In hohen Gläsern waren die Bonbons untergebracht, grün, rot, gelb, weiß, braun, jedes war mit einem breiten Glasstöpsel verschlossen.

Das war ein Leben da! Man konnte sich nicht sattsehen. Immerfort wechselten die Leute, die da hineinströmten; ein Bursche mit einer Soldatenmütze und Litewka kam, ein Junge folgte ihm; dann sprang ein Mädchen schnell hinein und eine Dame wartete am Ausgang; behend drängte sich ein kleiner Knabe hindurch. So ging das den ganzen Abend.

Daneben liegt eine Bäckerei. Da lachten die Kuchen und Torten verführerisch. Ein Fleischerladen zeigt im Schaufenster grüne Pflanzen und in der Mitte ein Schwein aus Gips, das schlief. Dann kam, im Hausflur, eine Zeitungshalle, da lagen Bücher mit bunten Deckeln, deren Farbenpracht leuchtete und lockte, stundenlang standen die Kinder davor, bis der Mann sie wegjagte.

An der Ecke drüben standen die Droschken wie eine lange Kette, und ununterbrochen schob sie sich herauf; vorn stieg ein Herr oder eine Dame ein, dann fuhr der Wagen ab und sofort rückten die andern nach.

Nicht weit davon hält der Omnibus. Ach, wenn man da einmal oben fahren könnte! Den Kindern, die da spielten, machte

es schon Spaß, wenn sie einmal ans das Trittbrett hinten steigen konnten, wenn der Wagen hielt und der Schaffner nicht hinsah. Der Kutscher tränkt dann die Pferde; sie sind eben zurückgekommen und ruhen nun aus; Dampf umfliegt sie, sie müssen ganz heiß sein; der wallende Rauch entströmt ihren nassen Leibern, wie wenn ein Kessel dampft. Und die Tiere schlürfen gierig, die Nüstern fliegen, was müssen sie für einen Durst haben! Nun stellt der Kutscher den Holzeimer zur Erde, es klappert. Und die Tiere stehen nnd dampfen immer noch. Schon steigen neue Fahrgäste ein.

Die Auslagen dieser Läden, die Schaufenster zu betrachten, das wurden doch die Menschen, die Kleinen wie die Großen, nicht müde. Da standen die Leute immer und drängten sich. Manchmal, wenn's niemand merkte, schlüpften auch die Kinder, die er kannte — Mutter sprach gerade drübeu mit der Nachbarin —, hinaus und betrachteten das alles, die schönen Kleider und Mäntel, die Bücher und Bilder, die Vonbons und die Schokoladetafeln, und es war, als wüßten die Ladenbesitzer, wieviel Freude das macht, drum wechselten sie, sobald man alles genau kannte, mit den Dingen und zeigten wieder etwas ganz Neues. Und manchmal gab es etwas ganz Besonderes, ein Zugstück: ein Chinese, der mit dem Kopf wackelte, ein Araber, der auf einem Kamel ritt, oder zwei Ringer, die auf und nieder sprangen.

Nun also, das alles war lustig und der kleine Krüppel hatte viel Abwechslung davon. Diese Welt, die er nicht kannte, war für ihn voller Märchen, und sie zog wie in Bildern an ihm vorbei. Auf diese Weise hatte er viel Unterhaltung.

Er bekam auch Besuch von draußen. Zum Beispiel kamen die Vögel an sein Fenster geflogen und taten sich gütlich an dem Futter, das sie hier immer fanden. Einmal kam eine Schwalbe nnd der Krüppel beobachtete sie hinter den Gardinen, damit der scheue Vogel nicht davonflattere; ein zierliches Geschöpf, von vollendeter Anmut ; zierlich hüpfte es hin und her. Dann pickte es noch ans Fenster, als wollte es eine Votschaft bestellen. Und nun, da er so ungeniert klopfte, schob er leise die Gardine zurück und der Vogel blieb sitzen nud sah ihn klug an. Er sah die kleinen, muntern Augen ganz deutlich und klar vor sich; den Kopf drehte er schief und sah ihn

an. Das war ein wunderliches Gefühl und dem Krüppel war, als wollte ihm der Vogel sagen:

„Wir sind frei, wir fliegen, wohin wir wollen, die Luft ist unser; warum wohnst du im Keller? Wir sind so klein und stiegen überall umher, und der unendliche Raum ist unser. Und du bist so groß, und ihr Menschen seid doch so klug; warum mußt du im Keller sitzen?"

Da aber hob sich der Vogel und schwang sich davon, und der Krüppel hörte nur noch sein jubelndes Kiwitt und sah ihm nach. Aber lange konnte er ihm nicht nachsehen, denn das Fenster war nur klein. Ach, der kleine Bogel wußte nicht, weshalb der Krüppel hier fitzen mußte und ihm nicht folgte. Aber der Krüppel war ihm nicht böse darum.

Tier Vater saß den ganzen Tag auf seinem Tisch und kam nur des Abends herunter; er war nämlich Flickschneider. Er hatte ein mageres, spitzes Gesicht und in seinen Augen war bisweilen etwas boshaft Stechendes; aber das hatte wohl die Sorge hinein-gebracht, die den Menschen nicht schöner und besser macht. Zuerst war er voller Wut gewesen, als er sah, wie sein Sohn ein Krüppel wurde und zu nichts taugte. Voller Neid sah er andere Kinder an; die wuchsen heran und verdienten, hier aber hatte er sich einen Esser aufgeladen, der nichts einbrachte.

Aber diesen Einwand hatte der Krüppel bald aus der Welt geschafft. Er ließ sich allerlei Arbeit zutragen, die er leisten konnte. Die Kinder brachten sie ihm und die Frauen sorgten dafür. So flocht er kleine Körbe für Blumen und die Kinder verkauften sie auf den Straßen und taten Blumen hinein. Zu Weihnachten machte er Hampelmänner und die Kinder trugen sie hinaus. Zu Ostern klebte er Maikätzchen auf Postkarten; und so gab es manches zu tun und er aß nicht umsonst.

Aber dann gab es da noch ein Anderes, das den Vater ver-söhnte. Das war die unversiegbare Fröhlichkeit des kleinen Krüppels, die heitere Güte seines Wesens. Die ließ keine Mißstimmung auf-kommen; die machte aus dem Feinde einen Freund. Und so kam es, daß der Keller hier die fröhlichste Wohnung war. Die Kittel und die Hosen flogen nur so umher auf dem Tisch und flink ging die Arbeit vonstatten. Das hatte sich herumgesprochen und die

Kunden wurden nicht alle. Schon morgens begann hier die Lebenslust. Wenn der Schneider sein Töpschen Malzkaffee geschlürft hatte, wobei er mit Behagen die Schrippe in die milchig»braune Flüssigkeit versenkte und wieder herausholte, sprang er mit einem geschickten Satz auf den Tisch und los ging's mit der Arbeit. Die Stunden gingen hin und es war eine gemütliche Stille in dem Keller.

Tie unverwüstliche, ruhige Heiterkeit des Krüppels zauberte aus dem Vater die Jugend hervor. Und wenn die Jugend wieder aufwacht in einem großen Menschen, dann ist das ganz besonders schön, denn da ist es, als blühten aus trockenem Erdreich Blumen hervor, als brache aus Dunklem ein Lichtschein hervor, der allmählich alles mit warmer Helligkeit überflutet. Da mußte er erzählen, wie er gewandert, wohin er gekommen und was er erlebt und gesehen hatte und der Sohn wußte schon alles ganz genau und erlebte alles mit. Da kam sich der Bater ganz groß vor, und es trat ihm vor die Seele, was für ein Kerl er doch gewesen sei und daß es tapfere Arbeit sei, sich vom Leben nicht unterkriegen zu lasfen und nicht in jämmerlichen Klagen sich zu ergehen. Da begriff er, daß sein Sohn in seiner Weise ein kleiner Held sei und er sagte sich, daß das sein Erbteil sei und da geschah es wohl, wenn er so erzählt mrd dann vor sich hingesonnen hatte, daß er zur Mutter sagte: „Ja, wie wär's, Alte, wenn wir den Jungen nicht hätten! Ganz traurig wär's hier bei uns!"

Manchmal kam das kleine Blumenmädchen, die Frieda, mit heran und besuchte den Krüppel, bevor sie abends auf die Straße ging, und zeigte ihm ihre Schätze. Sie hatte einen Korb voller Blumen, und das Kind zeigte ihm alles, die weißen Levkoyen, die Rosen, die duftenden Nelken. Das lag alles in herrlicher Farbenpracht beieinander; in weißen und violetten und rosigroten Bündeln und alles war frisch und besprengt und brachte mit dem Leuchten einen Duft in die Stube; das muntere Gesicht des Kindes paßte dazu.

„Blumen hat jeder gern," meinte der Krüppel, „sie wachsen so unbekümmert und froh, sie haben so schöne Farben, jedem bringen sie Freude und selbst im Tode beglücken sie noch."

„Die ganze Ecke an der Straße steht immer voll," erwiderte das Kind, „Männer und Frauen, und verkaufen Blumensträuße.

Das Glück im Keller Ernst Schur
Da ist ein Leben! Die Wagen fahren vorbei, einer hinter dem andern und die Leute drängen sich und bleiben stehen und überall brennen Lichter."
„Zu Haufen liegen die Blumen in den Körben und werden gedrückt und das grelle Licht des Abends fällt auf sie; sie haben auch nicht viel von ihrem Leben. Aber doch duften sie noch und schimmern mit ihren Farben und es braucht nur eine Hand hin-einzugreifen, einen Strauß herauszuholen, sie schüttelt ihn ein wenig, daß die Blumen Platz kriegen, besprengt sie mit Wasser und sofort haben sie sich aufgerichtet."
„Du, so einer wie du, im Stuhl, sitzt auch immer bei uns, dem kaufen die Leute viel ab; mancher gibt ihm auch so etwas, der hat's gut."
„Es muß ihm sauer werden, ich möchte da nicht sitzen. Früher dachte ich auch daran, und träumte von all dem, was ich sehen würde. Dann käme ein Herr und kaufte mir einen herrlichen Blumenstrauß ab und reichte ihn einer schönen Dame, die beglückt lächelt, und ihn sich vorn an das Kleid heftet oder ihn sorgsam in der Hand trägt. Aber ich darf nicht hinaus, ich muß immer hierbleiben. Ich würde da auch traurig werden draußen, wenn ich dasitzen müßte und alles flutet an mir vorüber. Es geht mir wie den Blumen; auf ihrem kleinen Boden halten fie sich; heraus« gerissen welken sie."
„Ja, man muß sie behutsam behandeln; denk mal, jeder, auch der kleinste Strauß, wird in feines Seidenpapier gewickelt."
Auch der kleine Zeitungsjunge, der vier Treppen hoch wohnte, wo er immer fehr fror, holte sich öfters bei ihm Rat, obwohl er sich immer fürchtete, in den Keller zu gehen. Wenn man da in den Gang kam, war es ganz dunkel und wenn durch die trüben Fenster des Ganges ein Lichtstrahl brach, so war es noch unheim-licher. Denn dann kam es dem kleinen Jungen, der ein ängstliches, schmales, graues Gesicht hatte, immer vor, als kauerten stumme Gestalten in den Ecken und an den Wänden; die beobachteten ihn lautlos und lauernd, so daß er zitternd den Gang entlang schlich und kaum die Augen aufzuschlagen wagte. Wenn cr oann die Tür beinahe erreicht hatte, dann hatte er die größte Angst; er stürzte dann förmlich an die Tür, so daß es einen Plumps gab

und man schon immer wußte, wer kam. Ach, da war es gruselig unten!
Eines Tages aber bumste es ganz besonders, der Krüppel hatte vorher auch schon eilends rennen gehört, und der Junge schrie noch, als er hereinkam.
Eine Maus war ihm über den Weg gelaufen; er war taum zu beruhigen und zitterte. Da aber redete ihm der Krüppel zu, „Vor den kleinen, grauen Mäusen hast du Angst? Die tun dir doch nichts. Die haben ja selbst Angst. Zu mir kommen sie oft zu Besuch und ich fürchte mich gar nicht vor ihnen, obwohl ich doch ganz still liegen muß und nicht wegrennen kann, wie du. Im Gegenteil, sie sind mir ganz lieb; ich kenne sie schon; ich be-obachte sie. Sie sind so still und gucken so ängstlich. Denk doch mal, wie schwer die es haben! Sie schlüpfen hierhin und dorthin und die Menschen stellen ihnen Fallen auf und die Katze erwischt sie. Ach, die sind so voller Angst; kaum kann man sehen, daß sie die Beine rühren, so flink geht es. Sie rutschen eiligst am Boden entlang. Und wenn sie dich ansehen, dann wollen sie dich nur recht sehr bitten, ihnen nichts zuleide zu tun. Und wie froh sind sie, wenn sie niemand gesehen hat und sie endlich einen kleinen Bissen ergattert haben. Warum willst du dich also vor diesen kleinen Gästen fürchten? Es ist sogar möglich, daß sie ver-zaubert sind."
Und nun erzählte er ihm das Märchen von dem Mausekönig, der in seinem glänzenden Reich unter der Erde lebt und daß die Mäuse nur auf der Erde dieses graue, unscheinbare Gewand anlegen und daß sie unterirdisch das Kleid wie einen Mantel abwerfen und dann herrlich und in Freuden leben.
„Siehst du, du bist doch selbst so eine kleine, graue Maus, die am liebsten sich im Dunkeln ganz verkriechen möchte. Viel« leicht haben sie dich gerade gern und führen dich vielleicht einmal in ihr Reich; dann wirst du es gut bei ihnen haben und sichei fein ausstaffiert werden..."
„Wie die Kinder, die in den feinen Häusern wohnen, die immer wie Prinzen und Prinzessinnen gekleidet sind, nicht wahr? Die die elegante Treppe hinaufgehen und helle, große Stuben haben, in denen sie spielen?"

„Genau so," erwiderte der Krüppel, „und dann kommst zu zu mir und zeigst dich und fürchtest dich gar nicht, hier ins Dunkle herabzusteigen, wo die Herrschaften nur ihre Dienstmädchen hin-schicken, um Feuerung zu holen, und ich werde sagen: „Ei, sieh mal, was aus unserm Peter geworden ist. Das sieht man ihm aber wirklich nicht mehr an, daß er früher die Zeitungen austrug!"
„Und wenn nun die Mäuse nicht kommen und mich holen?" forschte Peter wißbegierig weiter.
„Dann mußt du hübsch warten, bis der liebe Gott dir sagt, du sollst in den Himmel kommen."
„Ist es denn auch so, wie neulich bei dem kleineil Mädchen drüben, wo der Sarg so schön mit weißen Blumen geschmückt war und die Mutter so weinte; und bekommen dann meine Schwestern auch neue Kleider?"
„Gewiß, so wird es sein," erwiderte der Krüppel; „hast du es auch gesehen? Das kleine Mädchen war so lange krank ge-wesen und nun trug man es hinaus und es kam zum erstenmal wieder nach langer Zeit ins Freie. Das konnte es zwar nicht mehr sehen, aber vielleicht hat es das doch irgendwie empfunden. Und als sie über die Straße getragen wurde, kam ein kleiner Vogel angeflogen, fetzte sich mitten unter die Blumen und ließ sich mit hinaustragen; ein paar Kinder standen an der Straße und im Hausflur standen Leute und die haben es alle gesehen; du warst ja auch mit dabei; der Vogel aber schwebte dann, als der Sarg auf den Wagen gesetzt wurde, auf und entfaltete seine Schwingen und er flog immer höher und schließlich schwebte er hoch droben unter den weißen Wolken. Da hat er wohl die Seele des kleinen Mädchens mitgenommen."
Solches und ähnliches sprachen der Krüppel und der Zeitungs-junge miteinander.
Am schönsten aber war es Sonntags abends. Da wurde mit der Arbeit aufgehört; der Vater kam von seinem Tisch herunter, und zog sich einen besseren Rock über. Und dann wurde eine ordent-liche Kanne Kaffee gekocht und der Vater bekam ein Glas Bier; er steckte sich eine Zigarre an und dann wurde gesungen. Gesungen wurde, daß die Stube schallte und das ganze Haus wußte dann, daß im Keller Feierabend war. Da sangen sie die Lieder, die der

Vater von der Wanderschaft mitgebracht hatte, Wander» und Trink-
lieder, Volkslieder, Lieder vom Sommer und vom Frühling. Was
der Krüppel für eine kräftige Stimme hatte; er konnte prachtvoll
als zweite Stimme begleiten und das scholl dann ganz feierlich,
Gut, daß sie im Keller wohnten, sonst hätte sich doch wohl jemand
beschwert. Aber hier im Hinterhaus hatte man vielleicht auch Sinn
für solchen Genuß gehabt, denn man konnte wahrnehmen, daß
mancher sich einfand und zuhörte; auch ließ mancher die Tür nach
der Treppe offen und so zog der Gesang wie eine freundliche Bot-
schaft durchs Haus, und es war, als hätte er jedem einzelnen etwas
zu bringen, und man hätte etwas vermißt, wäre es am Sonntag
im Keller still gewesen. Dadurch wuchs wieder das Selbstgefühl des
Flickschneiders, und er lernte schließlich auf diesem Umweg sich zur
Freude erziehen. Ohne daß er es wußte, war er der Zögling des
Krüppels geworden.

Sicher, wenn so die Lieder.schallten, dann waren die Keller»
bewohncr die glücklichsten Leute im ganzen Haus.

Rundschau

De, Tragödie Afrika — zwei«« Teil

Der nordafrikanische Bissen Tripolis, nach welchem jetzt Italien schnappt, ist cm sich ein eben so unverdaulicher und wenig Genuß versprechender, wie Marokko. Man kann füglich behaupten, daß der Besitz von Tripolis selbst, in der tripolitanischcn Frage uon heute, nur einen sekundären Wert vorstellt. Dagegen drängt sich eine ganze Reihe vun nur mittelbar auf dieses zweifel» hafte Stück türkischer Hoheitsrechte be» zughabender Erwägungen auf, deren Feststellung für Europa weit wichtiger scheint, als das kaum erforschte, wilde, wenig produktive Tripulis. Italien erklärt, daß dasGleichgewicht im Mittel» meer durch die Extraabmachungen über Marokko seitens Deutschland und Frankreich empsindlich gestört werde. In dieser Erklärung liegt implicite das Eingeständnis, daß die Bemühungen der italienischen Diplomatie, in der Türkei dem deutschen und österrei» chischenEinfluh das Wasser abzugraben, gescheitert sind. Italien greift nun zu andern Mitteln und geht der Türkei direkt an den Leib, durch eine mili» tärische Demonstration will Italien das Geschäft des Protektorats über Tripolis gegen Bezahlung uon angeblich 80 Millionen Francs und Erlafsung einer Opereltensouueränität der Türkei ab» zwingen. Ein Streich, der die Jung« türkei tödlich treffen könnte, sich aber zum größten Teil gegen Deutschland und Oesterreich richtet. Denn mit Frank» reich rioalisierlItalien nicht ernsllich.Der Gegenstand liegt wohl außerhalb der Dreibuüdsidee. Infolgedessen das Bild des Verbündeten, der gegen seine Ge» nossen einen Streich führen will und trotzdem im Buudesuerhältnis ver» bleibt. Für unabsehbare Zeil bildet Tripolis eine Last, eine Schwächung Italiens. Geradeso wie Marokko keine Stärkung Frankreichs bedeuten würde. Aber die Türkei wird unmittelbar und der deutsch »österreichische Einfluß in der Türkei foll mittelbar getroffen wer» den. Die Iungtürkei, die nicht den erhofften praktischen Schutz sinden kann, weil sonst aus der Nichtigkeit Tripolis ein europäischer Krieg ent» stehen würde, soll durch den Streich ins italienisch'französifcheLager hinübergedrängt werden. Das ist des Pudels Kern. Afrika ist jetzt der Sturmbock der romanischen Mittel»

meerstaaten gegen Deutschland und Oesterreich.
Es ist jedenfalls ein Nooum in der modernen Weltpolitik, daß ein Staat wie Italien aus ganz unzureichenden, äußeren Gründen ein solches Ultimatum an die Türkei richtete. Italien erklärte, die Tripolisfrage unter allen Bedin» gungen und selbst gegen den Willen des Souoeränlandes lösen zu wollen. Der Hinweis auf die bosnische Lösung hinkt bedenklich. Die Marokkowellen sind besänftigt, jetzt wurde einTripolis» stürmcheu angeblasen. Immer Afrika, der iragische Weltteil, der selbst nichts zur Bestimmung seines Schicksals zu sprechen hat, auf den sich aber die

ganze Elektrizität der europäischen Atmosphäre entladet . . .

Wer sehen und hören will, wird der Episode entnehmen, daß der Friede in Europa nur künstlich und mühsam erhalten wird, obwohl angeblich niemand Krieg will, wird oorahnen, daß einmal das Ventil Afrika verbraucht und unbenutzbar werden muß — und daß dann die Blase doch platzen wird. Vorläusig: Heil Afrika, das noch ge» geeignet, die Gefahr abzulenken.

Freiherr von Stellen.

Industrielles Wagen.

Rastlos schreitet die Technik ooran. Sie wirft ungeheure Kavitaltträfte an die Erprobung einer Idee, um hier fehlzugreifen, dort der Mühe veroiel» fachten Lohn zu gewinnen. Der Mut: zu wagen, die Nerven: auch zu verlieren, waren es, die im Völkerkampf die Deutschen vorantrieben, die die deutsche junge Wirtschaft siegen ließ in aller Erdteile Breiten. Was uns zu den „Störenfrieden" am inter» nationalen Markte, zum Feinde der Beherrscher des Weltmarktes in allen Zonen werden ließ. Auf den Ruhmes» tafeln der deutschen Wirtschaft sind ihre erfolgreichen Züge über die Weltmeere, die Zahlen des Außenhandels und der Arbeitsleistung eingetragen. Auf diese Tafeln aber gehören auch die Taten, die gewagt wurden, ohne daß der Erfolg das Werk krönte. Die Geschichte der Kriege keimt und nennt auch ruhmvoll verlorene Kämpfe, die Geschichte der Wirtschaft nur den Sieg. Und doch verdient manch verlorenes Ringen um den Fortschritt in die Bücher, die der Folgezeit vom deutschen Aufstieg erzählen sollen, eingetragen zu werden, Chronistenpflicht!

Zu den Erwerben, die dem deutschen Können die Welt erobern, zählt als eins der vornehmsten die chemische Industrie. Aus der Vielzahl der Unternehmungen haben sich in den neu» eren Jahren zwei Gruppen, die beiden AnilinfarbeN'Konzerne, hervorgehoben, die in ihrer Art einzig am Weltmarkte dastehen. Der eine Konzern umfaßt die Farbwerte vorm. Meister Lucius 6 Nrüning in Höchst a. M. und die Leopold Eassella K Co. G. m. b. H. in Frankfurt a. M, der andere erstreckt sich in weitgehender örtlicher Dezentralisation über die Badische Anilin» und Sodafabrik in Ludwigshafen, die

Farbenfabriken vorin. Friedrich Bayer
H Eo. in Elberfeld und die Att.»Ges. für
Anilinfabrikation in Treptow»Berlin.
Diese fünf Unternehmungen veherr»
schen den Markt, und zwar nicht nur
den deutschen. Versuche, ihre Fabri.
kationsmethode im Ausland auszu-
bauen, sind fehlgeschlagen, soweit nicht
die Gesellschaften selbst mit ihrem
Kapital und ihren Kräften, veranlaßt
durch die Lasten der Zoll» und Patent»
uorschriften selbst ausländische Tochter»
Unternehmungen ins Leben riefen.
Der Anilinfarben»Konzern Ludwigs»
hafeN'Elberfeld»Treptow hat nun in
neueren Jahren auch einen für breitere
Kreife interessanten Versuch gemacht,
der zugleich Kuude davon gibt, wie
hoch die Pläne stiegen und welche
Mittel man in diesen Kreisen an die
Durchführung einer Idee zu wenden
und zu wagen gewillt und in der
Lage ist. Mit der weißen Kohle, dm
Wasserkräften des slurzflutreichen
Norwegens, wurde das Werk unter-
nommen, Salpeter aus dem Stickstoff
der atmosphärischen Luft zu gewinnen.
Die deutsche Landwirtschaft konsumiert
heule schon zum Zwecke der Düngung
ihrer Felder in Jahresfrist etwa eine
halbe Million Tonnen Salpeter.
Dieser Bedarf, den heute die immer

einer schließlichen Erschöpfung ausge» setzten chilenischen Gruben zu decken haben, kann sich noch außerordentlich steigern, muß sich steigern, wenn die Bevölkerung weiter in dem Tempo von gestern und heute wächst. Die atmosphärische Luft enthält 7S°/„ Stickstoff, ihr diesen zu entreißen, unternahm der bezeichnete chemische Konzern, der auf elektrischem Wege in kombiniertem chemischen Prozeß die Salpetergewinnung ins Werk setzte. Es läßt sich nicht genau fest» stellen, welche Summen an diesen Versuch gewandt wurden sind. Einige Anhaltspunkte mögen folgende Ziffern geben. Es wurden zwei Unter-nehmungen in Norwegen ins Leben gerufen, eine mit 16 Mill. Kr. Kapital ausgestaltete Kraftgcsellschaft zum Aus» bau und zur Ausnutzung der verfüg» baren Wasserkräfte und eine mit 18 Mill, Kr. ausgestattete Salpeter»Gesellschaft, die denBau undBetrieb uonFabriken zur Salpetergewinnung zum Gegenstand hat. Diese norwegischen Millionenunter» nehmungen wurden unter 50 pruzen» tiger Beteiligung von dem Anilin» Konzerne derart gebildet, daß von den 50 pCt.Anteil.die Konzern»Gesellschaften Ludwigshafen 43 pCt.,Elberfeld 43pCt. und Treptow»Berlin 14pCt, aufzu-bringen hatten, während die zweiten 50 pEt. des gesamten Kapitals der beiden norwegischen Gesellschaften vun einem norwegisch »französischen Kon-sortium hingegeben wurden. Schon sind die Arbeiten weit uorangeschritten, der Ausbau der ersteu Stufe des Rjukan»Wasserfalls mit 12000 P5 ist in der Vollendung begriffen, die Fa-briken sollten im Jahre 1912 mit ihren ersten Produkten am Markte er-scheinen. Umfangreiche Kapilaltrans» aktionen ermöglichten es den drei großen deutschen Fabriken, durch Aus« gabe von Aktien wieObligationen die für das Riesenunternehmen erforderlichen Mittel bereitzustellen. Die Zeit schien ge> reift, in der das große Projett der Voll-endung nahe war und feinen geistigen Vätern reichen Gewinn bringen sollte. Plötzlich trat eine überraschende Ent-wicklung ein. Es wurde ans einmal bekannt, daß der deutsche Anilinfarben» Konzern sich, zum Teil wenigstens, von seinen norwegischen Schöpfungen zu-rückzieht. Einen erheblichen Teil seiner Beteiligungen hat er abgegeben an

den Partner, der bisher schon mit ihm die Kontrolle der norwegischen Gesellschaften in Händen hielt. Die deutschen Fabriken wollen sich jetzt mit einer nur vergleichsweise geringen Beteiligung, angeblich nur noch mit 5 Mil» lionen Mark begnügen. Dagegen wollen die künftigen Hauptleiter der norwegischen Gesellschaften jetzt in der Hauptsache mit französischem Geld ar» beiten, doch sind daneben auch kanadische, norwegische und schwedische Millionen interessiert. Was ist vor» gegangen? Warum auf einmal diefer auffällige Rückzug, der dem deutschen Kapital die Früchte langjähriger Arbeit im wesentlichen zu rauben droht?

Wie man wohl annehmen darf, hat die Entwicklung der praktischen Versuche doch gezeigt, daß es mit der Salpeter» gewinnung aus der atmosphärischen Luft noch seine Bedenken hat, daß vielleicht die Mengen der gewinnbaren Produkte, vielleicht auch dieGcstehungs» kosten nicht in günstigem Verhältnis zu den investierten Kapitalien stehen. Eine authentische Erklärung hierüber liegt noch nicht oor. Sollten sich die deutschen Gesellschaften rechtzeitig zu» rückgezogen haben, um nicht eine Schlappe zu erleiden?

Wie dem auch fein mag: die Ge» schichte dieser im Norden Europas er»

richteten deutschen Gründungen sollte nicht verloren gehen. Sie soll uns und anderen zeigen, mit welchem Mut die deutsche Industrie auch Dutzende Milli» unenwerte an Ideen setzt und wagt. Der Wille zu wagen, der das Beste ist in allem wirtschaftlichen Ringen und Kämpfern wenn der uns erhalten bleibt, wird uns die Hoffnung auf die Zuknnft bleiben. Vielleicht sindet sich einmal ein Griff»'!, der die zerstörten Hoffnungen der deutschen Industrie im Kampfe um den Fortschritt auf» zeichnet. Ich glaube, die Geschichte des verlorenen Wagens ist nicht weniger interessant und nicht weniger ruhmreich für die Wirtschaft des beut» schcn Voltes, als die ihrer Siege.

Nap.

Verliner Nusftellungt».

Die Ausstellung der Werke Hodlers im Talon Eassirer hat den Vorzug, daß sie Werke des Künstlers aus allen Epochen seines Schaffens bringt, den Mangel, daß eine fünfsigurige Komposition aus der letzten Zeit fehlt. Dann hatte man mit noch größerem Gewicht über die interessanteste Frage diskutieren können, die diese Aus» stellung ausgeworfen hat: Welche Ve« deutung hat Hodler für eine zukünf. tige Malerei? Man ist namentlich in akademischen Kreisen geneigt, die» selbe sehr hoch anzuschlagen und man beruft sich auf die Ausstellungen Schweizer Künstler, die überall durch ein sehr hohes Niveau aufgefallen sind, Ienseits dieser nationalen Schranken aber wird man nichts beibringen können. Ich glaube viel, mehr, daß Hodlers Sprache eine durchaus persönliche bleiben muß, weil sie stilifert und ein Schema konstruiert. Stilisierungen aber können nicht die erschöpfende Sprache einer Zeit werden, wenn sie auch unter den Händen eines großen Künstlers ein bewundernswürdig weites und allgemeines Gebiet von Tatsächlichkeiten umfassen können. Vlicht Hodler sondern Cözanne hat den Weg gewiesen, auf dem allein eine neue Malerei sich entwickeln kann, sich schon entwickelt hat. Ohne Eezannc wäre der ganze sogenannte Expressionismus unmöglich, der sich ohne nationale Schranken mit nationalen Eigenarten überall entwickelt hat.

Um in das scheinbar vielgestaltig»ver-

worrene oeuvrs Hodlers einzudringen, mag man zwischen Figurenkom» Positionen und Naturstudien unterscheiden. Diese ziehen sich durch sein ganzes Leben hin und zeugen von einer bereitwilligen Hingabe an die Objekte, von intensiver Liebe zum Kleinsten. Gleichzeitig offenbart sich in ihnen fast bis in die letzten Iahre hinein ein tastendes Suchen nach den adäquatesten Ausdrucksmitteln. In der Frühzeit ein stetes Schwanken zwischen reiner Tonmalerei und spitzer, ja bizarrer Linienführung. Später nähert er sich dann den farbigen Problemen des Impressionismus, ohne jemals zu einer ähnlichen Harmonie zu kommen. Seine Farben stehen hart nebeneinander, man möchte sagen: jeder Fleck als Einzel« indiuidualität. Ihm fehlt jede Fähigkeit zu jenem Reich der Ueber, gänge, in dem die Impressonisten ihre großen Entdeckungen gemacht haben. Diefer Mangel ist nicht nur ein koloristischer, sondern zeigt sich in der Linie überall dort, wo sie das Zusammentresfen zweier Glieder, das Ineinandergreifen zweier Funktionen ausdrücken soll. (Und hat schließlich seine letzte Korrespondenz in der Komposition). Gerade diese Studien zei«

gen am deutlichsten die Beschaffenheit des Hodlerschen Temperaments, wenn auch zu stark nach der negativen Seite, Er besitzt keine sensible Sinnlichkeit, reine lebensprühende, lcbenschwcl» lende, sexuelle Sinnlichkeit. Alles wird allgemein unter seinen Händen und jene impressionistische Mast der Individualisierung des Gegenstandes in der Atmosphäre scheint Hodler nicht zu besitzen. Er hat dagegen öfter versucht, in einer Landschaft mehr zu geben als psychologisch interpre» tierte Natur und ein Bild zu erreichen versucht durch (gewaltsame) stilisierte Parallelismen in der Nagerechten. Ein grauer Wolkenstreifen fpiegelt fich im See. Diese wagcrechten Farbstrcifen, in paralleler Korrespondenz überein« andergelegt, sind durchaus mißlun» gene Versuche, direkt aus der Land» schaft ein Bild zu gewinnen d. h. eine Aeußerung, die eine zwingendere und sichtlichere Einheit aufweist als die reine farbige Harmonie der Imprefsic», nisten.

Dort aber, wo Hodler sich ohne Prätensionen in den letzten Jahren vor die Natur stellt, scheint er mir seine reinsten Leistungen geschaffen zu haben. Ein neues Massengesühl und ihm entsprechend eine neue große Linie ließen ihn jene Berggipsel ma« len, mit denen mir das so vernach-lässigte Problem der Bergmalerei ge» löst zu sein scheint. Wenn man einen Augenblick an die spielerischen Lö» sungen denkt, die Manet aus dem Hochgebirge Norwegens mitbrachte, begreift man sofort, wie sehr hier bei Hodler Stoff und Mnstler einander entsprechen.

Man wird die Bedeutung dieses ununterbrochenen Naturstudiums nicht hoch genug einschätzen können. Es lieferte dem Künstler die Basis für seine farbigen und linearen Ab» straktionen, was aus einem vollkom» menen Parallelismus der Kompo» sition mit der jeweilgen Stufe des Naturstudiums bewiesen wird. Es bildete das Fundament und den Hin» tergrund seines Schaffens. Diefes aber bedarf der Figur und ihrer Ge» bürde fowie der Möglichkeit einer fchcmatischen d. h. Parallel geordneten Gruppierung.

Das erste Werk dieser Art ist äialoAue intime. Vor einer zu hohem

Horizont aufsteigenden Hügelland» schaft schreitet auf einem viereckigen, hellen Sandweg feierlich ein über« fchlanker, nackter Iünglingskörper mit erhobener Armgebärde. Die Eigen» art jeder Hodlerschen Gebärde be« steht in ihrem Verhältnis zum Kör» per d. h. in ihrer geringen Entfer» nung von ihm. Von Tanzbewegun» gen abgesehen könnte man ein be» stimmtes nur Hodlersches Verhältnis zwischen der Geschlosfenheit der Sil» houette und dem Grade der Aus» ladung der Gebärde konstatieren. Diese Tafel ist in einer nach grau stilisierten Farbenharmonie gemalt und findet in dieser durchgehenden Schwächung der Farbe ihre Einheit. Denn das Liniengefüge, fo fehr es mit Bewußtheit füreinander gesetzt zu fein scheint, hat keine Notwendig» keit gewonnen, ja, die sehr detailliert ausgeführte Landschaft bildet trotz der Gleichheit der Stimmung keine optische Einheit mit der Figur. Bereits 14 Iahre fpäter ist das nächste Bild des Frühlings datiert. Es differiert durch die reinen, harten, und ohne jede Rückficht auf Natur» wahrheit aufgetragenen Farben. Ich möchte glauben, daß das Literarifche an diesem Bilde das Interessanteste ist, da es Hodler nicht glückte, die

beiden Figuren zu einer Einheit zu binden, Sie fallen nicht nur als Gruppe auseinander, sondern ein« zelne Details sind mit solcher Selb» ständigkeit gebildet, daß sie das Auge vom Ganzen abziehen. Dagegen bc« dentet das Literarische einen neuen und reizvollen Beitrag zur Psycho- logie der Iugend, des Erwachens der Geschlechter, Das scheint mir das Hodlersche Schaffen durchgehend zu charakterisieren. Daß er eine All» gemeinvorstellung durch umfassende, persönliche Vrlebniskraft mit einem neuen unserer Zeit adäquaten In« halt füllt und für diese die eine Va- riation innerhalb seines Figuren» schemas sucht.

Hier fehlt uur eine große Kompo- sition, die uns hätte zeigen müssen, wie weit Hodler in der Vereinheit- lichung der Fläche gekommen ist. Aber soviel sagt uns unsere Eriunerung mit Sicherheit: Die Basis einer in Allgemeinvorstellungen arbeitenden Phantasie und eines küustlich»intellck^ tuell, nicht unmittelbar sinnlich ge» staltenden Temperamentes ist die gleiche geblieben. Das ist Hodlers Grenze, Und noch ein anderes zeigt sie uns: das weite Gebiet, das Hod- ler in seine Stilisierungen hinein- bringen kann, das Umfaffende seiner Persönlichkeit: das ist seine Größe,

Ich habe das Bedürfnis, durch Abschnittbildung von diesem großen Künstler Distanz zu nehmen, da ich von der jurvfreien Kitschschau reden will. Schade, daß diese Sensation mehr geworden ist als eine Statistik der Impotenz und eine Gelegenheit für liberale Kritiker, ihr freiheitliches Herz vor Nullen und dem Prinzip zn bekennen. Ich wußte nicht, warum sich Künstler der neuen Sezession für gut genug hielten, als Reklame für die Unfähigkeit zu dienen. Ich dachte, man sollte rein menschlich so viel Charakter und Würde haben, daß man darauf achtet, neben wen man die Produtte seiner inneren Erregungen hängt, wenn man die Möglichkeit einer Ausstellung besitzt. Da nun aber von einem dieser Herren gesagt worden ist, warum er in der jurv- freien >titschschau ausgestellt hat, will ich es gern weitergeben, in der Hoff- nung, daß damit die Qualität er- schöpfend charakterisiert ist. Man

rechnet damit, daß neben der absoluten Impotenz das „Gute" zur „Geltung komme,i", „durch Vergleich wirken" wird. Wer solche Folien zur Wirkung gebraucht, der muß natürlich diesen Satz aufstellen: „Der Dilettantismus ist eine Notwendigkeit." Ich werde mich hüten, ihn zu akzeptieren, beantrage aber gern den Zusatz: Es ist gleichgültig, ob man » w Nafael dilcttantiert oder 5 tu Neo»Impressionismus oder sogar 512 Expressionismus.

» »

Einer der Künstler aus der „neuen Sezession", Herr Melzer, hatte eine Kollektivausstellung bei Keller h Neiner. Seine Holzschnitte sind mir der angenehmere Teil seines Schaffens. Wahrend ich vor den Bildern nie ganz das Gesühl der Leere verlieren kann, fehc ich in jedem feinci Schnitte eine geschlossene und eigenwillige Leistung. Die Harmonie der Farben ist in ihrer ausgesuchten Zartheit von großem Reiz, während das Liniengefüge einen stark intellektuelle« Willen verrät. Doch liegt hier eine illustrative Begabung, und die Ausstellung war ein Versprechen auf Leistungen, die man freudig erwarten darf. Doch wird man sie durch nichts sicherer unterbinden können, als

wenn man den Künstler vorzeitig als fertig in die Qeffentlichkeit zerrt.

Die Erziehung zur Kunst des wer» denden Künstlers und des Laien, Dieses große Problem hat die Aus» stellung von Arbeiten aus der Schule des Herrn v. Kunowski zur Dis- kussion gestellt. Seine langjährigen Bemühungen richteten sich darauf, nach Auseinandersetzung mit den Traditionen und mit der Moderne das Gebiet des Erlernbaren in der Kunst festzulegen. Dieses Miteinbc» greisen der Moderne gab wohl der Ausstellung eine gewisse Frische, die man sonst auf Schülerausstellungen vermißt. Trotzdem bin ich nicht über- zeugt, daß es gelungen ist, das volle Ziel zu erreichen. Ich glaube nicht, daß es ein absolutes und erlernbares Handwerr gibt, losgelöst von dem, was ein Künstler zu sagen hat. Mit der Variierung des artistischen In- haltes variieren sofort die Ausdrucks» mittel, und es gibt keine Technik, kein Können diesseits oder jenseits alles Wollens. Die Methodologie und die Philosophie der künstlerischcn Mittel bestimmen sich von der Kunst her und nicht umgekehrt. So vermisse ich eine wirklich überzeugende künst- lerische Begabung unter den Schülern und kann andererseits darauf hin- weisen, daß die begabtesten unserer jungen Maler Autodidakten sind. Dagegen scheinen mir die Bestre- bungen des Herrn v. Kunowski über- aus wertvoll für eine Erziehung un- serer Augenkultur, Wer weiß, wie- viele Geschmacklosigkeiten auf das Konto unempfindlicher Blindheit zu schreiben sind, wie schwer bisher jede Erziehung des Auges zur sinnlichen Ausfafsung der Wirklichkeit vorwärts gekommen ist, wird es nun als Not- wendigkeit freudig begrüßen können. daß man einmal systematisch an diese Frage herantritt. In diesen Grenzen ist die energische Arbeit nicht genug zu loben, und es war ein glücklicher Gedanke, die Möglichkeiten des Fort- schrittes an einem Beispiele dauernd zugänglich zu machen. In einem Buche: Unsere Kunstschule (erschienen im Verlag der Nationalstenogvaphie Liegnitz 1910) hat das Ehepaar Ku« nowski die Nesultatc in Wort und Vild niedergelegt, und es wäre zu wünschen, daß diese Riesenarbeit für

die Kultivierung des deutschen Auges fruchtbar würde.
Man kann vielleicht sagen, daß in keinem Lande so viele und so gute Versuche gemacht werden, die Sinnlichkeit des Auges zu klären und zu heben als bei uns. (Man könnte das als Beweis für die geringe Augenkultur des deutschen Volkes ansehen.)
Ich rechne dazu jene groß angelegte Publikation des Verlages Eugen Diedcrichs (Iena) einer Kunstgeschichte in Bildern in 25 Bänden a 6 M., also einer weitesten Kreisen zugänglichen Veröffentlichung von 25X200 guten Photographien aus der Kunst aller Zeiten und aller Völker. Die Monumentalität einer solchen Publikation wird hoffentlich dem deutschen Volke die selbstverständliche Pflicht der Ausnutzung dieses Materials auferlegen.
Ts war der Krebsschaden jeder Kunstgeschichte und Kmustbetrachtung, daß man zu viele Worte machte, die ohne wesentliche Beziehung zum Werke waren, ja daß man ohne Ma» terialvorlagen darauflos redete.
Diefer Uebelstand wird nun in einer umfassenden Weise gehoben. Was in den drei Bänden vorliegt, ist z. T. fast vollkommen. Ich meine die beiden VäTide, die Herr Prof. I)r. Heid«

rich ausgewählt und eingeleitet hat. Hier hat ein Kenner das Typische herausgegriffen und ein erlebender Historiker das Notwendige zum Ver» standnis klar und einfach gesagt. Ich würde nur wünschen, daß gegenüber einzelnen Zerteilungen ins Detail Ge« samtheiten mehr zur Geltung kom« men. Es ist eine unerläßliche Pflicht, die Abbildung einiger Altäre zu geben, um jene Eigenart des Zu» sammenstellens von Architektur, Plastik und Malerei zu illustrieren. Es genügt nicht, daß nur davon ge» sprochen wird, da den Worten kein Bild in der Vorstellung der meisten Leser entspricht. Aber alles in allem sind di^se altniederländische und alt» deutsche Malerei vollkommene Muster für das Ganze. Verfehlt scheint mir dagegen die Arbeit des Herrn Prof. Dr. Hamann. Innerhalb einer fo monumentalen Publikation ist es indi» vidualistische Gelehrtenwillkür, einer Zeit vor kaum 30 Iahren einen Band mit 200 Abbildungen zu widmen. Wie will man die Malerei von vor 1300 bis 1600 dann in drei Bände drin» gen? Und gerade die italienische Malerei hätte die Hochschule für die Erziehung des Auges werden muffen, Ebenso sehe ich in der Einleitung eine Unmöglichkeit für den Laien, und in dem Zerkleinern der Abbildungen das geeignetste Mittel, Verwirrungen anzurichten.

Damit ist nichts gegen den Wert der gesamten Publikation gesagt, der man nur im allgemeinsten Interesse wünschen kann, daß rege Teilnahme des Publikums sie nicht ins Stocken kommen läßt und daß die Teilnahme kompetenter Gelehrter manches im Programm ändert. So ist es mir un» begreiflich, wie man die französische Plastik völlig übergehen will, die doch die höchste Blüte der mittelalterlichen Kultur war und die Mutter aller <m» deren plastischen Schulen des Abend» landes. Wünschenswert scheint mir dann ein Band, der die Entwicklung der Landschaftsmalerei illustriert, weil diese der Stoff der modernen Malerei ist.

Wenn ich zurückblicke, wundere ich mich über die Fülle der Erscheinun. gen, mit der die Saison eröffnet wurde. Ich verzeichne noch: In der Akademie die Neuerwerbungen der

Natioualgalerie. Im KünstlertMs:
Berlin im Bild.
M. R. Tchönlank.

Dieser Nummer liegt das Lesezeichen der Deutschen Gasglühlicht»
Aktiengesellschaft (Auergesellschaft) bei.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr CurtRadlaüer, Berlin W, Trau«»
sleiner Strafte 8. — Redakteur für Kunstwissenschaft und künstlerische Natur»
betrachtung: Prof, Hanns Fechner, z. Zt. Schreiberhau. —
Druck von Siegfried Scholem, Berlin» Schöneberg. Hauptstraße 7—8.
Unverlangte Manuskripte senden nur nicht zurück, wenn ihnen
nicht Rückporto beilieqt.

?2M
NlltürliclZe» (FeLUnänsit^elränIl au» <isru Xäniglionsn
von anIsnslllnslN ^VonlIeLounlaolc.
Von vorbeugendem unä
neilwirkenclem ^ircku33
i>6i(3iout, Vil^IieteL, Ulslsn-, llarn-
Lei 1»u8enäsn von Hr^tsn iin eiIsnen (Fsiirauoll!
I^itsrlltu!' IcostenloZ äuron äis Lrun-
nslunspsolion in l'aouinIen

An unsere Leser!
Mit dem vorliegenden hm akerli^ i>i? '. : , >' - ,
und ttzrrausgebcrschafr der Da!blna?!.ngsillri^ .. i'!«i .. -. ^
Oerru Prof. vl-. Ludwig Hl ein. '^,' ' r tt.'r. ,' .. , ,
Professur der Vhllm'auhic an der N': -l! ' i !! ^l ' ^.^ . ,
Herausgeber des „Archiv für'Oenlül'U! d , l, ^, . ^:, -
..Archiv für systematische philllsopli» '. ?'.,! ,,,».: ^ i ,' ,
F. Schottlaender in "Breslau, ücs ,i!i', .!, ', ' ". " l.
Lindau an der spitze, ..l^ord lüih ..?"" .: :, ,. '
erhalten hat. erwarb dir Zeitschrift ?urli',i'. , ,.i ? - ., ^ ^
uut dem Herausgeber in riu neu^'., j'.'.in^!a-i' ^,n! ". '.. . , .
wir »Wer die «lwstlertsch i!l,i"sr.n^ , .7, "' -^ i. ,. :, ' .
habe«, gedenkt der neue tzci ?, , ! . ' l . l! . , ..' ,.
Frage im Lichte der philvsol!h'. -. ,. - .. . . .
enthalt, eine Wiegung ins» .,«'i. '.'..i' "i. s
brennenden Fragen des politische» .' '. ..:' . .' !' !'., !:
den Vordergrund zu stellen, ohne ^lüi,,, "l'i ,:!: .. ,.!'a'.,l,
Interessen zu vernachlässigen. ^2 wecücn n' l ^ i - c L!? l,.!l^
Monatshefte regelmaszige Verichte uber die uclü'lrli ^i !,l,i,,v! üyi,n
des öffentlichen LebenZ in Pnlit 1 ü. Disscnschafl. l: ,! ^ -. u 5 c r
ttunst, Theater, «Musitt und !': ' n: ,wr'rn i.:n u .!, '>l
testen Federn, die sich l)crr prn <.. -' , ", > l.e'l> n^ 1 w '« , '.
erstattet werden. VauI Llnd.1 l.. : ,. .. ^ 0 l 0 :< n d F' ü 0"
verwachsen ist, wird den neuen hcril . ! n.i unfern Leiern
einführen.
Ich Kann meinem verehrten .Nachfolger Zl! ! ,:leni gros.,
zügigen Programm, das sicherlich den Deiiall aller m ,,, ül.ucn
Freunde und Leser finden wird, nur herzlichst gratnüir» nmial
ich selbst — durch wissei.schafrlicheStudien ander wcirrr^,l i'üenng
des Vlattes behindert — diese Aufgabe iü bessere Hände nic'.n ,u
legenwiisue. Vie altrenommierte Vcrlag^firma S. Fchottkaenbri
in Breslau, wir der bekannte .Name de« Herausgebers bürgen
für die Einhaltung des hier sliizzicrtfü progranims lind sichern
„Mord und F'üd" einen dauernden ^noisi.
Dr. >^mt Nildlimcr.

^
^
^^,t^ l7^
^^eÂ«.
^

An unsere Leser!
Mit dem variierenden Heft übergebe ich die lEhefredaktion und Herausgeberschaft der Halbmonatsschrift „Nord und Süd" Herrn Prüf. Dr. Ludwig Stein, bis vor kurzem ordentlicher Professur der Philosophie an der Universität Vern und seit 25 Jahren Herausgeber des „Archiv für Geschichte der Philosophie" sowie des „Archiv für systematische Philosophie". Der altbewahrte Verlag von S. Schuttlaender in Vreslau, der jahrzehntelang, mit Paul Lindau »n der Spitze, „Nord und Süd" in hoher Vlütc erhalten hat, erwarb die Zeitschrift zurück, um sie in Gemeinschaft mit dem Herausgeber in ein neues Fahrwasser zu lenken. Wahrend wir bisher die künstlerisch»illustrative Seite mit Vorliebe gepflegt haben, gedenkt der nene Herausgeber, dessen Werk: „Wie soziale Frage im Lichte der Philosophie" sein kulturpolitisches Programm enthält, eine Wiegung ins Aktuelle vorzunehmen und die brennenden Fragen des politischen und wirtschaftlichen Lebens in den Vordergrund zu stellen, ohne die künstlerischen nnd literarischen Interessen zu vernachlässigen. Gs werden in Hinkunft die Halb« monatMefte regelmäßige Verichte über die neuesten lErscheinungen des öffentlichen Lebens in Politik, Wissenschaft, bildender lllunst, ,lTheater, Musik und Finanzwesen von bewähr- testen Federn, die sich Herr Prof. Dr. Stein schon gesichert hat, erstattet werden. Paul Lindau, der mit „Mord und Süd" verwachsen ist, wird den neuen Herausgeber bei unfern Lesern einführen.
Ich kann meinem verehrten Nachfolger zu seinem groß- zügigen Programm, das sicherlich den Veifall aller unsrer treuen Freunde und Leser finden wird, nur herzlichst gratulieren, zumal ich selbst — durch wissenschaftliche Studien an der weiteren Führung des Mattes behindert — diese Aufgabe in bessere Hände nicht zu legen wüßte. Vie altrenommierte Verlagsfirma S. Schottlaender in Vrcslau, wie der bekannte Mame des Herausgebers bürgen für die lEinhaltung des hier skizzierten Programms und sichern „Mord und Süd" einen dauernden Erfolg.
Dr. Eurt Nadlauer.

^Â»,

^hemusgegeben bonvn<!nrt9taÃ¶laÃ¼er
^Â«
36. Jahrgang. Band 139. Heft 443-444
Erstes und zweites Dezemberheft 1911.

Ã¶er sesstng, Oesellfchcrft

Wilhelm Jensen f

Ein Nachruf.

Wieder ist einer der Alten dahingegangen, die, aus der ersten Hälfte des vorigen Iahrhunderts stammend, der deutschen Literatur in den sechziger und siebziger Iahren das Gepräge gaben. Raabe, Spielhagen, Wilbrandt, Greif sind uns innerhalb weniger Iahre genommen worden; nun hat auch Wilhelm Iensen die letzte Tür hinter sich zugemacht.

Des Dichters Wiege hat an der Wasserkante gestanden, vom Meeres» rauschen und den Stürmen des Nordens umklungen; sein Grab hat er nun auf einer kleinen Insel gefunden, um die des Chiemsees Fluten klingen, in denen sich die ernsten, großen Schneegipfel der Alpen spiegeln. Zwischen diesen beiden Stätten liegt ein reiches Leben, ein unermüd» liches Schaffen. Unfer Bild, am Ende der siebziger Iahre radiert, zeigt den Dichter, als er auf der Höhe seines Schaffens stand und uns die schönsten und reichsten seiner mehr als 150 Werke schenkte. Die stärkste Wirkung haben um der Echtheit des Zeittolorits willen seine historischen Romane und Novellen ausgeübt, wie: „Tage der Hansa", „Der Hohen» staufen Ausgang", „Nirwana", „Fragmente", „Karin von Schweden".

Noch gut erinnere ich mich des starken Eindrucks, den die letztgenannte Novelle in jungen Iahren auf mich gemacht hat. Heute sind mir ihre Personen, ihre Handlung, obgleich sie zu den kräftigst gezeichneten der Ienfenschen Dichtung gehören, völlig verblaßt. Dies ist das Schickfal aller epischen Werke des Dichters: Sie arbeiten nicht weiter in uns, hinterlassen nur einen dunkeln, schweren Ton, der mählich ganz verklingt. Wie ein Gedicht. Es ist nicht schwer, die Ursache aufzuspüren: Es mangelt seiner Menschendarstellung an kräftiger Plastik: er gestaltet Menschen, die wohl starker Leidenschaften fähig sind, doch aber daneben ein einsames, eigenartiges Traumleben führen und selten sich aufzu» raffen vermögen, ihre Gefühle in Aktion zu setzen. So überwiegt in seinen Erzählungen nicht das Geschehen, nicht die vorwärts drängende Handlung, sondern eine liebevoll der Natur bis ins Kleinste und Feinste

nachgehende Stimmungsmalerei. Die Gedanken und Empfindungen der Menschen, ihr Tun und ihr Geschick weiß er meisterhaft hervor» wachsen zu lassen aus den Stimmungen der Natur, aus dem feinsten und geheimsten Zauber der Umwelt, in die er sie hineingestellt hat. Es ist, als wenn seine Menschen ein Spiegel dieser Umwelt wären, der alle huschenden Lichter und Schatten auf bunten Wiesen, die wechselnde Beleuchtung weiter Meeresflächen oder die lachende Farbenpracht südlicher Länder, die verhangenen Landschaften des deutschen Nordens, das Ge» wirr und Gewinkel der Gäßlein und Dächer alter deutscher Städte widerstrahlt. So erscheint Iensen sowohl in seiner Landschafts» schilderung, als auch in seiner Menschendarstellung als Lyriker, der die geheimnisvollen Stimmen, die in der Natur und in Menschenseelen schlummern, zum Klingen zu bringen verstand. Und wenn es ihm in seinen historischen Romanen gelungen ist, aus den verstaubten Büchern der Geschichte neu das Leben zu erwecken, so danken wir auch dies dem Lyriker Iensen, dessen feinstes Empfinden sich in den Stimmungszauber versunkener Zeiten einzuleben ver» stand, dessen Phantasie es vermochte, sie mit der Glut und dem Farbenglanz neuen Lebens zu umkleiden. Am schönsten und reichsten hat der Lyriker Iensen sich ausleben dürfen in seinen Gedichten, von denen der stattliche Band: „Vom Morgen zum Abend" eine vortreffliche Auswahl bringt.

In Wilhelm Iensen ist uns kein ganz Großer hingegangen, aber ein deutscher Dichter, dem es gegeben war, deutsche und fremde Landschaft, ferne Zeiten und stille Menschen zum Reden zu bringen, Menschen, die einen unsäglichen Reichtum an Gefühl in sich bergen, den sie von ihrem Schöpfer empfangen haben.

Augnst Friedrich Krause.

Oberstleut. a. D. Rogalla von Niederstem.

Die Revolution in China

Das gewaltige Reich der Mitte wird heute durch eine der revolutionären Bewegungen erschüttert, wie sie in ihm im Laufe der Iahrhunderte stets wiederkehrten, die jedoch diesmal weit umfassender und tief» gehender ist, wie alle früheren und selbst wie die Rebellion der Tmpings und der Aufstand der Boxer. Auf nichts Geringeres wie auf den Sturz der herrschenden Mandschudynastie und der Mandschuherrschaft und auf das Erringen einer inzwischen vom Throne bereits gewahrten höchst liberalen Verfassung, sowie auf die Umwandlung Gesamt»Chinas in eine Republik oder doch die seines Südens in einen republikanischen Staaten» bund zielt jene Bewegung ab. Ihr örtliches Zentrum bildete anfangs die zu beiden Seiten des bei ihr einige Kilometer breiten Iantse»Kiang gelegene Städtegruppe Wutschang, Hankau und Hanyang in der Provinz Hupeh. Ihr intellektuelles Zentrum, der Zentralsitz der Ko» Ming»Tang Geheimgesellschaft, befand sich noch vor Beginn des Auf» slandes in Tokio. Iene Städtegruppe hat eine Gesamtbevölkerung von 2 Millionen"). Wutschang ist Sitz der Regierung der Provinzen Hupeh und Honan und in Hanyang befinden sich große Arsenale, Eisengießereien, Geschütz» und Gewehr» sowie Munitions» und sonstige Heeresgerät»Fabriken, die auf einen Gesamtwert von 30 Millionen Taels (etwa 120 Millionen Mark) geschätzt werden. Obgleich jene Städtegruppe mit Hankau 1126 Kilometer Luftlinie, etwa 150 d. M., von Peking entfernt liegt, eine Entfernung wie nahezu die von Berlin nach Avignon, wurde schon bald nach Beginn des Aufstandes aus Peking Panik, Abzug der Familien Besitzender, beständige Lebensmittel»er'

') Zur Orientierung empsiehlt sich die Stielersche Karte von China in 1:7,500,000.

teuerung, Entwertung des Papiergeldes und Zwangskurs desselben, gewaltiger Andrang zu den Vanken, Verproviantierungs» und Sicher» heitsmaßregeln der Gefandschaften, und wurde bereits, inzwischen je» doch dementiert, die Flucht der Kaiserin Witwe und des jungen Kaisers nach Iehol, sowie von Mandschu»Prinzen nach Mukden und dessen Vor» bereitung für die Aufnahme des kaiserlichen Hofes gemeldet, obgleich zum Schutz der kaiserlichen Residenz, der „roten Stadt" in Peking die Garde»Division und 40 Maschinengewehre sofort bereit gehalten waren.
Ein Blick auf die Ursachen einer schon in ihrem Beginn, weit mehr aber darauf bis zum Eintreffen Juanschikais in Peking, die Hauptstadt des Reiches derart in Furcht und Schrecken setzenden Bewegung, deren heutige Intensität dadurch erklärt wird, daß sich fast sämtliche Provinzen des Südens und Zentrums des Reiches ihr anschlossen, Ursachen, deren Kenntnis wir den Mitteilungen namhafter Chinakenner verdanken, sowie auch ein solcher auf die derzeitige kritische, politisch»militärische Lage darf daher Interesse beanspruchen.
Die jetzige revolutionäre Bewegung in China wird von ihrem geistigen Leiter und Haupt, Sun»Iat»Sen, als eine Auflehnung der Chinesen gegen die' stammesfremden Mandschu und ihre jahrhunderte» lange Mißwirtschaft erklärt, und „China für die Chinesen" ist das heutige Losungswort der Reformer. Daß jedoch die jetzige Mandschu» regierung im Vergleich zu früheren Regierungen eine schlechte sei, wird von Kennern Chinas bestritten, jedoch von einem derselben, Dr. H. Müller, darauf verwiesen, daß noch immer eine große Bevorzugung der Mandschus bei der Zulassung zu den Prüfungen für die höheren Beamtenstellen und bei deren Besetzung vor den Chinesen bestehe, nur die 3 Ministerien des Verkehrs, des Unterrichts und des Auswärtigen ständen unter der Leitung von Chinesen, dabei das letztere unter der Oberaufsicht eines Mandschuprinzen, auch führe der Abschluß der in fast sämtlichen großen Städten vorhandenen, den Mandfchus vorbehaltenen „Tartarenstadt", in der die Zivilbehörden der übrigen Stadt keine Macht haben, zu vielen Reibereien. Der 1644 die Mingdynastie stürzende, die heutige Tsingdynastie gründende, damals besonders kriegerische Stamm der Mandschu wurde von dieser zur Befestigung und Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft in dem gewaltigen Reiche in zahl» reichen Gruppen in fast fämtlichen größeren Bevölkerungszentren des Reiches, Peking an der Spitze, in besonderen, mauerumgebenen Städten, den „Tartarenstädten", als Zwinguris der erfteren, angesiedelt. Er

dient somit lediglich dem politischen Zweck der Niederhaltung der unter» worfenen chinesischen Bevölkerung, wenngleich die Mandschus sich viel» fach mit ihr assimilierten, u. a. ihre Sprache annahmen. Die Mandschus betreiben weder Handel noch Industrie, nur ganz unbedeutend Gewerbe. Sie werden auf Staatskosten mit meist in Reislieferungen ausgezahlten Pensionen unterhalten, und bilden daher gewissermaßen Drohnen im Staat, deren Leistungen lediglich in der Vorbereitung und der Bereit» schaft zum Waffendienst bestehen, und somit überwiegend politisch»poli» zeilichen Charakters sind. Sie repräsentieren daher den Chinesen ihre Unterdrücker und sind nicht beliebt. Ferner, bemerkt der erwähnte Autor, hätten Hungersnöte und Überschwemmungen im letzten Iahre, sowie der Streit um die große Interessengruppen berührenden Bahn» verstaatlichungen und die Aufnahme fremder Anleihen die Bevölkerung reizbar gemacht. Ein anderer besonders namhafter Chinakenner, Professor Dr. Franke, erblickt jedoch die Ursache der Bewegung weit mehr in der chinesischen Gefühlswelt als auf dem Gebiet politisier und wirtschaftlicher Erwägungen. Die jetzige mandschurische Regierung sei nicht schlechter und habe das Volk weniger bedrückt als die chinesische Mingdynastie, und hätten die Mandschus in neuerer Zeit wenige Vor» rechte vor den Chinesen gehabt. Hierüber dürfe man sich durch die Phrasen der Fanatiker Mittel» und Südchinas nicht täuschen lassen. Die Vorstellung, daß die chinesische Nation unter dem Ioch einer Fremd» Herrschaft seufze, sei eine abendländische Idee, für die der Chinese kein Verständnis habe. Sie sei von außen her, namentlich Iapan, zeitweilig auch von England, hineingetragen worden, und spiele jedoch bei den abendländisch gebildeten Agitatoren eine gewiss« Rolle. Wenn sie weite Kreise in ihren Bann gezogen habe, so sei dies nichts Auffallendes. Tat» fächlich sei es der uralte Gegensatz zwischen dem Süden, der Mitte und dem Norden Chinas, der einen häufigen Dynastiewechsel hervorrief, und jetzt unter dem Gewande gewisser abendländisch moderner Formen von neuem wirksam werde. Dazu kämen die neuen, vom Abendlande be» zogenen Ideen von Volksvertretung, Selbstbestimmung des Einzelnen u. a., die an den ethischen Grundlagen des staatlichen und gesellschaft» lichen Organismus gerüttelt und in jungen Köpfen viel Verwirrung angerichtet hätten. So habe man Reaktion, Verderbtheit und Unter» drückung mit den Gewalthabern des Nordens verschmolzen, und vom Süden solle die Aufklärung, die Besserung und Freiheit kommen. Die Dynastie solle fallen und auf den Trümmern ein neues südliches

Herrscherhaus oder womöglich der freie Volksstaat entstehen. Die An» hänger SuN'Iat'Sens sind für eine chinesische Republik, allein ihr Führer, der von den Reformern als deren erster Präsident in Aussicht genommen war, wurde nunmehr durch den militärischen Führer der Revolution, General Liyuanheng ersetzt, der jedoch dem zum Minister» Präsidenten ernannten ersten Staatsmann Chinas, Juanschikai, die Präsidentschaft der Republik China angetragen haben soll. Zu den Ideen Sun»Iat»Sens gehört, die Mandschudynastie durch eine Zentral» regierung mit einem Ober» und Unterhaus zu ersetzen. Alle Fremden sollen jedoch geschützt, alle christlichen Kirchen respektiert werden. Sun» Z)at»Sen ist wissenschaftlich gebildet, Christ und verfügt über Geldmittel. Manche halten ihn jedoch für einen Abenteuerer, und General Liyuan» heng erklärte ihn für zu phantastisch für die Präsidentschaft.

Der Ausbruch der Revolution geschah infolge der Entdeckung ge» heimer Papiere der Revolutionspartei, darunter einer Liste von Revo» lutionären mit einer großen Anzahl von Namen von Offizieren und Mannschaften und einer Bombenfabrik in Hankau. Der erste Verlauf der Erhebung sowie ihr Fortschreiten sind durch die Tagespresse bekannt. Es ist nicht unsere Aufgabe, die Peripetien der sich am unteren Mngtsekiang bei Hankau und der sich anderwärts mit wechselndem Er» folge abspielenden Kämpfe zwischen den kaiserlichen Truppen und denen der Revolutionäre zu schildern, sondern vielmehr nur die Umrisse des heutigen Standes der Dinge zu skizzieren. Die Pekinger Regierung hatte, die große Gesahr der Bewegung erkennend, den gestürzten Staats» mann und General Juanschikai aus der Verbannung aus Honan zu» rückberufen, ihn mit der Überwältigung der Rebellion mit unbc» schränktet Vollmacht im ganzen Jangtsekiang»Gebiet beauftragt, und dem Kriegsminister Iintschang die Weisung erteilt, die Aufständischen niederzuwerfen, und ihm dazu zunächst die erste und sechste Division, dann auch die zweite und vierte Division unterstellt. Der Vahntrans» Port der ersten Staffel diefer auf 40 000 Mann geschätzten Truppen nach Hankau begann sofort, allein noch heute ist es zweifelhaft, ob deren zweite Staffel bereits vollständig auf dem inzwischen durch die Er» hebungen in Schanghai, Kanton und Nanking sehr erweiterten Kampf» schauplatz im Süden eingetroffen ist. Schanghai, wo sich die Regierung der Revolutionäre der Regierungsgewalt und der die Iangtsekiang»Mün» dung beherrschenden, wichtigen Wusungforts, sowie des Arsenals von Kiangnan bemächtigte, und wo die chinesische Flotte zu den Revolutio»

nären überging, und ihre Admirale Li und Shcch flohen*), ist heute das zweite Hauptzentrum der Revolution. Für die Revolution hatten sich bald die Provinzen Hupeh, Hunan, Kiangsi, Kwangsi, Nganhwei, Schensi, Schansi, Szetschwan, Jünnan und Schantung mit einer Gesamtbevölke» rung von etwa 209 Millionen ganz oder doch größtenteils erklärt: allein etwa nur ein Drittel ihres Gesamtgebiets wurde als an der Revolution beteiligt angenommen. Inzwischen aber erklärten sich 18 Provinzen für die Republik. An Hauptstädten Chinas haben sich 20 sämtlich für den Sturz der Dynastie und zum überwiegenden Teil für eine chinesische Republik ausgesprochen. Von besonderer Bedeutung ist, daß sich die Provinzen Kanton, Kiangsi, diese ausschließlich ihrer Revolutio» näre, sowie Kiangsu, Fokien und Tschekiang für unabhängig erklärten und in dem Streit zwischen der Regierung und den Revolutionären vollständig neutral bleiben und der Regierung weder Geld noch Soldaten bewilligen wollen, um dadurch im Fall des Sieges der Revolutionäre Repressalien derselben zu vermeiden. Obgleich von der Pekinger Re» gierung in einem kaiserlichen Erlaß den Führern der Revolution hohe Belohnungen mit einträglichen Regierungsposten versprochen wurden, wenn sie Frieden schlössen, und General Liyuanheng mitgeteilt wurde, daß der Thron bereit sei, alle Wünsche der Revolutionäre zu erfüllen, wenn sie auf die Republik verzichteten, ja sogar die Revolutionspartei des Ko»Ming»Tang als Politische Partei anerkannt wurde, erklärten die Führer der Rebellen anfänglich, daß die Sache soweit gediehen sei, daß von der Annahme irgend welcher Zugeständnisse des Thrones nicht mehr die Rede sein könne. Die Nationalversammlung in Peking re» präsentiere nicht den Willen des chinesischen Volkes, das sich mit nichts Geringerem zufrieden geben werde als mit der Entfernung sämtlicher Mandschus aus China, die Dynastie an der Spitze. Die Auffassung der führenden Persönlichkeiten sei auch die Meinung aller maßgebenden Schichten der chinesischen Bevölkerung.

Die republikanisch gesinnten Staaten wählten nunmehr Vertreter zur Bildung einer Zentralregierung der südchinesischen Republik, zunächst für Wutschang, später für Nanking, beschlagnahmten die Kassen und inhibierten die Limkinzölle. , Eine Versammlung der Vertreter von 14 leicht ereichbaren Provinzen berät seit Mitte November über die Lage. Die wichtige Hauptstadt des Südens, Nanking, wurde von den Revo»

*) Er wurde inzwischen von den Rebellen gefangen genommen.

lutionären vorübergehend eingenommen, jedoch von den kaiserlichen Truppen unter General Tschangshun wieder erobert. Er hatte dann die starke Position von Pukou bei Nanking befestigt und stark mit Geschütz armiert, und traf Vorbereitungen zur Wiedereroberung Tschinkiangs, Soutschous und Schanghais.
Somit kann die endgültige Entscheidung für das Gelingen der Revolution der Staaten des Südens und des Zentrums bei Nanking fallen. Im Norden in Tschili formieren sich inzwischen die Mandschu» Garde» und Vannertruppen, durch Werbung ergänzt, zum Schutz des Thrones bei Peking und dem westlichen Iagdpalast, und 6 Divisionen bisher unzuverlassiger Truppen erklärten sich bereit, die konstitutionelle Monarchie zu verteidigen und Juanschikm jederzeit zu unterstützen. Derselbe hat den neuen Vizekönig Hukwans (Hupens und Hunans), General Iuantschidschin, mit 3 Divisionen auf Hankau entsandt, um von den Rebellen einen Kompromiß zu erlangen. Sie weigern sich jedoch, auf einen solchen mit Beibehalt der Mandschudynastie einzugehen. In» zwischen läßt Juanschikai bei Hankau nicht ohne Erfolg weiter kämpfen und vertrieb die Rebellen wieder aus Hanyang. Er erklärte, er werde sich die Unterstützung möglichst vieler Provinzen sichern und ihnen vor» läufig die Unabhängigkeit lassen, sich jedoch bemühen, sie nach und nach für den Thron zurückzugewinnen. Es ist Juanschikai hauptsächlich darum zu tun, das Zusammenbrechen des chinesischen Reiches zu verhüten, und er erblickt die Möglichkeit dazu im Beibehalten der Mandschudynastie. Iedoch kommt derenWeiterbestehen erst in zweiter Linie inBetracht. Die Krone machte einen Erlaß bekannt, in dem sie sich selbst zu dieser Politik Manschikais bekennt. Die Nationalversammlung in Peking soll dar» über entscheiden, ob China ein Kaiserreich bleiben oder eine Republik werden soll. Ist aber eine Einigung nicht möglich, so erscheint ein lang» wieriger, furchtbarer Bürgerkrieg die unausbleibliche Folge.

Professor Dr. Adolf Mayer:

Verteilung der Güter und Entwicklung der Kunst

Es ist wohl selten darüber gesprochen worden, daß eine schlecht« Güterverteilung, wie auf viele andere Kulturerscheinungen, einen entscheidenden Einfluß üben muß auf die Entwickelung der Kunst, und daß dies nicht häufiger geschehen, hat wohl seine Ursache in der weit» gehenden Spezialisierung der Wissenschaft, die das Eindringen in die Tiefe einer jeden einzelnen begünstigt, aber den Überblick über den Zusammenhang der Einzelresulkate immer schwieriger macht.

Der Gedanke zu einer übersichtlichen Darstellung dieses Gegen» standes schlummerte wohl schon längere Zeit in mir, ist aber aufs neue angeregt worden durch eine jener Kritiken in unseren Tagesblättern, die sich über das allerdings ziemlich mittelmäßige, aber doch tüchtige und sehenswerte Lnstspiel des alten l'Urronge, das sich Dr. Klaus benennt, in den herablassenden Worten äußerte: „Diese altbackene Hausmannskost mundet ja noch hie und da einem unverwöhnten Gaumen."

Derartige Urteile sind nichts außergewöhnliches. Man kann sie täglich in unseren Zeitungen lesen. Aber gerade weil das läßige Wort typisch ist, ist es mir vergönnt an dasselbe anzuknüpfen. Derselbe Rezensent, dem es entschlüpfte, hatte sich natürlich einige Tage zuvor weit günstiger über das neue Theaterstück: „Das Konzert" ausgelassen. Das war wenigstens keine Hausmannskost. Das war gewürzt mit den feinsten mondainen Spezereien von: Stelldichein in der Waldhütte, Duldung des Ehebruchs von Seiten der betrogenen Frau und ähnlichem, Woher dieses Verlangen nach Hautgout und aufdringlicher Sinn« lichkeit in der modernen Kost, das sich auf allen Gebieten derselben verfolgen läßt, auch in der Musik, wo jetzt die Massenwirkungen, die direkt ohne intellektuelle Zwischenstufe zu den Sinnen sprechen, herrschend geworden sind, und wo man verächtlich über die zierlichen Melodien Haydns und sogar Mozarts die Nase rümpft, die nun als banal und

kleinbürgerlich gelten: von den bildenden Künsten gar nicht zu reden, wo man die gleiche Erscheinung mit Händen greifen kann?

Ich meine, daß bei einer gewissenhaften Beantwortung dieser Frage gar nicht zu verkennen ist, daß es sich hierbei nicht allein um ästhetische Dinge handelt, etwa um eine Entwiöelung der Kunst aus sich selbst heraus, und in notwendiger Konsequenz in der gegebenen Richtung, wogegen kein Sträuben hilft und keine Hemmung möglich ist, fondern daneben, aber wesentlich und hauptsächlich, um den Einfluß wirtschaftlicher Verhältnisfe, die wir überall zu regeln bestrebt sind, zu deren Regelung eine eigene Wissenschaft und sogar staat» liche Organe bestehen, ja um deren Ordnung sich die ganze Tätigkeit des Staates, die wir Verwaltung und innere Politik nennen, hauptsächlich bemüht. Ästhetische Entwickelung und wirtschaftliche Gestaltung einer Gesellschaft zeigen in der Tat mehrfache Ne> ziehungen, die nur darum unbeachtet bleiben, oder nur wenig besprochen sind, weil die weitgetriebene Vertiefung unferes Fachstudiums die zur Aufspürung jener Beziehungen notwendigen Überbrückungen erschwert, und diese selbst, wo sie versucht werden, wohl gar als Dilettantismus verpönt sind.

Nun ist aber auf dem Gebiete des Stofflichen schon lange bekannt, wofür wir hier nur die Parallele auf dem Gebiete der geistigen Dinge zu ziehen beabsichtigen: Wirtschaftliche Zustände haben, wie wir wissen, einen ganz ungeheuren Einfluß auf die Art der materiellen Lebens« weise und der sinnlichen Genüsse. Eine schlechte Güterverteilung, wie sie ausgesprochen im späteren Rom und dann in England während des neunzehnten Iahrhunderts herrschte, lockt die Reichen zu raffinierten Gewohnheiten des Essens und des Wohnens, während der Arme in diesen Dingen zu dem dürftigen Maße herabgedrückt wird, das nur eben im Stande ist, ihn am Leben zu erhalten. Sozialdemokratische Gesellschaftsformen (im allgemeinen Sinne des Worts, nicht in dem des utopischen Zukunftsstaates der Partei dieses Namens; ich denke z. V. an die Schweiz) zeigen hierin mehr Gleichmaß. Und nun sind es natürlich auch die erfteren, in denen Neuentdeckungen culinarischer Zu» bereitungen von Speisen und Getränken und raffinierter Luxus der Hauscinrichtung häufiger sind, da hier eine starke Nachfrage dem schöpfe» rischen Geiste entgegenkommt. Im gesellschaftlich stark demokratisierten Bayern dagegen herrscht höchstens eine Feinschmecker« in Bezug auf das VolkZgctränk, an dessen Konsum aber auch noch der Ärmste seinen Anteil

hat. Diese wenigen Andeutungen sind bei der Bekanntheit des Gegen» standes für das Verständnis schon vollauf genügend.
Um so auffallender ware — wenn wir dafür nicht schon eine Er» klärung gefunden hätten — daß die analoge Einwirkung auf dem Gebiete der Kunst noch so wenig besprochen wurde. Man braucht aber in der Tat nur zu bedenken, wie die Wohlhabenden unserer Tage leben und auch, wie wir gerne zugeben wollen, zu leben durch die Umstände mehr oder weniger gezwungen werden, um zu begreifen, daß hiervon ein bedeutender Einfluß geübt werden muß. Man beachte auch in dieser Richtung (in Berücksichtigung der Tatsache, daß die großen Städte ein weit schnelleres Wachstum zeigen als die Bevölkerung überhaupt) das großstädtische Leben, und wie dasselbe gekennzeichnet wird durch eine Überfülle von geistigen und besonders auch von künstlerischen Ein» drücken. In der Zeit der Anwesenheit der maßgebenden Personen drängt sich (wie in den Universitätsstädten in den immer kürzer werdenden Semestern) das von geistigen Genüssen Gebotene immer mehr zusammen zu einer „Saison", deren Übersättigung durch nichts anderes so deutlich gezeichnet wird, als durch das ErholungZbedürfnis, das nach derselben eintritt, und das man dann auch wieder durch immer breiter ausgemessene Sommerfrischen zu befriedigen sucht. Aber auch in diese ländliche Erholungszeit dringen schon, bei der Stumpfheit des Geistes für die einfachen Genüsse, die dort geboten werden, die städti» schen Übergenüsse nach, sodaß man in Grindelwald und Rigikaltbad schon nicht mehr zufrieden ist — ohne tägliche Kurkapelle. I n der Saison aber jagen zumal theatralische Eindrücke der eine den andern. Es ist psychologisch bekannt, welchen Einfluß dies auf den Geist der Genießen» den hat.
Man überlege aber auch, welchen Einfluß diese Lebensweise auf die Entwickelung der Kunst selber haben muß. Die alten Athener hatten ihre Festspiele nur in den alle vier Iahre wiederkehrenden Olympiaden und zehrten dann die übrige Zeit von den gewaltigen Ein» drücken, und so ein moderner Großstädter genießt womöglich alle Tage Theater, Konzert oder Gesellschaft, und wenn er in eine Kleinstadt ver- schlagen wird, wo die Auswahl in solchen Genießungen gering ist, so ist dafür schon das Wort bereit: „Es ist nichts los", und selbst in der Schweiz, wo Augenschmaus, leibliche Verpflegung und Körpersport den Tag doch füllen könnten, vermißt er das fehlende „Nachtleben".
Natürlich geht es nun mit der künstlerischen Speise wie mit der

physischen, sie kann bei einer zu schnellen Aufeinanderfolge der einzelnen Mahlzeiten nicht gehörig verdaut werden. Und wie dort Ingwer und starker Kaffee nach der Mahlzeit dazu dienen, über das natürliche und warnende, aber unwillkommene Gefühl der Sättigung hinwegzutäuschen — die Römer der Kaiserzeit gebrauchten für den gleichen Zweck noch naivere Mittel — so dient in der Kunst die Pikanterie, um den Eindruck auf die abgestumpften Sinne zu erzwingen. Durch eine zu häufige Wiederholung der Kunstdarstellung sieht man allmählich hinter die Kulissen und man durchschaut die Tricks der Künstlcrschaft. Die Illusion verschwindet in einem Grade, daß nun selbst die Theorien über das Wesen des Schönen von einem Gelingen derselben absehen*.)
Wenn es aber so weit ist, dann ist das eigentliche ursprünglich« Wesen der Kunst verloren. Es interessieren nur noch Nebenumstände, die verstandesgemäß erfaßt und besprochen werden können: die Persön« lichkcit des Darstellers, seine spezifische Auffassung und dergleichen, und als eigentlicher Reiz bleibt häufig der Sinnenkitzel (freilich nicht immer im schlimmen Sinne des Worts), den fleißig spielen zu lassen die Kunst dieses Stadiums sich angelegen sein läßt.
Das gilt nicht bloß für das Schauspiel und die sprachliche Dichtung überhaupt, sondern ebenso für die bildenden Künste. Für den Proleta» rier und den Mittelstand, die nur zuweilen nach des Tages Arbeit eine Illustration durchblättern und des Sonntags vielleicht den Fuß in eine Galerie setzen, genügen selbstredend einfachere Kunstmittel, als für die „obersten" Schichten der Gesellschaft, die sich die Säle mit Kunstwerken schmücken, und deren Frauen zum Teil selber auf mehreren Kunst» gebieten dilettieren, weil der Mensch, wenn er keine wirkliche Arbeit hat, die nie zu stillende Sehnsucht nach diesem Bestandteil des Lebens doch wenigstens mit dem Scheine einer solchen zu befriedigen sucht und, wenn er die Wahl hat, dafür die sauberste und angenehmste wählt, die ihm dazu in seinem Gesellschaftskreise den Nimbus einer hohen Schöpfer» kraft verleiht.
Freilich gilt der Unterschied, auf den wir hier die Aufmerksamkeit lenken, nicht für Reich und Arm schlechtweg, da auch der Proletarier in den Städten, durch die Ausstellungen an Ladenfenstern (ganz zu gefchwcigen von den Gesellschaftskreisen, die man mit dem Ausdruck

») Man vergl. ssonrad Lange': Das Wesen der Kunst, ein Werk, das ganz auf diese Voraussetzung aufgebaut ist.

Bohüme zu bezeichnen Pflegt), an jener Überfüllung mit Kunsteindrückcn Teil zu nehmen Pflegt, wie andererfeits der auf dem Lande lebende Gutsbesitzer von derselben ausgeschlossen, refP, verschont zu bleiben pflegt. Es scheint sich also mehr um die örtliche Differenzierung des Menschenlebens in Stadt und Land als um die wirtschaftliche in Reich und Arm zu handeln. Aber man darf nicht vergessen, daß es eben die industrielle Entwickelung ist, die zugleich beide Unterschiede schafft und jenes konzentrierte intellektuelle und Kunstleben in den Städten möglich macht. Solange es nur Reich und Arm auf Grund agrarischer Ver» hältnisse gab, war jener Unterschied, auf den wir weifen, nicht vorhanden oder lange nicht in demselben Grade.

An diesem Punkte unserer Untersuchung angelangt, ist es an der Zeit, einen Blick auf die Gesetze der Geschmacksentwickelung zu werfen, damit man deutlicher einsieht, welchen Einfluß eine intensive Be- schäftigung mit der Kunst überhaupt hat.

Das Schöne ist ja nichts Absolutes, sondern ein mit dem Menschen und der Menschheit Wandelbares, oder, wie wir meinen, Wachsendes, und der Geschmack, das wahrnehmende Organ der Schönheit, ist natürlich demselben Gesetze der Evolution unterworfen. Und zwar gilt dies nicht bloß in dein Sinne, daß er sich wie alle Organe vom embryonalen bis zum erwachsenen Zustande ausbilden muß: sondern er hat über- haupt keinen endgültigen Znstand der Reife. Hier gilt das Scherzwort, das dem Tierbudenbesitzer nachgesagt wird: „Wenn er ausgewachsen ist. wächst er immer noch." Mit anderen Worten, neben der Evolution ist hier ein Prozeß der Transformation oder Wandlung zu unterscheiden, wie er für den Intellekt und andere geistige Eigenschaften nicht oder wenigstens nicht in dem Maße besteht.

Eigentlich kann man niemals sagen, „die Sache ist schön", sondern nur, fieist für mich schön, oder sie ist es für den Kreis, in dem ich Kbe. Dies ist ja auch schon in dem alten, schon längst abgedroschenen: c!« ßustibu» unii est äi»purausuin, ausgedrückt: nur daß dieser Aus» druck gar zu unbestimmt ist. Trotzdem gibt es hier allgemein geltende Regeln. Denn, wenn alles auf dem Gebiete des Schönen individuell wäre, gäbe es überhaupt keine Wissenschaft, die auf den Namen Ästhetik Anspruch machen dürfte, während dieselbe allerdings (obwohl sie dem bahnbrechenden Genie niemals viel sein wird, aber demselben nach« hinkend doch) für Produktion und Geschmacksbildung der Geringeren

einen gewissen relativen und zuweilen nicht unbedeutenden Wert haben kann.

Aus der Relativität des Schönheitsbegriffes folgt nun zunächst eine notwendige Mäßigung im Urteil über Geschmacksrichtungen, die von der Norm abweichen. Für den Ungebildeten und ebenso für den unent» wickelten Geschmack sind eben in der Tat ganz andere Dinge schön als für die höheren Vildungs» und Entwicklungsstufen, und wer das ganze Verhältnis überblickt, wird nicht mitleidig auf die unteren Stufen hinabsehen (oder gar den dort stehenden gewaltsam die Augen zu öffnen suchen), sondern sie begreifen in ihrer notwendigen logischen Aufein- anderfolge. Wie der unentwickelte kindliche Körper andere Bekleidung erheischt nicht bloß in Bezug auf Gesundheit, sondern ebenso in Bezug auf die Schönheit, so ist es auch mit der Schönheitsempfindung und dem Bedürfnis. Manche Bevölkerungskreise — so kann man meinetwegen sagen — bleiben eben in ihrer Entwickelung ihr Leben lang Kinder, und wenn man sie treibt, so werden sie eben altkluge Kinder und mit Nichten ausgereifte Menschen.

Aber, wie schon angedeutet, nicht bloß von einem organischen Aus» wachsen bis zum Zustand der Reife ist hier die Rede, sondern auch der Gereifte ist noch einer Wandlung in bestimmt aufeinander folgenden Phasen ausgesetzt. Sein Schönheitsbegriff wandelt sich fortwährend, wenn auch nicht bis ins unendliche, und eine Zeitlang um so rascher, je mehr er sich mit der Kunst beschäftigt.

Das ist nicht bloß bei allen Künstlern von erheblicher Schaffens» dauer so — ich erinnere nur an die größten, an Beethoven und Wagner unter den Musikern, an Goethe und Schiller unter den Dichtern, an Rembrandt und Lenbach unter den Malern, und steht hier damit in Beziehung, daß sie die Technik immer mehr be» herrschen lernen und so je länger, se mehr Freude finden an den breiten Pinselstrichen, die mit wenig Aufwand an stofflicher Mühseligkeit den schönen Schein, worum es zu tun ist, mit immer größerer Sicherheit erwecken. Auch bei weniger Begabten, die sich intensiv und über ihre Begabung hinaus mit Kunst beschäftigen, bemerkt man dasselbe und bei ihnen häufig einen wahren Geschmacksverbrauch. Der Reiz ist überhaupt zu sehr abgestumpft, und am Ende finden sie manchmal gar nichts mehr schön; sie sind für Kunst mehr oder weniger blasiert.

Auch bei den bloß Passiv Genießenden ist etwas ähnliches der Fall. Selbst bei Nietzsche traf dies ein, da er von Richard Wagner

und Ennvickelung der Kunst Adolf Mayer
Abschied nahm und auf Peter Gast schwor und von den Opern nur noch Carmen gelten ließ, wobei nun freilich Krankheit den natür» lichen Prozeß sehr erheblich beschleunigt hat.

Aus dem gleichen Grunde folgt die Wandlung des Geschmacks an den Banstilen, notwendig in der historisch gegebenen Folgeordnung: Romanisch, Gothisch, Renaissance, Barock, Rokoko, Empire, Biedermeier» stil aufeinander, wie wir selber erlebt haben, da wir in den letzten 50 Iahren diesen Cyklus abermals an uns vorübergleiten sahen*), und genau so folgt in unerbittlicher Konsequenz in der schönen Literatur die phantastische Romantik auf die naturalistische Realistik und diese auf den akademischen Klassizismus, wie wir variati» variandi» gleich» falls schon am eigenen Leibe erlebt haben und wieder und wieder erleben.

Diese Erscheinung steht also offenbar in Beziehung zu dem not» wendigen Wechsel in unseren Nervenerregungen. Alle menschliche Empfindung ist einseitig, und je einseitiger dieselbe ist, desto mehr wirkt sie auf sehr beschrankte Partien unseres Empfindungsapparates, die dann bald ermüden. Melodien werden abgeleiert, technische Kunstgriffe zur Erzielung eines bestimmten Effekts wohl gar durchschaut, von Stümpern wiederholt und versagen nun ihre Wirkung.

Dann verlangt das Gesühl nach neuen Erregungen und zwar nach solchen, die von den bisherigen weit abliegen. Daher oft der Sprung bei Kunstreformen von einem Extrem in das andere. Daher der Im» Pressionalismus, der an das subjektive Empfinden appelliert, nach dem abgedroschenen Klassizismus oder dem strengen, bis zum Ekel wieder» holten, objektiven Ideal der Akademie. Daher, daß auch (eine kleine Weile später als sehr unvollkommen empfundene) Leistungen ein ganz unverdientes Glück machen, wie seinerzeit Auerbachs Dorfgeschichten, oder der Trompeter von Säckingen. Auch dieser ist doch trotz aller bezaubernden Frische bei weitem das unvollendetste W?rk Scheffels, nicht bloß absichtlich salopp hingeworfen, sondern in manchen Partien geradezu schülerhaft. Die ganz außer Verhältnis zur Leistung stehende Wirkung erklärt sich dann allemal aus der Tatsache, daß eine neue ungeahnte oder lange vergessene Quelle des Schönen entdeckt wurde, die dem Publikum nun wesentlich durch seine Neuheit ganz hinreißend geschmackvoll erscheint.

») Bergt, hierüber Leopold Gmelin: Vom „Kunstgewerbe- zur .Sachkunst". 1908. S. 5.

Auch ein großer Teil des Ruhmes von Richard Wagner dürfte auf diese Neuheit der zu dem bisherigen im Gegensatz stehenden Kunstideen zurückzuführen sein. Der rein melodische Teil der Mnsik war durch die vorausgehenden Kunstperioden mehr oder weniger erschöpft, und nun fand er eine ganz neue Quelle des Schönen in der Vertiefung der Harmonie und der Stimmung, die sich ganz an den von dem Tondichter selbst geschriebenen Text anlehnen sollte.

Die Erscheinung erinnert zugleich an die wohlstudierte Tatsache im Tierleben, daß z. B. eine Raupe ihr verwickeltes Gespinnst nur in dem Stadium fortzusetzen vermag, in dem sie es antrifft, also daß bei ihr gewissermaßen eine Erinnerung ausgelöst wird. Es handelt sich also augenscheinlich um eine psychologische Notwendigkeit.*)

Die alten Ägypter und Assyrer bildeten ihre Herrscher ab in vergrößertem Maßstabe, und das befriedigte offenbar ihren Geschmack, weil es ihrer Entwickelung entsprach, das geistig Große auch sinnlich groß darznstellen. Die Zeit ist noch nicht lange vorbei, da man in der bildenden Kunst nur schöne Menschen darstellte, d. h. Menschen mit regelmäßigen an das griechische Ideal erinnernden Zügen, offenbar weil die psychologische Vertiefung noch nicht so weit gediehen war, daß man das Schöne auch in den von Arbeit und Leiden durchfurchten Gesichtern erkennen sollte. Die Erkenntnis desselben ist ein Fortschritt, zum Teil freilich auch eine Überstürzung infolge des Gesättigtseins mit dem bisherigen Kunstideal.

Trotz dieser Relativität gibt es ohne Zweifel auch Ungeschmack")
und Geschmacksverirrungen. Dieselben treten zumeist dann auf, wenn überhaupt nicht empfunden sondern der Spur nach (z. V. der Autorität von andern folgend) geurteilt wird. Irgend etwas gilt als schön, und es ist vielleicht auch für irgend einen kleineren oder größeren Kreis, in welchem sich das Ideal gebildet hat. Da nun aber den meisten Menschen ein tiefes Kunstempfinden durch Anlage oder noch mehr durch Lebens» umstände, welche sie ins Vanausentum hinunterdrücken, versagt ist. viele unter diesen (gleichfalls infolge von Lebensumständen, die si» Plötzlich in Klassen, in welchen ein höherer entwickelter Geschmack herrscht, empor» hebt) aber für Kunstkenner oder wenigstens für kunstfreundlich gelten wollen, so halten sie sich an Äußerlichkeiten und kombinieren dieselben in der unverständigsten Weise zu ästhetischen Mißgeburten.

»»,

*) Verssl. Richard Semon: Müemc.

*) Dieser Ausdruck ist besser als der übliche .Geschmacklosigkeit"

Der einfache Bauer, das Kind und der Wilde sind nicht schlechthin geschmacklos. Ihr Geschmack ist nur bäuerisch, kindisch oder roh. Den eigentlichen Ungeschmack findet man bei den Kunstprotzen und bei den Sentimentalen. Die erfteren haben keinen ihrer sozialen Stellung entsprechenden Kunstsinn; die letzteren haben eine neurasthenische Über» empfindung, die es ihnen unmöglich macht, die Verdienste eines Kunst« werks gleichmäßig und gerecht abzuwägen. Dazu kommen dann noch die Klugschwätzer, die überhaupt nicht oder ganz wenig empfinden und sich nur intellektuell ein gewisses Urteil erworben haben, indem sie die ungefähre Bedeutung der von ihnen sorgfältig memorisierten Kunst« ausdrücke wissen, wiewohl nicht eigentlich kennen und jedenfalls mit dem Gefühle gar nicht bei der Sache beteiligt sind. Dieselben sind schon von dem amerikanischen Humoristen Mark Twain*) treffend gezeichnet.

Das Kunstprotzentum findet man naturgemäß bei den Amerikanern stark ausgebildet. Aber auch unsere eigene, so unerwartet wohlhabend gewordene Nation, die noch nicht immer weiß, welchen Gebrauch sie mit dem vielen Gelde machen soll, das ihr in den Schoß gefallen, liefert dazu bekanntlich ein entsprechendes Kontingent. Weiter gehören hierher zu» mal die in den Kolonien reich gewordenen. Engländer und Holländer.

Zu den sentimentalen Geschmacksverirrungen sodann stellen nament» lich die schwachnervigen kunstbeflissenen Großstädterinnen und nicht zum wenigsten die Berlinerinnen ein ansehnliches Kontingent. Man braucht nur die italienischen Galerien zu besuchen, um überall von ihrem über» trieben«n und nichtssagenden: „reizend" und „entzückend" verfolgt und gestört zu werden, während der wahrhaft von der Kunst getroffene schweigend bewundert und nur höchstens dem gleichgestimmten mit einem bezeichnenden Worte oder mit einer Geste das Bewunderungswerte an» deutet. Die nur empfindelnden Pseudo»Kunstenthusiasten könnten sich manchmal, wenn sie nicht zu hochmütig wären, durch ein Kind beschämen lassen, das bei einer Waldlandschaft einfach in die Worte ausbricht: „Wie kühl ist der Schatten dort" und dadurch zu erkennen gibt, daß die vorgezauberte Illusion völlig ihren Zweck erreichte.

Da nun also durch das Aufdrängen eines Geschmacks, für den die Kultur des Individuums oder der GesellschaftZgruppe noch nicht reif ist, gerade die Gefahr zu derartigen Geschmacksverirrungen entsteht, so ist

') Dic Arglosen auf Reisen p. 248.

dies ein Grund mehr, den Geschmack anderer, wenn er nur deren wirk» licher Geschmack ist und nicht eitel Heuchelei, zu achten, als das relativ Beste, dessen sie auf ihrer Stufe teilhaftig werden können. Das Nase» rümpfen ist allemal verkehrt; zudem ist es auch keineswegs gewiß, daß der höhere Geschmack, d. h. derjenige, der der höheren Entwickelungs» stufe entspricht, so viel mehr Vergnügen bereitet. Ich beabsichtige hier- mit keine Ketzerei auszusprechen. An und für sich wird wohl, ent» sprechend der Potenzierung alles Menschlichen, etwas derartiges der Fall sein, und der Ungeschmack ist jedenfalls der Empfindung bar. Aber unter gewöhnlichen Umständen, wo wir sonst nicht in der Lage sind, die Ansprüche eines höheren Geschmacks befriedigen zu können, weil unsere ganze Umgebung noch nicht reif dafür ist, erscheint es manchmal im Interesse des Vergnügens geraten, mit einem roheren Geschmack sich zu begnügen, da wir uns mit dem verfeinerten an allen Ecken und Enden stoßen. Und die allzugroße Verfeinerung führt endlich notwendig zur Unlust, da schließlich nichts von dem wirklich geleisteten mehr Gnade findet.

Also summ», »uuillmrum, es ist viel Gutes an dem alten Sprich- wort: v« 3U8tidu» uou est Äisputanckum.

Nach dieser ästhetischen Orientierung kehren wir zu unserem eigent- lichen Thema zurück. Wir konstatieren die Tatsache der Relativität des Geschmacks, und daß er, wie die Mathematiker sich ausdrücken würden, eine Funktion der allgemeinen geistigen Entwickelung ist. Vielleicht ist man geneigt, hieraus die Folgerung zu ziehen, daß man die Tatsache der Ungleichheit des Geschmacks in einem und demselben Volke und zu einer und derselben Zeit, auch wenn sie als eine unliebsame Erscheinung sich darstellen sollte, auf sich beruhen lassen müßte, da es eben immer auch räumlich und zeillich beschränkte Menschen von verschiedener Entwicke» lung geben wird und, was mehr ist, geben muß. Aber meine Aufgabe ist es hier, innerhalb dieses Rahmens auf eine Besonderheit zu weisen, die schon im Eingang zu diesen Erörterungen,angedeutet wurde. Die Wandlung des Geschmacks wird nicht allein beschleunigt durch die all- gemeine Geistesentwickelung, sondern ganz außerordentlich (und ganz unabhängig von dem Fortschreiten der Intelligenz) durch eine intensive Beschäftigung mit der Kunst. Dies nach dem Vorhergehenden zu be- weisen ist leicht, und man braucht nur, um hierin klar zu sehen, zu denken an den völligen Stillstand in der Geschmacksentwickelung in der bilden»

den Kunst um die Mitte des vorigen Iahrhunderts, während musikalische und poetische Fortentwickelung gleichzeitig sehr auffällig war, oder auch, wie örtlich (z. B. in Schwaben) die EntWickelung des Geschmacks in der bildenden Kunst ganz aufhörte, während in der Poesie die Feinheit in der ästhetischen Empfindung sich fortwährend zuspitzte und sogar in Mörike geradezu einen Höhepunkt erreichte.

Auch ist der Grund für solche Erscheinungen leicht aufzudecken, da zur Entwickelung der bildenden Kunst der Natur der Sache nach wirt» schaftlicher Wohlstand gehört, was für Poesie und Musik weit weniger oder gar nicht der Fall ist. Diese Künste schreiten also vorwärts In der Zeit oder entwickeln sich wenigstens weit gleichmäßiger, wahrend für Malerei und Plastik üppige Fürsten des Cinquecento, Päpste, die der ganzen Welt ihren Tribut auferlegten, oder der bürgerliche Wohlstand einer seefahrenden Nation, wie der niederländischen, notwendig ist, um die Blüte zu entfalten, die dann allemal auch Weiterentwickelung, sei es zum Guten oder zum Schlimmen — darüber wollen wir hier kein Urteil abgeben — bedeutet.

Aber auch für jene „billigen" Künste gilt die Regel, daß die lie» sonderen Erscheinungen der Übersättigung mit ihren Folgen für einen verfeinerten und wenig volkstümlichen Geschmack in den großen Städten sich zeigen, und daß das Anwachsen der Städte in den Zeiten des Industrialismus und des blühenden Handels eintritt: Also auch hier, und zwar wieder durch die wirtschaftlichen Verhältnisse, die gleiche Abhängigkeit, wiewohl in abgeschwächtem Grade.

So ist es deutlich, daß eine schlechte Güterverteilung und der In» dustrialismus, der in unserer Zeit eine solche schlechte Verteilung be» günstigt, neben der Erzeugung von Ungleichheit in vielen materiellen Dingen, auch eine Ungleichheit in der Geschmacksentwickelung notwendig hervorbringt, beziehungsweise die schon vorhandene vergrößert. Wir brauchen hierbei wiederum keinen Geschmack als besseren oder schlechteren zu charakterisieren, sondern nur festzustellen, daß dem Mittelstande in unserer Zeit der Geschmack der Reichen ein Ärgernis ist. Der des Mittelstandes ist den Reicheren aber (und ihren Mitläufern aus der Bohöme) eine Torheit. Auch das Wort „bürgerlich", zur Zeit der großen Revolution ein Ehrenname und kurz nachher auch ästhetischen Einfluß übend — der Biedermeierstil ist ja im Gegensatze zu dem voraus» gehenden Rokoko, nachdem inzwischen das Empire noch eine zweite Re- naissance in der Richtung des Erhabenen versucht hatte, ein richtiger

Bourgeoisstil — ist jetzt bei den oberen Zehntausend geschmacklich höchst anrüchig und wird mit vielsagendem Achselzucken gebraucht.
Dies Auseinanderklaffen der ästhetischen Kultur ist aber vielmehr wie die Disharmonie der übrigen Bildung in hohem Grade beklagens» wert und kann selbst (bei der großen Bedeutung, die das Schöne für die Kultur hat) eine Nation in ihrem Bestande bedrohen. Es gibt Bücher fürVornehme und solche fürGeringe, und die schwerverständlichen können leicht eben durch ihre Schreibweise für den gemeinen Mann ungenießbar gemacht, gleichsam denaturiert werden. Es gibt ausgewählte Literatur und Volkskalender, akademische Vorlesungen und Kapuzinerpredigten. Aber es gibt nur eine Kunst. Dasselbe Theater hat seine Logen und seinen Olymp. Kleine Anfänge oder Reste einer Differenzierung sind hier wohl vorhanden in dem Entstehen von sogenannten intimen Theatern und Kabarets (die übrigens auch dem Volke zugänglich sind) einerseits und andererseits den Kasperleaufführungen, die aber auch noch von den Gebildeten goutiert werden. Auch die öffentliche Plastik ist für hoch und niedrig, und da auch die Schaufenster öffentlich sind, kann auch die intime Kunst nicht der großen Masse unsichtbar gemacht werden. Das« selbe gilt mit einiger Einschränkung für die Konzertmusik.
Hieraus folgt wohl unwiderleglich, daß diese gemeinsame Kunst dem einen oder dem andern Teile notwendig Schaden bringen muß. Die Hochgeschraubten rümpfen die Nase über die Nahrung, die der großen Masse angeboten wird und die sie doch mitzugenießen verurteilt sind, und schelten sie kleinbürgerlich, oder Hausmannskost. Schon das wirkt verkehrt, da nichts so sehr den Kunstgenuß gefährdet wie Langeweile und Zerstörung der Illusion, und dies in ausgedehntem Maße, da auch die noch wirklich Genießenden bald der Ehrgeiz treibt, ihre Lieblingskost nicht mehr schmackhaft zu finden. Schlimmer aber noch ist die große Masse daran, wenn sie, nachdem man ihr in die Suppe gespuckt, genötigt wird, sich des Kaviars zu bedienen, der, wie schon das Sprichwort sagt, nicht für das Volk ist. Schon, da es nicht in kleinen Portionen zu ge» nießen weiß, wird ihm gründlich der Magen verdorben, und da die raffi» nierte Kunst auch die sittlichen Grenzen überschreitet, wird sie von Grund aus erschüttert in ihren moralischen Fundamenten.
Es ist mithin einleuchtend, daß eine schlechte Güterverteilung, die diese unliebsame Differenzierung begünstigt, nicht bloß schädlich ist wegen des Mangels, den die Armen geistig und physisch leiden, und wo» durch das ganze Volkstum in seiner moralischen und körperlichen

Gesundheit bedroht wird, sondern sie wirkt auch, wo noch gar nicht von Mangel die Rede ist, schon schädigend durch die ungleiche Entwickelung der Empfindung für das Schöne.
Es will mir scheinen, als wäre der Streit, der sich in den siebziger Iahren des vorigen Iahrhunderts zwischen Politikern und Katheder» sozialsten abspielte, und wobei die ersteren meinten, erst müsse unsere Nation wohlhabend und dadurch gegenüber den Nachbarn mächtig sein, ehe man die Frage einer gerechten Güterverteilung in die erste Linie der Aufmerksamkeit rücken dürfe: es will mir scheinen, dasz diese Frage mehr im Sinne der letztgenannten entschieden worden wäre, wenn man die hier dargelegten Gesichtspunkte damals schon hätte berücksichtigen können. Denn wichtiger als die äußere Macht, die durch den bloßen Reichtum der Nation allerdings leichter geschaffen werden kann, ist doch die innere Solidarität, auch die des Geschmacks, die, wie wir gesehen haben, mit der Einheit der ästhetischen EntWickelung in einem so nahen Zusammenhange steht.
Aber die Kathedersozialisten sahen damals selber noch nicht klar, wie verzwickt die wirtschaftlichen, moralischen und politischen Fäden durcheinanderlaufen, und ihre Beweisgründe machten darum noch nicht den gehörigen Eindruck. Der ganze Grund der sozialen Bewegung wurde damals überhaupt noch wenig verstanden und zunächst wohl gar in den Kreisen der Gebildeten lächerlich gemacht durch den anekdotischen Po» panz eines Sozialistenführers, der die Leinwand der Gemäldegalerien als Grundstoff für Arbeiterhemden in Anspruch nehmen wollte. Es ist nicht schwer, durch solche plumpen Scherze die Lacher auf seine Seite, zu ziehen. Natürlich die Leinwand eines guten Bildes ist wirtschaftlich sehr viel mehr wert als ein Arbeiterhemd, auch dem Arbeiter individuell häufig mehr als felbst das Kleid, seine Blöße damit zu decken. Aber eine andere Frage ist die, ob es nicht besser wäre, wenn unsere öffentlichen Galerien (die doch nach des berühmten englischen Pfarrers Kingleys schönem Vorschlage dazu gebraucht werden sollten, auch Arbeiter zu ihrer Erheiterung darin herumzuführen) nicht viele Bilder enthielten, beren Leinwand (anstatt unnütze Blößen vorzutäuschen) bessere Verwendung gefunden hätte, wenn sie, auch nur die Blöße eines einzelnen Bedürftigen zu decken, verwendet worden wäre.

Hans Bethge:

Der junge Fridolin

Novelle

Fridolin war jung, lang, hellblond, und seine Augen waren grün» lich. Es war etwas Ruhiges in seinem Wesen. Er war zu besonnen, um sich von einer Leidenschaft knechten zu lassen, und zu leichten Sinnes, um sich über eine Torheit zu erregen, die er begangen hatte.

Auf das engste vertraut fühlte er sich mit der Schönheit des Meeres. Er meinte, daß es nichts Größeres, Rätselvolleres und doch dem Fühlen des Menschen Vertrauteres gäbe, als diese in ewigem Wechsel sich er» neuende Bewegung, und daß es nichts gäbe, was einen tieferen Frieden und zugleich eine fo herrliche Lnst an der Fülle des Daseins verliehe.

Am Meer trieb er sich oft herum. Hier schien ihm alles verklärt von einem unbeschreiblichen Glanz: der spritzende Gischt, das wehende Dünengras und die unheimlichen Vögel, die den Strand bevölkern: die blonden Frauen, die wenig sprechen und lichtblaue Augen haben, und die Männer, deren eherne Glieder in teerigen Kleidern stecken: der scharfe Geruch von Salz und trocknenden Fischen, der Strandhafer und die Disteln, mit denen der Westwind spielt: das Mondlicht, das über das dunkle Wasser hinschillert, mit unzähligen blitzenden Klecksen: und jene göttlich faulen Stunden, da man, die brennende Pfeife im Munde, in einsamen Booten liegt, ziellos dahintreibt und mit wunschlosen Augen in den Himmel schaut.

Was die Liebe anlangt, so ist zu sagen, daß ihn am ehesten jene Mädchen entzündeten, aus deren gerade erwachenden Augen das blaue Frühlingsleuchten strahlt, das von den Blüten des Sommers noch nichts weiß: jene, deren zaghaft gegebene Hand ein viel reicheres Geschenk bedeutet, als das Glühen der wissenden Frau, und die, wenn sie tanzen, wie junge, im Winde bewegte Zweige sind. Das Ende seiner Neigungen freilich war immer bitter, denn es war die Entsagung. Er hatte noch

keinen Sinn dafür, daß es süß sei, das eigene Leben mit einem andern dauernd zu verketten. Er war noch zu sehr in seine Iugend verstrickt, und fein FreiheitZgefühl war viel zu groß, als daß er sich schon hätte entschließen können, einen mit Obacht vorgeschriebenen Weg zu gehen.
Er hatte einen Jugendfreund mit Namen Wilibald. Dieser war jetzt Leutnant in einem pommerschen Infanterieregiment und hatte sich mit der Tochter eines hinterpommerschen Gutsbesitzers verlobt. Die Hochzeit stand nahe bevor. Fridolin erinnerte sich einer hübschen Szene aus der Kindheit, wo er mit dem Freunde in einem blühenden Holunderbusch gesessen hatte, in dem sie, mit ernster Miene Zigaretten aus Kartoffelkraut rauchend und unendlich wichtige Gespräche über die Zukunft führend, sich das Wort gegeben hatten, daß einst der Eine auf der Hochzeit des Andern zugegen sein werde. Nun machte sich Fridolin auf, um an der Hochzeitsfeier seines Freundes teilzunehmen.
Er reiste mit einem andern Iugendgenossen, Paul, der auch geladen war. Es war im März, und nach langen Regentagen waltete der Vor« frühling in seiner ganzen Schönheit. Die Luft war erfüllt von Sonne und tansend seltsamen süßen Ahnungen. Die werdende Natur schien mit Schleiern von Gold behangen zu sein, nachdem das Auge sie wochenlang nur in Grau gesehen hatte. Paul und Fridolin saßen plaudernd im Zuge, der sie nach Norden trug. Sie ergingen sich in bunten Erinnerungen, und die Tage ihrer Kindheit standen so klar vor ihnen auf, als hätten sie sie gestern erst preisgegeben.
Fridolin blickte durch das geöffnete Fenster des Zuges, durch das die Sonne hereinkam, in die vorüberfliegende Landschaft. Er war überrascht von dem, was er sah. Er hatte gemeint, auf dieser Reise in die ödesten Distrikte zu geraten, und nun sah er sich unvermutet von einer Natur umgeben, die mit seinem landschaftlichen Fühlen im schönsten Einklang stand. Ein wundervoll blauer Himmel lag über der Erde, und die Strahlen der lange entbehrten Sonne umwoben jedes Ding mit einem goldhaltigen Schimmer. Braune Hcideflächen, aus denen einzelne Birken, von dem ersten Glanz des kommenden Laubes verklärt, hervorragten, wechselten mit kleinen Nadelwäldern, Ackerstreifen und fetten Wiesen ab. Dann flog der Zug an Mooren vorbei, in deren schwarzen Lachen die Sonne wie bleiches Silber lag. Aufgeschichtete Torfhaufen iah man, und die vereinzelten Bäume, die sich aus dem Moor aufreckten, waren verkrüppelte Wesen von spukhafter Form, die, so dachte Fridolin, wenn man sie im Mondlicht sähe, etwas Furchterregendes haben müßten.

Hier und da stand ein bemooster, grünlich schillernder Windbock und
ließ seine Flügel treiben. Über die Wiesen schritt der Storch. Einzelne
Gehöfte, von Linden oder Eschen umgeben, die sie gegen die Winde
schützten, lagen malerisch durch das Land zerstreut. Verblüffend waren
die kleinen Seen, die zuweilen auftauchten. Ihr Wasser war so
märchenhaft blau, daß es schien, ein Stück des Himmels sei in sie hinein»
gefallen.
Blau und Gold waren die herrschenden Farben in der Landschaft.
Die Höhen, die in der Ferne auftauchten, waren ultramarin. Fridolin
war es, er schaue in eine Wunderwelt.
„Der See, sieh doch den See," fuhr er mitunter aus feiner Be»
trachtung auf. Oder: „Die Virke da, — wie ein Mensch." Einmal
sagte er: „Diese Farben sind unheimlich." Und einmal: „Hier muß
ich im Herst wieder her; wenn die Birken in Goldgelb stehen."
Am späten Nachmittag, als die Farben matter wurden und sich
ein feines, langsam zunehmendes Grau überall einzumischen begann,
kam die kleine Station, auf der man aussteigen mußte. Fridolin lehnte,
als der Zug einlief, aus dem Fenster, um Auslug zu halten. Der Bräu»
tigam, in Uniform mit Pelzkragen, stand auf dem Bahnsteig und winkte.
Die beiden Freunde waren nicht die einzigen, die den Zug verließen.
Noch etwa fünf, sechs andere CouMüren öffneten sich, und Herren mit
Hut» und Helmschachteln, auch mehrere Damen stiegen aus. Wilibald
begrüßte die Einzelnen, stellte vor und überwies das Gepäck an die
Diener. Dann ordnete sich die kleine, bunt zulammengewürfelte Ko»
lonne in einer Reihe draußen wartender Landauer, die sie dem u»
gefähr eine Stunde entfernt liegenden Gutshof zuführen sollte.
Die Führung übernahm eine Iagdkalesche. Ein Paar schwarz»
brauner Traber zog sie. Wilibald saß auf dem Bock und hatte die Zügel.
Neben ihm saß Fridolin. Hinter ihnen ein Bruder der Braut, Paul
und eine Reihe Leutnants.
Erst kam eine Pappelchaussee. Rechts und links, auf hügeligem
Gelände, dehnte sich Feld und Heide. Ein kräftiger Wind strich von den
Feldern her. Wilibalds Augen glänzten. Er knallte die Peitsche über die
Gäule hin, sah zwischen den nickenden Köpfen durch und schien an etwas
Fernes zu denken. Plötzlich kehrte er das Gesicht zu dem neben ihm
sitzenden Freunde und blitzte ihn mit goldenen Augen an.
„Alter Iunge!" sagte er, nahm die Zügel in eine Hand und faßte
ihn um. Sonst nichts.

Fridolin sprach:
„Sie hat blaue Augen, und in ihrem Haar ist ein Ton wie Bern«
stein. Habe ich Recht?"
Wilibald nickte.
„Das Schönste ist ihr Lachen," erwiderte er. „Es ist wie ein Quell
unter Blumen. In einer halben Stunde sind wir bei ihr."
Der Wagen bog in einen sandigen Feldweg ein, um einen Hügel
herum, und nun fuhr man auf einmal mitten in die untergehende Sonne
hinein. Sie ging ganz ohne Strahlen hinüber, gleich einem riesigen
Blutstropfen, der in einer bläulich dunstigen Atmosphäre hing. Auf
einer Höhe rechts von dem roten Gestirn türmte sich ein armseliges Dorf
empor, in wilden Linien. Weiße Häuser und hochragende Dächer aus
Stroh. Eine alte, dickköpfige Kirche krönte das Ganze.
„Das ist Garzigar", erklärte Wilibald, indem er mit der Peitsche
hinüberwies. „In der Kirche findet morgen die Trauung statt. Heute
machen wir noch einen Bogen darum."
Fridolin war entzückt von diesem alten, hochgebauten Nest, das, die
mächtige Sonne zur Linken, wie eine trotzige Faust aus der Einsamkeit
der Heiden ragte.
„Ich bin starr," sagte er. „Ihr habt Punkte in diesem Lande, die
unbeschreiblich sind. Wenn ich Maler wäre, hier ließe ich mich nieder."
Wilibald nickte. „Das Land ist schöner, als man ahnt. Sind Dir
die blauen Töne der Ferne aufgefallen? Sie verschwinden fast nie."
„Wie Ultramarin", sagte Fridolin.
„Die Farbe kommt von der Feuchtigkeit der Moore und von der
Nähe des Meeres. „Das blaue Ländchen" heißt die Gegend im Munde
der Leute. An manchen Tagen ist das Blau so fabelhaft, daß man mit
dem Finger hineinstippen möchte, in der Meinung, daß es abfärben
müßte."
„Sieh jetzt die Sonne hinter den Birken. Wundervoll!"
„Gleich ist sie hinüber. Ietzt taucht auch Obliwitz auf, unser ein»
samer Gutshof. Dort neben dem Wäldchen die weißlichen Häuser. Auf
dem höchsten weht eine Fahne."
. Ein Hohlweg kam. Hinter ihm tat sich ein Moor auf, mit ver»
krüppelten Kiefernbeständen und halb verfallenen Hütten. In den
schwarzen Pfützen blänkerte die Abendröte.
Ein Volk Avosetten fuhr auf und stürmte über das Moor in die
Dämmerung. Ein Hund schlug an und hörte nicht mehr auf mit

Belfern. Man fuhr an kleinen, strohgedeckten Arbeiterhäufern vorüber,
die etwas abseits von dem Gutshof lagen. Die feiernden Leute standen
vor den Türen und zogen die Mützen. Eine mit Tannengrün und Feld»
blumen umwundene Ehrenpforte wölbte sich über den Weg. In großen
bunten Lettern trug sie die Inschrift „Willkommen". Mit Hurrarufen
fuhr man darunter hinweg. Wenige Minuten später bog man rasselnd
in den weitläufigen Gutshof ein.
Im Herrenhause brannten fchon die Lichter. Der Vater der Braut
stand vor der Tür und begrüßte die Ankommenden. Sein Verwalter,
ein junger Mensch von feinen Allüren, unterstützte ihn in den Honneurs.
Im Hause wimmelte es von Gästen. Während Paul und Fridolin den
Korridor des Seitenflügels passierten, rauschte eine Wolke junger Mäd»
chen in hellen Kleidern an ihnen vorüber. Die Freunde nahmen ein
gemeinsames Zimmer in Beschlag, säuberten sich und zogen sich um.
Während Paul sich rasierte, klopfte es.
Fridolin öffnete, und der Bräutigam trat herein, in Überrock.
„Ihr müßt so fürlieb nehmen", sagte er. „Es sind der Gäste zu
viel. Wenn ihr Wünsche habt, wendet euch an meinen Burschen. Morgen
spielt ihr Brautführer. Paul ist für diesen Zweck ein Fräulein Gleiß
zugefallen, braunhaarig und lustig, mit hübschen Augen. Du, Fridolin,
führst eine Große, Blonde. Heute erkennst du sie an einem blauen
Kleid. Asta von Selbnitz heißt sie."
„Oho!" machte Fridolin. „Das klingt ja ganz feudal."
„Ist es auch", entgegnete Wilioald. „Qstpreußischer Adel und
Rasse. Kühl, hochmütig usw. Du wirst ja sehen. Ietzt muß ich weiter.
Macht schnell und erscheint bald. Adios!"
Er stieß einen Iuchzer aus und verschwand.
Kurz darauf erschien er noch einmal. Er steckte nur seinen schwarz»
haarigen Kopf durch die Tür und sagte:
„Übrigens, was die jungen Mädchen anlangt, — keine Dumm»
heiten, nicht wahr? Das ist ja natürlich selbstverständlich."
Paul schrie voll Entrüstung: ^Raus!" Dann, als jener schnell
verschwunden war, fügte er leiser hinzu: „Da sprach schon der Ehemann,
— entsetzlich!" und schüttelte sich.
Bald darauf begaben sie sich in die Gesellschaftsräume. WilibaHd
führte sie erst zu seiner Braut hinüber, die ein taubengraues, mit rosa
Seide durchsetztes Kleid angelegt hatte und, indem sie sich sicher, aber
durchaus mädchenhaft bewegte, ungemein reizend aussah.

Dann wurde weiter vorgestellt. Den Verwandten, den älteren Herrschaften, den jungen Mädchen. Als alles vorüber war, zog sich Fridolin in eine Fensternische zurück. Er sah durch die unverhüllten Scheiben auf den dunkelnden Hof, wo ein Knecht ein paar Pferde in den Stall führte und zwei Frauen blanke Eimer mit Milch trugen. Dann hielt er im Zimmer Umschau. Von den Namen hatte er natürlich soviel wie nichts verstanden. Gern hätte er gewußt, wo die Dame sei, die er morgen zu Tisch führen sollte. Ein blaues Kleid sollte sie tragen. Er sah keins.
Paul trat zu ihm, nahm seinen Arm und sie gingen ins Neben" zimmer. Hier schien der Tummelplatz der Iugend zu sein. Man lachte, plauderte, und kleine Gläser mit Sherry wurden herumgereicht. Die Freunde nahmen an dem Tischchen Platz, an dem die Braut und der Bräutigam saßen. Ein Diener bot Zigaretten an. Fridolin nahm eine zwischen die Lippen, beugte sich zu Wilibald hinüber und fragte:
„Du, wo ist eigentlich diese Asta?"
Wilibald sah sich um, dann sagte er:
„Dort drüben. Die Schlanke in Blau."
Fridolin sah hinüber. In demselben Augenblick berührten sich Astas Augen mit den seinigen. Aber nur flüchtig und offenbar zufällig. Sie blieb dabei im Gespräch mit den andern.
Sie saß auf einem niedrigen, englischen Lehnstuhl, in eleganter, etwas lässiger Haltung. Ihr Haar, von einem eigentümlich silberigen Aschblond, hing ihr, zu einem dicken Knoten geordnet, im Nacken. Sie trug ein einfaches blaues Kleid, ohne Schmuck. Die Bewegungen ihrer Glieder zeigten eine vornehme Gelassenheit, und um den feinen Mund, dem man es ansah, daß er viel und gern zu schweigen pflegte, lag ein feiner Ausdruck des Stolzes und eine fuße, seltsame Herbheit.
Fridolin sah sie im Profil und zwar fast die ganze Gestalt. Sie schien schlank zu sein wie eine Gerte und zerbrechlich wie Glas. In der einen Hand, die schmal und matt über die Lehne des Stuhles hing, hielt sie eine Rose von dunkler Glut. Sie paßte nicht zu ihr. Fridolin hatte das Gefühl, als hätte diese Blüte entweder von dem zartesten Rosa sein müssen oder gelb.
Er folgte jeder Linie ihres Körpers mit Obacht und bemühte sich, jede Einzelheit ihres äußeren Wesens in den Schah seine? Erinnerung aufzunehmen. Plötzlich wurde er verwirrt. Es war ihm auf einmal ganz deutlich, als schöbe sich etwas in die Luft, das seine Fäden zwischen

ihm und dem Mädchen zu spinnen begann. Er machte eine kleine, ver»
legen« Bewegung, errötete ein wenig, sah schnell fort und wandte sich
plaudernd an den Bräutigam. Dann mußte er doch wieder hinüber»
blicken. Sie hörte mit Lächeln einem älteren Herrn zu und roch zu»
weilen vergnüglich an der Rose. Fridolin wollte durchaus, daß sie ihn
ansah. Sie tat ihm den Willen nicht. Er versuchte es mit aller Gewalt
durch die Energie seines Blickes zu erzwingen. Sie dachte gar nicht
daran, zu ihm hinüberznsehen.
Ein Diener meldete, daß serviert sei. Alles erhob sich. Zwei grotze,
mit Blumen überschüttete Tafeln waren gedeckt, eine für die Iugend,
eine für das Alter. Man fetzte sich. Fridolin kam an die Seite eines
älteren Mädchens. Er suchte nach Asta und fand sie am anderen Ende
des Tisches. Sie streifte ihn während der Dauer des Mahles mit keinem
Blick. Er hatte das Gefühl, daß es Absicht sei. Sie hatte hin und
wieder ein reizendes Lächeln über die Dinge des Gesprächs, wobei der
eigentümlich herbe Zug um ihre LiPpen nicht verschwand. Sonst war
ihr Wesen Ruhe und Gelassenheit. „Du sollst mich noch ansehen," dachte
Fridolin, voll Trotz. „Du sollst es noch spüren, wie der Stolz und die
Ruhe in deiner Brust zerbrechen, gleich einem Gebäude aus Glas. Ich
will es. ich will es!"
Nach Tisch verteilte man sich wieder in den verschiedenen Zimmern.
Als Kaffee herumgereicht wurde, trat Fridolin kurz entschlossen auf
Asta zu und sprach:
„Ich werde das Vergnügen haben, Sie morgen zu Tisch zu führen."
Sie matz ihn etwas verwundert mit den Augen.
„Ah —," machte sie, ohne daß sie Lnst zu haben schien, sich in eine
Unterhaltung mit ihm einzulassen. Sie roch an der Rose in ihrer Hand,
blickte an ihm vorüber und nickte dem Bräutchen zu, das drüben in einem
Ring junger Mädchen saß.
Fridolin schwieg absichtlich. Da sah sie ihn wieder mit ihren
ruhigen Augen an, und in diesem Blick lag die Frage: Weißt du sonst
nichts zu sagen?
Fridolin dachte: Das ist doch stark. Dann fing er ostentativ vom
Wetter zu sprechen an, was sie mit Gleichgültigkeit über sich ergehen ließ.
Während der kleinen szenischen Aufführungen, wie sie an Polter»
abenden üblich sind, stand er im Hintergrund, kaute nervös an seinem
Schnurrbart und hatte ungleich mehr auf die Schönheit eines bloßen
Profites acht, als auf die dargestellten Dinge, die die andern belachten.

Frgnl
Die sn
(Casse!,

)bhls<K Zuvi)' U'-,^ . ,
l.'.,'.,.'!,,1 U,iÃ¶q:i0 Ni^ ,'i^ '^^'i^ U-^^U^vq ?,.^ ^!^0 ?Id ^.^v ', ,,, ^
!l, ^I.'l UV ^li?U 31il7^ ^l'i'.^!.^^4l.lH IiI 1.1 q'.l^l "1UU l^l-'^i iI ^'l'.^,^
^U.H' ^?a^l UI ?^c,i^ .1?^! UV Har ,u^ 'Ã¼.^.^. 'Ã¼'.:ii,' i<.> i" , ,. :' !I
.' ', .'i ^ - l' .-. ..z
INi) U2lla^,vj;lw k,:nj u^l^nI p'r; '2cl^n,^i zi!! ,,'..!.:.,,i'? .'
'Ur'm::i:i^ u.n',?c'^i^U^^ u^^i in H?<!,'^l lz"i :,o^: ^ .','
!.??(' ^'nlh.'lÃ¼o ^,'U ^nU jl^0l iI^" ;i'^n" .. ^' .'.,'.' . ,
^.".l jj'.,)?) '0'.w.^i!?laoa ^pnl u,^?'^ ^'^' "," >"" .' ' < , ,' .,.'i,
^',^D .l?r'^.uv iiw ^,! ylN<i ,1!i,l v!li,', ,i,l.!l>),,Â»u ,' . , ^ , ' . >'
i^,: <^n^ ?,^ iil Ã¶lll" 'IP3(',',U c:,U!XV, l'^'j"^ ^i'.: !
Uoil,:?^<) 'PI! !^'^? 511^ ,l?! N7"a:,^"^'/:,,^' , ,^ . ,'
: ".,^,^) ^'^v ;im ^z ',,'ipii'^ .>> 'nun, u^',^, n . , , ,, , '
l' lpoi ,^i,N nt li.1.i'V u.n,"!l,, <i,,ii!,' U'/'^',^ ,,,, . .. , '
,^ '?u>.^^ ?ul? ?;lpvm ^.7, ",:.^'.,si l'.,:ui':. ', .; ' '. ' .

'. ! :'^.'.'
Fr^ans Hals:
Die singenden Knaben
(Cassel).

Astas feingeäderte Schläfen fielen ihm auf. Es war ihm ein wohliges Gefühl, zu verfolgen, wie sich ihr matter Glanz langsam in das üppige Haar verlor.
Nachher kam er noch einmal in ihre Nähe. Ein Heiner Kreis hatte sich auf niedrigen Polsterstühlen zusammengetan, und einige Mädchen pafften Zigaretten in die Luft. Die Braut hatte einen braunen Jagd» Hund hereingelassen, ihren Liebling, den jeder zu verhätscheln bestrebt war. Am meisten schien er sich zu Asta hingezogen zu fühlen,'die auch am besten mit ihm umzugehen wußte. Während sie ihm freundlich über Kopf und Rücken fuhr, griff auch Fridolin nach ihm. Er tat es zu leb» Haft, und das Tier stieß einen Kleffer aus. Asta sah den Ungeschickten strafend an, stieß seine Hand fort und fagte barsch:
„Lassen Sie den Hund."
Fridolin richtete sich auf und maß sie mit kühlem Auge. Er fühlte sich nicht veranlaßt, ^irgend etwas zu entgegnen. Er wandte sich mit keinem Wort mehr an sie. Es reizte ihn und wurde ihm bald eine heim» liche Freude, sie ebenso rauh und abweisend zu behandeln, wie sie ihn.
Die Damen zogen sich zur Ruhe zurück. Die Herren gruppierten sich noch um eine gemeinsame Tafel, rauchten und tranken Vier, russischen Kümmel und Danziger Goldwasser. Als es eins schlug, gingen auch sie auseinander, um sich für den folgenden Tag ihre Frische zu bewahren.
Fridolin wurde, während er zu Bett lag, das Gefühl von Astas heftig stoßender Hand nicht los. Es war klar, sie hatte es mit Absicht vermieden, freundlich zu ihm zu fein. Er fah nachdenklich einem vier- eckigen silbernen Flecken zu, der langsam über die Tapete wanderte, ein Stück von dem Mondlicht, das durch die unverhangenen Scheiben fiel. Dann lächelte er, schloß die Augen und schlief langsam ein.
Nicht weit von ihm war das Zimmer, in dem Asta schlief. Sie war voll Unruhe, wachte mehrmals auf, sah immer die lange, bieg» fame Gestalt mit den grünlichen Augen, wollte sie nicht sehen, biß sich die Lippen wund und lauschte auf den Frühjahrswind, der draußen in kurzen Stößen durch den Garten fuhr.
Für den Mittag des nächsten Tages war die Trauung angesagt!
Asta erschien in rosa Seide. Sie sah blasser aus als gestern. Um den Ausschnitt der Brnst zog sich ein feiner Gaze»Schleier, und ein Hals kam . zum Vorschein, schlank und zart, wie der Stengel einer Blüte. Fridolin

trat zu ihr und reichte ihr ein Bukett aus weißen Rosen. Sie drückte es an ihr Gesicht und warf ihm einen Blick entgegen, über den er erschrak. So hatte sie ihn noch nicht angesehen.
„Welch schöne Blumen", sagte sie. Sie vergrub sich ganz hinein und sog den Duft auf.
„Rosen sind das Schönste," sagte sie.
Fridolin schwieg. Sie warf einen Pelz über, und er half ihr in einen der Landauer, die zur Kirche fuhren. Noch ein anderes Paar saß mit in dem Wagen. Sie waren ziemlich die letzten, die in der kleinen Kirche anlangten. Bald kam das Brautpaar, man gruppierte sich, und Während die Orgel einsetzte und die Kinder auf dem Chore sangen, schritt man langsam nach vorn an den Altar. Asta hing am Arme Fridolin-.
Er fühlte sie kaum. Sie ging gerade aufgerichtet, sehr stolz und sehr ruhig. Er sah mit flüchtigem Blick ihr Profil, das feine Kinn, die süße Schläfe, den Hals. Da erlaubte er sich ihren Arm ein wenig fester an sich zu drücken. Sofort fühlte er, daß der Zug um ihre Lippen noch herber wurde.
Dann standen sie am Altar nebeneinander. Das Gefühl, sie so dicht an seiner Seite zu haben, beglückte ihn. Nach einer Weile flüsterte sie: „Mich friert." Fridolin sah sich um, bemerkte einen Offiziers» mantel über einem Stuhl, nahm ihn und legte ihn um Astas Schultern.
Nun war es entzückend zu sehen, wie sie in diesem Mantel, der sie so gut kleidete, dastand, gerade und schlank, blauen Auges, jung, schön, einer spröden Knospe vergleichbar.
„Schöner als jetzt", sagte Fridolin leise, „können Sie niemals sein."
Sie tat, als höre sie ihn nicht. Doch rieselte etwas durch sie hin, lau und wohlig, und sie fühlte, es drohte etwas umzukippen in ihr. Für einen Augenblick freilich nur.
Der Prediger sprach, und die Orgel klang, und die Kinder sangen mit hellen Stimmen, und die goldene Sonne fiel durch die bunten Scheiben auf die Fliesen um den Altar her, und dann fuhr man lachend, von jagenden Pferden gezogen, nach Hause zurück, und durch dies alles hindurch brauste es in Fridolin: Asta, Asta. Asta!
In ihr war alles wieder aufgerichtet, stolz und still.
Als sie nachher bei Tisch nebeneinander saßen, quälten sie sich mit Worten ab, von denen sie beide fühlten, daß sie klanglos, leer und nur ,

gesprochen waren, um ein gänzliches Schweigen zu verhindern. Er be» obachtete ihre feinen, zerbrechlichen Handgelenke und hatte fortwährend das Gefühl von Porzellan. Auch an den Vorfrühling mußte er denken, .der draußen fein Wesen trieb. Dann nahm er fein Glas und hob es ihr entgegen. „Auf unsere Iugend", fagte er: und leiser, mit heimlichem Klang, wahrend die Gläser sich trafen: „Rosen im Haar!"
Das Gespräch wurde wärmer und sicherer.
„Iugend", sagte Asta. „Es klingt wie Reichtum und Sehnsucht. Unnennbare Wunder blühen um uns her, und die Quellen, die in uns riefeln, sind wie Gefänge, die in das Leben Hingen. Heut sind wir traurrg und voll unklarer Wünsche, und morgen möchten wir mit den Lerchen in den Himmel steigen, möchten umarmen und zerdrücken, was um uns ist, möchten springen und tanzen — und unser Übermut ist grenzenlos."
„Ich kenne diese Stimmung", sprach Fridolin. „Wenn ich sie habe, laufe ich zu meinem Freund, rüttle ihn und brülle ihn an, daß er meint, ich fei wahnsinnig. Es ist wie eine Befreiung."
„Und dann die Stunden des Hochmuts . .."
«So waren Sie gestern abend."
„Das ist nicht wahr", sagte sie ernst. Dann, nach einer Pause:
„Ich wollte Ihnen nur die Richtung geben, wie Sie sich zu mir verhalten sollten."
„Sie waren entsetzlich. Habe ich das verdient?"
„Ia. Vielleicht sollte ich auch jetzt nicht anders zu Ihnen sein."
„Warum?"
„Weil ich zu wissen glaube, wer Sie sind. Ich glaube, es sind Mauern, die sich zwischen meinem und Ihrem Gefühl erheben. Sie verstehen die Mädchen vielleicht zu lieben, — ihre Liebe zu achten, der» stehen Sie nicht."
Fridolin war erstaunt. So offen hatte man noch nicht zu ihm ge» sprachen. Es trat eine Pause in der Unterhaltung ein. Sie sah ihn an und mußte lächeln.
Der Iagdhund war wieder im Zimmer, strich zu Asta hin und schmiegte sich an ihre Füße. Sie neigte sich und fuhr mit der Hand liebkosend über sein Fell. Auch Fridolin tat, als streichle er das Tier. In Wirklichkeit aber griff er nach Astas Hand, löste sie energisch von dem Fell des Tieres los und hielt sie fest. Sie ließ es geschehen, ihr war, als müßte sie ihm wehren, aber ein schlaffes, willenloses, unendlich

holdes Gefühl beherrschte sie. So saßen sie eine Weile, schweigend, Hand in Hand, während die anderen meinten, daß sie mit dem Hunde beschäftigt seien. Fridolin sprach leise durch die Zähne hin: „Asta".
Da war es. als besänne sie sich wieder: als bäumte sich etwas in ihr auf. „Lassen Sie mich los!" flüsterte sie energisch, indem sie sich aufreckte. Und als Fridolin sich nicht bequemte, ihrem Verlangen nachzukommen, noch einmal und heftiger: „Lassen Sie mich los!"
Fridolin gab die Hand frei. Sie sahen sich nicht an, und eine Weile sprachen sie nichts. Dann kamen wieder die gleichgültigen Worte. Hinter diesem aber brannte es rot in Fridolin: Ich liebe dich! — und sein Gefühl war wirr und dunkel. Er wußte, hier war etwas seltsam Hohes und Keusches, etwas von dem er fühlte, daß man es lieben könnte, sein Leben lang: dann aber sah er blitzschnell Fesseln und enge Wege vor sich, und „Freiheit! Freiheit!" sang sein Herz. Und auch in Asta sah es wirr aus. Wie ein Vach im Frühling rauschte es in ihr; aber machtvoll trotzte sie dagegen auf: „Ich will nicht!"
Den Kaffee nahm man im Gartenzimmer, jetzt eine Art Winter» garten, in dem Palmen und Oleanderbäume standen. Es war fast dunkel geworden. Für eine Weile öffnete man die Glasflügeltür, und nun konnte man über dem Garten das Licht der ersten Sterne funkeln sehen. Der kühle Geruch taugenäßter Fluren drang herein. Eine Wiesenschnarre lärmte in der Ferne, in harten, unmelodischen Lauten. Dann lauschte man einem Schwarm unsichtbarer, schnellfliegender Kraniche, die aus der dunkeln Luft herunterschrieen.
„Welch schöner Abend", sagte Asta. „Später werden wir Mond» schein haben."
Fridolin saß neben ihr, an einem Tischchen, hielt eine Tasse Kaffee in der Hand und sah hinaus.
„Ia", sagte er, scheinbar abwesend.
Dann, als man in der Nähe lauter wurde und lachte, neigte er sich Plötzlich zu dem Mädchen und sagte leis, aber heftig:
„Sie sind hart zu mir —"
„Wie können Sie das behaupten —"
«Asta -"
„Nennen Sie mich nicht so. Sie haben kein Recht dazu. Was wünschen Sie?"
„Ich will —". er schwieg und biß sich auf die Lippen.

Sie lächelte und zuckte die Achseln. Dann schüttelte sie nachdenklich das Haupt. Dann sah sie ihn an, mit dem Ausdruck großer Innigkeit. Ein Wort sagte sie nicht. Aber Fridolin war es, als sollte er jetzt nieder» tnieen, um ihre Hände zu küssen und seinen Kopf in ihren Schoß zu legen. Doch er beherrschte sich, und schon eine Sekunde später hatten die dunkeln, sich widersprechenden Gefühle wieder Raum in seiner Brnst.
Gerade während diese stummen Wogen zwischen den beiden jungen Menschen hin und wider fluteten, trat der Brautvater in die Tür» rahmen, klatschte lustig in die Hände und rief: „Bitte tanzen!"
Man hörte schon den Flügel und einige Geigen herüberklingen.
Alles stand auf und begab sich in die größeren Zimmer zurück, wo die Tafeln fortgeräumt waren. Einige Paare tanzten schon. Bald entfaltete sich ein buntes Gewirbel. Fridolin lehnte dumpf an einem Türpfosten und sah dem Treiben zu. Er sah Asta am Arm eines Leutnants vor» überschweben, blaß, mit niedergeschlagenen Wimpern. Dann tanzte sie mit andern. Später, als sie einmal ruhte, trat er vor sie hin, verbeugte sich und gab ihr den Arm. Sie umschritten den kleinen Saal ein paar mal, darauf tanzten sie. Sie tanzte leicht und lässig. Fridolin meinte, tausend blaue Blumen blühten unter seinen Füßen auf. Nun war er in den matten Duft ihrer Haare eingehüllt und hörte ihr weiches Atmen und fühlte die kleine schlanke Hand in seiner liegen.
Er drückte sie an sich mit aller Macht. Sie fühlte, daß ihr Stolz nahe daran war, jämmerlich zu zerschellen, wie ein Kahn in der Bran» dung der See. Zugleich aber lohte wieder die Empörung in ihr auf, und wieder siegte dieses Gefühl, und sie sagte mit hartem Klang:
„Sie sind kühn. Ich wünsche, daß wir aufhören mit tanzen."
„Nein."
„Sofort."
„Ich will nicht."
„Ich schreie, wenn Sie nicht aufhören."
Er ließ ab, führte sie auf ihren Platz, verneigte sich und verließ dann, ohne daß es auffiel, das Zimmer. Er warf sich einen Pelz über und ging hinaus in die Mondnacht.
Die Gebäude des Gutshofes lagen weiß wie Milch in der kühlen Luft. Aus der Ferne konnte man, wenn gerade ein Windhauch her» überwehte, die Musik hören, zu der die Knechte und Mägde tanzten, denen dieser Tag auch ein Festtag war. Fridolin schritt über den leeren,

gepflasterten Hof und sah feinen Schatten neben sich wandern. Er ging durch eine Pforte in das Feld und auf ein kleines Gehölz von ragenden Kiefern zu, die sich wie drohende Recken gegen den hellen Himmel abhoben. Unter diesen Kiefern lag ein Heiner Friedhof, den verstorbenen Mitgliedern der GutZfmnilie als Ruhestätte dienend.
Das letzte der Gräber, das einige frische Kränze trug, war noch ziemlich jung: hier hatte man die Mutter der Braut vor nicht viel mehr als einem Iahre eingegraben. Hohe Eisenkreuze mit gepreßten Goldlettern standen auf den Gräbern, überall wucherte Efeu, und auch an manchen Kreuzen strebte er mit wilder Umarmung empor.
Fridolin schritt den schmalen Weg zwischen den Gräbern hin. Er empfand den wundersamen Frieden dieser Stätte und sah vertraulich zum Mond auf, der mit ihm langsam durch die Kronen der Kiefern schlenderte. Dann blieb er am Rande des Gehölzes vor einem der Hügel stehen, und nun waren es die Schatten ringsum, die ihn seltsam erfüllten. Welche Schatten! Da waren zunächst, von übertriebener Länge und Geradheit, die Schatten der Kiefernstämme, die sich fest und sicher weit über das Feld hinlegten, wie Mastbäume, oder wie schwarze Furchen: endlich verloren sie sich in einem eigentümlichen Gewirr von Dunkelheit: das waren die Schatten der Kronen. Viel unheimlicher als diese langen, toten Kiefernschatten aber waren die Schatten der Kreuze. In ihnen nämlich schien ein verstecktesLeben zuschlummern, und nur darauf zu warten, daß es in einer mystischen Stunde auferstünde, doch nicht ein frohes Leben, sondern ein Leben voll düsteren Ernstes und gewaltsamer Entbehrung ohne Lachen und ohne Licht. Und dann glitt sein Auge auf feinen eigenen, kleinen, harmlosen Schatten über, und er dachte daran, daß dieser Schatten ihm im Grunde ebenso fremd sei wie die Schatten der Kiefern und Kreuze um ihn her, denn er hatte nicht den geringsten lebendigen Teil an ihm. Und doch vermochte nur er ihm Bewegung zu verleihen, wenn auch kein Leben, und wäre dieser Schatten nicht, so wäre er nicht. Und wenn man jetzt, so dachte er, dorthin, wo er selbst gerade stand, einen anderen Menschen stellen würde, einen von ihm gänzlich verschiedenen, der nur ungefähr die gleichen Formen des Körpers hatte (oder auch eine leblose Puppe dieser Art), so würde der Schatten, der dort läge, dem seinen zum Verwechseln ähnlich sein, so wie die Schatten der Kreuze einander glichen, ohne daß man den einen vom andern hätte unterscheiden können. Während Fridolin dies bedachte, wurde ihm auf einmal siedend heiß. Gleich darauf breitete er beide

Arme aus. so daß auch sein eigener Schatten dem eines Kreuzes glich. Wenn jetzt hier jemand käme, dachte er, dessen Auge nicht die Dinge, sondern nur die Schatten der Dinge zu sehen vermöchte, so würde er nicht ahnen können, daß hier ein Mensch stünde, sondern er würde wähnen, zwischen lauter Kreuzen zu wandern.

Er ließ die Arme wieder sinken, sah sein Abbild mit einem heim» lichen Mißtrauen an und wurde unwillig über die Unruhe und das törichte Spiel dieses Budes, während ihn die unveränderliche Hoheit der übrigen Schattenbilder mit Neid und Sehnsucht erfüllte. Er nahm sie noch einmal alle in sich auf, dann aber hatte er der Schatten genug. Er schritt in das freie Feld hinüber, das so hell vom Mondlicht über» gossen war, als stünde es voll weißer Blüten, und wanderte auf einem Rain entlang, indem seine Füße den Tau von unzähligen Gräsern streiften. Die Felder und Wiesen schliefen, nicht eine Grille war wach. Der Mond hing zwischen großen, silberumrandeten Wolken. Ietzt tauchte eine die Wiesen durchquerende endlose Schlangenlinie niedriger Bäume auf, in deren Zweigen das Mondlicht wie ein silberner Schleier hing. Fridolin unterschied, daß es Weiden waren, und als er sie erreicht hatte, sah er, daß sie den Ufern eines lautlos gleitenden Flüßchens folgten. Eine Holzbrücke führte über ihn hinweg, Fridolin lehnte an das Geländer und sah in das Wasser, das schwarz wie Tinte erschien, während es ein Ende weiter abwärts von einem weißlichen Glanz über» leuchtet war. Er suchte erst die kaum hörbar flüsternden Weiden und dann das geheimnisvoll fließende Wasser mit den Augen zu durch» dringen, fühlte das lautlose Leben und die unaufhörlich ziehende Ver- änderung, die unter ihm war, und der unbeschreibliche Zauber, der über nächtlichen Flüssen liegt, trat auf einmal mit solcher Gewalt vor ihn hin, daß ihm sein eigenes klopfendes Herz inmitten dieses großen, un» begriffenen Webens nur wie ein nichtiger Spuk erschien.

Als er jenseits über die Felder weiter schritt, tauchten ein paar Arbeiterhäuser, hingeduckt wie schlafende Tiere, vor ihm auf, aber ehe er sie erreichte, kam er an einen kleinen, etwas tiefer gelegenen, eirunden Teich. Er schritt an seinen Rand hinab und streckte sich in das Heidekraut. In der Mitte des Teiches lag der Mond, eine silberne Kugel. Wenn ein Windhauch kräuselnd über die Wasserfläche fuhr, wurde aus der Kugel ein breites Gitter von endlosen Silberstrichen. Drüben, nicht weit vom andern Ufer entfernt, reckte sich ein Ziehbrunnen schräg und schwarz gegen den Himmel und schien die Einsamkeit dieser

Stätte noch zu erhöhen. Fridolin nahm ein Zweiglein Heidekraut
zwischen die Lippen, sah in den Teich und nach dem Ziehbrunnen hinüber
und dachte an Asta.
Es war eine sinnlose Quälerei für sie beide, und er stellte sich vor,
daß es seine Pflicht war, ein Ende zu machen. Aber wie? Er fing an,
seinen Gefühlen mit Sorgfalt nachzugehen, und glaubte zu finden, dasz
er diefes stolze Mädchen heftiger liebe, als irgend ein anderes zuvor.
Dann aber dachte er über die vergangenen Erlebnisse nach, dachte an die
Unzuverlässigkeit menschlicher Gefühle und besonders der seinigen,
dachte vor allem an die goldene Freude am Erleben, die noch in ihm war
und die er als seinen köstlichsten Besitz empfand, und schließlich sagte
er sich mit aller Bestimmtheit: Preisgeben, preisgeben, lieber Fridolin,
«Z ist die einzige Möglichkeit. Sei klug, du kennst dich doch, bleib ein»
sam, das Leben ist groß, und es blühen der Rosen viele; geh fort, sei
traurig und klage: aber bleibe einsam, unbeständiger Fridolin!
Er sprang auf, riß einen kleinen Kieselstein mit hoch und wars
ihn ärgerlich in den Teich, daß es plumpste und eine Garbe silberner
Tropfen aufsprang.
„Preisgeben", murmelte er, „— natürlich" — und dann fing er an
sich selber gröblich zu belügen, indem er sich vormachte, daß er voll»
kommen ausgesöhnt mit diesem klugen Entschlusse sei, indem er ihn vor
sich selber als den einzig sinngemäßen pries und so tat, als wäre diese
ganze Angelegenheit ihm klipp und klar.
Er schritt den Uferrand hinauf, blickte noch einmal auf den Teich
zurück, ging an den Ziehbrunnen, betastete ihn, machte einen Bogen um
die Arbeiterhäuser herum und sah, wie drüben auf dem Hauptweg ein
sich umarmendes Paar hinschritt, das sich wahrscheinlich aus der Schenke
fortgestohlen hatte, um einen heimlicheren Winkel für seine Liebe auf»
zusuchen.
Auf mehreren Umwegen gelangte er in den GutsPark, blieb einen
Augenblick vor dem verödeten Sandsteinbecken des großen Spring»
brunnens stehen, blickte zum Mond und den phantastischen Wolken»
formen des Himmels auf und sah dann die rötlich erleuchteten Fenster
des Herrenhauses wieder vor sich liegen. Er trat ganz dicht unter eins
der Fenster und lauschte. Ein unbestimmtes Surren von Stimmen
schlug an sein Ohr, die Musik schwieg. Man hatte aufgehört zu tanzen
und erfreute sich vermutlich für den Rest des Abends an „Gesellschafts»

spielen". Er schritt um das Haus herum, kam an das dunkle Fenster seines Zimmers, stieß die Fensterflügel zurück und schwang sich über das Gesims in die Stube. Er entkleidete sich im Dunkeln und legte sich hin. Schlafen konnte er nicht; sein Blut wallte ruhelos hin und her. Mit» unter wurde ihm so heiß, daß er am liebsten aufgesprungen und ans offene Fenster getreten wäre, um sich zu kühlen. Er sah Asta, hörte ihre Stimme, fühlte ihre kleine weiße Hand, sah sich selber neben ihr, heftig bewegt und unfähig die Worte zu finden, die er fuchte, fühlte den Stolz ihres Auges, biß sich ins Handgelenk, und einmal war er nahe daran, laut los zu brüllen wie ein verzogenes Kind.

Lange lag er fo. Endlich hörte er ein schnell anschwellendes Ge» tümmel auf den Korridoren und wußte, daß sich jetzt die Gäste zur Ruhe begaben. Hier und da klappte eine Tür, Geträller war zu hören, ein feines Lachen, ein Zuruf, ein Gähnen, dann wurde es wieder still. Eine Stunde später öffnete man ungeschickt laut die Tür zu seinem Zimmer. Fridolin tat, als schliefe er, aber durch die Wimpern hindurch beobachtete er genau, was vorging. Zwei Leutnants, lachend und mit geröteten Gesichtern, schleppten Paul herein, der sinnlos betrunken war. Der eine Leutnant, auffallend durch abstehende Ohren und einen endlosen blonden Schnurrbart, trug einen brennenden Leuchter in der Hand, den er schief hielt und von dem infolgedessen das Wachs fortwährend auf die Dielen tropfte. Paul, der nicht das geringste mehr von sich wußte, ließ alles mit sich geschehen. Die Leutnants setzten ihn aufs Bett, zogen ihm allmählich sämtliche Kleidungsstücke aus, nannten ihn eigentümlicher» weise immer „Majestät" und lachten unmäßig dabei. Als ihr Opfer bis auf das Hemd entkleidet war, schleppten sie es an den Waschtisch und gossen ihm eine Kanne Wasser über den Kopf. Paul gab nicht einen Mucks von sich und hielt auch meistens die Augen geschlossen, die so klein schienen wie die eines Ferkelchens. Die Leutnants packten ihn ins Bett, deckten ihn zu, legten mit eigentümlich pathetischen Gebärden einen Rosenstrauß auf feine Bettdecke, warfen einen fcheuen Blick auf Fridolin, nahmen den Leuchter und verließen dann, nachdem sie erst so unnötig laut gewesen waren, merkwürdigerweise auf Zehenspitzen und mit leisem Flüstern, das Zimmer.

Paul schlief sofort und fing an zu schnarchen. Fridolin war erst belustigt durch die groteske Szene, deren Zeuge er gewesen war, dann gewannen die tieferen Bilder des verflossenen Tages wieder Raum in ihm, und er hörte Asta immer von neuem mit der ganzen Energie ihrer

Stimme zu ihm sprechen: „Ich wünsche, daß wir aufhören mit Tanzen. Sofort."
Es währte lange, ehe er Schlaf fand. Er schlief leis und unruhig.
Am nächsten Vormittag sollte Asta reisen. Sie sahen sich noch beim Frühstück, doch saßen si« so weit von einander ab, daß sie kein Wort miteinander wechseln konnten. Fridolin empfand es eigentlich als eine Wohltat. Ihre Augen berührten sich miwnter. Asta schien ganz lustig zu sein, die Bewegungen ihrer Hände und ihres Kopfes waren viel leb» hafte r als gestern. Der Leutnant an ihrer Seite, es war der mit den abstehenden Ohren, zog sie in eine Unterhaltung, die ihr volles Interesse zu haben schien. Aber einmal bemerkte Fridolin, daß sie auf einen Augenblick die Augen schloß, wie in einem starken nervösen Gefühl, oder von einer hestigen Ermattung ergriffen. Nach dem Frühstück trat er zu ihr, sah sie an, nahm lächelnd ihre Hand und sagte leise „Adieu". Dann führte er die Hand an den Mund und biß hinein. Aber die Hand schien fühllos zu sein, denn sie zuckte nicht einmal. „Adieu", sagte Asta und lachte. Fridolin , merkte trotz alledem, daß dieses Lachen nicht ehrlich war.
Er wollte den Abschied am Reisewagen nicht miterleben. Er lieh sich ein Pferd aus dem Stall ziehen, einen hübschen Rappen, und stieg in den Sattel. Als er eben den Hof verlassen hatte, bemerkte er an seinem Ärmel einen goldigen Blitz. Er sah nach und fand, daß es ein langes, aschblondes Haar war, das nur von Asta stammen konnte. Tic ganze Schönheit des blassen Mädchens trat mit einem so wehmütigen Schimmer und so überwältigend vor ihn hin, daß ihm war, er, müsse liebkosend ihren Namen nennen und für alles um Verzeihung bitten.
Er gab das Haar dem Winde preis, biß die Lippen zusaminen, stach die Sporen mit unsinniger Heftigkeit in die Seiten des Pferdes, fo daß es sich bäumte, und jagte über Feld und Gräben, gleich einem Besessenen.
Nachdem er auch die Heide durchquert hatte, wurde der Boden moorig, und er mußte abbiegen. Er ritt in ein Wäldchen junger Birken ein, deren weiße Stämme in der blauen, sonnigen Luft wie pures Silber glänzten, während das Zweigwerk, braunrot und voll keimenden Saftes, von einem violetten Duft durchzogen war. Dunkelgrüne Wacholderbüsche waren über den Waldboden hin verstreut. Fridolin

machte einige Male halt, um schöne Durchblicke durch die hellen Stämme auf das Moor und die roten Dächer eines fernen Dorfes zu genießen. Draußen kam er auf eine sandige Höhe. Nahe dem Horizont er» kannte er das Dunkelblau eines kommenden Regens. Plötzlich drang ein Lärmen aus der Luft. Er sah empor. Zwei große weiße Vögel, blendend von der Sonne beschienen, stürmten mit vorgereckten Hälsen durch die Luft und schrien. Als er weiter Umschau hielt, auf das Wäldchen zu feinen Füßen, auf das rote Dorf, auf ein paar blaue, moorige Teiche und die Wege ringsher, sah er in der Richtung nach Gar» zigar den Reisewagen mit den beiden Braunen. Und wieder spornte er den Gaul und flog über Moor und Heide und Feld, und als er dann endlich in Obliwitz einritt, ermattet und triefend gleich dem Tier, auf dem er saß, rief ihm der Brautvater, der gerade aus dem Schafstall kam, mit deutlicher Stimme entgegen:

„Wenn Sie glauben, junger Mann, daß ich noch einmal die Dumm» heit begehe, Ihnen ein Pferd aus meinem Stall zu geben, irren Sie sich!"

Fridolin fuhr von Obliwitz direkt ans Meer. Er kletterte auf den Dünen der Halbinsel Heia herum, legte sich an den Strand, trieb in Booten durch das sonnige Wasser, das er selten so blau gesehen zu haben meinte, pflückte sich Sträuße von Leberblümchen, die auf einigen Hügeln in blauen Mengen standen, und fühlte, daß er an der See noch niemals fo unruhig und verstört gewesen sei. Aus jedem Raunen des Wassers hörte er die Stimme eines Mädchens, das blonde Haare hatte: wo er einen wehenden Halm sah, dachte er an dünne Handgelenke, und die Bläue des Himmels sah er nur als Vergleich mit dem Blau zweier un» vergeßlicher Augen. Endlich hielt er es nicht mehr aus. Er setzte sich hin und schrieb an Asta, daß er am nächsten Tage auf der Heimreise um eine bestimmte Zeit mit dem Schnellzug durch S. kommen werde, der Stadt, wo sie bei Verwandten zu Besuch war. Er schrieb, der sehnlichste Wunsch, den er habe, sei, sie am Bahnhof noch einmal wiederzusehen. Er fuhr, und als er sich S. näherte, glaubte er, er müsse vor Er' regung umsinken. Er stand, als der Zug einlief, am Fenster und er» kannte sie sogleich. Sie trug ein schwarzes Kleid, einen schwarzen Feder» Hut und an den Händen gelbe dänische Handschuhe. Merkwürdig, so» bald er sie sah, hatte er seine Ruhe wiedergefunden. Sie winkte ihm zu,

er sprang, als der Zug hielt, herab, ging ihr entgegen, nahm ihre Hand und küßte sie.
Was sie hierauf miteinander sprachen, waren die üblichen Erkundi» gungen nach ihrem Befinden, wie es ihm am Meere gefallen habe, wie ihr die Hochzeitsfeier bekommen sei, wie lange sie noch bei ihren Ver« wandten zu bleiben gedenke. Sie sagte, daß sie noch etwa vierzehn Tage in S. zu bleiben gedenke, und er, daß er die See nie so schön ge» sehen habe, daß er aber nicht in der richtigen Stimmung gewesen sei, sie zu genießen. Dann hieß es „Einsteigen!", sie gab ihm schnell die Hand, er küßte sie, indem er den Handschuh zurückstreifte, auf den Puls, leiden« schaftlich, dann noch einmal. Er bestieg den Wagen, der Zug setzte sich in Bewegung, und langsam verschwand ihre dunkle Gestalt, während er winkte und noch bis zuletzt den herben Zug um ihre Lippen sah.
Fridolin war todunglücklich, mied eine Zeitlang die Menschen, und nach einem viertel Iahr war Astas Bild nur noch ein Schemen in seiner Erinnerung. Sie hatten nichts mehr gemein in ihrem späteren Leben, Wenn sie einst sterben werden, wird keiner ahnen, daß sie in den Tagen ihrer Iugend voneinander wußten. ,

Antiker Hohenkult und Marienverchrung
aus dem Berge Athos

Hochragende, die Lande ringsum beherrschende Bergeshäupter hat die Phantasie primitiver Menschen wohl überall mit dem Schimmer der Heiligkeit umkleidet, und der ist lange daran haften geblieben, ja in gewissem Sinne niemals erloschen. Dort, glaubte einstmals das Volk, wohnten die Götter, und frommen Sinnes baute man ihnen an den geweihten Stätten Altäre.

Auf dem wolkenumhüllten Gipfel des Sinai hat sich Iahve seinem auserwählten Volke unter Donner und Blitz in seiner erhabenen Herrlichkeit offenbart und seine Gebote verkündet. Dort aber sollen schon vordem die Israeliten, als Iahve noch nicht ihr einziger Gott geworden war, samt andren heidnischen Bewohnern des gelobten Landes dem Mondgott Sin Verehrung und Opfer dargebracht haben. Und eine Bergpredigt auch war's, worin dann des Menschen Sohn, der gekommen war, das Gesetz zu erfüllen, seinen Iüngern das Himmelreich der Armen am Geist und das Evangelium der Nächstenliebe verkündete. Um selbst zu beten, zieht sich Christus gleichfalls gern in die weltenferne Einsamkeit einer Anhöhe zurück, wo er sich zugleich Gott näher fühlt: es klingt ganz von selber die Stimmung an, die in der Seele nicht bloß des Naturmenschen die Vorstellung von der Heiligkeit der Berge wecken mag.

In den Berichten der Evangelisien übrigens tritt am bedeutsamsten der Olberg hervor; ihm mochte noch der heilige Charakter aus König Davids und vermutlich schon früherer Zeit anhaften. So ist es vielleicht nicht außer Zusammenhang damit, wenn eben dieser Berg von der christlichen Mythologie zur Stätte von des Heilands Himmelfahrt ausersehen ward.

Aber eine ungleich großartigere Rolle mußte der Höhenkult bei dem sinnenfreudigen Hellenenvolk spielen. Denn das fand seine Götter in der

Natur, die es umgab, im geheimnisvollen Dickicht des Waldes wie im lieblichenHain, am fröhlich sprudelnden Quell wie an wilderMeeresbrandung, und namentlich auf stolzen Höhen. Dort thronen die Himmlischen im reinen Äther und blicken gnädig auf die Opferflommen der Altäre. Den Zeus, den allsehenden Lenker der Welt, verehren sie dort, der droben die Wolken sammelt, um erquickenden Regen auf dürre Fluren herabzusenden, der aber auch die zündenden Blitze schleudert und dem rollenden Donner gebietet. Und außer Zeus hatten noch andre himmlische Gottheiten auf Bergspitzen oder Felsenriffen am Meer Kulte an nicht überdachten Altären, z. B. Kronos, falls dieser hier nicht mit Zeus identisch ist, Phoibos Apollon und die Göttin der Höhen wie der himmlischen Phänomene Aphrodite Urania. Von all den heiligen Bergen aber genießt einer gar universales Ansehn, das ist der Olympos an der Grenze zwischen Thessalien und Make-donien, auf dem, um Zeus geschart, der gesamte Götterkreis ein seliges Dasein führt. Homer und Hesiod, die, wie man sagte, den Griechen ihre Götter gegeben haben, schmückten auch diesen Göttersitz mit allen Zaubern der Dichtung. Der Volksseele freilich weihevoller gelten andere Höhen: ihren geweihten Bezirk, den alle Schauer der Gottesnähe erfüllen, betritt kein profaner Fuß; bei manchem gar sühnt's nach heiliger Satzung des Frevlers Tod. Das sind jene zahlreichen und bekannten Lokalkulte, die auf dem höchsten Berge der Landschaft zumeist oder wenigstens auf den die Stadt krönenden Berghügeln ihre Stätte haben. Denn die Schirme
r
des Landes sind die dort verehrten Götter, sie wachen über Ordnung und Recht, und ihnen dankt man Freiheit, Wohlstand und Ruhm.

Der Schauplatz solchen Gottesdienstes für das ganze Land und seine Rachbaivölker war auch der Athos. Majestätisch erhebt sich im Süden der durch den Durchstich des terres für alle Zeiten bekannten Landzunge der Marmorkegel des Berges. Weithin sichtbar ist der Koloß wie eine „Hochwarte des ägäischen Meeres." Und so isoliert steht er, als hätte ihn ein Gigant an seine Stelle geschleudert, wie ein Mythologe hellenistischer Zeit dichtete. Seine einsam aufstrebende Kuppel aber scheint bis an den Himmel zu reichen. Dadurch hat er sich der Phantasie und dem kind-lich frommen Glauben der pelasgischen Urbewohner des Berglandes leicht wie ein gewaltiger Thronsessel des obersten Gottes präsentieren können. Und in der Tat war der Gipfel des Athos eine altehrwürdige Kultsiätte des Zeus, und Aischylos im „Agamemnon" läßt sie bis in heroische Zeit hinaufreichen, in jener Schilderung Klytaimnestras, wie ihr die Notschaft von Trojas Fall durch Feuerzeichen zugegangen:

„Von Feu'r zu Feuer flog hierher die Flammenpost.
Der Ida selber sandte sie dem Hermes-Fels
Auf Lemnos zu; vom Eiland nahm den vollen Strahl
Sodann der zeusgeweihte Athosgipfel auf."

Von den heiligen Altären da droben aber wußte eine Sage zu erzählen, daß sie über die Region derRegenwolken hinausgeragt hätten, denn niemals wäre die Opferasche fortgespült worden.

Im Lande selbst waren überdies zu Ehren anderer Gottheiten Altäre und Tempel verstreut. Einen Nymphenkult gab es am Vorgebirge Nymphaion. Und in einem ebenfalls am Meeresstrande gelegenen Heiligtum, da wo nachmals das Kloster Iwiron dem Heimgang Mariä geweiht ward, sollen sich sämtliche Athoniten alljährlich zu einem Götterfeste vereinigt haben, woran sich bis heutigen Tages eine in lokaler Tradition festgehaltene Erinnerung bewahrt hat. Manch eines der jetzigen Klöster mag die Trümmer altheidnischer Heiligtümer bedecken; das pflegte wenigstens, selbst wo es nicht wirklich geschah, zur größeren Ehre der siegreichen Kirche von frommen Chronisten fingiert zu werden. Der Altar des Kronos Eurygeneios an der Stelle des jetzigen Dionysiu-Klosters oder der Tempel der Demeter Kalliplokamos an der Stätte der Kapelle des Hl. Demetrios verdanken ihre Eristenz allenfalls solchen trüben Quellen. Der gelehrte Neugrieche Lambros scheint sogar in diesen Nachrichten mit gutem Grunde nicht mehr als phantasievolle Erfindungen seines übel berüchtigten Landsmannes Simonides zu erblicken.

Aber fast hätte alle Athos-Gottheiten in dem Zeitalter, dem der große Alerander seinen Namen aufgeprägt, eben dieser heldenhafte Eroberer an Ruhm überstrahlt. Der groteske Plan nämlich bestand, den Berg in eine Kolossalstatue des vergöttlichten Königs umzugestalten. Nur ein Künstler, der so gigantische Taten wie den märchenhaften Siegeszug Alexanders erlebt hat, konnte einem Alerander ein solches Projekt vorlegen. Zudem fällt es in eine Epoche, die jene bekannten Kolosse schuf und ihre künstlerische Signatur nicht zum wenigsten durch eine Steigerung des Menschlichen ins Grandiose, Bizarre und Ungemessene empfing. Der Name des Urhebers freilich schwankt, und es ist überhaupt strittig, ob der Gedanke selbst nur Anekdote oder wirklich vorhanden war. Zur Tat jedenfalls ist er nicht geworden, und das durch sichere Nachrichten bezeugte Standbild des Zeus, das vermutlich nicht vor jener Zeit den Athos krönte, hat als Wahrzeichen des alten Höhengottes jenen Rivalen überdauert.

Erst der Sohn der Iungfrau, dessen Reich nicht von dieser Welt, hat Zeus' Macht gebrochen. Vor den Verkündern von Christi Botschaft und Martyrium fanden die alten Götter Griechenlands auch in den Wäldern des Athos keinen Schutz; ihr Oberhaupt mußte von seinem Berggipfel gerade so gut weichen, wie von anderen PhoibosApollon oder Aphrodite Urania, und wie nach hartnäckigsten Kämpfen selbst von der ruhmgekrönten Akropolis die gnädige Beschützerin Athens. Ia, mehr noch als andere geweihte Stätten des Paganismus wurde gerade dieses abgeschiedene Eiland eine Hochburg der neuen Religion, sozusagen ein Purgatorium weltflüchtiger Asketen. Zwar der Berg selbst war in gewissem Sinne schon in heidnischer Zeit heiliges Land, und es ist vielleicht nicht ohne jede Berührung damit, wenn eine versprengte Notiz eines allerdings späten, doch antike Quellen benutzenden Gewährsmannes den Deukalion nach der Sintflut am Berge Athos gelandet sein läßt. Allein die eigentliche Sanktifizierung der ganzen Halbinsel ist christliche Schöpfung: sie wurde wiederholt durch kaiserlich byzantinisches Privileg vollzogen und durch Chrysobullen verbrieft, als denAnachoreten in mönchischen Genossenschaften feste Organisation gegeben war. Und seit dem letzten Drittel des I0. Jahrhunderts beginnt für die Athos-Halbinsel auch bereits die Bezeichnung „Hagion Oros," Heiliger Berg, üblich zu werden, die durch die zweite Konstitution unter dem Kaiser Konstantinos IX. Monomachos (1042—1054 n. Chr.) anerkannter und feststehender Ehrentitel wird.

Diese christliche Umbildung eines alten heidnischen Höhenkults hat freilich hier wie anderwärts ihre sehr natürlichen Gründe in der weltentrückten Abgeschiedenheit, und auch die Sicherheit vor Verfolgungen wird dabei mitgewirkt haben. Aber es ist ohne Zweifel ebenso oft bewußtes Festhalten einmal geheiligter Orte. Die Beobachtung ist mehrfach ausgesprochen worden, auch von Hermann Usener, dem scharfsinnigen Entdecker und meisterhaften Interpreten religionsgeschichtlicher Analogien oder Zusammenhänge. Und wie zutreffend sie ist, das lehren die christlichen Heiligtümer gerade an berühmten heidnischen Kultstätten. Auch im Abendlande gibt es heilige Höhen, und auf so mancher mag das Christentum unausrottbare Traditionen transformiert haben. Aber ungleich zahlreicher sind die Bergheiligtümer im Bereich der griechischen Kirche, und in der Bedeutung, die der antike Höhenkult gerade in Hellas besessen, liegt nicht Hum geringsten Teil die Erklärung. Im eigentlichen Griechenland, in Kleinasien und auf den griechischen Inseln finden wir überall auf altheiligen Bergen und auf schmalen Felsenspitzen jene Mönchskolonien und einsamen
^

Klöster, die sich fast wie eine spezifische Eigenart des byzantinischen Christentums ausnehmen. An der uralten Kultstätte auf dem Gipfel des Olympos, des epischen Götterberges, liegt eine Kapelle des Hl. Elias, und noch findet dorthin alljährlich bei Fackelbeleuchtunng ein nächtlicher Aufstieg der Mönche des hl. Dionysios statt, die daselbst eine Messe abhalten. Als müßten die Schatten der alten Götter immer von neuem gebannt werden. Ein Schäfer will auf der gespenstischen Bergspitze einen von Marmorsäulen getragenen Tempel gesehen haben, ein Volkslied singt von der Heilkraft der paradiesischen Höhe, und nach einem alten Zauberspruch wohnen droben die „Geschicke der Geschicke."

Aber das großartigste Beispiel des byzantinischen Bergklostertums, das nach Gelzer „wie eine letzte Reliquie altchristlicher Frömmigkeit" in ungebrochener Kraft sich erhalten hat, bietet der Hl. Berg Athos. Die frommen Eremiten, die in dessen tiefen Wäldern ihrer Sehnsucht nach Ruhe und Frieden sich überließen, konnten keine einsameren, aber auch keine zauberhafteren Gefilde zum Schauplatz ihres gottgefälligen Daseins wählen. Nur ein Poet und Meister der Sprache wie Fallmerayer, der berühmte „Fragmentist", kann die Schönheiten der Szenerie, obwohl er selbst sie nicht beschreiben zu können versichert, gleichwohl lebhaft nachempfinden lassen.

Nach alten Fabeleien sichert das Stückchen Erde seinen Bewohnern sprichwörtliche Langlebigkeit. So sehr hat es die Natur zum irdischen Paradies geschaffen. Zum irdischen „Paradies der Gottesgebärerin," als das er gepriesen wird, ist der Hl. Berg durch die-besondere Anbetung und Verehrung der Mönche sowie durch Klosterweihungen, zeitweilig scheint's mit einer gewissen Absichtlichkeit, gemacht worden. In einem ähnlichen Sinne wenigstens, wie Byzanz als ihre Stadt, und wie einst das heidnische Athen in den Zeiten seines höchsten Glanzes als die Stadt der Pallas galten. Nicht als ob, wie behauptet worden ist, die sämtlichen Athosklöster der Gottesmutter geweiht wären, nach dem bewußten Plan, für jedes bedeutungsvolle Ereignis ihres Lebens von der Geburt bis zum Entschlafen eine geheiligte Stätte der Erinnerung und Verherrlichung zu schaffen. Denn dem widerspricht die Tatsache, daß außer der Protaton-Kirche zu Karyäs, dem Regierungssitz der Mönchsrepublik und der türkischen Präfektur, von den jetzt bestehenden zwanzig autonomen Klöstern ausschließlich der Gottesmutter nur vier geweiht sind: Iwiron, Watopedi, Philotheu, Chilandari; ein fünftes, die große Lawra, hat in dieselbe Weihung noch den Hl. Athanasios als den Gründer mit eingeschlossen. Zugleich

beschränken sich die Weihetitel auf die beiden gefeiertsten Marientage, auf das Entschlafen und die Verkündigung, wozu als das Weihefest von Chilandari noch der Tempelgang sich gesellt. Aber andererseits sind es doch gerade die ältesten Athos-Heiligtümer, die zu Ehren der Gottesmutter errichtet wurden. Die Lawra, die heute freilich mehr von dem Ruhm versunkener Größe zehrt, an der Spitze, sind diese Klöster, mit alleiniger Ausnahme des rund um zwei Iahrhunderte später angelegten Chilandari, in der urkundlich frühesten Periode fester Klosterbauten entstanden. Das den vierzig Märtyrern geweihte 3eropotomu gehört, wie es scheint, nicht dazu; wenigstens bezweifelt man gegenwärtig kaum noch die Unechtheit der Goldbulle vom Iahre 924, worin dieses Kloster als das älteste beglaubigt wäre.

So hat doch jedenfalls, wenn auch kaum an einen einheitlichen Plan zu denken ist, unverkennbar in jener ältesten Epoche der Klostergründungen auf dem Hl. Berge als Leitmotiv die Glorifizierung der Gottesmutter überhaupt, aber nicht aller einzelnen Stadien ihres Lebensganges, vorgeschwebt. Damals ist die geweihte Stätte ein rechtes „thrakisches Loreto" gewesen, die Hochburg des Kultus der Theotokos, „der Gottesgebärerin", wie in der griechischen Kirche Marias Ehrentitel, seit seiner Anerkennung durch das dritte ökumenische Konzil zu Ephesos, in Liturgie und Gebet mit Vorliebe lautet. Es ist die Zeit, wo Maria im religiösen Bewußtsein der griechischen Welt bereits stark in den Vordergrund getreten ist, wo staunenerregende Berichte wie die von der übernatürlichen Entstehung des Muttergottesbildes zu Lydda-Diospolis dem Wunderglauben des Volkes reichliche Nahrung boten, und die erbaulichen Mariengeschichten einen ansehnlichen Kompler des Legendenschatzes ausmachten. Die Anarchie der Bildersturm-Periode war gebrochen; aber vor ihren Greueln gerade hatten sich bilderfreundliche Mönche in den Schutz der dichten Kastanienwälder des Athos geflüchtet. Um so rückhaltsloser machte sich nun hier die Reaktion geltend, die den sämtlichen Formen auch des Marienkults zu noch höherem Aufschwunge verhalf. Die Gründungen der Marienkirche zu Karyäs wie der Marienklöster Lawra, Iwiron, Watopedi und Philotheu sind der Ausdruck der dominierenden Stellung, die der Gottesmutter von der frommen Verehrung der Athoniten im 10. Iahrhundert besonders eingeräumt wurde. Religiöse Stimmungen wechseln freilich; auch mochten sich die eigenartig gerichteten Neigungen der in Massen nachdrängenden Mönchsbevölkerung zu Gunsten ihrer besonderen, nationalen oder lokalen, Schutzpatrone bei den neu erbauten Klöstern Geltung verschaffen. So war es denn nur natürlich,

daß, vielleicht gar unter dem Eindruck irgend welcher äußeren Beweggründe, das Interesse sich erweiterte. Lebhafter wandte es sich da sowohl Christus unter dem byzantinischen Typus des Pantokrator, des Allherrfchers, wie auch besonders gefeierten Märtyrern und Heiligen der onatolischen Kirche zu. Droben auf dem Athosgipfel steht ein Kirchlein, dessen Kreuz als das christliche Symbol des Hl. Berges hoch in den Lüften und weithin über das Meer leuchtet. Dort zelebrieren alljährlich die Lawrioten unter großer Teilnahme der übrigen Hagioriten eine Liturgie. Aber diese Kapelle ist nicht der Gottesmutter, sondern wie einige von den Klöstern Christi Verklärung geweiht, der auch der Festgottesdienst gilt.
Dennoch hat die Verehrung Marias zu keiner Zeit irgendwelche Einbuße erfahren. Eine große Anzahl ihr gestifteter Kapellen, wovon eine auf dem Weg zur Berghöhe liegt, zeugt deutlich davon, wie innig die Theotokos in das Leben und Denken der Athosbewohner verwoben ist. Und die Legende wenigstens, die das religiöse Gefühl der Menschen am ungeschminktesten widerspiegelt, zeigt Maria durchaus im Mittelpunkt aller Andacht und Verherrlichung, wie sich's bis zum heutigen Tage erhalten hat. Um Klostergründungen und andere wichtige Ereignisse, um kostbare Reliquien, aber besonders um gefeierte Bilder der Madonna, vielmehr nach griechischer Redeweise der Panagia, der Allheiligen, hat Mönchsdichtung einen Kranz kindlich frommer Erzählungen gewunden. Es sind wenigstens teilweise Nach- oder Umbildungen von solchen, wie sie etwa seit der Zeit des Kaisers Iustinian zunächst speziell für wunderbare Christusbilder auftauchten, sodann im 8.-9. Iahrhundert auch auf Marienbilder übertragen, immer neue Bearbeitungen erfuhren und neben den Heiligenleben stets eine sehr beliebte Erbauungslektüre der griechischen Christenheit bildeten. Deren Grundstock reicht also möglicherweise nahe an jene Epoche heran, wo der Theotokos auf dem Athos die ersten Klöster geweiht wurden; andere dagegen sind durchweg jüngere Produkte. Die Legende freilich, unhistorisch wie sie als echtes Erzeugnis der Volksphantasie ist, verlegt die Ursprünge der Klöster und der Bilder, wenn nicht gar in das Urchristentum selbst, so doch in andre frühe Perioden von großer Bedeutung. So bettachtet sie die Gründung dreier Marienkirchen als ein gottgefälliges Werk des apostelgleichen Konstantin in Nachahmung jener Sage, die den Kaiser in seiner Hauptstadt die drei Tempel zu Ehren der göttlichen Macht, der göttlichen Weisheit und des göttlichen Friedens errichten läßt. Und diese Auszeichnung erteilt die Athos-Tradition dem Protaton als dem Mittelpunkt der Mönchsrepublik, Iwiron und Watopedi als den Stätten, wo die Theotokos das

geweihte Land betreten und verlassen habe. An die fiktive Gründung knüpft sich ebenso legendär Zerstörung durch den gottlosen Kaiser Iulian und spätere Erneuerung durch den Eifer eines frommen und berühmten Fürsten oder eines Heiligen. Den Bildern aber wird übernatürliche oder so gut wie übernatürliche Entstehung nachgerühmt, und man weiß von seltsamen Zeichen bei ihrer Auffindung zu erzählen. In Wirklichkeit mochten sehr natürliche Dinge die Aufmerksamkeit darauf lenken und Anlaß zur Verbreitung ihrer vermeintlichen Wunder werden, als da sind: Errettung aus Kriegsnot und anderer Bedrängnis, Sieg der Strenggläubigkeit über Neuerungssucht, kräftigerer Wellenschlag des nie beseitigten Antagonismus gegen die abendländische Christenheit; kurz jene bedeutungsvollen Vorgänge oder auch Imponderabilien, die der Nährboden religiöser Einbildungskraft sind. Für die Athoslegende indessen ist fast typisch die Verknüpfung mit jenem furchtbaren Bilderkampf, der den leidenschaftlichsten Fanatismus der bilderfreundlichen Mönche erweckte und unerschöpfliche Anregung gab, die Wundertaten der bedrohten Bilder in leuchtenden Farben zu schildern und in immer neuen Beispielen zu wiederholen.

In mündlicher Tradition leben alle diese Erdichtungen fort, aber sie sind auch schriftlich aufgezeichnet worden, und besonders berühmte haben sogar kunstmäßige Darstellung gefunden. Zwar ist es seit der Reaktion gegen die eifrig betriebene Geistesarbeit früherer Zeiten nie wieder zu einer nachhaltigen Blüte gekommen; es bestand vielmehr und besteht vielfach noch immer eine heftige Abneigung gegen wissenschaftliche Studien und literarische Produktion. Aber selbst im schlimmsten Tiefstand hat es doch nicht an solchen gefehlt, die wenigstens der Wiedergabe und Verbreitung erbaulicher Literatur nicht abhold waren. In Pilgerbüchern, Gedenkschriften und insbesondere in einer nur teilweise publizierten Sammlung haben sich die frommen Geschichten erhalten. Aber außerdem bewahren manche Klöster in Lokalchroniken ihren speziellen Sagenkreis.

Die Manenlegcnden bilden die stärkste Gruppe, und alle dienen demselben Zweck: die göttliche Macht der Theotokos verherrlichen sie und preisen den ewigfließenden Born ihrer Gnade durch jene Motive, die, aus glaubensstarker Einfalt geboren, verwandte Saiten in mönchischen Seelen erklingen lassen. Eben solche Wunder freilich geschahen auch an andern Stätten, die in einem besonders innigen Verhältnis zur Gottesmutter stehen, und desBesitzes zumTeil kostbarsterReliquien rühmen sich wohl alle. Zu Loreto beispielsweise erblicken die Pilger außer dem hochheiligen Gnadenbild von Lukas' kunstfertiger Hand sogar die von Engeln hierher getragene

„Santa Casa", die Stube aus der Wohnung der Madonna zu Nazareth, worin sie die Verkündigung empfangen und auch ihr göttliches Kind bis zu seinem zwölften Lebensjahre aufgezogen habe, wie erzählt wird.
Aber die Athoniten nehmen alledem gegenüber eine einzigartige Auszeichnung für sich in Anspruch, wodurch sich ein besonderes Band der Zusammengehörigkeit um die Theotokos und ihren Hl. Berg geschlungen hat: nämlich das persönliche Verweilen der Gottesmutter auf dem Athos und ihre apostolische Mission daselbst. Nach der Auferstehung des Herrn, so motiviert es die, mit apokryphen Apostelakten verwandte Legende, lost die Gottesmutter, um bei dem Werk der Bekehrung und Erleuchtung der Welt nicht untätig zu bleiben, mit den Aposteln um ihren Wirkungskreis und empfängt dabei als ihren Anteil das Land der Iberer, den Berg Athos. Doch der Erzengel Gabriel erscheint ihr mit der Verkündigung einer Botschaft Iesu, ihres verklärten Sohnes, die sie hindert, sich dorthin zu begeben. Statt dessen entschließt sie sich, den sehnsüchtigen Wunsch des Hl. Lazarus, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, lieb-reich zu erfüllen und nach der Insel Cypern zu reisen, wo dieser aus Furcht vor den Iuden sich aufhielt. Aber sie wird von einem heftigen Sturm nach dem Berge Athos an die Stelle des nachmaligen Klosters Iwiron verschlagen. Im nahen Apollontempel, der nationalen Orakel-stätte, wird gerade unter Beteiligung der gesamten Bevölkerung der Halbinsel und der benachbarten Griechen das jährliche Götterfest gefeiert. Da, bei der Landung der Theotokos im später so genannten Hafen des Hl. Klemens, hätten plötzlich, wie es heHt, die Götzenbilder den Mund aufgetan und gerufen: „Seht, seht dort die Mutter Gottes! Eilet zum Strande, vor ihr niederzuknien und sie zu verehren!" Und damit wären sie selber von den Postamenten auf ihre Angesichter gestürzt, und mit ihnen zugleich hätte man mit gewaltigem Getöse die Kolossalstatue des Zeus auf dem Athosgipfel zusammenbrechen gehört, dessen Trümmer noch in unwegsamen Schluchten begraben lägen. Furchtbares Entsetzen packt darauf die Athoniten; alles rennt in wilder Flucht zum Strande, um sich der Gottesmutter zu Füßen zu werfen. Man geleitet sie in den Tempel der entthronten Götter, und dort verkündet sie die Heilsbotschaft, vollzieht an den Bekehrten die heilige Taufe und endlich heiligt und segnet sie bis in alle Ewigkeit die Stätte, die ihr durch das Los zugefallen. Die Athoniten aber wandeln sogleich voll frommen Eifers und in tiefer Dank-barkeit den Heidentempel in ein christliches Gotteshaus um und weihen es der Gottesgebärerin.

Es ist kein neuer oder singulärer mythischer Zug, daß beim Erscheinen der siegreichen Gottheit die alten Götterbilder von selbst in den Staub sinken; vielmehr berichtet ihn hereits das alte Testament vom Idol des Philister-Gottes, und fast typisch begegnet er im Anschluß an die Vision des Iesaja in den apokryphen Märtyrerakten.

Die Theotokos hat sich durch diese Mission als Herrin vom Hl. Berge eingeführt. Und seitdem thront sie dort, des Eilands gnädige Patronin und Monarchin, zugleich auch die einzige ihres Geschlechtes darauf. Denn außer ihr sollte auf dem geweihten Boden niemals ein anderes weibliches Wesen verweilen, ja ihn gar nicht betreten. Die Satzung selbst ist nicht legendär, sondern schon in der Konstitution des Konstantinos Monomachos ausgesprochen und kehrt übrigens einige Zeit darauf in der Regel des Iohannesklosters auf der Insel Patmos wieder. Sie hat in der Reinheit und Heiligkeit des asketischen Mönchstums ihren inneren Grund, und an sich braucht man deshalb auch nicht nach einer andern Erklärung dafür zu suchen. Aber eine interessante Parallele zum mindesten bleibt es doch: auch Aphrodite Urania, die im verwandten karthagischen Kult als himmlische Iungfrau verehrt ward, duldete z. B. in ihrem hochragenden Heiligtum auf Cypern keine Frauen. Das Verbot, das auf dem Athos prinzipiell nie aufgegeben und bis zur Gegenwart aufrecht erhalten ist, hat jedenfalls den Charakter der Heiligkeit dieses„Vatikans " der anatolischen Welt bedeutend erhöht, und seine Ausdehnung auf die weiblichen Tiere sogar zeugt von seiner strengen und konsequenten Gestaltung. Wohl läßt das auf dem Hl. Berge kanonisches Ansehen genießende Handbuch der Malerei die Darstellung von Frauen, die der Heiligenschein ziert, in den dekorativen Kirchenbildern zu; doch gilt das nur solchen, die in der Heilsgeschichte bedeutsam hervortreten. Und auch Kapellen sind heiligen Frauen geweiht, aber es ist beachtenswert, daß es sich auch in diesem Falle um vereinzelte Erscheinungen handelt.

Eine ganz ungewöhnliche Ausnahme dagegen war es, daß einer Heiligen sogar in leiblicher Gestalt in den Tagen Konstantins des Großen einmal das Betreten des geweihten Bodens vergönnt worden sein soll, wie eine fromme Geschichte erzählt. Denn selbst die Kaiserin Plakidia, Theodosios' des Großen Tochter, oder nach einer andern Version die Kaiserin Pulcheria, wurde, als sie nach der Landung im Hafen vonWatopedi bereits auf dem Wege zur Kirche sich befand, doch noch am Betteten derselben und am weiteren Verweilen auf dem Hl. Berge gehindert. Eine überirdische Stimme nämlich, so heißt es, habe ihr umzukehren geboten, damit

sie kein Unheil treffe. Da sei die Kaiserin in die Knie gesunken und habe um Vergebung ihrer Schuld gebetet; und wo der göttliche Befehl ihr kund geworden, habe sie die Fundamente zu einer Kapelle für den Hl. Demetrios legen, auch zur Erinnerung an das Wunder ein Bild der Gottesmutter malen lassen und eine ewige Lampe davor gestiftet. Das Bild aber schmückt einen Chor jenes Heiligtums, wie das vulgärgriechische Pilgerbuch des Iohannes Komnenos aus dem Iahre 1701 verzeichnet. Es führt nach demselben Gewährsmanne den Namen der „Ioodiichos", der Lebens-erhalterin, vielleicht eine Spielart jenes in der Kunst beliebten und im Gottesdienst gefeierten Typus der Panagia als „Zoodochos Pigi", als lebenspendender Quell. So verschafft eine Legende der alten Institution des Hl. Berges die Sanktion durch die Theotokos. Sie selber wacht über ihr Vorrecht und die Beobachtung altheiliger Regel mit Strenge auch gegen Hochgestellte und übt doch wieder milde Barmherzigkeit gegen Gottergebene.

Aber vor allem verehren in ihr die Mönche des Athos die gnadenreiche Beschützerin, die getreu ihrer Verheißung rettend eingreift, wo Menschen-hülfe versagt. Und mit besonderer Vorliebe erzählen sie, wie das die Theotokos einstmals in der Stunde höchster Not dem heiligen Manne bewiesen, dem der Athos urkundlich (i. I. 963) die Anlage seines ältesten und Musterklosters, der berühmten Lawra, und die Einführung einer festen Verfassung verdankt. Er heißt wie der gewaltige Gegner der arianischen Ketzerlehre St. Athanasios. Sein Werk, das die Freunde des ungebundenen Einsiedlertums als gefährliche Neuerung haßten und nach Kräften zu untergraben suchten, fand an der starken Persönlichkeit des Mannes selbst und an der kaiserlichen Gunst einen um so stärkeren Rückhalt. Die Legende aber schreibt wie natürlich das Gelingen göttlicher Gnade und insbesondere der Huld der Theotokos zu. Sie berichtet, wie der Heilige den Bau kurz vor seiner Vollendung, weil es am Allernötigsten gebrach, einstellen mußte. So greift er denn, um Unterstützung zu suchen oder, falls er keine fände, das alte sorglose Eremitenleben wieder aufzunehmen, zum Wanderstab. An der Stätte der jetzt feinem Andenken geweihten Kapelle, die teuflischer Störung zum Trotz innerhalb 24 Stunden mit göttlicher Hülfe vollendet worden sein soll, läßt er sich zur Rast nieder, und da erscheint ihm imTraume die Mutter Gottes mit dem Kinde und verheißt ihm die sichere Vollendung des Klosters. Erwacht, betet er zur Theotokos, sie möge seine Zweifel, ob er durch ein göttliches Gesicht begnadet oder wie mehrfach schon in seinem Leben von Teufelsspuk genarrt worden, durch ein Wunder lösen. Und

wirklich geschieht ein von der Legende oft wiederholtes: als er nämlich auf ihr Geheiß, ein zweiter Moses, mit seinem Stab in Kreuzesform an das Felsgestein schlägt, sprudelt ein Quell glänzend wie Kristall daraus hervor. Vertrauensvoll tritt er danach den Rückweg an und findet Schatzkammer, Speicher und Keller gefüllt vor, so daß der Bau des Klosters beendet werden kann. Eine Darstellung dieses Quellwunders bildet in der Klosterkirche den malerischen Schmuck der sog. Prothesis, d. i. desjenigen Teils des Altarraumes, der die Wasservorrichtung enthält und der Vorbereitung des Meßopfers dient. Und in einem zweiten Felde ist damit in nahe liegender Idecnassoziation die Gottesmutter als Lebensquell verknüpft. Den Quell selbst, der silberhell in geweihter Kapelle aus der Erde dringt, zeigen die Lawrioten immer mit besonderem Stolz, und ein redefroher Klausner schmückt das Wunder mit frischen Farben aus... .

Die göttliche Fürsorge, wie sie dem Hl. Begründer der Lawra widerfuhr, ist nach dem Glauben der Athoniten auf diesem Eiland unausgesetzt in Wundern verschiedenster Art offenbar geworden. Und sie empfinden diese besondere Gnade wie einen geheimnisvollen Zauber, den die Theotokos wirkt. Ia, allem Geschehen überhaupt scheint ihnen etwas Außergewöhnliches anzuhaften; es vollzieht sich auf dieser geweihten Stätte nicht wie der alltägliche Lauf der Dinge auf dem übrigen Erdenrund, sondern fetzt ein unaufhörliches Eingreifen der Beschirmerin des Hl. Berges voraus, das dem Naturgesetz widerstreitet. So erdichtet sich gläubige Einbildungskraft ein wahres Märchenreich und formt aus all den Wundertaten der Theotokos einen überreichen Legendenschatz. Sie schlägt von den Hochburgen ihrer Verehrung, den Klöstern, feindliche Angriffe siegreich ab oder rettet in höchster Gefahr das Leben der bedrohten Mönche. Als die Türken, so heißt es, während des griechischen Freiheitskampfes die Lawra beschossen, glitten die Kugeln wirkungslos von den Mauern; und die Mönche zeigen die wunderbaren Anzeichen, die es ihnen beweisen. Zahllose Feuersbrünste hat die Theotokos gelöscht, Verheerungen und Hungersnot verhütet. Und nicht bloß über den Schicksalen der Klöster walten gnädig überirdische Kräfte, sondern auch über dem Leben der einzelnen. Die Frommen belohnt die Theotokos und warnt die Sünder, sie straft die Rückfälligen und verzeiht barmherzig den Reumütigen; sie gibt den Bedürftigen, heilt die Kranken und tröstet liebreich die Herzen derer, die mühselig sind und beladen; sie segnet die Arbeit der Schaffenden und behütet den Schlaf der Gerechten vor bösen Geistern und Dämonen. Alles ist ihr Werk, Wichtiges ebenso

wie Geringfügiges, und in den alltäglichen Redewendungen figuriert die Panagia, die wie die allgütige Fee der Volksphantasie erscheint. In diesen Legenden träumt christliches Mönchstum seine Märchen. Und es ist interessant, daß darunter ein ganz echtes auftaucht. Es ist das wohlbekannte alte Märchenmotiv von der Hebung eines wundersam entdeckten Schatzes, das zur Klostergründungssage von Dochiariu verarbeitet erscheint. Der junge Schatzgräber wird ermordet, aber die ruchlose Tat kommt an den Tag. Nur geschieht das in diesem Falle nicht durch die Theotokos, sondern durch die Erzengel, denen das Kloster geweiht ist. Denn in diesem Märchenlande fehlt es natürlich auch nicht an Wundern der Heiligen. Freilich im Mittelpunkt steht doch die Theotokos, mit der das Denken und Fühlen der Hagioriten eng verwachsen ist. In Visionen und Träumen hat wohl ein jeder ihr Antlitz geschaut und ihre Stimme vernommen, gütig der Gerechte, drohend, wer sündhafte Gedanken hegt. Aber ihre leibhaftige Nähe gar fühlt man in den schier unzähligen Bildern, die den Mönchen stets vor Augen sind. Von Kindesbeinen an hat man in der heimatlichen Kirche mit heiligem Schauer zu ebensolchen aufgeblickt; mit noch ganz andrer Inbrunst hängt man an den Bildern der Ewigjungfräulichen nach der Weltflucht ins Kloster. Ihrer Panagia vertrauen diese Asketen die geheimsten Regungen ihrer Seele und die heiße Sehnsucht ihres Herzens, und die Schmerzensreiche neigt das Antlitz gnädig ihrer Not und öffnet den Mund zu liebevoll tröstender Antwort. In die religiöse Verzückung mengt sich rein menschliches Empfinden. Und in ein so vertrautes Verhältnis mochte gläubige Einfalt hier und da wohl auch zu einem der vielen unscheinbaren und unberühmten Bilder der Gottesmutter treten. Einer ganzen Anzahl aber erweisen sämtliche Athoniten besondere Verehrung, ja ihr Ruhm leuchtet bis in die fernsten Bezirke der anatolischen Kirche. Das danken selbst die paar Meisterwerke byzantinischer Madonnenmalerei, die dazu gehören, den geheimnisvollen Wundern, die von der Legende darum gewoben sind.

Fritz v. Briefen:
Epigramme
„Gesellschaft"
Ein reiches Gastmahl bei Herrn Überfluß:
Ihm gegenüber sein Gemahl Genuß.
Und während blinzelnd nach ihr blickt der Ehemann,
Schaut sie kokett den Hausfreund Hochmut an.
Philosophie
Seid ihr in eurem Luftschiff aufgestiegen,
Gar stolz auf das System, das ihr erdicht',
Merkt ihr in wechselvollem Fahrvergnügen:
Das Ding fliegt gut, — doch sicher ist es n i cht I
Moderne Dichtung
Er sitzt und sinnt, er sinnt und sitzt erhitzt,
Vis es ihm endlich — ah — erleuchtend blitzt!
Nicht ein poetischer Gedanke, — nein:
Ein glänzend' Wortgefüge fiel ihm ein!
Die Ehe
Die Ehe ist, wer wüßt' es nicht recht gut,
Ein treffliches Erziehungs.Institut:
Nur, was so manchen Zögling manchmal quält:
Daß dieser Schule die Entlassung fehlt.
Politik
Der Brite heimst mit vollen Händen ein,
Die welschen Spießgesellen hinterdrein:
Der Deutsche steht dabei: Ich bin hienieden
Mit euerer Zufriedenheit zufrieden!
Der Aphorismus
Der Aphorismus ist «in Geisteskind
So, wie's geboren ward dem Dichtersmann:
Doch, wenn er's nackend auch ganz niedlich find't:
Er zieht ihm gerne ein paar Verse an! . . .

Privatdozent Dr. Otto Braun:

Aus Schellmgs Nachlaß II.

Steffens an Schelling*).

Krempelsdorf b. Lübeck, d. 2. Decbr. ^1807).

' Dein Brief, liebster Freund! ist mir sehr lieb gewesen, Den Aufsaz sollst Du in einigen Tagen erhalten, denn hier habe ich alle Ruhe, die man sich denken kann. Ich glaubte, daß Du vielleicht mit meiner Ansicht der Vegetation in den Grundzügen nicht ganz zufrieden wärst und Dich erst mit mir mündlich verständigen wolltest, weil Du bisher in Deinen Briefen gar nichts von dem Aufsaz erwähnt hast. Ich brauche nur die lezte Hand anzulegen und dann sollst Du ihn haben,

Ich danke Dich recht herzlich für Deinen Eifer für meine Anstellung. Damit Du aber eine Ansicht der Dinge hast und die Art und Weise, wie Iacobi sich hier darstellt, erkennen magst, theile ich Dir folgende Stelle aus einem Brief von Lene Iacobi**) mit, der auch mir durch die Sieweking abschriftlich mitgetheilt wurde:

„Hätte ich etwas ganz Gutes zu sagen gewußt, wäre ich gewiß schnell auf den Flügeln der Eile damit zu Ihnen gekommen, denn nie war es beglückender als in diesen Tagen, wo den Einzelnen zu helfen doppelte Pflicht und Freude ist. In diesem Augenblick kannFritz noch nichts für Steffens thun, so gut wir auch solche Männer brauchen könnten; aber diese gehören für unsere hiesige Wirtschaft, die arm wie die Siebenkäsische ist, noch unter die Bratenschüsseln. Wir müssen vors erste nur den Zinnschrank besezt haben, und lassen daher die großen Lücken vors erste unbesezt, behalten und suchen herbei die Mörser und kleineres nöthigesGeräthe. Der Chemiker Gehlen ***), Iacobi für die Schulen, nebenNiethammer und Hamberger für die Bibliothek

*) Der erste Artikel ist ohne Autorkorrektur erschienen, daher sind Nngenauigteiten in Orthographie etc. stehen geblieben.

'*) Die Schwester Iacobis.

"—) Adolph Ferdinand Gehlen, 1775—1815, Privatdozent der Chemie in Halle, 1807 nach München. (Vgl. Wgem. deutsche Biographie 8, 497.)

sind solche absolut nothwendige Subjecte gewesen, ohne die schlechterdings kein weiteres Fortkommen und kein Zusammenhalten möglich war. Mit diesen Ausländern, die alle theuer erkauft und mit schweren Kosten herbeigehohlt werden müssen, ist bei einer schon armen Kasse das für solche Auslagen bestimmte Fach so erschöpft, daß kein anderer Mann aus der Fremde genannt werden darf. Alles dieses hat Friz auch schon Schelling gesagt, der noch vor Ihnen wegen Steffens sich an ihn wandte, und ein Promemoria über ihn von Baader und auch von sich selbst versprach, welche jedoch noch nicht eingekommen sind. Nichts destoweniger hat Friz doch schon einige Vorbereitungsschritte für St. gethan, um wo möglich weiterhin, wenn ein wenig Erhohlung eingetreten ist, leichtere Bahn zu finden. Diese Hofnungen dürfen für keine feste Zusage angenommen werden. Die ferne Aussicht ist nicht genug, die Gegenwart zu erleichtern. Wie sich alles hier drängt und durcheinander treibt, davon hat niemand einen Begrif, der nicht mit eigenen Augen hineinschauet. Was schon geschehn ist, ist freilich nichts geringes etc."

Ich überlasse es Deiner Klugheit und Deinem schönen Eifer für mich dieses zu brauchen. Ich bin ja aber so zinnernen, wie man sich denken kann, wenn man mich in einer Position bettachtet, und durchaus metallisch obendrein. Über das edle Metall in mir kann man ja ein Strich ziehen, wenn ich mich selbst für bloßes Zinn verkaufe. Sonst habe ich jezt entdeckt, warum ich niemals dahinkommen darf, einen Braten zu essen, nehmlich weil ich selber einer bin. In der That mein Schicksal wird durch Druck, Delicatesse, und alle Erfindungen des modernenMitleiden, das der Teufel erfunden hat, ferner durch Armuth u. s. w. so elend und erbärmlich, daß ich nothwendig anfangen muß, darüber zu lachen, um nicht selbst erbärmlich zu werden. Deinen Brief theile ich der Sieweking mit, denn ich glaube, Du willst Deine Äußerung soll von dieser Seite wieder an Iacobi kommen. Ich hoffe Dich nicht zu misverstehen. Deine Hofnung ist durch Iacobis Brief wirklich ein wenig locker geworden.

Nächstens mehr. H. Steffens.

Ich und Hanne grüßen Dich und Deine Frau.

Steffens an Schelling.

d. 2. Ian. 1808.

Lieber Schelling! Sei nicht böse darüber, daß ich den Aufsaz noch nicht geschickt habe. Ich las ihn durch und fand, daß manches fehlte, besonders

die lebendige Assimilation alleft^ bekannten Thatsachen. Ich habe nun Bücher von allen Seiten zusammengescharrt und denke seit drei vier Wochen an nichts anders. —Die Hofnung, mit Dir in Verbindung treten zu können, hat die alte fröhliche Produktivität wieder erweckt. Was ich Dir schicke, wird ungefähr 6 gedruckte Bogen ausmachen. In 8 Tage^n^ geht es ganz gewiß mit der fahrenden Post ab.

Deine Rede habe ich gelesen*), und ich darf Dir sagen, wie viele Freude sie mir gemacht hat. Das erste wahre Wort über die Kunst seit so viel Gesudel — das Innerste der Kunst selbst zur Kunst gestaltet — Um so wichtiger für diejenigen, die die Eigenthümlichkeit Deiner Speculation schäzen, da sie frühe sich an die Kunst anschloß.

Ich lasse mich sehr gern in einem Bergcollegio anstellen. Ich will hoffen, daß Ia codi dadurch, daß Halle restituirt wird, nicht lässiger wird. Daist wenig zu hoffen. Eine elende Universität, abgekürzte Gehalte und — Nicht bloß Dein Umgang, alles was ich, mit Dir in Verbindung, werden kann, auch das herrliche, unbekannte Gebirge lockt mich nach München, und ich habe es eigentlich von Anfang an so verstanden. Bis Frühjahr kann ich warten, denn Rumohr leiht mir Geld. Nur bitte ich Dir, wenn irgend etwas geschieht, mirs wissen zu lassen. Du kannst denken, daß Gläubiger und Verwandte darauf dringen, daß ich mich bestimmen ^soll^. Mit den leztern würde ^ich^ schon fertig werden. Die erstern haben verdammte Argumente.

Es wäre doch fürchterlich, wenn ich ein angefangenes, so schön eingeleitetes Glück entbehren würde, bloß einiger Wochen wegen.

In acht Tage mehr, denn meine Arbeit ruft mich.

Adieu

H. Steffens.

Ein glückliches Neujahr an Dich und Deine Frau.

Steffens an Schelling.

Krempelsdorf bei Lübeck d. 14. Ian. 1808.

Hierbei, liebster Freund! erhältst Du den Aufsaz. Möchtest Du zufrieden sein. Er ist mir unter die Hände in wenigstens vier Aufsäze zerfallen. Der nächste wird den äußeren Gegensaz der Animalisation und Vegetation

*) .Über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur," am Namenstage des Königs 12. Oktober 1807 in München.

betrachten, wie Du ihn schon beim Zerfallen thierischer und Pflanzenkörper, beim Entstehen der grünen Materie wechselnd, der Bildung der Infusionsthiere und bei Schimmel firirt, gespannt, wie ich mich ausdrücke, erblickest....

Über Deine Rede habe ich sehr viel, was mir innigst auf dem Herzen liegt, mit Dir zu sprechen. Möchte es doch mündlich geschehen können. Die kühne, große, so mannigfaltiges in sich fassende herrliche Gestalt der Kunst spiegelt sich in jedem Worte; doch giebt es einzelne Züge, die ich gedeutet wünsche.

Meine Lage ist ihrer höchsten gefährlichsten Krise ganz nahe. Ich habe Briefe aus Kassel. Ich muß mich bald entschließen. Noch habe ich Muth gehabt die Rückkehr nach Halle nur halb anzunehmen. Bleibt es aber in München noch länger ungewiß, so muß ich wohl, obgleich mir schaudert. Alle Freuden der schönsten Vergangenheit meines Lebens, die ganze herrliche Zeit, die wir in frischer muthiger Produktion miteinander verlebten, blühten in der Hofnung mit Dir zu sein wieder auf. Ich muß Dich leider zu einem Endurtheil auffordern, und bis ich Deine Antwort habe, will ich noch sehen, wie ich es halte. Adieu, lieber Freund! möchte der Himmel uns wohlwollen.

Rumohr grüßt. Dein Freund H. Steffens.

Steffens an Schelling.

^Ianuar 1808.)

Auf Deinen lezten Brief muß ich Dir mit ein paar Worten antworten. Du weißt, wie fatal mir H. ist. Indessen ist es nicht anders, und ich muß suchen hinzukommen. Ein jeder Professor wird nicht wieder angenommen, und ich bin den meisten natürlich verhaßt. Du kennst kaum die saubere Gesellschaft. Alte, halbverfaulte Kantianer, die die Naturphilosophie wie die Pest hassen. Reil hat mich gewarnt. Ich habe sie nie beleidigt, nie einmal auf ihre plumpen Anfälle in Vorlesungen geachtet. Es ist aber nicht anders. Ich habe zwar eine Anstellung ausgeschlagen, habe zwar, als ich H. verließ, erklärt, daß ich die Universität, solange sie in Noth wäre, nicht verlassen würde — was ich selbst der dänischen Regierung erklärte, ehe ich ein Wort von ihrer Albernheit wußte. Aber wo sollte ich Waffen erhalten, einen Krieg zu führen, den ich niemals verstand? Indessen ist mein Schwiegervater ein betriebsamer Mg,nn, und selbst in Kassel*), wo er — denke Dir!

*) Neichaidt war vor Napoleon geflohen, fand aber dann am Hofe Ieromes einen Platz.

HiA
"!us Potter:
LaÂ» z" 'l i'ut Weidevic",
(Amsicrl^ - .

Aus ^chellings Nachlaß
,. , ...'.. ?:' , <>'n II ini ^c'fi'üen thicr'.scher und Pflanzenkö^"',
, ' .".,., '»!' ,,cn Mo^-ie iueckielnd, der Bildung der Insusi?.'..'
! . ' . ,'! ,n',^ f,i,lgejoannt, wie ick mich ausdrücke, erblickest..
. .'! .' , ^, ^r' ^ .,re ick i>!'r v»,^ was mir innigst auf dem He«"., .
' '- ! '. , ,,: V'l'! ,li. Mok'le es doch mündlich geschehen kö-n,'.
- . ^ ,". ^ '.'. >,' i',,'mn>,faliiges in sich fassende herrliche Geswli > ,,
' , - " ' 'i !>" '!' j^..in ^erlc; doch gicbt "s einzelne Züge, dii ^l>
", ',., ' ' ! i'i,r höchsten ,ql,^l)r!ichsterl Krise ganz nabc. I,.i>
, '.,, . ' , ,' , .', schmust n!ick b»ld enlschließen. Noch habe:ck ^ut,'
, - . ! .,.' ', .'l i^lii ,ve!le nur halb ünzunehmen. Bleibt e? aber
^ .:..' » -, ,,! l !i',.er iiüq',wi^ so inuß ich wohl., obgleich mir schindelt.
'"' . -,,,'" ' -, e. v jl>o.ist'.n ^er^anaenheit meine!' Lebens, die ganze herrlich»?
„.iir. ':l, i,/.c in friscI"r niutl'iqer Produktion miteinander verlcdtcrl,
"'^ '" ,i' ^e^ ^o'nul,a niit Dir zu sein wieder auf. Ich musi Dl^
!..".. ^' , ',, .' <^,^,r:!,,il ausfordevü, und b!s ich Deine Antwort haoe,
', ! !' sl ^-i i' ,',i. wie 'ch es Halle. Ädicu, lieber Freund! M0'/'ie der
^ . i,o!'r ,,,l^ , Dein freund H. Steffel.,.
^ t e s . e n s a n Schelling.
^Januar 1 >l.,'/
^,.f Teilen ieUen Brief muß ich Dir mit ein paar Worten antworte,-,
!>,'. !veisti, n,,> f,?tl!l mir H. ist. Indessen isico nicht andere, und ic!,' m.^ß
s'./v,! b' ',^'. l',!n'.,'ü. Ein icder Profuser wird nickt wieder angenomruen,
u,id i^' ^x,! t'.n meisten nalürlich "eil'e,ht. Du kennst kaum die sauberes, se^
scyait. Älie,!"i!!'versaulte ^»ntianer, die d"e Naiurpbilosopyie wied/e ^eli
hassen. Neil dal nnck gewarnt. Ich hal'e sie nie beleidigt, nie einmal
aus ch',,e pluinren Anfälle in 3,'osles'.,,,l',en aeachlel. Eo ist aber nicht ander?.
Ick l'^de ;war ei:le Ä^slellunq e.us^, scklaaen, habe zwar, als ich ,V verli.!-,,
erklärt, daß 'ck die Universität, so!,!!!qe lic in)!ell' wäre, nichl verlisse '
würde ^. u, ,^ ick' selbst der däniicken Ne,qieruün erf,ärte, che ich ein 2!.,^r
von l!'!l.!' ?!il'trühcit ivußte. ^iler wo seilte ick Waffen erhalten, cml,n
K'!,,>, zu sinnen, den ick memal? v.rpai'd? Indelsen ist mein Cckwie.'^,-
, : " ^,i l'et"iedsam!,r ?'anü, li':d s.'idst in Kassel'), ivo er - denke Dirl
»' ^,cl.","cot :!.^.r vor Nl'.^'s^n qlfl^'rü, se.li^ a'icr !?anü «rü ,^-< Ii'romes cincü T'!.'.«',

Paulus Potter:
Landschaft mit Weldevleh.
(Amsterdam).

so gar geschäzt wird, wie man sagt. Mit Müller bin Ilch^ in freundschaftlicher Verbindung gewesen, und habe ihm geschrieben. Eine Nervenkrankheit, die ihm die Hofetiquette zugezogen hat, hat ihm bisher verhindert zu antworten. Daß er mir sehr wohl will weiß ich. Auch anDohna habe ich geschrieben. Er will mir sehr wohl. Daß ich mein ganzes Gehalt erhalte, daran ist kaum zu denken.

Die Hofnung nach München zu kommen halte ich fest, sie ist die schönste — und mag nicht wiederholen, was Du schon so oft von mir gehört hast. Wie viel lieber möchte ichDir als I.^acobi^ meine Lage dort verdanken. Ich würde ihn niemals hassen, gewiß er würde selbst mit mir zufrieden sein, wenn ich hinkäme. Aber Du kannst nicht leugnen, daß wir beide zu weit gegangen sind, um zurückzutreten, und ich ärgere mich sehr darüber, daß deiMensch durch die Weiber mir seine Thaten kund thut, und mir nicht einmahl eine Antwort werth hält. —

Geognostische Untersuchungen müssen in einem neuen Staate, wo so viele ununtcrsuchte Gebürge sind, von Wichtigkeit sein. — Diese erstens, dann auch das theoretische von der Hüttenkunde, würde mein Hauptfach sein, wenn ich wählen kann. Ich liebe solche Geschäfte und würde sie mit allem möglichen Eifer treiben.

Und so lege ich mein Schicksahl in Deine Hände, lieber Freund. Wie es mit H. geht, sollst Du erfahren, sobald ich etwas bestimmtes weiß. Grüß Deine Frau, ich würde mich sehr auf die erneuerte Bekanntschaft freuen.

Adieu H. Steffens.

Steffens an Schelling.

Hamb. d. 26. Ian. ^1808).

Ich falle Dir mit häufige Briefe beschwerlich, lieber Schelling, indessen finde ich es doch nothwendig. Dich wissen zu lassen, daß es mit Aalle^ sehr elend aussieht, daß D. »hna^ und M. ftller^ mir beide haben wissen lassen, daß sie wünschen, ich gienge nach M. Indessen reise ich in einigen Wochen nach H. und Morgen von hier nach Lübeck. Ein Brief lieber Freund! trifft mich noch da.

Ich will versuchen, die Miene zu machen als wenn ich in H. herrlich daran wäre. Deinen lezten Brief habe ich erhalten, und zweifle keineswegs an Deinem schönen, unermüdeten Eifer. Ich spreche hier immer, als wenn I. sich alle mögliche Mühe gäbe. Die wilde Zeit gebt jezt leider wieder an und an Ruhe ist nur bei Dir zu denken.

Reichard ist Directeur general du theatre et des Orchestr. geworden, aber weder er noch irgend ein Deutscher hat den allergeringsten Einfluß.

H. St.

Steffens an Schellin g.

d. 17. Febr. ^1808).

Lieber Freund! ich schicke Dir hiermit ein paar Blätter über meine Grundzüge. Ich glaube es wird gut sein nicht alles auf einmahl zu schicken; denn eine etwas ermüdende Lectüre wird es doch abgeben. Kaum wirst Du Dir vorstellen, wie kurz meine Grundzüge sind und wie viel ich mit ein paar Zeilen gesagt habe. Daher ist ein Auszug mit sehr vielen Schwierigkeiten verknüpft. Vorzüglich möchte ich Dir den Kern der Evidenz in meinen Combinationen enthüllen, aber dieses wird sehr schwer sein, theils weil dieser sich doch am hellsten darstellen läßt durch eine weitläufige Auseinandersezung, durch das Gewicht aller Thatsachen, theils weil Dir manches in meinen Grundzügen dunkel sein mag, welches ich ohne allen Zweifel, wenn wir uns sprächen, mit wenigen Worten deutlich machen könnte und jezt vielleicht kaum ahnde. Ichweiß, daß meine Ansicht einer Evidenz fähig ist, die über allen Zweifel erhaben ist. Möchte ich doch so. glücklich werden, mit Dir in persönliche Beziehung zu treten. Wolltest Du mir wohl ein paar Worte über den Aufsatz sagen? Manches ist dir vielleicht auch da dunkel. Nächstens mehr.

Meine Lage ist die nehmliche — und meine Aussichten in Halle überaus spärlich. Schleiermacher warnt auch mich wiederholt für das Zurückgehen und der kleine jämmerliche Gilbert*) soll eine Hauptcabale gegen mich eingeleitet haben, auch den Commendanten,die ganze Universität beherrscht, gegen mich gestimmt haben. Die Universität wird eine Landschule, und steht unter dem Prefecten, den Gott kennen mag.

Indessen gehe ich nach Halle in 14 Tage etwa. Wie es gehen wird, mag Gott wissen.

Ich mache Morgen früh eine kleine nothwendige Reise nach Kiel.

In einige Tage kehre ich zurück und gehe dann unverzüglich an die Arbeit für Dich.

An Baader habe ich geschrieben, O lieber Sch.! wenn ich in ruhiger

») Gilbert, Ludwig Wilhelm, 1769—1824, von 1808 mi Professor der Mathematik und Physik in Leipzig. Vgl, Allgem. deutsche Biographie 9, 168.

Thätigkeit bei Dir wäre, wie glücklich würde ^A mich schäzen! Meine Frau grüßt Dich und Deine Frau. Der gute Rumohr legt einige Zeilen bei Adieu lieber Dein
H. Steffens.

Steffens an Schelling.

Giebichenstein b. Halle d. 16. Merz 1808.

Liebster Freund!

Ich bin nun hier, und habe es erträglicher gefunden, als ich glauben konnte; denn man hatte mir alles viel ärger geschildert, als es ist. Ich habe, seit ich Dir lezthin schrieb, nichts thun können, denn ich mußte eilen herzukommen und bin immer auf Reisen gewesen. Hier kann ich aber, vorzüglich durch die Hülfe des braven Rumohr, den ganzen Sommer sorgenlos und, wie ich hoffe, ganz ruhig leben. Bald hörst Du mehr von mir. Ich sehne mich aber nach einigen Zeilen von Dir, lieber!

Die Fortsezung des angefangenen Briefes nächstens. Morgen oder übermorgen ziehe ich in meinem Hause ein.

Wenn wir zusammen wären!

Grüße Deine Frau Dein
H. Steffens.

Steffens an Sche 5ing.

Halle d. 29. April ^18W.

Ich muß nothwendig glauben, daß mehrere Briefe an Dich verloren gegangen sind. Ich schrieb Dir — als Antwort auf Deinen Brief im Februar — darauf einen weitläufigen Brief in Merz*), meldete Dich die Ankunft in Halle und nun vor 4 Wochen schickte ich Dir das vollständige tabellarische Schema meiner Grundzüge, das ich mit vieler Mühe entworfen hatte. Mein erster Brief war, wie ich selbst fühle, fast undeutlicher wie die Grundzüge. Auf alles dieses habe ich keine Antwort. Ich weiß nicht einmahl, wie es meinem armen Aufsatz ergangen ist — noch weniger, wie es mit München und vor allem mit Dir, lieber Schelling! steht. Du erzeigtest mir einen wahren Gefallen, wenn Du mir ein paar Zeilen schriebst. Sagen

*) Nicht «ufaeftmden.

muß ich Dir aber, daß auf ein Zeugniß von Werner wenig zu rechnen ist. Er ist mir sehr böse, denn er hat erfahren, daß ich in einer Schrift, von welcher schon einige Bogen seit einem Iahre gedruckt sind*), seine Meinung über den Ursprung der Salzquellen bestreite, und dergleichen kann der gute Mann nicht vertragen. Es ist eine Schrift über dieMineralquellen überhaupt, völlig detaillirt, und ich hoffe, sie wird auch nicht unangenehm sein.
Hier ist alles schlecht genug. Endlich erhalten wir doch ein Vierteljahr — aber wann das zweite? das mag Gott wissen. Einige Studenten sind hier**), aber ich spüre nichts. Kaum werden viele herkommen und der Geist, der sich doch zu regen anfieng, ist sicher verschwunden. Ich arbeite und thue, als merkte ich nichts. Es wäre doch schlimm, wenn alle Hofnung auf ein schönes Zusammensein mit Dir nur ein Traum gewesen wäre.
Grüße Deine Frau und schreib mir bald. Dein H. Steffens.
Rumohr ist wohl noch nicht >m^ München? Ich habe, wunderlich genug, seit ich Lübeck verließ — Anfang Merz — gar nichts gehört. Seine Schwester schreibt, er würde eine Zeitlang in Göttingen bleiben. Es ärgert mich, daß Baader nicht antwortet. Will er auch den hohen Gönner spielen? So hohl ihm der Henker —Neil trägt mir auf bei Dir vorzufragen, ob Du mit Trorler***) in Verbindung bist? und ob Du wohl weißt, ob er eine mäßige Stelle auf der hiesigen Universität annehmen möchte? Reil träumt immer — Gott mag wissen, worauf er seine Hofnungen gründet. Ich, der ich grade mehr als die übrigen mit Kassel in Verbindung bin, sehe nichts Gutes und erwarte gar nichts.

Steffens an Schelling.

Halle, d. 10. August ^808).

Was mich verhindert hat Dir zu schreiben, l. Schell! war mancherlei und es wird zum Theil aus diesem Briefe erhellen. — Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie innig es mich freuet, daß Du Dich in einem Kreis bewegen kannst, in welchem es Dir wohl sein muß. Nimm meinen herzlichen Glückwunsch. Auch weiß ich wohl, daß Du hier vor allem und ^ diesem Kreise

*) »Geognostisch,geologische Aufsätze", Hamburg 1810.

»») Etwa 800.

"») Ignaz Paul Vitalis Troxler (1780—1866), lange Zeit Arzt, dann Professor der Philosophie in Luzern, Basel und Bern, war zunächst Anhänger von Schelling, wandte sich aber schon in „Blicke in das Wesen des Menschen' (1812) von ihm ab.

die Ruhe und die Freude der Darstellung finden wirst, aus welcher Du zwar innerlich niemals gewichen bist, die aber doch von einem rohen wiederstrebenden Stoff — nicht von der Natur selbst, wohl aber von ihrem verworrenen Refler in der gegenwärtigen Geschichte — mehr oder weniger getrübt ward. Erst hast Du Dich in der Physik und Chemie versucht, und die Naturforscher, wenn auch noch nicht gebessert, doch in ihrer barbarischen Sicherheit gestört. Dann wandtest Du Dich zu den Physiologen, die Dir, selbst von ihren Misverständnissen gefangen, doch innerlich verwandter sein mußten, und es giebt doch gegenwärtig in Deutschland keine Physiologie, die nicht mehr oder weniger aus dem Mittelpunkt Deiner Bestrebungen sich gebildet hat. Von dem Centro der Speculation ausgehend bist Du nun zu ihre heiterste und unbetrübteste Darstellung zurückgekehrt. Hier ist doch der Eingeweihte mehr wie anderswo von den Barbaren gesondert, und ist es gleich wahr, daß die Kunst erstorben ist in unseren Tagen, so daß die Hofnung eine eigenthümliche zu sehen, nur durch einen Glauben, jenem der Altväter des alten Testaments ähnlich, sich festhalten läßt, so steht sie doch, wie das Allerheiligste, reiner und gesonderter, als alle übrigen Produkte der Menschen in der Geschichte, denn hier zuerst ist alle äußere und todte Verknüpfung des Bedürfnisses ganz verschwunden.

In dieser Rücksicht und indem man aufgehört haben muß, an Dich die Anforderungen zu machen, die doch alle mehr oder weniger trüben und stören, ist auch Dein bürgerliches Loos beneidenswerth und herrlich. Wie gerne lebte ich mit Dir! Selbst nachdem ich die Hofnung aufgegeben habe, bleibt es mir klar, daß dieses mein größtes, ja, irrdisch gesprochen, vielmehr mein einziges Glück wäre. — Obgleich nun dieses was erfreuliches und Herrliches ist, so kann ich den Schmerz nicht verbergen, den ich fühle, indem ich gestehen muß, daß ich Deine Theilnahme an meinen Bemühungen immer mehr entbehren muß, und das eben jezt, da ich allmählich anfange, was mich 10 Iahre lang bewegt und beschäftigt hat, besonnen zu entfalten. Doch Du wirst, fürchte ich, an jenen kolossalen Bemühungen, wo die Glieder kaum zu überschauen sind, eine wiederhohlte Höllenfahrt, gebundene Geister zu befreien, die seit die Erde ihre ungeheuren Glieder regte hier verschloßen sind, an tausend scheinbar zersplitternde und kleine Nebenbemühungen kaum mehr Antheil nehmen — und allein stehend — denn wenige haben mich angesprochen — muß ich es wagen darauf,ob aus demVolke jemand mich hören und begreifen wird. Doch muß ich Dir sagen, daß ich von der Freude des ruhigen und besonnenen Producierens mehr als je ergriffen bin. Eins wirst Du schon

zur Michaelis-Messe sehen — Geognostisch chemische Aufsätze — als Vorbereitung zur innern Naturgeschichte der Erde. Manches ist eine kritische Auseinandersezung der genauesten Details. Denn manches muß vorbereitend geschehen. Manches muß ich so was sich hervordrängt mäßigen, manches was mehr verborgen ist herausheben, sondern was man sonst verbinden zu können wähnte, verbinden, was man gewöhnlich sondert, und so diejenige Mischung hervorbringen suchen, die unter allen für die Darstellung des höheren Bildes die schicklichste und empfänglichste' ist.
Auch meine äußere Lage hat sich gebessert. Bis jetzt ward das Gehalt ordentlich ausbezahlt, und wenn es mir gelänge noch etwas zu verdienen, könnte ich ruhig sein — denn leider bezahlt die Schrift nur eine alte Schuld. Ich habe einen Vorschlag zur Errichtung einer Bergakademie in Halle eingereicht. Dieser ist im ganzen Umfange genehmigt*). Ich forderte die Ausfertigung eines Befehls, daß alle Bergwerkbeamte des Königreichs verpflichtet sein sollten mir eine vollständige Suite der geognostischen und oryftognostischen Merkwürdigkeiten ihres Distrikts mit Bemerkung der Verhältnisse des Vorkommens einzuschicken, so daß allmählig ein Hauptbüreau für alle mineralogischen Schätze des Landes hier entstände. Ich habe alle diejenigen Bergwerksbeamte, die gebildeter sind, zur Theilnahme an einer Schrift, der Geognosie des Landes gewidmet eingeladen, ich habe die Anstellung einiger Lehrer bewirkt, und stehe im Mittelpunkt einer Unternehmung die, da ich mir nur das Theoretische vorbehalten habe — wenn der Grund nur nicht unsicher wäre, für mich höchst wichtig werden kann. Wenigstens hoffe ich eine Darstellung geognoftischer Verhältnisse vorzubereiten, wie sie noch nicht stattfindet. Diese beschäftigt mich nun in hohem Grade. Eine fürchterliche Korrespondenz, die ich, bis ich erst einen Secretär habe, selbst besorgen muß, fordert ungeheure Zeit. Man fordert von mir bei der ersten Einrichtung alles, und ich suche es zu leisten. — Dazu werde ich von Buchdrucker und Buchhändler getrieben und dieses hat mich verhindert an Dich zu schreiben. Und doch — verschaffe mir eine ähnliche Lage bei Dir und ^ich^ bin da. Manches quält mich hier. Ich bin zu Deutsch, zu fremd, die Lage zu unsicher. Doch i ch thue keinen Schritt weiter. Zu sehr fühle ich mich compromittiert durch die Schritte, die ich schon wagte. Zum erstenmohl habe ich mich — ich möchte sagen so weggeworfen, und Du wirst mirs nicht übelnehmen, wenn ich Dir gestehe, daß ich in dem, was Du unternahmst, mehr den etwas blinden Wunsch

*) Es kam trotz allen Bemühungen von Steffen« nichts zustande.

^
eines Freundes, als die klare Übersicht des Möglichen sehe. Doch dieses liegt, wie alles, was in der nächsten Vergangenheit lag, wie ein böser Traum vor mir, aus dem ich erwacht bin, und ich fühle mich gedrungen zu gestehen, daß ich mich, mehr wie billig, an andern gehalten habe.
Grüße Deine Frau, laß uns ja, auch in der Ferne vereinigt' bleiben und behalte mich lieb Dein
H. Steffens.
Würdest Du mir wohl bald wieder antworten? Dein Landmann, Dl. Iäger, der Dir diesen Brief bringt, kann Dir vielleicht mehreres von mir sagen. Ich kenne ihn indessen nicht genau.

Steffens an Schelling.

d. 8. Sept. 1808.

Ich eile Deinen lezten Brief zu beantworten, denn ich befürchte, daß mein lezter Brief, den ich Dir mit vr. Iäger, Deinem Landsmann, geschickt habe, einen üblen Eindruck auf Dich machen oder Deinen Eifer erkälten könnte. Du könntest nehmlich daraus schließen, daß ich weniger eifrig wünschte nach München zu kommen. Nichts weniger. Nur will ^ich^ Dir bekennen, daß ich fast alle Hofnung aufgegeben hatte. Es schien nehmlich wunderbar, daß ich, nach dem was vorgegangen war, unter der großen Menge correspondirende Mitglieder der Gesellschaft nicht genannt war. Du trauest mir die Eitelkeit wohl nicht zu, daß ich irgend etwas in solche Kleinigkeiten suche, aber es schien mir eine Gleichgültigkeit zu beweisen, die mir wenig von der Academie hoffen ließ. Endlich schrieb mir Rumohr daß Du etwas von einer Professur in Landshuth erwähnt hättest, was nun allerdings nicht das wäre — wenn gleich etwas — und woraus ich schloß, daß auch Du alle Hofnung verloren hättest. ?,
Da ich nun aber erfahre, daß Ihr noch thätig, so sage ich Dir, daß das Zusammenleben mit Dir, die Wirksamkeit, die mir in M. eröffnet werden könnte, die Aussicht, die herrlichen Schäze des wenig gekannten reichen Tyroler Gebirges um mich versammeln zu können, und selbst zu sammeln, für mich das höchste Glück sein würde. Lasse Dich nicht irre machen, wenn Du erfährst, daß ich hier ein Institut errichte. So eifrig ich bin, wird es kaum etwas werden. Ich habe bis jezt durchaus gar keine Unterstüzung und keine von Bedeutung zu hoffen. Ich fühle mich auf eine Weise fremd hier, die

ich kaum beschreiben kann. Nichts stimmt mit mir überein. Zuhörer habe ich bei der jezt so elenden Universität auch nicht, und führe äußerlich ein erbärmliches Leben. Also, gelingt es Dir, lieber Schelling, so eile ich zu Dir, und hoffe das Auferstehungsfest fröhlicher, vergangener Zeiten mit Dir zu feyern.

Zur Michaelis-Messe erhältst Du etwas von mir. Ich habe so viel zu arbeiten, besonders des Instituts wegen eine so ungeheure Korrespondenz, daß Du den kurzen Brief entschuldigen j^mußt^. Wie theuer sind mir die wiederhohlten Beweise Deiner festen Treue und liebenden Gesinnung!

Sollte der Iacobi nicht zu bändigen sein?

Grüß Deine Frau von mir und meiner Frau.

Dein

Steffens.

Wechselnd war die Stimmung gewesen, mit der Steffens bei seinen Freunden gelebt hatte. Nur die Innerlichkeit des Verhältnisses zu diesen Männern half über das Peinliche der Situation hinweg. „Ein dunkler Schatten hatte zwar während des Aufenthalts in diesem schönen Kreise auf der Vergangenheit geruht, aber die rein menschliche Zuneigung teurer Freunde, durch geistige Annäherung erleuchtet, bildete einen heiteren Hintergrund, über welchem sich zwar der Trübsinn gestaltete u. dunkle, unfreundliche Tage hervorrief, die aber wie Wolken verschwanden." (Was ich erlebte, V, 308). In Halle sah es nun erst recht kümmerlich aus. Und doch verlor Steffens nicht seinen freudigen Glauben an Deutschland, es gebührt ihm der Ruhm, schon in den Unglückstagen 1806 u. auch jetzt nach dem Kriege stets die Hoffnung auf die Wiedergeburt ausgesprochen zu haben. „So kräftig ist die deutsche Nation, daß eine ewige Vergangenheit in ihr lebt und mitSicherheit eine ewige Zukunft weissaget." (Perthes Leben, I, 210). Bei Steffens patriotischer Begeisterung, die ihn auch zur nicht ungefährlichen Teilnahme an den geheimen Bündnissen zur Befreiung Deutschlands trieb, hätte man erwartet, daß er auch —wie Schleiermacher, Fichte, Reil, Humboldt etc. — an die neue Berliner Universität berufen würde. Doch geschah dies nicht. Mit lebhaftestem Anteil verfolgte Steffens aber alle Vorgänge in Verlin, die Unternehmung Schills, die Reformen Steins. 1811 siedelte er nach Breslau über; mit wechselnden Gefühlen verließ er das Zentrum Deutschlands, um im Osten zu verschwinden — wie er glaubte. Er erhielt eine geräumige Wohnung in dem früheren

Konvikt der katholischen Studenten, über ihm wohnte sein Schwager Karl v. Raumer. Auf die Studierenden bekam er trotz mancher Konflikte bald tiefgreifenden Einfluß, und das sollte von großer Wichtigkeit werden. Am 2. Ianuar 1813 traf Friedrich Wilhelm III. mit seinem Stabe in Breslau ein, und nun befand sich Steffens im Mittelpunkte der Volkserhebung. Da beschloß er denn, selbst einen entscheidenden Schritt zu tun. Als der Aufruf an die Iugend ergangen war, sich zu den Waffen zu sammeln, kündigte er seinen Hörern an, daß er über diesen zu ihnen sprechen wolle. Gedrängt voll war der Hörsaal, bis auf die Straße stand die Menge, und nun sprach Steffens zu ihr in flammender Begeisterung von der Bedeutung und Forderung der Stunde. „Ich verkündete nichts Neues und Fremdes. Was ich sagte, war die stille Rede aller; und eben darum machte es starken Eindruck als ein Widerhall der begeisterten Seele eines jeden." Die Ansprache mußte wiederholt werden, und in den nächsten Tagen drängte sich die Iugend zu dem Büreau, in dem unter Steffens Aufsicht die Listen über die neuen Krieger geführt wurden. Der König richtete einen warmen Dankesbrief an Steffens und verlieh ihm, der sich selbst als erster Freiwilliger gestellt hatte, die Offiziersabzeichen. Steffens zog in den Krieg! Da er aber als Gelehrter kein praktisches Geschick für den Waffendienst zeigte, fand er andere, sehr wertvolle Verwendung, so als Gesandter an Bernadotte und als Redner, der das Volk in Westfalen für Preußen gewann.
Nach dem Kriege begann eine äußerlich ruhigere Zeit für Steffens. Bis 1832 blieb er in Breslau. 1817 machte er eine Badereise nach Karlsbad, im Anschluß daran suchte er München auf, wo er Iacobi, Franz Baader und vor allem Schelling zu sehen wünschte. Schelling war bereits zu Anschauungen übergegangen, die von seiner romantischen Periode weit ablagen. Die Schrift über die Freiheit 1809, im Todesjahre seiner ersten Gattin Caroline, hatte Steffens mit lebhafter Freude begrüßt. „Mir war dieser Aufsatz um desto wichtiger, ja, verband mich noch inniger mit Schelling, je entschiedener die Ansicht einer, die Entwickelung der Natur und des Menschengeschlechtes zugleich umfassenden Geschichte, mir das Höchste geworden war, was die Spekulation zu erreichen vermochte." Inzwischen war aber fast ein Iahrzehnt vergangen, und trotz mancher Ankünd gungen, ja, trotzdem schon 11 Bogen des großen Werkes „Die Weltalter" gedruckt waren, erschien nichts von Schelling. Unwillig wandte sich das Publikum von dem einst so verehrten Philosophen ab. Doch Steffens hielt in alter Treue fest in seinem Glauben an ihn und verteidigte ihn in der Erinnerung an jenes Zusammentreffen: „Es ist der leitende Geist der Geschichte selber,

der ihm gebietet und dem er sich unterwerfen muß. Daher liegt ihm ein anderer Maßstab des Fertigen vor als uns. Wir dürfen schon Versuche wagen, mehr oder weniger gelungen, denn, was einen bleibenden Wert erhält, ist doch eine gemeinschaftliche Tat." Und an Tieck schreibt er, 3. Ian. 1818: „Schelling ist in den letzten Iahren auf eine Stufe gelangt, die äußerlich schwankend, unsicher, ja widersprechend erscheinen müßte; aber redlichist er im höchsten Grade, und eine tiefe vornehme Natur, fleißig, tiefforschend wie wenige, und wird uns mit dem, was er still sinnend geschaut hat, überraschen." Daraus können wir schließen, daß der Besuch 1817 in völliger Harmonie verlaufen ist, trotzdem zweifellos Differenzen bestanden. Seine tiefsten Überzeugungen pflegte Schelling jetzt nicht mehr so leicht auszusprechen, wie in den jenenser Tagen—er war verschlossener geworden, namentlich seit Carolinens Tod. Einen Punkt verschiedenen Lebensgefühls deutet Steffens selbst an: „Ich besitze Briefe von ihm, die seine Sorge um mich mit freundlicher Wärme aussprechen, und immer schloß er: „Wozu, und warum sollen wir uns in die Verirrungen der Welt hineinstürzen, ist doch unser Reich nicht von dieser Welt." " Als Grunddifferenz der Weltanschauung bezeichnet er: „Beide wollten wir das Leben aus einer Wirklichkeit erkennen, und doch nicht in derselben
Er wollte das Geschlecht aus seinem Ursprung, aus seiner ersten, einer höheren Macht unterworfenen Tat begreifen, ich aus der mir vorliegenden verworrenen Gegenwart. ... Er ging von dem göttlichen Frieden aus, ich mußte ihn erringen" (Was ich erlebte, VIII, 375). Schelling hatte eben eine tiefe, innerliche Wandlung durchgemacht, Steffens war derselbe geblieben.

An den politischen Bewegungen der Reaktionsjahre nahm Steffens in seiner Weise teil: er schrieb — zur Verwunderung seiner Freunde — gegen die Turnbegeisterung; so in seiner Schrift „Das Turnziel" 1818. Dann folgten die „Karikaturen des Heiligsten". Nach Kotzebues Ermordung kam dann „Die gute Sache" und „Über die protestantischen Universitäten Deutschlands". Diese Schriften führen die Gedanken weiter, die er schon 1817 in „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden" ausgesprochen. Steffens steht — trotz seiner Leidenschaftlichkeit — nicht auf der Seite der schwärmerischen Iugend, die — ziemlich ins Blaue hinein — von einer ganz neuen Verfassung träumte. Die ständische Gliederung ist für ihn Grundlage des Staatslebens, Hallers Staatslehre bekämpft er trotzdem aufs heftigste. Aus dieser bewegten Zeit stammt die nächste Briefgruppe.

Steffens an Schelling.
Breslau d. 8. May 1816.
Indem der Freiherr v. Kloch, ein sehr unterrichteter und besonders in der Naturwissenschaft kenntnisreicher junger Mann, der manches erlebt und erforscht hat und mit lebendigen Eifer in der bedeutungsvollen Gegenwart lebt, dessen Absicht es besonders ist, die kecke und feste bürgerliche Gesinnung, die in Deinem Vaterlands sich so rüstig entwickelt, genauer kennen zu lernen, da er auf seiner Reise durch das südliche Deutschland auch durch München kommt, mich ersucht hat, einen Brief an Dich ihm mitzugeben, nehme ich die Gelegenheit wahr, um mein, vielleicht durch Iahre, lange Trennung, verschiedenartige Beschäftigung in Etwas erloschenes Andenken von Neuem zu erfrischen. Freilich sind wir, einst auf eine so fröhliche Weise vereinigt, wir müssen es uns wohl gestehen, durch die verschiedenen Wege, die wir von einem Punkt aus verfolgten, immer mehr getrennt. Aber dennoch mochte die Trennung mehr scheinbar als wirklich sein; denn Deine lezte Schrift über die Lehren der Kabiren auf Samothrace,*) hat mich für Dich wieder aufs Tiefste gewonnen, ja sie ist mir in so hohem Grade wichtig geworden, daß ich behaupten darf. Du erscheinst mir, belebend und erweckend jezt wie in jenen heitern Zeiten der Iugend von Neuem.

Es ist, nach so langer Trennung, da wir so verschiedenartig angeregt wurden, schwer einen Anknüpfungspunkt zu finden, am schwersten durch einen Brief. Indessen wird vielleicht eine Schrift, an welche ich in diesen Tagen die. lezte Hand lege, dazu dienen den Standpunkt, den ich für das Leben, für das Daseyn überhaupt, gewonnen habe, genauer zu bezeichnen. Ich werde sie Dir, wie mehreren meiner Freunde, von welchen ich in diesen Winkel getrennt lebe, als ein Vermächtnis zuschicken. Denn was in den trüben Zeiten des Drucks mich gequält und erhoben hat, was ich in der Zeit hoffe und fürchte, suche ich darzulegen, meine Gesinnung und meine Ansicht des Lebens. Sie heißt: „Über die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden, mit besonderer Beziehung auf Deutschland", und wird hoffe ich mit der Unzahl der politischen Schriften wenig gemein haben.

'Wenn ich Dir diese Schrift schicke sollst Du zugleich, wenn es Dir nicht etwa gleichgültig ist, meine Ansicht Deiner lezten Schrift auch erhalten. Mir würde es über alles wichtig und theuer sein, wenn wir auf diesen Wege nach Verlauf so vieler Iahre uns wieder näherten.

*) „Über die Gottheiten von Sanwthmke", Beilage zu den „Weltalterii".

Ich darf nicht behaupten, daß ich mit meiner hiesigen, etwas eingeschränkter Lage sehr zufrieden wäre, indessen habe ich Muße, und das ist doch in mancherlei Rücksicht das Wichtigste. Es sollte mir angenehm sein, wenn ich bei dieser Gelegenheit auch etwas von Dir, von Deiner Lage, von Deinem Leben und Treiben erführe.

Dein Freund
Steffens.

Steffens an Schelling.

Ich habe es meinen Kollegen und Freunden, dem Regierungsrath und Prof. v. Raumer und dem Prof. v.d. Hagen*), die auf einer Reise nach Italien begriffen sind, nicht abschlagen können, ihnen einige Zeilen für Dich mitzugeben, obgleich ich nun recht lange nichts von Dir gehört habe. Die beiden Freunde werden Dir wahrscheinlich nicht unbekannt s^sein^, sie sind beide sehr tüchtige und interessante Menschen. Die Darstellung des Zeitalters der Hohenstaufen nach allen Richtungen hat Raumer zum entschiedenen Geschäft seines Lebens gemacht, und wenn seltenes Talent, großer ordnender Verstand, lebendige Ansicht und tiefe Gelehrsamkeit zu ungemeine Hofnungen berechtigt, so dürfen wir vieles erwarten. Hagens Unternehmungen sind bekannt. Es ist ein höchst liebenswürdiger Mensch, ein wahres Kind. Von beiden, da sie meine lieben Freunde sind, wirst Du über mein Leben und Treiben manches erfahren können. Soll ich nie etwas von Dir wieder hören?

d. 6. Iulii 1816

Dein
Steffens.

Steffens an Schelling.

Breslau, d. 8. Decbr. 19.

Der Überbringer dieses Briefes ist vr Waagen, ein Vetter von meiner Frau. Er ist ein paar Iahre hindurch in meinem Hause gewesen und ich habe

»") Friedrich Heinrich v. d. Hagen, 1780—185«. hochbedeutender altdeutscher Philo» loge, vgl. Allgem. deutsche Biographie 10, 332—337.

ihn ganz außerordentlich lieb. Er beschäftigt sich vorzüglich mit der Kunstgeschichte,die er gründlich mit Lust und Liebe treibt. Er hat viel gesehen und ist in der Kunst erzogen. Ich müßte mich sehr irren, wenn Du ihm nicht auch troz seiner socratischen Physiognomie lieb gewännest.

Wie geht es Dir, lieber theurer Freund! Ich hoffe. Du bist nicht mehr so einsam, so innerlich in stetem Kampf mit dem großen, wunderherrlichen Schaz, der Dir anvertrauet war. Ich hoffte lange es doch durchzusetzen, daß ich zu Dir käme, und mit schwerem Herzen habe ich — doch wohl nicht ganz — die Hofnung aufgegeben. Ich mußte. Meine oekonomische Lage verschlimmerte sich und mit dieser mußte ich vor allem in Ordnung ^kommen^, unter den waltenden Umständen wollte ich der Regierung nicht zu viel verdanken. Ich war in der That einmahl in der Lage, daß ich mein sogenanntes Glück machen konnte. Ich habe es ausgeschlagen und bin arm in der Provinz geblieben. Doch hat meine Lage sich etwas gebessert. Im ersten Iahr wollte das alberne Volk, daß ich an der Spitze einer politischen F^action treten sollte. Es fehlte nicht an Aufforderungen mancherlei) Art. Keiner begreift es, wie man genug mit sich selbst zu thun hat,und wie das Streben, die Zeit und sich in der Zeit und mit ihr zu fassen, einen Menschen ebenso sehr bewegen kann, wie ihr flacher Enthusiasmus. Es hat mich ordentlich amüsirt, daß ich ein Obscurant geworden bin.

Nun aber kommen die elenden Schritte der Regierungen in der lezten Zeit, die Beschimpfung der ganzen gelehrten Welt, ein Attentat, wie es seit der Philosophen-Verfolgung unter Domitian nicht stattgefunden hat. Iezt muß ich wieder hervortreten und thue es. Aber, glaube mir lieber Freund! ich habe das Zeug herzlich satt. Das Schimpfen freilich kümmert mir wenig. Destomehr,daß alte Freundschaft an dieser Klippe der Seichtigkeit der Zeit scheitern sollte. Den zweiten Theil der Caricaturen lasse ich in zwey Abtheilungen drucken. Die erste, die alles enthält, was ich von dem Staat noch zu sagen habe, wird Gottlob in diesen Tagen fertig, und dann auch von Staaten und Völker kein Wort mehr in meinem Leben.

Wir leben hier indessen recht lustig und guter Dinge, ich bin heiter, sammle fleißig zu meiner Kritik der Physik und habe keinen heißeren Wunsch als mit Dir, theuerster, herrlichster Freund! einige Monathe zu verleben. Deine liebenswürdige Frau, Deine liebliche Kinder, Dich selber zu sehen.

Ich muß schließen, denn die Hofnung ergreift mich. Grüße Deine Frau und behalt mich lieb. Dein

Steffens.

Steffens an Schelling.
Breslau, d. 17. October 182«
Lieber Schelling! Einigemahl habe ich Dir geschrieben, und zwar durch Freunde, die nach München reiften. Doch bin ich ungewiß, ob meine Briefe Dich getroffen haben. Ich wünschte recht sehr zu erfahren, wie Du Dich, nach Deiner letzten, schweren Krankheit befindest, ob die Nachricht, die ich durch Waagen erhalten habe, daß Carlsbad Dir so nützlich gewesen ist, zuverlässig ist. Wie sehr habe ich es bedauert, daß ich nicht hinkommen konnte. Aber es war mir, durch unangenehme Verhältnisse gekettet, leider nicht möglich. Aber die Hofnung, ein paar Monathe mit Dir in München zu verleben, kann ich durchaus nicht aufgeben. Mein ganzes Studium erfordert eine Reise nach Vesuv und Auvergne, wenn der am letzten Orte geschichtliche Ausbruch so erloschen ist, wie der natürliche am letzteren sersteren^. Vor allem aber danke ich Gott, daß ich nun alle Schriftstellerey, die mit der Politik in irgend einer Berührung steht, auf immer geschlossen habe. Diesen Winter hindurch arbeite ich an einer Anthropologie, in meinem Sinne, schließe mein oryktogn. Hdb. und gebe vermischte Schriften, physikalischen Inhalts heraus, Aufsätze, die meistens schon ausgearbeitet dalagen. Dann folgt die Kritik der Physik, die psysikalische Geographie — die als Concentrationspunkt meine Ansicht der Menschenracen enthält, und wenn Gott mir Leben und Gesundheit gönnt, soll darauf die innere Naturgeschichte der Erde, mannigfaltig vorbereitet erscheinen
Du hast dem guten Gustav Waagen, den ich so herzlich liebe, als wäre er mein Sohn, und der gewiß ein tüchtiger Mensch wird, die Aussicht auf eine Anstellung in München eröfnet. Wie sehr danke ich Dich, wie freue ich mich. Dir verpflichtet zu seyn für eine Wohlthat, die mir erscheint, als wäre sie mir erzeigt. Was möchte ich nicht Dir und Deiner Liebe verdanken. Du treuester aller meiner Freunde. Aber ich fürchte der gute Waagen scheuet sich Dir zu sagen, wie nothwendig ihm eine möglichst schnelle Anstellung ist. Sein alter Vater wankt am Rande des Grabes und lebt, im Besitz eines wahren Schatzes an schönen Bildern, die er in der herrschenden Verwirrung nicht verkaufen kann, in der bittersten Armuth. Er muß sich anstrengen, seinen Sohn zu unterstützen, und der gute Sohn quält sich. Das ist seine Lage. Ich sage Dir nichts weiter, daß Du alles thun wirst, was Du vermagst, das weiß ich sehr wohl. Die Schwierigkeiten kann ich freilich nicht beurtheilen.
Denkt Deine gute, liebe Frau noch zuweilen an mich? Wie glücklich

würde ich seyn, wenn l^ich^ einige Zeit in eurer Mitte verleben könnte. Wie steht es mit Deinen Arbeiten? Willst Du mir wohl ein paar Zeilen gönnen?

Dein treuer
Steffens.

Ste ffe n s a n S ch e lli ng .
(?)

Da ich Dich leider nicht selbst besuchen kann, ist es mir in der Tat eine Art Trost durch diese Zeilen Dir die Bekanntschaft meines theuren Freundes des preuß. Kammerherrn und Major v. Willisen verschaffen zu können. Er war in Halle als junger Mensch mein Zuhörer — wir trafen uns im Feldzuge und länger als vier Iahr war »r^ mein Hausgenosse hier in Breslau. Gewiß kein Mensch kennt mich genauer, keiner ist mir näher. Daß Ihr beiden euch einmahl treffen möchtet — er und Du — mein trefflichster Freund — war von jeher meine Sehnsucht. Er ist von dem König sehr geschäzt. Der Kronprinz liebt ihn und er ist ein genauer Freund des Prinzen Wilhelm, ein reiner, herrlicher Mensch. Ihn begleitet Graf Pork, ein Sohn des Feldmarschalls, der 3 Iahre lang an meinem Tische aß und unter meiner Aufsicht stand.

Sie werden Dich sagen, wie innig ^icU Dich liebe, wie oft ich an die herrlichste Zeit meines Lebens denke Dein
Steffens.

Am 1. Mai 1823 schreibt Steffens an Mynster: „Ich bin leider noch fortwährend in heftiger Bewegung, inwendig in beständiger Aufregung, ja Erschütterung, ganz ergriffen von dem gegenwärtigen Augenblicke." 1821 war das Rektoratsjahr, 1822 erschien seine „Anthropologie" und schon ergriff ihn eine neue Bewegung, die an die frühesten Iugendeindrücke anknüpfte: der Kampf um die Union. Die Beanlagung für das Religiöse war namentlich durch Schleiermachers Einfluß gepflegt worden. In Breslau spann sich nun ein inniger Verkehr zwischen Steffens und dem lutherischen Pfarrer Scheibe! an, der dadurch befestigt wurde, daß Steffens' Tochter bei diesem Geistlichen Unterricht erhielt. Aus tiefster Überzeugung erklärte sich Steffens gegen die Union in seiner Schrift „Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben. Eine Stimme aus der Gemeinde" (1823). Wieder mußte Steffens erkennen, daß er auch von seinen Freunden in seinen Motiven mißdeutet wurde. Trotzdem hielt er treu zu der kleinen

Gemeinde, sandte selbst eine Bittschrift an den König, wandte sich an den ihm nahe stehenden Kronprinzen usw. Um seine innerste Meinung klarzustellen, schrieb er endlich: „Wie ich Lutheraner wurde, und was das Luthertum mir ist. Eine Konfession" (1831). In demselben Iahre war er Gast des Kronprinzen auf Schloß Fürstenstein und die Folge der Unterredungen war ein Ruf nach Berlin als Professor der Naturwissenschaft. Schon im Winter 1824/25 hatte er dort unter großem Beifall Vorträge gehalten. Die geistige Lage war allerdings für ihn nach Hegels Tode nicht sehr günstig. Es war die Stadt der absoluten Reflerion, in der Hegels Lehre unbedingt herrschte. Daneben machte sich ein Spezialistentum breit. Trotzdem hatte Steffens einen langsam wachsenden Erfolg und einige tüchtige, namentlich theologische Zuhörer, die von Schleiermacher beeinflußt waren. In geselligen Verkehr trat Steffens mit den bedeutendsten Mitgliedern der Universität und auch mit Bettina v. Arnim. Über die Stimmung der ersten Iahre äußert er sich in einem Briefe an seinen Verleger Ioseph Mar in Breslau (11. Iuli 1832): „Alles geht hier seinen gewöhnlichen Gang und von den politischen Ereignissen wird man immer weniger aufgeregt. Ich glaube, es gibt kein ruhigeres Land als Preußen jetzt. Man hat sich an den provisorischen Zustand der Dinge gewöhnt . . . Hier aber herrscht eine Anhänglichkeit für den König, die täglich steigt, und die Treue scheint mir, seit ich hier bin, ein tief wurzelndes Element, daß es selbst viele Stürme überwinden wird."

1837 wurde eine Ferienreise unternommen, von der uns die Briefe noch erzählen werden, und 1840 nahm Steffens auf Einladung Christians VIII. an dem Krönungsfest in Kopenhagen teil. In demselben Iahre verschob sich seine Position in Berlin sehr zu seinen Gunsten durch den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. Für das geistige Leben der Hauptstadt brach damit eine neueÄra an. „Alles ist in dem mächtigen Strudel der Begeisterung fortgerissen, der entstehen mußte, da ein neuer lebendiger König erschien, dessen gewaltige geistige Persönlichkeit größer ist als seine Stellung. Ich kenne ihn seit mehr als 20 Iahren, und weiß, was wir von ihm zu erwarten haben. Ein solcher mußte kommen, damit die. erbla ß te n Figurender abstrakten Paragraphen Könige papierner Konstitutionen verschwinden." (An Mar, 23. Okt. 1840).

Das Hauptereignis der letzten Lebensjahre war Schellings Berufung nach Berlin. Endlich wurde die jahrzehntelange Sehnsucht erfüllt. Mitte Oktober 1841 kam Schelling zunächst probeweise nach Berlin, wo er seine

mit Begeisterung aufgenommene Antrittsvorlesung hielt (vgl. meine Ausgabe „Schelling als Persönlichkeit", 1908). Im nächsten Iahre siedelte er für die Dauer über. Wie das Verhältnis der beiden Freunde sich gestaltet hat, habe ich noch nicht klar erforschen können; es fehlen mir noch Äußerungen von Steffens darüber. 1841 schrieb er (19. Okt. an Mar): „Schelling habe ich gesehn. Ich war doch erschrocken, denn ich fand ihn sehr gealtert. Wir werden uns hoffentlich verständigen nach so langer, langer Zeit." Mit der Religionsphilosophie von Steffens war Schelling nicht sehr zufrieden gewesen — das ist verständlich, denn das ist ja das Gebiet seiner eigenen rastlosen Arbeit. Auch die verschiedenen Romane von Steffens („Die vier Norweger", „Malcolm", „Die Revolution") werden ihm nicht sehr gefallen haben.

Mit seiner 10 bändigen, teilweise sehr weitschweifigen Selbstbiographie schloß Steffens sein Lebenswerk. Am 13. Februar 1845 ist er gestorben, Schelling hielt einen Vortrag zu seinem Gedenken und leitete seine nachgelassenen Schriften ein. Die Bedeutung des Mannes liegt in der Frage en.halten, die er selbst aufwarf: „Habe ich nicht in verschiedenen Zeiten die Gemüter der Iugend in Bewegung gesetzt?"

Steffens an Sch elling .

Berlin, d. 16. Aug. 1835.

Lieber Fr.! Indem der Hofprediger Strauß*), mein vieljähriger Freund, durch München reist und Deine Bekanntschaft zu machen wünscht, nehme HicU die Gelegenheit wahr. Dir einige Zeilen zu schreiben. Oft war es freilich meine Absicht, den durchgeschnittenen Faden unserer Verbindung wieder anzuknüpfen, es war mir aber schwer, den Anknüpfungspunkt zu finden. Besonders seit ich hier bin, vorzüglich seit der unanständige Anfall**) auf Dich stattfand, der freilich keinen Eindruck gemacht hat und

*) Gerhard Friedrich Abraham Strauß (178«—1883), vergl. Allgemeine deutsche Biographie 36, 532.

**) Gemeint ist die Rezension von Hinrichs in den „Iahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" Verlin 1835, 1. Band, S. 273 ff., über die von Schelling eingeleitete Übersetzung de» Werkes von V. Cousin über französische und deutsche Philosophie. Da heißt es u. a.: „Ungerechter, unwürdiger ist wohl nie ein großer Mann behandelt worden, als Hegel in diesen Schellingschen Phrasen. In denselben ist sozusagen die Hegelsche Philosophie auf den Kopf gestellt . . . Gegen solche (Hegels) Werke der Erkenntnis und des Geistes sind alle Schellingschen Werke Stückwerk geblieben, und Flickwerk, Versuche, Skizzen ohne Ausführung . . . Darum können wir nur mit Wehmut niederschreiben, daß Schelling nicht bloß gegen Hegel ein Zurückgebliebener, sondern in seinem Streben gegen ehemals selbst ein Zurückgekommener ist."

mit welchen die gescheutern Hegelianer selbst unzufrieden sind. Ich erklärte sogleich, daß ich nicht theilnehmen könnte an einem Blatt, in welchem ein solcher Angriff gedruckt, und bin nur auf vieles Bitten genannter Mitarbeiter geblieben, mit der Bedingung, daß ich diesen Angriff, wie es gebührt, in dieser Zeitschrift selbst zurückweisen ftarfl, wozu mir die Recension der Eschenmayerfchen Naturphilosophie Gelegenheit geben wird. Daß diese noch nicht erschienen ist, rührt von den vielen Geschäften her, die mit dem Rectorat verbunden sind und die mich allen literarischen Arbeiten abhalten. Ich kann es nicht leugnen, ich lauerte fortdauernd auf die Erscheinung Deiner lange versprochenen Schrift, ich bin überzeugt, daß ich noch in unserm Alter die Rolle wieder aufnehmen kann, mit welcher unsere, mir ewig unvergeßliche Freundschaft jetzt vor 35 Iahren anfieng, und ich sehne mich nach einer Anregung, die mich verjüngen würde.

Von Str. kannst Du Manches über meine hiesige Verhältnisse, über meine Stellung der Hegelschen Schule gegenüber, die übrigens durch Gablerkaum wieder aufleben wird. Vor allem aber habe s^ich^ ihmaufgetragen über die Bemühungen des Kronprinzen Dich für uns I^zu^ gewinnen ausführlichen Bericht abzustatten. Sie scheiterten an der bornirt Hegelschen Gesinnung des Ministern und wir s^haben^ nun, an Deiner Stelle, einen ausgetrockneten Schulmann. Zwar habe ich immer daran gezweifelt, daß Du herkommen würdest; aber dennoch beschlich mich während der Zeit dieser Bemühungen des Kronprinzen, die eine sehr entschiedene Richtung annahmen und die besonders durch Aler. Humboldt angeregtwurden, die Hofnung in meinem Alter die Iugend wieder hervortreten zu sehen. Beiliegend habe l^ich^ demFreund das zweite Heft der polemischen Blätter s^gesandt^; auch dieses mußte ich eilig schließen, eigentlich abbrechen und hoffe, die Verhandlung bald ruhiger, strenger, geordneter aufnehmen zu können.

Ein recht tüchtiger, mir lieber, junger Mann — vr Papenkort*) besucht mich häufig. Er ist^Dein Schüler und inniger, treuer Verehrer. Ich kann die Hofnung noch nicht aufgeben, daß wir noch, wie früher, vor unfern, Tode, vereint arbeiten werden. Was Du an mich tadelst, ist mir nicht unbekannt, aber ich mag >M^ einer Verständigung nicht verzweifeln.

Dein treuer
Steffens.

') Felix Papencordt, 1811—1841, Historiker, unvollendetes Hauptwerk: Geschichte Rom« im Mittelalter. Vergl. Allgcm. deutsche Biographie 25, 140.

v. Raumer (der Historiker) hatte einen Brief an Dir abzugeben, kam aber nicht über München und sandte, wie ich bei seiner Rückkunft erfuhr, nur Braniß*) Metaphysik — die zwar nach meiner Überzeugung nicht von den rechten Punkt anhebt, in der Methode zu viel hegelisirt, aber doch Aufmerksamkeit verdient — ein eigenthümlicher Forscher ist und tiefsinnig, wie unter den Neuern, die sich regen, wenige. Weiße**) will mir nicht so ansprechen.

Steffens an Schelling.

Berlin, d. 13. Merz 1836.

Lieber Sch! Ich kann nicht unterlassen. Dir wenigstens einige Zeilen zu schreiben, da sich eine so gute Gelegenheit darbiethet. Unser gemeinschaftlicher junger Freund — vr Papenkort — reist nach Rom. Ich habe ihm recht oft ^gesehen?^>, so wie mir auch der junge v. Schaden sehr lieb geworden ist. Papenkort kann manches von meinem Leben und Treiben sagen. Der Glückliche. Er wird ein tüchtiger Gelehrter.

Ich denke Du wirst mit der Fortsetzung meiner polemischen Blätter zufrieden seyn, obgleich es, nach einer so langen Zeit, nachdem wir beyde unsere eigene Wege gegangen sind, fast unvermeidlich ist, daß wir uns auch entfremdet werden. Aber gewiß, nach allem was ich höre, sind wir uns innerlich befreundet. Näher stehen wir uns ohne allen Zweifel als die Vielen,die jetzt an die sogenannte Metaphysik sich zerarbeiten — Fischer***), Fichte jun., Weiße, Braniß — ein philosophisches juzte milieux, das mir nicht gefällt. Du frägst, was mich bewegt hat, noch immer Mitarbeiter der kritischen Iahrbücher zu bleiben? Als die Recension von Hinrichs erschien, war es meine Absicht, meinen Austritt anzukündigen. Was mich bewog zu bleiben ist — 1). das Verhältnis des Blattes zum Ministerium — es lstein halbofficielles und ich stehe mich so schlecht, daß ich nicht gern meine Stellung noch verschlimmern möchte — 2.) weil ich die Hofnung habe das Blatt, wenn nicht ganz, doch zum Theil in meine Gewalt zu bringen —

') Iul. Braniß (1792—1873), seine Philosophie ist ein Gcmeiye aus Gedankcn von Schleiermacher, Hegel nnd Steffens.

'*) Christ. Herm. Weiße (1801—186«), veröffentlichte 1835 .Grundzüge der Metaphysik".

***) I, b, Fichte gab vom Iahre 1887 an eine „Zeitschrift für Philosophie und spekulative Theologie" heraus, au der sich Carl Philipp Fischer beteiligte, ebenso wie Steffens, Weiße, Neander und Roesten.

und es giebt ja kein anderes. Wäre es möglich ein anderes Blatt zu gründen — ein völlig wissenschaftlich unabhängiges, welches weder mit Ministerien, noch mit Universitäts-Cliquen zusammenhinge — d. h. fände sich ein Mann, der Energie, Geist, Betriebsamkeit genug besäße eine solche Unternehmung nicht bloß anzufangen, ich würde mich gleich an ihm anschließen.
Vor Allem aber warte ich mit Sehnsucht auf Deine erste Schrift. Sie wird mich aus einer fast ängstlichen Lage herausreißen, v. Schaden*), andere haben mir Hefte von Deinen Vorlesungen angebothen. Ich habe sie ausgeschlagen, und Du wirst es gewiß billigen. Ie höher meine Erwartung gespannt, je inniger ich überzeugt bin, daß Dein Werk, durch Dich selber vertreten — ein großes Ereigniß in meinem Leben sein wird, desto entschiedener bin ich entschlossen die öffentliche Bekanntmachung abzuwarten. In der That nur eine Schrift kann die alte Verbindung — gewiß in noch tieferm Sinne hervorrufen, und sie wird es. Wie ich höre wird nun die Mythologie**) zuerst erscheinen. Wie Du anfangen willst hängt von Dir ab — wer kann es beurtheilen, als Du? Aber mir wird eine Welt aufgehen. Ich bin nicht arm, aber ich suche für Vieles Ausdruck, Sprache.
Sollte es nicht möglich seyn, daß wir uns sähen? Etwa in Dresden, da Du wohl keine Lust hast, nach Berlin zu kommen. Oder könntest Du Dich dazu entschließen? Deine Gegenwart hier würde von großem Erfolg seyn — selbst ein kurzer Aufenthalt.
Grüße an Deine Frau bitte ich recht herzlich zu bestellen. Wie glücklich würde ich seyn, wenn ich Dich noch einmahl in meinem Leben in der Mitte Deiner Familie sehen könnte. Ich mag, ich will die schöne Hofnung nicht aufgeben. Dein

Steffens.

Steffens an Schelling.

Landshut, d. 19. Septbr. 1837.

Lieber Fr! als ich Deinen liebevollen Brief in Erlangen erhielt, eilte ich Dich zu antworten. Ich beschloß zuerst durch München zu reisen***),

. ') Emil August v. Schaden (1814—1852), Professur in Erlangen, ein Anhang« der Theosophie Baaders.

") Erst aus dem Nachlasse erschien die „Philosophie der Vlythologie".

*") Ein kurzer Brief vom 3. August gibt die erste Nachricht von Steffens' Reis« nach München.

dasGebürge zu bereisen und dann zurückzureisen—ein Umweg von wenigstens 30 Meilen. Ich schrieb Dir, daß ich den 4. Septbr. etwa in München eintreffen würde. Kaum war der Brief fort, als ich mir vorwarf, einen so kurzen Termin gesezt zu haben. Es ließ sich aber nicht ändern. Ich hatte Dich ersucht mir eine Antwort nach München zu schicken und an Cornelius zu adressieren. Als ich dort ankam, eilte ich zu Corn., fand aber keine Antwort. Ich trieb mich so lange in das Gebürge herum, daß ich erst den 9. Septbr. nach München zurückkam. Bey meiner ersten Durchreise hatte ich keinen Menschen außer Corn. besucht. Ich blieb jezt bis heute da. Vergebens suchte I^ich^ auf irgend eine Weise zu erfahren, wann Du zurückkehren würdest. Dein Stillschweigen ängstigte mich. Ich hatte ein Obamdle ßÄrni gemiethet und der Termin war zu Ende. Alle Verhältnisse nöthigten mich, entweder meinen ganzen Reiseplan aufzugeben oder abzureisen. AlleDeineFreundeund Bekannte behaupteten,daßDubisnach dem Octoberfest in Carlsbad zu verweilen pflegtest. So beschloß ich mit schwerem Herzen abzureisen — und als ich heute abend hier ankam, sah ich, daß Du die letzte Nacht hier zugebracht hast. Wir haben uns begegnet — sind uns ganz nahe gewesen, und nun muß Gott wissen, ob wir uns jemals wieder in diesem Leben begegnen werden.

Ich glaube Dir dieses seltsame Zusammentreffen, dieses stumme Begegnen melden zu müssen — ich brauche Dir nicht zu sagen, wie unangenehm, ja wie erschütternd es mir gewesen ist.

Ich habe mich lange besonnen, ob ich nicht umkehren sollte; aber es geht nicht — alle einmahl eingeleitete Verhältnisse fordern meine Weiterreise.

Ein Brief nach Stadt Frankfurt in Wien addressirt trifft mich dort von d. 25. Septbr. an.

Dein treuer
Steffens.

Steffens an Schelling.

Berlin, d. 22. Nov. 1837.

Lieber Schelling!

Verzeih, daß ^W Deinen lieben Brief, den ich in Wien erhielt, jezt erst, nachdem ich fast vier Wochen zu Hause bin, beantworte. Diese Zeit ist mir in der zerstreuenden Stadt verflossen, ich weiß kaum selbst wie. Eine Entfernung von fast ein Vierteljahr stört so viele Verhältnisse, die

wieder geordnet werden müssen, daß man sich nicht zu fassen vermag. Es ist etwas Widerwärtiges, daß man hier in so viele fremdartige Geschäfte verwickelt wird. Facultäts-Arbeiten hatten sich angehäuft, Acten wegen des Baues der Universität lagen stoßweise vor mir, die Academie legte neue Statuten zur Berathung vor und ich mußte die Nächte benutzen, um einen ganz neuen Entwurf für meine Vorträge über die Naturphilosophie auszuarbeiten. Dazu kamen Bibelgesellschaft, Krankenvereine u. s. w. gesellige Störungen, die sich nicht abweisen ließen.

Iezt zur Sache. Wie sehr die seltsamen Misverständnisse, die auf eine so wunderbare Weise uns auseinanderhielten, mich betrübt haben, wirst Du begreifen, aber ich muß eine Zeitlang mit Dir leben, eine jede Stunde meiner ernsthaften Beschäftigungen überzeugen mich immer mehr davon. Wir haben beide Opfer gebracht, um uns zu treffen. Ich kann Dir versichern, ich dachte recht ernsthaft daran umzukehren, wieder nach München zu reisen; aber die Reise galt diesesmahl vorzüglich Frau und Tochter — sie sollten eine fremde Welt, eine großartige Natur, fremde Verhältnisse kennen lernen, der einseitige Berlinismus ist nicht sehr liebenswürdig und obgleich ich sagen darf, daß sie nicht angesteckt sind, ist doch ein anderes, erftischendes Leben nützlich und heilsam. Ich wagte es nicht von ihnen zu fordern daß sie einen Genuß aufgeben sollten, den wir uns endlich jahrelang dahin arbeitend, mit viele Opfer verschafft hatten.

Aber jetzt arbeite ich unablässig dahin, wieder nach München zu kommen zu einer Zeit, wo ich gewiß bin, Dich, l. Fr! zu treffen, mit Dir zu arbeiten. Es ist mir ein beständig vorschwebendes Ziel und, da ich nicht ohne Hofnung bin, nächsten Sommer diesen, mir so wichtigen Wunsch erfüllt zu sehen, so war auch dieses ein Grund, warum ich Dir jezt erst schreibe. Mer zweite Teil des Bogens fehlt.^

Steffens an Schelling.

Berlin d. 28. März 39.

Lieber Fr!

.... Die Hofnung Dich zu sehen, die s^ich^ noch immer festhalte, geht nun leider in diesem Iahre wieder nicht in Erfüllung. Du wirst durch Mar*) in Breslau, der mit Dir in Verbindung getreten zu sein scheint, wird Dir nun bald meine Religionsphilosophie senden; sie erscheint etwa im May —

') Steffens' Verleger.

und ich muß wohl sagen, es ist ein lange durchgedachtes Werk, welches dennoch zu frühe erscheint. Die Zeit und stärkere Geister müssen reifen lassen, was als versteckter Keim in dem unvollkommenen Werke verborgen ist. Du bist, ich bin davon überzeugt, in der vollendeten Darstellung viel weiter gekommen als ich und ich hätte geschwiegen, wenn ich nicht bedacht hätte, daß der mächtige Geist, den wir verkündigen sollen, Viele, jeden auf seine Weise, zur Verkündigung berufen hat.

Dein treuer
Steffens.

Steffens an Schelling.

Lieber Fr! Berlin 16. 11 39

Es schmerzt mich, daß die Hofnung Dich einmahl in meinem Leben wieder zu sehen, immer mehr verschwindet. Auch in diesem Iahre verbothen die Verhältnisse eine jede weitere Reise.

Meine Religionsphilosophie hat mein Verleger Dir gesandt. Leider kann ich nicht erwarten, daß Du mit diesem Buche ^zufrieden^ sein wirst; denn ich selber bin mit meiner Arbeit nur zu unzufrieden

Zugleich benutze ich die Gelegenheit, um Dich auf die Arbeiten eines Predigers in der Nähe von Dresden ^aufmerksam zu machen^, der Creuzer, fleißig studiert hat und seit vielen Iahren sich mit dem Studio der cabbalistischen Schriften beschäftigt. Ich habe ihm ermuntert, Dir sein Manuskript, über welches ich freilich kein Urtheil habe, zu schicken: vielleicht findest Du etwas, das Du brauchen kannst. Mir schien freilich die Ausbeute nicht sehr bedeutend. Dein treuer

Steffens.

Steffens an Schelling.

Berlin, d. 21 Merz 1841

Lieber Fr!

Ich rechne mit einiger Sicherheit darauf, Dich bald hier zu sehen, mit Gewißheit auf Deine, wenn auch verspätete Ankunft. Die für mich so freudige Nachricht erfuhr ^ich^ vor einigen Wochen von dem König und Eichhorn sagte mir vor Kurzem, daß er den Auftrag habe Dir den Wunsch des Königs Dich baldmöglichst hier zu sehen, mitzutheilen. Auch glaube ich, daß es besser ist, wenn Du Dich hier im Sommer, als gegen den Winter einrichtest.

Die hiesigen Demonstrationen der Hegelinge sind nur lächerlich. Ich bedauere fast Hegel, der durch seine Anhänger völlig zu Grunde gerichtet ist. Hier wirst Du mit Sehnsucht erwartet von allen bedeutenden Männern, von der Universität, hier kannst Du mit völliger Muße Dein großes Werk vollenden. Was es mir ist, meine lezten Lebenstage mit Dir zu verleben, wie meine Iugend, brauche ich Dir nicht zu sagen, alles scheint sich zu fügen, um diese heiter zu gestal!en. Der König liebt mich, der Minister ist mein alter Freund, auch mit General Thiele — der Minister des Schatzes, des Königs Vertrauter, stehe ich auf einem freundschaftlichen Fuße. Ich weiß, daß Du Dich nicht von dem albernen Geschwäz über den König irre machen läßt — er ist ein seltener, ein bedeutender Mann, bei weitem der geistig bedeutendste seiner ganzen Umgebung. Der Berliner kritisirt, construirt 2, priori und Hegel war ein ächter berliner Philosoph. Da nun der König sich in in keiner dieser nach allen Winden gerichteten Konstructionen hineinpaßt, so stürmt es aus allen Ecken. Aber die Berliner sind auch darin ächt hegelsch, daß sie in der Abstraction stecken bleiben und den Weg zur That und lebendigen Wirklichkeit nicht finden können.

Komm, lieber Fr! Ich begrüße Dich als das Glück meines Alters. Ich bedarf Deiner. Unter Deinen Augen, unter Deiner Leitung soll es mir noch gelingen, für die Naturphilosophie etwas Tüchtiges zu leisten, sie bleibt auch in meinen Händen Deine, denn immer klarer wird es mir, daß Deine alte Darstellung eine Divination enthält, die die Geschichte . . .

ftas zweite Blatt ist abgerissen).

Steffens an Schelling.

Lieber Fr! ^Berlin, Ende Iu i 1841)

Da Du erst so spät herkömmst, was ich herzlich bedaure, so möchte ich fast wünschen, daß Du Deine Reise noch um einige Tage aufschöbest und zwar aus folgenden Gründen:

Meine Gesundheit fordert durchaus eine Ferienreise. Einmahl wagte ich es hier zu bleiben, aber es bekam mir sehr übel und ich brachte einen unangenehmen Winter zu. Nun halten mich verschiedene Verhältnisse bis Anfang September fest und ich werde meine Reise erst später als gewöhnlich antreten können. Ich befürchte, daß ich erst Anfang October wieder zurückkehren kann, da es meine Absicht ist. Verwandte in Schlesien zu besuchen und besonders eine Tante meiner Frau, die wir wahrscheinlich zum lezten Mahl sehen werden.

Aber auch Du wirst Berlin im September noch sehr verödet finden, und da Du durch Pr. Rheinwald schon eine Wohnung bereit finden wirst, so ist auch eine frühere Ankunft kaum nöthig und ich gestehe, ich wünsche Dich hier zu empfangen. —
Indessen würde es mir angenehm sein, wenn ich recht genau den Tag Deiner Ankunft erführe, damit ich mich so viel wie möglich darnach richten könnte.
Es ist ein Aufsatz in der allgemeinen Zeitung erschienen*), in welchem man zu verkündigen sucht, daß Du Dich an die Spitze der Hegelianer stellen wolltest oder könntest, besonders eine Art Bündnis mit den Herausgebern der vormals Hallischen Zeitschrift. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß alle solche Versuche von den Vernünftigen beurtheilt werden, wie sie verdienen. Gesinnungslos, wie diese Menschen sind, verstehen sie es sich nach allen sSeiten) zu richten. Es ist aber wahr, es giebt tüchtige und wirklich geistreiche junge Männer unter ihnen. Es fehlt nur wahre Einsicht und daher fruchtbare Arbeit. Ich gebe keineswegs die Hofnung auf, daß unter diesen einige zu gewinnen wären.
Gewiß Du wirst hier, solange Du Dich hier aufhältst — gebe Gott für immer — ein fruchtbares Feld finden; aber keiner wird mehr gewinnen als ich, der ich sehnsüchtig Deiner Ankunft entgegensehe und Aufklärung erwarte, wo sie mir am nöthigsten ist. Ich bin alt zwar, aber empfänglich und weiß ja, daß ich nichts Wesentliches aufzugeben brauche. Für die Schmerzen einer Krisis fürchte ich mich nicht, ja ich bereite mich auf diese vor, auf meine Art.
Mas unterste Stück des Blattes ist abgeschnitten).

") Vgl. Münchner Allgemeine Zeitung, Beilage vom 18. u. 19. Juli 1841, „Die deutschen Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst". Unter diesem Namen erschienen seit Juli 1841 die „Hallischen Iahrbücher" in Leipzig, da die Redaltion mit der preußischen Zensurbehörde in Konflikt geraten war. In dem Artikel heißt es: .Ie näher die Zeit heranrückt, wo, durch Schellings Auftreten in Verlin, der Neu»Hegelianismus, der in den Hallischen Jahrbüchern sein Organ gefunden, sich mit dieser Lehre in unmittelbare lebendige Berührung versetzt sehen wird, um desto weniger können wir uns enthalten hier die Hoffnung auszusprechen, daß diese Berührung in nichts Anderem ihr Ende haben wird, als in einer freudigen Vereinigung beider Teile, nämlich in einer allmählichen Annahme und Aneignung der Schellingschen Grundgedanken seitens des Neu»Hegelianismus . . . Wir sind überzeugt, daß die Neu»Hegelianer, so wie alle andern strebenden Iünger einer freien Philosophie, von dem Geiste dieser Vorträge täglich unwiderstehlicher in das magische Netz seiner weltgeschichtlichen Entwicklungen hineingezogen, bald alle ihre kritische Kraft . . in der Richtung dieses vor ihnen sich entwickelnden Systems vereinigen werden" . . .

Steffens an Schelling.
Berlin, d. 1. Septr. 1841.
Lieber Fr! Du wirst schon erfahren haben, wie schlimm es hier steht mit Deinen Wohnungs-Angelegenheiten. Gestern sprach ich mit Cornelius, der, wie er mir sagte. Dir gerathen hat unmittelbar im Rheinischen Hofe abzusteigen — ein Gasthof, der täglich in der öffentlichen Meinung steigt und ein großes Local besitzt, daß man nicht leicht riskiert, abgewiesen zu werden. Diesen Gasthof kannst Du, wenn Du willst, verlassen und durch Prof. Rheinwaldts Hülfe leicht eine Dir zusagende Wohnung finden.
Ein anderes Mittel ist hier kaum möglich.
Was nun Deine Vorlesungen betrifft, so habe ich allerdings in Beziehung ftarauf^ ein wesentliches Interesse, nemlich dieses: nicht mitDir zu collidiren. Meine, so lange ich hier lese, bis jezt fest stehenden Stunden sind Montag, Dienstag, Mittwoch und Freitag von 4—5 und von 5—s. Wie ich gehört habe, wähltest Du bis jezt die Stunde von 6—7, und da Du, welche Stunde Du auch wählen magst, doch ein übervolles Auditorium haben wirst, so wäre diese deswegen gut, weil sie fast ganz ohne Collisionen sein würde. Mir aber, wenn ich mich bei einer solchen Gelegenheit nennen darf, aber deswegen lieb, weil ich unmittelbar aus meinem Hörsaal in Deinen treten könnte. — Ich glaubte diese Verhältnisse berühren zu müssen, weil ich leider erst einige Tage nach Deiner Ankunft von meiner Reise zurückkomme und es doch nothwendig ist, daß Du Dich frühzeitig in dieser Rücksicht bestimmst. Es versteht sich indessen von selbst, daß Du Dich nicht nach mich richten sollst, wenn es Dir nicht ohnehin zusagt, und ich bin bereit, andere Stunden zu wählen, wenn meine Dir bequemer sind. Solltest Du aber eine meiner Stunden wählen, so bitte ich Dich mir es, nur durch zwei Zeilen, nach Schmiedeberg in Schlesien addressirt wissen zu lassen. Wie ich mich auf das Wiedersehen, auf das neue Leben, auf das von Grunde aus erneuerte Studium ^freue), kann ich Dir l^das zweite Blatt ist abgerissen^.
Steffens an Schelling.
Berlin, d. 1. Nov. 42.
Lieber Freund!
Ich würde Dich längst schon besucht haben, weil ich erfuhr, daß Du von jezt an wirklich ganz Unser bist — ein Glück, auf welches ich kaum

zu rechnen wagte, als es so lange in Ungewißheit schwebte. Von jezt an also denke ich mir das Verhältnis, welches sich für den Rest unseres gemeinschaftlichen Daseyns bilden soll, als ein bestehendes, ein zu begründendes und es ist mir in hohem Grade wichtig. Es ist mir nun vorzüglich wichtig — erstens Deine Lehre möglichst gründlich zu studieren — dann möglichst alle Collision zu vermeiden. Beides hängt genau zusammen.

Nun habe ich gehört, daß Du 3 Tage wöchentlich lesen wirst von 5—tt nemlich Montag, Dienstag u. Sonnabend. Ich bin entschlossen meine Vorträge ebenfalls auf drey Tage in denselben Stunden zu beschränken und kann also Deine Vorträge hören und meine halten; aber dennoch habe ich eine Bitte — kannst Du, lieber Freund, statt eines der gewählten Tage — Montag oder Dienstag — den Donnerstag wählen? Mir ist das Verhältnis zur Academie ein in mehrerer Rücksicht wichtiges und ich habe deswegen seit einigen Iahren aufgehört, wie früher, an diesem Tage zu lesen. Ich kann Dir mündlich meine Gründe ausführlicher entwickeln und würde Dich heute besucht haben, wenn ich es nicht für nothwendig hielte, um übermorgen lesen zu können, zu Hause zu bleiben.

Ich wünschte Deinen Entschluß zu erfahren, so daß ich die Tage meiner Vorlesung übermorgen meinen Zuhörern bekannt machen kann.

Noch einmahl muß ich Dir meine herzliche Freude über die endliche Entscheidung, die so lange zögerte, äußern. Ich fühle es täglich mehr — ich muß Dich hören, ganz auffassen und die jungen Tage müssen wieder aufleben. Dein

Steffens.

Professor vr. Karl Bonns«:

Die Mediceer

Kaufmannsherrschaft und Kaufmannskultur.

Im allgemeinen gilt es, namentlich im gegenwärtigen Deutschland, als festgestellt, daß der Kaufmannsgeist und die Kaufmannsherrschaft in den Staaten (Phönizier, Karthager, Engländer, Amerikaner) der höheren intellektuellen Kultur, zumal ihrer ästhetischen Seite, höchst abträglich wirken. Die Blüte der Kunst bei den aufgeführten antiken Kaufmanns-völkern, von der die Bibel (im Tempel Salomonis) und die karthagischen Prachtmünzen in den antiken Münzsammlungen Zeugnis ablegen, ver-mag zwar dies Urteil im Hinblick auf die antike, durchwegs von ästhe-tischen Interessen getragene Kulturwelt in etwas einzuschränken. Allein in neuerer Zeit bestätigen es das Erlöschen des einst so starken alt-englischen Dichterfeuers, wie es in Shakespeare zur welterleuchtenden Flamme ward, durch die manchesterliche Gesinnung des Weltkaufgeistes und dessen jede geistige, namentlich künstlerische Selbständigkeit im Keime erstickende Wirkungen in Amerika. Prunk, Lurus, im besten Falle eine raffinierte Entwicklung der Körperkultur und ihrer Bequemlichkeiten, wie sie schon bei jenen antiken Kaufmannsvölkern hervorsticht, gelten nahezu dogmatisch als die Ergebnisse des spez. Kaufmannsgeistes in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit.

Kein Kundiger wird bestreiten, daß diese kausale Verknüpfung nicht zwingend sei. Es ist sehr die Frage, ob nicht der Geist des äußer-lichen Puritanismus in den anglikanischen Gebieten eher für die Nieder-haltung des künstlerischen Freisinns verantwortlich zu machen sei, als der Kaufmannsgeist. Für Amerika speziell wird heute immer stärker der nivellierende und das Geistesniveau zugleich herabdrückende Einfluß des Feminismus geltend gemacht, wie er sich in Kolonialländcrn, in denen die Frau die erste Voraussetzung und den „Clou" der Entwicklung bedeutet, notwendig herausbilden muß. Die berufene Üppigkeit jener antiken Kaufmannsvölker mit ihrem naturalistischen Qual- und Blut-

geschmack, wie er in Flauberts Salambo so drastisch geschildert wird, scheint mehr die Folge der sich selbst überlassenen Rasse und des Bodens, auf dem sie blühte. Denn wir sehen Römer und Germanen (Wandalen) an dieser Stätte — und nicht bloß an ihr — die Erbschaft dieser fluchwürdigen Entwicklung antreten und sich genau so benehmen, sobald sie, von Feinden ungestört, sich und ihrer animalischen Natur (der „Rasse") überlassen sind. Zeigen doch in allerneuester Zeit die von dem Zügel ihrer Religion emanzipierten Iuden zum mindesten in ihrem Geschmack ähnliche Tendenzen. Auch bei ihnen scheint es verfehlt, den Kaufmannsgeist dafür verantwortlich zu machen. Denn in den rund anderthalb Iahrtausenden, in denen sie schon nahezu ausschließlich auf ihn angewiesen sind, hat er sie noch niemals zu diesen Ausartungen kommen lassen, weil ihm wie gesagt der Geist der Religion zur Seite stand. Die Literatur der Iuden auch in ihrer Zerstreuung trägt vielmehr durchaus einen religiösen und philosophischen, ihre Poesie einen hyperidealistischen Charakter. Auch ihre Kunst, soweit von einer solchen bei dem in seiner sinnlichen Bildfreudigkeit durch sein Gesetz so beschränkten Volke überhaupt die Rede sein kann!

Das Vorurteil gegen die Kaufleute, als Fremdlinge, ja sogar Schädlinge der höheren Geisteskultur hat eine ihrer stärksten Autoritäten in Plato. Dieses antike Philosophenhaupt, in neueren Zeiten einer fast göttlichen Verehrung genießend, obwohl einem durch Handel blühenden Staate entsprossen, der gerade als das Heiligtum der Geisteskultur gilt, Plato, der Athener, hat eben die schädlichen Einflüsse des zügellosen Kaufmannsgeistes im Staate und am eigenen Leibe hart zu spüren bekommen. Er sah jene unvergleichliche Epoche in der Geistesgeschichte, die als „Perikleisches Zeitalter" berühmt ist, schwinden, den Verfall des Vaterlandes hereinbrechen, die Wirksamkeit, ja das Leben der reinsten Geister (seines Lehrers Sokrates) vernichtet durch jene Praris politischer und geistiger Käuflichkeit, zahlender und bezahlter Demagogie, die leider so leicht gerade im Gefolge der Entartung des Kaufmannsgeistes im Staate auftritt. Nicht als seine Voraussetzung! Dagegen bieten allzeit den stärksten positiven Gegenbeweis das Athen, aus dem Plato emporwuchs, selber; vor allem aber jener ausschließlich kaufmännische Staat, der in Italien das, was wir Mittelalter im schlimmen Sinne nennen, beseitigte, durch eine allseitige Geisteskultur, wie sie in ihrer Höhe nur in Athen ihresgleichen hat, die neue Zeit in Europa heraufführte und durch sein unmittelbares Beispiel in den germanischen Ländern mindestens

analoge Bildungen in Kaufmannsrepubliken anregte. Wir meinen das Florenz der Mediceer, das Muster der Fugger und Welser in Augsburg, von Nürnberg und den Niederlanden im 16. und 17. Iahrhundert.

Wir haben hier unter Kaufmannsfürsten ein nahezu in seiner Gesamtheit kaufmännisches Volk, wie es als solches fast mit den nachbiblischen Iuden verglichen werden kann. Der Name Toskaner (Florentiner) bedeutete im späteren Mittelalter, wie im früheren der des Lombarden (daher noch heute „Lombardiren") nicht mehr die Herkunft, sondern das Geschäft eines Wechslers. Am Mittelmeer, in der Levante bis nach China hin, im Norden bis Biügge und London, handelten die Florentiner Agenten und Faktoren, blühten die Florentiner Banken und Comptoirs. „Das einzige Haus der Peruzzi hatte im 14. Iahrhundert 16 Comptoire .on London bis Cypern." (Alfred von Reumont.) Kaufmannsgeschlechlern entsprossen jene literarischen und künstlerischen Größen, die in Europa die Wiedererneuerung seiner antiken Geisteskultur heraufführten. Der große Michelangelo, dieses Ideal eines hohen, selbstlosen Geistes, entstammt einer alten Sippe von Kaufleuten, Wechslern, kleinen Bankiers, die stolz darauf waren, „kein Gewerbe zu betreiben", „ihr Einkommen aus Besitz zu behaupten und zu vermehren", wie es sein eigener Vater ausdrückt. Gleichwohl konnte sich das Geschlecht der (freilich legendären) Verwandtschaft mit den mittelalterlichen Landesfürstcn rühmen, dem Geschlecht jener Markgräfin Mathilde von Tuscien, aus deren Händen der Papst seine italienische Territorialmacht empfing. Der Florentinische Künstler fühlte sich so seinem päpstlichen Auftraggeber nicht bloß geistig, sondern gesellschaftlich ebenbürtig. Denn wie sonst nirgends und nie wieder in der Welt und in schroffstem Gegensatz zu anderen italienischen Staaten, z. B. dem durchaus feudalen Königreich Neapel, hat hier das handeltreibende Bürgertum, nicht bloß neben einem herrschenden Landadel, wie in Venedig, sondern gegen denselben und mit seinem schließlichen völligen Ausschluß die Herrschaft des Staates an sich gerissen. Die dabei emporgekommenen Familien bildeten einen neuen patrizischen Adel, aus dem schließlich ein herrschtüchtiges Kaufmannsgeschlecht zu fürstlichem Ansehen und Range gelangte. Dieses sind die Mediceer, ein aus durchschnittlichen Anfängen im Verlaufe eines Iahrhunderts unter die ersten Regentenfamilien Europas emporgerücktes Bankiersgeschlecht. Wenn man den Erfolg, den das Geld in einem demokratischen Staatswesen am ehesten und direktesten

Â»uft

>..' ^!,dic'.'cr Karl Bormsri
,l , " ',' ..' , ':',..,' in Raufmanüsrepubluen anregte. Vir ü,^,nen d,,>?
, ! V i : . l ^ :/l e i e c e r , das Muster der ,>'i'igcr iüid V'^i,'
.i. ,^' 'l,l , '.'/ü ^!l,>,l<l'l und den Niederlanden ini 1<!. unc 17, >c —
, ,,, '',.'.>,- i'.e/ i'',^r Ke.üfmannsfürsien ein nahezu in leinen <,
, : ',',ufn'ai', ,,/ '? 4!oif, wie es als solches fast mir den nach^idlii".'
"" u »'crqliln.,':' !^^üvn kann. Der Name Toskanrr lFlorcnt,n,'l) ' -
' ". 'i,! !^, ,l i' , Niltel'Uiei', N''0 ini früheren der de« Lonidardv'..
. ,' .'. ' - ." , V^mbarciren") nicht niel'r die Herkunft, sonre'ü r.,
-, - " . ', ' , ilero. Anl Äittclmeer, in der Levante b!o üü,,'
v.: ', -:,n bis Biliare und London, ba!lee!ien du ?,Iere^ii',lr
'!"' ', .-., !^,^n, blüi'lcn die Florentiner Banken und Compto:'...
„^ ,' , ,",l.^' ,'>,^, o ^^r 'Peruzzi hatte im 1,l. Jahrhundert 1(! (:'omp:o'7e
'.l'i! ^e,:con bis ^:'p'i,i." ('^ü'red von ^teumon!,) Kanfmann^ies^,!.:i'-
t» i '. entsprössei' > nc litcralijci,en und künstlerischen Großen, die ,'
<7iü,'oa die Vi ^', "' ineuelunq seiner anlikenGeisieotultur beranfsichr^n.
?.r a'of:e i' ,',,',üc!o, dieses Ideal eines beben, selbstlosen G^ü -.
..-'r,'i," " ,:."i' <ipvc von Kaufleuten, Vechslern, :l','.',,li
.'- ' . "'/ :'' lv.ncn, „sein Gewerbe ;u betreibei'" , ^ <
' ' « :,,! .,'i,^iipten und .zu vermehren", u.'ie e.,' le."
.i, , r ^,.,e,n,^, ^'leichivob! konnte sich das Geschlecht der ^.,.
ü," ' ,, ^7arc',') '>' '!''anctschaft mit den miltelall» rlichen Vandc?i,.i> ,
i'i. ,en, dc:n ^'esu'Ie6it jener ?.^arigräfin Mati'ilde 'oon Tuscien, ' ,
'.",'n bänden der ^,pst seine italienische Territorialmacht enip^ng. I
-Vlvnlmii.lv Künstler fühlte sicb so seinem päpstlichen ÄuNi^'i,.i
'".,i>! '.', ü ,' ^,1, sondl.i!: qciel!,li^f,l:ch ebenbürtig. Denn >V!e ie^, '
nli.i ^ ,', ,^ i. nie ioieder in de? Velt und in schroffstem Gegcni^ ;
ai!c.,^ - i^.l^üischen ^laaten, z. B. dem durmaue feudalen .v.^'...^
reich Neapel, hat hier das handelireibenoe Bürgertum, nicht bloß n e b e i^,
einem belachenden Landadel, ivic in Venedig, sondern g cg c !' 7,» ,
selben i'nd niit seinem sco!ieß<,chen ?ölliaen Auoschlust die Herrs^,.'l cc,
Staates an sich gerissen. Die dabei emporgekommenen Fanülien ol!dc!v
einen neuen palri:ischen Adel, ans dein schließlich ein herrschtüe.'' g.^,
^^ufn'^nno^eichlecht zu sinnlichem Änseyen un.d Range aclangte.
Diese? s!,,d die Medicccr, ein aus dlü.cschnittlichen Anfangen >, -
verlaufe eines Jahrhunderts unlcr die ersten ^^e^eülenfamilien ^uror..,,,
^,'^orgerücktes Bai.lier?,q^schlechl. Venn ni,:n den Erfolg, den d,:„
^ l^, i„ cinein demokratischen Staatswesen am ^!'lslei: mid dlr«,''te'>

'uÃŸ.
D!
Antonie Mor:
MÃ¤nnliches Bildnis.
(Cassel).

EMPTY

sichert, geringer bewerten sollte, so muß man den Blick auf die Rivalitäten, die Intrigen, die politischen und finanziellen Gefahren richten, aus denen heraus er hier errungen werden mußte. Nirgends in der Welt sind Verbannungen mißliebiger und nun gar als der Freiheit gefährlich verrufener Bürger mit rücksichtsloser Vermögens- und Gütereinziehung, Verschwörungen, Attentate so an der Tagesordnung gewesen, wie auf diesem vulkanischen Boden. Kommerziell war der Aufschwung keineswegs so einfach und selbstverständlich, wie in den Zeiten der neu eröffneten Seewege der Hollands und Englands. Hier am Mittelmeere waren die Konjunkturen seit uralter Zeit festgelegt. Alles saß voll Aspiranten auf den geringsten Vorteil. Nicht bloß die, Konkurrenz von Venedig und Genua, sondern in unmittelbarer Nähe Pisas, der handelsmächtigen Hafenstadt des Mittelalters, mußte ausgehalten werden. Wesentlich dem handelspolitischen Ruin Pisas, der mit allen Mitteln der großen Weltpolitik betrieben wurde (Pisa war ghibellinisch, Florenz wesentlich aus diesem Grunde welfisch!), verdankte Florenz seinen schließlich erreichten Platz an der Sonne des Handelsvorteils. Dazu kommen die finanziellen Katastrophen, die keiner Zeit ganz erspart bleiben, in einer so unruhigen aber (man denke an die Napoleonische) ganz andere Dimensionen annehmen. So hatte gerade im 14. Iahrhundert, also zur Zeit des Aufschwungs des medizeischen Hauses, der große englische Staatsbankerott den größten Teil der Florentinischen Wechslerbanken völlig zugrunde gerichtet.

Man hat dem Begründer der mediceischen Machtstellung, dem Giovanni d'Averardo, genannt di Bicci (1360—1429) schon zu seiner Zeit nachgesagt, er habe gerade durch rücksichtslose Ausnützung der Verlegenheiten des Staates und der Privaten in den Kriegs- und Handelskatastrophen sein fürstliches Vermögen erworben. Gewiß ist daran nur so viel wahr, daß er auch in der Politik der Kaufmann blieb. Er legte sich auf keine Partei noch Koterie fest. Er war z. B. ebenso der Bankier des viel angefeindeten Papstes des Konstanzer Konzils, Iohanns XXIII., als nach dessen Absetzung der seines Nachfolgers Martins V. Ein niedriges Benehmen kann ihm hierbei am wenigsten vorgeworfen werden. Er war es, der deni abgesetzten Papste eine ehrenvolle Aufnahme in Florenz erwirkte und ihm dort im Baptisterium des Domes jenes schöne Denkmal (durch Michelozzo) aufrichten ließ, das jetzt noch mit seiner nachdenklichen Inschrift an jenen jähen Glückswechsel erinnert. Eben diesem ersten großen Mediceer schreiben manche aber auch die überaus

selbstlose und sozial ausgleichende Florentiner Steuerreform jener Zeit zu, die alle Lasten dem Kapital und Grundbesitz zuwälzte, einen Teil des Volkes (die sog. Miserabili) ganz befreite. Von welchem Schrot und Korn dieser Mann war, davon mögen seine letzten Worte an seine Söhne, gleichsam sein politisches Testament an sein Haus, Zeugnis ablegen: „Tut nichts gegen die Neigung des Volkes, und wenn es Unverständiges will, so sucht es nicht durch hoffärtiges Besserwissen, sondern durch freundliches Zureden davon abzubringen. Machet nicht den Regierungspalast zu eurem Comptoir, sondern wartet, bis man euch dahin ruft; dann bezeiget euch gehorsam und fliehet hochtrabende Worte. Wirket dahin, das Volk im Frieden, den Platz wohlversorgt zu erhalten. Mischt euch nicht in Rechtsstreite, denn wer die Gerechtigkeit behindert, kommt durch die Gerechtigkeit um. Suchet nicht die öffentliche Aufmerksamkeit auf euch zu ziehen, und bewahrt euch rein von Flecken, wie ich euch lasse. Sorget für meine Frau, eure Mutter, und laßt ihr den Platz, den sie heute einnimmt." Der Bahre dieses Florentiner Bankiers folgten bereits die Gesandten des deutschen Kaisers und Königs von Ungarn, Siegmund, die von Venedig und anderer Staaten.

Die politische Weisheit der Mediceer — man könnte sagen: eigentlich jeder vernünftigen Kaufmannsherrschaft — liegt in jenem Testament ihres Ahnherrn beschlossen. Die beiden staatsmännischen Genies, die das Haus in den unmittelbar folgenden Generationen erzeugte und die allerdings dazu gehörten, es zu seiner politischen Weltbedeutung zu erheben, Cosimo, mit dem Beinamen der Alte, und Lorenzo il Magnifico, „der Prächtige", sein Glanzpunkt: sie sind bei aller Erhöhung der Ziele und Machtmittel in ihrem äußeren Auftreten niemals von den Richtlinien abgewichen, die ihnen die bescheidene Solidität ihres Ahnen gezogen hat. Diese Bescheidenheit wurde bei ihnen kluge Zurückhaltung, die Solidität eine die Grundfesten des politischen Weltsystems in Berechnung ziehende Kalkulation. Aber bei einem Absolutismus der Herrschaft, wie er sich nur dem überlegenen, alles durchdringenden Geiste darbietet, bei der rücksichtslosesten Beseitigung jeder Rivalität, selbst in ihrer ehrenwertesten Vertretung — „man regiert die Welt nicht mit Paternostern" lautet ein „geflügeltes" Mediceerwort — immer blieben sie in der Stadt, die zufällig gerade Begünstigten unter ihresgleichen, die „Väter", die „Schützer", die „Hochvermöglichen". Sie liebten es, im Gespräche den Kaufmann, in der Muße den Familienvater, Landwirt und Pferdezüchter hervorzukehren. Ihre Gepflogenheit, offene Tafel

zu halten und dabei den zuerst Kommenden den Vorzug der Plätze einzuräumen, erregte das Staunen von hoch und niedrig, die daran teilnahmen. Auf diese Weise kam der halbwüchsige Kunsteleve Michelangelo z. B. über die Hoheiten und Berühmtheiten der damaligen Welt zu sitzen, was tiefen Eindruck auf seine stolze Seele gemacht hat. Sie gingen mit dieser Praris aus den Gefahren radikaler Verschwörungen mit der Glorie der Märtyrer doppelt gefestigt hervor. Sie wurden vertrieben, sobald hochmütig gewordene Enkel von ihr abzuweichen begannen; und nur unter Strömen von Blut, in ganz anderer Form durch Verbindung mit den Dynastien und Anwendung ihrer Machtmittel gelang die endliche Durchsetzung des verhaßt gewordenen Namens, bald eines Stichworts für satanische Politik, als „Herzöge von Toskana".

Gerade die Zeit der inoffiziellen Mediceerherrschaft und nicht die der Herzöge und Großherzöge von Toskana ist aber das in der Weltgeschichte zu den wenigen Hochblütezeiten der Menschheit zählende „Mediceeische Zeitalter". Der Imponier- und Lurusbetrieb, der bei bloß äußerlich reichen Leuten auch nur äußerliche, meist lächerliche und häßliche Blüten treibt, ging bei diesen auch innerlich reichen Naturen auch sozusagen nach innen. Er wurde zu jenem großartigen geistigen Förderungs- und Weltverschönerungstrieb, der mit einer nicht mehr kaufmännischen, sondern im edelsten Sinne fürstlichen Freigebigkeit gepaart das letzte Geheimnis ihrer politischen Erfolge bildet. „Eine Summe von 663 775 Goldgulden haben wir von 1434 bis Ende 1471 für Wohltätigkeitszwecke, Bauten und öffentliche Ausgaben allein verbraucht. Mich dünkt, diese machen unserer Stellung große Ehre und das Geld ist gut angelegt." Diese ungefähre Rechnungsablage Lorenzos kann, in unsere heutigen Geldbegriffe umgerechnet*), eine Vorstellung verschaffen von dem, was das Mediceertum gekostet hat. Die Kapitalsanlage hat erst nach Iahrhunderten die Früchte getragen, die ihrer im höchsten Sinne würdig sind. Sie hat nicht mehr bloß, wie zu ihrer Zeit Gelehrte, Dichter und Künstler, sondern die ganze Nation vor Verkümmerung und Untergang gerettet. Das finanziell ruinierte, kommerziell lahmgelegte Italien sah geraume Zeit in dem Fremdenstrom, der das Land der Mediceer zu bewundern, zu genießen und zu studieren kam, großenteils seine haupt-

*) Man erwäge, daß damals in Deutschland, selbst in Geldzentren wie Nürnberg, fünfzig Gulden für den jährlichen Unterhalt eines Bürgers genügten. Mr. Dürer taufte 1509 sein großes Hans am Thiergärrnei Thore um 250 (Hweihundertfünfzig) Gulden!

sächliche Einnahmequelle. Und noch heute, wo es sich langsam zu neuem selbständigen Leben zu erholen beginnt, bilden die 500 Millionen Franks, die ihm seine großen Erinnerungen als Reisevölkertribut jährlich eintragen sollen, wohl den Hauptposten, wenn nicht die Grundlage seiner nationalen Ökonomie.

Dies zur Wurdigung der dem gemeinen kaufmännischen Sinne meist so schwer eingehenden idealen Kapitalsanlagen. Nun ist es auch auf diesem Gebiet gewiß, daß wo nichts ist, auch der — Mediceer sein Recht verloren hat. Man hat in unserer Zeit der Rassendogmen nicht verfehlt, dem Wunder jener Blütenzeit auf alle mögliche Weise von dieser Seite beizukommen. Das einzig Positive darin bleibt die eigentümliche, um nicht zu sagen geheimnisvolle Natur der alten Etrusker, der (freilich durch ein Iahrtausend entfesselter Rassenmischung von jenen „Toskanern" geschiedenen) Ureinwohner des Arnolandes. Sie heben sich unter den alten Italikern kennbar auch durch besondere Kunstbegabung schon in einer Zeit heraus, da auch in Griechenland, dem sonstigen ausschließlichen Musterlande für die Kultur Italiens, die Kunst erst.im Werden war.

Der Skeptiker gegenüber den Rassetheorien wird freilich in dem unvergleichlichen Blütenzauber jener fruchtbaren Landschaften, dem günstigen Klima (der trockenen, milden Luft), dem allgemeinen materiellen Aufschwung der von geistigen Interessen dabei höchst erregten Zeit des zur weltlichen Macht gewordenen abendländischen Kirchentums, der zentralen Lage Toskanas in dessen Mutterlande — er wird in all diesen Faktoren genug natürliche Vorbedingungen für jene Geistesblüte finden. Allein, wie schon bemerkt, das kultivierende Verdienst der Besteller dieses fruchtbaren Bodens bleibt dadurch ungeschmälert. Es gilt überall auch ,'inter günstigen Umständen das Wort des römischen Dichters:

5int. UaeceliateZ, non cleznnt, ?l2,cce, Uarone8!

Wenn es Gönner wie Maeccnas gibt, weldtn auch Geister, wie Virgil, nicht fehlen.

Das Mäcenatentum der Medici war von der vornehmsten Art; nur der Sache und nicht der prunkenden Herausstreichung ihrer Person zugewendet. Eine solche vermieden sie schon aus den oben angeführten politischen Motiven möglichster Beseitigung alles äußerlichen Aufsehens unter der Bürgerschaft. Dies Prinzip zeigt sich besonders kenntlich in ihren Privatleuten, von denen der Palazzo Medici (jetzt die französische Kunstakademie) auf dem Pincio in Rom ein lehrreiches Muster abgeben

kann: Nach außen so vornehm einfach als möglich, im Innern und hinten heraus in der Gartenfront allen Reichtum des Kunstgeschmacks entfesselnd. Nur wenn es galt, das Haus und zugleich den Staat zu repräsentieren, auf ihren Gesandtschaften, politischen Empfangen und dergleichen wurde mit erotischer Pracht (Geschenken orientalischer Fürsten und des Sultans, Teppichen, fremden Tieren, Kamelen, arabischen Rossen etc.) ein geradezu orientalischer Lurus getrieben.

Auf diese Weise wurde es möglich, das künstlerische Genie so sich selbst und seinen hohen Ideen zu überlassen und es so in den Dienst objektiver Repräsentation zu stellen, wie es den Nachkommen das Italien der Renaissance an seinen Kunststätten vor das bewundernde Auge führt. Recht zum Unterschiede von jedem nur auf die eigene Verherrlichung bedachten kurzsichtigen Pseudo-Mäcenatentum! Freilich gehört dazu die geistige Höhe und dadurch befähigte Anteilnahme an allen geistigen Interessen, wie wir sie neben ihrer kaufmännischen und politischen Begabung bei den großen Mediceern finden, deren Tradition das Haus in allen Mitgliedern folgte. Man merkt es noch in ihren Briefen, welche innere Genugtuung ihnen das geistige und künstlerische Verständnis gewährte, wie sie statt mit ihren Kunstschätzen prunken zu wollen, sich freuen, wenn ihre Besucher deren inneren Wert nicht, wie sie, zu würdigen vermögen. Wenn der alte Cosimo genug von seinen Gesandtschaftsberichten und Geschäftsbüchern hatte, zog er sich in die Stille des Klosters von S. Marco zurück, um dort — den Plato zu studieren. Seinen Enkel Lorenzo hat er so früh in diese hohe Geistessphäre hineingezogen, daß dieser schon als Knabe im 16. Iahre in einer berühmt gewordenen Disputation mit dem großen Leon Baptista Alberti die tiefsten Platonischen Fragen erörtern konnte. In diesem glänzenden Geiste, der in seinem kurzen geschäftlich-politischen Leben im Mittelpunkt der europäischen Finanz und Politik noch Zeit und Kraft fand, vier Foliobände (der großen Florentiner Ausgabe von 1825) großenteils geistsprühender Poesien zu schreiben, den stets mit Roß und Laute bereiten Troubadour seiner Dame zu spielen und — auf das sorgfältigste über die Erziehung seiner Kinder zu wachen — in diesem dämonischen Phänomen hat die ' Familie allerdings ihre höchste persönliche Leistung hingestellt. Von seinen Kindern hat nur Giovanni, der große Kunstfreund auf dem päpstlichen Stuhle Leo X., etwas von seinem Geiste geerbt. Sein ältester Sohn Piero „Fiero", der Stolze, wie die gegen ihn empörten Florentiner ihn nannten, führte die Katastrophe des bald in direkter Linie er-

löschenden Hauses herbei, in dessen Namen nur ein Menschenalter später ein Seitenzweig die mediceische Dynastie begründete.

Man hat Lorenzo allerdings vorgeworfen, daß er bereits das Geschäft über der Herrschaft vernachlässigt habe. Hand in Hand damit gehen die Verleumdungen, die der spätere Haß auf den mediceischen Namen ausgeheckt hat: Er habe Staats-, ja Mündelgelder unterschlagen, Mädchen des Gewinnes halber der Schande ausgeliefert und dergleichen. Es fehlt bloß, daß er silberne Löffel gestohlen habe, was heute freilich den amerikanischen Krösusfamilien beim Abschied aus europäischen Hotels nicht mehr als Schande, sondern als Pietät gelten soll. Richtig daran ist, daß Finanz- und politische Berechnung sich schließlich so bei diesem fürstlichen Kaufherrn deckten, daß äußerlich oft die eine für die andere eintrat. Man kann dabei mitunter das Gegenteil von Vernachlässigung des Geschäfts bemerken und damit die notwendigen Auswüchse der Kaufmannsherrschaft zumal in derselben Hand! Ein solcher Auswuchs war z. B. die kriegerische Vergewaltigung der Stadt Voltera durch die Florentiner Republik, die im Grunde nichts anderes motivierte, als die Spekulation des Hauses Medici auf die dortigen Alaunwerke. Daß bei einem Hause, das so viel Privatkapital in Staatsunternehmungen stecken hatte und dem Staate solche Opfer gebracht hatte, eine reinliche Scheidung zwischen privaten und Staatsgeldern nicht mehr möglich war, erhellt von selbst. Die Liberalität des Hauses im unfruchtbaren Ausstehenlassen von Kapitalien war im Gegenteil so groß, daß die bloße Rechnungsrevision nach Cosimos Tode eine förmliche Koalition gegen die Mediceer auf die Beine brachte, die freilich vor des jungen Lorenzo frühreifer politischer Klugheit zerstob. Lorenzo hätte sicher den Staat geopfert, wenn er seine Gelder geschont hätte. Wir haben schon hervorgehoben, daß tatsächlich die Herrschergewalt dieses, sich mit dem Titel des „Hochvermöglichen" (^la^nitico) begnügenden Privatmannes eine viel unumschränktere war, als die eines souveränen Fürsten, nun gar unserer Zeit. Dem Gefühl dieses außergewöhnlichen Verhältnisses entsprangen die Legenden, die über seinen Tod in Umlauf sind. Der berühmte asketische Demagoge, der nach Lorenzos Tode seine Opposition gegen die Mediceer und die von ihnen vertretene Kultur zur Tat machte, der Dominikanermönch Savanarola habe ihm auf dem Totenbette die Beichte abgenommen und für die Absolution als letzte Bedingung den Verzicht auf die mediceische Herrschaft über Florenz gemacht. Bei dieser Forderung aber habe Lorenzo sich umgedreht und sei verschieden. Der

Münchener Theologieprofessor Ioseph Schnitzer hat das aktenmäßig als legendär erwiesen. Allein auch ohne das muß jeder Beurteiler der Sachlage sich fragen, welchen Sinn eine solche Forderung dem tatsächlichen Verhältnis gegenüber haben konnte und welche Verbindlichkeit denn eine solche Erklärung des Sterbenden ohne Zeugen hätte haben sollen — bei einem vor Herrschsucht brennenden Erben, wie Lorenzos Sohn Piero.
Es war eine weltgeschichtliche Katastrophe, als der erst dreiundvierzigjährige am 8. April 1492 in der kleinen Villa Careggi im Nordwesten von Florenz, dem durch unzählige Geisteserinnerungen geweihten Lieblingssitz der Mediceer, eines niemals ganz aufzuklärenden, plötzlichen Todes verblich. „Ich sterbe und niemand hilft mir," hat er gerufen. Sein Leibarzt hat sich (durch Ertränken in einem Brunnen) selbst getötet, sei es aus Verzweiflung, ein so wichtiges Leben nicht haben erhalten zu können, sei es aus Ärger über erhobene Anklagen, sei es wirklich aus Gewissensbissen. Man versuche sich vorzustellen, was der klare, vorurteilslose, alle europäischen Schwierigkeiten beherrschende Kopf des Florentiner Finanzfürsten in der Folgezeit bedeutet hätte, die sein Vaterland, die Europa in so schreckliche, bis auf den heutigen Tag nicht beigelegte Kämpfe gestürzt hat. Man sagt, er allein wäre imstande gewesen, die Kirchenspaltung (und mit ihr den dreißigjährigen Krieg) zu vermeiden. Den politischen und wirtschaftlichen Ruin Italiens hätte er niemals erlebt. Ist doch im Verhalten seines päpstlichen Sohnes Leo X. gegen Luther noch etwas von der Geistesfreiheit des Vaters zu spüren, sei es, daß Luthers Geist in Schrift und Auftreten diesem Papst wirklich imponierte oder der „ganze Mönchszank" in Deutschland ihm lediglich Spaß machte. Es scheint keine bloße historische Phrase, wenn man erklärt, dieser Florentiner Bankier habe das Geheimnis des europäischen Friedens ins Grab, genommen.

Maria Ianitschet:

Heimweh

Roman.

(Schluß)

Die Sonne brannte in Nom noch mit versengender Glut und Anselmus, obzwar kein Wort der Klage über seine Lippen kam, litt nicht wenig unter der Hitze. Da lud ihn Iohannes, der Abt des Salvatorklosters (ein früherer Neccenser»Mönch) ein, auf einem Gute des Klosters Wohnung zu nehmen. Es lag in tiefster Einsamkeit, neun Meilen von Capua entfernt, auf einem steilen Berg. Ein einziger Klosterbruder, außer den Bewirtschaftern, bewohnte es. Anseimus nahm dankbar das Anerbieten an und zog hinauf.

Voll Seligkeit lebte er hier wieder sein stilles, nach innen gerichtetes Mönchsleben und vollendete die Schrift <üur äeu» nomo, die ihm so am Herzen lag.

Hier spielte sich auch die liebliche Geschichte ab, die bewies, daß Anseimus nicht nur über geistliches, sondern auch über praktisches Wissen verfügte und die Natur tüchtig studiert hatte.

Der kleine Ort besaß nur einen Brunnen, unten am Fuß des Berges, ein Übelstand, der das Beschaffen des Wassers sehr erschwerte. Der Verwalter bat Anselm, der Not doch abzuhelfen und eine Stelle hier oben ausfindig zu machen, wo es Wasser geben könnte. Anselmus, ohne viel Worte zu verlieren, willfuhr der Bitte. Er durchschritt das Gebiet. Seine sanften Augen glitten über die Gräser, über die Felsstücke, die zwischen ihnen lagen, schienen Zwiesprachen mit dem Rasen und seinen tausend geheimen Wundern zu halten.

Dann ließ er sich einen Spaten geben, blieb ein Weilchen im stillen Gebet versunken und tat die ersten drei Spatenstiche. Nach kurzem Weitergraben sprudelte ein frischer Quell hervor, der ebenso reichliches als wohlschmeckendes Wasser gab.

Noch heute führt die Quelle den Namen: Brunnen des Erzbischofs von Cantervury.

Um Capua herum lagerten damals drei normannische Heere.
Herzog Roger von Apulien, einer der Zwölfe aus der Löwenbrut
Tankreds, der Geist und Schönheit gleich feurig verehrte, hatte kaum
von Anselmus gehört, als er den brennenden Wunsch empfand, ihn
kennen zu lernen. Er lud ihn ins Lager ein. Feierlich holte er ihn mit
einer erlesenen Reiterschar ab und gab ihm zur Wohnung eine alte zer»
fallene Kirche, die unweit seines Lagers sich befand. Dort besuchte er
ihn und verbrachte manche schöne Stunde in seiner Gesellschaft.
Robert Guiscards Bruder, der die arabischen Sarazenenhorden
gebändigt und sich Untertan gemacht hatte, voll verwegener Kühnheit,
wurde — befand er sich Anselmus gegenüber, zum schlichten Kinde. Er
fühlte es, hier stand ein Stärkerer als er. Das Schwert erobert wohl
den Erdkreis, aber die Sanftmut erhält ihn. Nicht die gewöhnliche
temperamentloser Leute, die mächtige, die das Ergebnis hellsehender
Klugheit und mitleidiger Liebe ist.
Später fand sich auch der Oberlehnsherr der Normannen in Unter»
italien: der Papst, ein. Er kam, um sein eigenstes Amt auszuführen:
um Frieden zu stiften. Man machte ihm ein herrliches Zelt auf, und
zwar in der Nähe der Kirche. Von nun an standen die beiden, er und
Anselmus, in beständigem Verkehr.
Die Sarazenen, die in Rogers Diensten waren, liefen wie die
Kinder Anselmus nach, um seinen Segen, ein Stückchen Brot oder irgend
ein kleines Andenken zu erhalten.
Seine edle Haltung und Ruhe wirkte ungemein stark auf sie.
Kam ihm beim Anblick so manchen schmalen, gebräunten Gesichtes
hier nie ein anderes Gesichtchen in Erinnerung, das dieselben dunklen
träumenden Augen besaß, dieselbe Geschmeidigkeit der Gestalt, denselben
geheimnisvollen Reiz der Persönlichkeit?
Sie, die Sprößlingin dieser Söhne des Morgenlandes, freute sich,
als sie vernahm, der Erzbischof wäre drüben in ihrer sonnigen Heimat.
Der Kluge! Wohl ihm, daß er dieser Küste entronnen war! Nur Ver»
wirrung und Unruhe hatte er zurückgelassen.
Indessen Rufus mit seinem Heer nach Frankreich aufgebrochen war.
änderte sich plötzlich die Lage.
Philipp bot ihm im letzten Augenblick Waffenstillstand an. Meu»

lant und die anderen Minister drangen aufs lebhafteste in Rufus, das Angebot anzunehmen.
Die Geldmittel des Reiches waren erschöpft, die Reichen Englands unlustig, sich noch weiter ausbeuten zu lassen; unter den Soldtruppen herrschte Unbotmäßigkeit, weil ihre Zahlung nicht richtig erfolgte.
Unter diesen Umständen war es das Beste, der Vorstellung seiner Ratgeber zu folgen und den angebotenen Waffenstillstand anzunehmen.
Sie bestiegen die Schiffe und kehrten heim.
Innerlich gärte es in Rufus. Noch nie während feiner Regierung waren fo viele Ungerechtigkeiten, so viele Greueltaten geschehen, wie jetzt. Schien doch alles gegen seinen Willen zu gehen. (Die einzige Frau, die ihn interessierte, schob die erwünschte Zusammenkunft mit ihm immer länger hinaus.) Meist handelte sich's übrigens um Gewaltakte, durch die Geld herbeigeschafft werden sollte.
„Heiratet doch, Sir", entglitt es einmal auf einein der berüchtigten Herrenabende Meulant, „alle Mitgiften der Welt stehen Euch zu Gebot, greift zu."
Rufus lachte hämisch. „Wenn ich 'Mit' ohne ‚Gift' haben könnte. . ."
„Sir, Ihr verachtet doch nicht das Geflügel." Warelwast hob eben einen Bissen fetten Truthahnes zum Mund. „Was liegt daran, ob ein Täubchen mehr in London oder bei Winchester girrt."
Einige der Herren brachen in ein Gelächter aus und ließen ein paar saftige Witze los.
Rufus fühlte seine Stirne heiß werden.
„Es gab einmal eine schöne Zeit. Da konnte jeder König tun, was ihm beliebte. Doch jetzt, da das Gesetz den König, nicht der König das Gesetz macht, da Bannflüche herumfliegen —"
„Ihr schert euch ja soviel um Gesetze und um römische Meinung." rief's im Chor. „Ietzt ist Herrschen zum Witzwort geworden."
Er hob mit schwankender Hand seinen Becher zum Mund und trank.
„Euer Bruder, Prinz Henry, Sir, denkt anders als Ihr." Wilhem von Breteuil lachte vom Tischende herüber. „Montgomern hat ihn mit der Laute im Arm in Wilton gesehen. Ich wette, er macht an der Tochter gut, was Ihr dem Vater übel mitgespielt habt, und ehelicht Malcolms junges Mägdlein."
Rufus, aus Ärger über das Vernommene, riß einem der Fackel» träger die Fackel ans der Hand und hielt sie ihm ans nackte Bein.

„Verwünschter Kerl, willst du wohl stillhalten, wenn ich gebratenes Menschenfleisch riechen will?"
Der Bursche war schreiend zur Erde gesunken. Im Augenblick hatte Rufus ihm die Fackel ins Gesicht gesteßen. Seine Haare und Kleider begannen Feuer zu fangen. Einige Herren von der Tafel sprangen auf. rissen einen Teppich vom Wandgestell und warfen ihn, so die Flammen erstickend, über den Unglücklichen.
„Sir, das erinnert an alte Vorgänge auf dem Palatin."
Aquis war aufgestanden und hatte abwehrend sich vor Rufus ge» stellt, der feinen Scherz beim nächsten der Fackelträger wiederholen wollte.
„Willst du selbst mir als Räucherwerk dienen, edler Aquis?" Rufus krallte die Finger wie ein böser Iunge in Aquis' Schulter.
„Was wollt Ihr denn, Sir? Wollt Ihr uns einäschern?" Aquis' Augen bohrten sich voll unaussprechlichen Hasses in die Rufus', doch seine Haltung blieb die des Höflings. „Gestattet zuvor, daß sich Eure er» gebenen Freunde entfernen, Eure Diener könnt Ihr braten und meinet» wegen verzehren."
„Und das nennt Ihr Freundschaft," rief Rufus in seiner Trunken» heit gekränkt aus.
Aquis' Blick war ihm entgangen.
Haimon kam herbei und sagte Rufus einige beruhigende Worte.
Erblaßte Diener gingen umher und schenkten die Becher voll.
„Wer sprach vorhin vom Heiraten, er soll hierherkommen," rief Rufus, sich wieder sehend, mit schwerer Zunge, „damit ich ihm ins Gc» ficht schlage."
„Wir alle," rief Bellesme, den gefährlichen Augenblick ungefährlich zu machen suchend, „wir, die wir voll Ergebenheit dein König dienen, haben davon gesprochen. Wir wünschen, daß er uns eine —"
„Halt, Lästermaul! Indiefer Gesellschaft soll das Wort, das du aussprechen willst, nicht genannt werden. Ihr könnt heiraten —"
„Aus Gefälligkeit gegeneinader," flüsterte Aquis dem König zu.
„Aus Gefälligkeit gegeneinander, doch ich — ich — bin der König, versteht Ihr? Euer Besitz ist der meinige, aber der meinige kann nie der Eurige werden."
Sais stieß seinen Becher zurück und sprang auf.
Rufus runzelte die Brauen.
„Was soll's? Verhaltet Euch gefälligst ruhig, wenn ich rede."

„Sir, wir sprachen von Frauen."
„Entfernt Euch Suis." Haimon faßte ihn am Ärmel, des Königs
auflodernde Augen bemerkend.
„Nein, jetzt nicht. Weshalb sollen wir hier nicht von der künftigen
Königin sprechen, Sir? Habt die Güte, uns das zu erklären."
„Wie dürft Ihr wagen, in diesem Ton nnt dem König zu sprechen?"
Einer der Herren stand auf und trat auf den jungen Hitzkopf zu.
„Hier sind Edelleute, Sir! —"
Suis, vor Empörung von Sinnen gekommen, wollte fortfahren.
Seine Tischnachbarn ergriffen ihn und zerrten ihn hinaus.
„Das ist heute lauter als nötig ist."
„Wählt andere Stoffe zu Eurem Gespräch!"
Unzufriedene Worte wurden von allen Seiten hörbar. Um die
Tafel in dem fonst so behaglichen Raum standen die vor Angst bebenden
Lichtträger mit weißen Gesichtern.
Mehrere der Herren hatten sich entfernt. Die übrigen waren auf-
gestanden.
„Was wollt Ihr denn?" Rufus in seiner Trunkenheit sah hä»
Mischer denn sonst aus. „Wißt Ihr nicht alle, daß jedes Weib jeden Mann
verrät, wenn ein Höherstehender es küren will? Das mag ja ein Trost
sein, daß der andere höher steht, aber — der König entbehrt ihn, deshalb
muß er — allein bleiben."
„Sir, gebt einige Ausnahmen zu, ich bitte darum, im Namen der
anwesenden Herren, die Ihr Eure Freunde nennt."
Walchelin von Winchester trat einige Schritte vor.
„Ha," der König lächelte böse: „wenn ich hier bliebe — aber ich
muß abreisen, um in meines Herrn Bruders Wirtschaft nachzusehen —
doch wenn ich von drüben zurück bin —"
„Sir, schenkt uns gütigst die Vollendung Eures Satzes! . . ."
Uquis schlug vor, man möge sich doch niederlassen.
Die Anwesenden nahmen ihre Plätze ein und Rufus rief nach
Mnsik.
Es herrschte eine schwüle, gespannte Stimmung. Auch Mortimer
war unter den Gästen, er hatte den ganzen Abend nicht den Mund auf.
getan.
Am andern Tag wird zum Aufbruch Befehl gegeben.
Rufus hat sich mit Meulant beraten, ein paar Edikte erlassen,

?^,'
Flambard mit neuen Vollmachten ausgerüstet, dann wirft er sich auf fein Pferd und jagt in die frifche Luft hinaus, in den Wald hinüber. Nur wenige Diener folgen ihm in einiger Entfernung. Die Luft wirkt belebend. Iagdgelüste wandeln ihn an, doch jetzt ist keine Zeit zum Iagen. Er muß nach Ronen. Allerlei Vorstellungen fangen an, ihn zu beschäftigen. Heute fehlen einige Herren, die er jeden Morgen zu empfangen gewohnt ist. Ist es wegen gestern abend? Bah! Ia, wenn er zurückgekehrt ist, wird er einen tollen Streich ausführen, um allen Hochmut in ihnen zu dämpfen.
Ein Zug der Schadenfreude geht über sein Gesicht.
Giffiu! Die Unholdin läßt ihn noch immer ihrer Nachricht harren. Und doch freut er sich auf die Stunde, da er ihr gegenüberstehen wird.
Da flattert ein heller Frauenschleier auf.
„Beim Funkeln der Hölle! Ihr, Gräfin Troarnl"
„Sir," Albereta hält hochaufatmend neben ihm, „was fällt Euch ein, in fo kleiner Begleitung auszureiten?"
„Wie?" Er blickt sie überrascht und verwundert an. Auch etwas Freudiges ist dabei. „Was tut Ihr auf meinem Gebiet, Gräfin?"
„Laßt die Scherze, Sir." Sie sieht übermüdet und abgespannt aus. „Ihr wißt doch, daß das Landvolk von Winchester Euch von Tag zu Tag weniger anhängt, daß dieser Wald — ach! meine Gebete haben ihn nicht entsühnen können! — Eurem Bruder Richard und seinem Freund verhängnisvoll geworden ist. (Sie wurden in New»Forest er» mordet.) Seid nicht so unbekümmert! Wißt Ihr, ob die Eltern Eurer Diener nicht zu denen gehörten, deren Hütten damals brennen mußten, um Euren Sauen mehr Platz zu schaffen? Hütet Euch!"
„Gräfin!" Er treibt fein Roß dicht an ihres. „Was habt Ihr? Seid Ihr von Sinnen?"
„Nicht unter zwölf Mann Bewaffnete laßt um Euch sein, und gebt es bekannt, wenn Ihr ausreitet, ich bitte Euch darum!" ,
Sie reißt den Zügel ihres Pferdes an und jagt davon. Er starrt betroffen ihr nach. Sie will mich warnen. Was bedroht mich? Bah! Doch, wo sind die Schurken, die Diener? Seine Augen fliegen in die Runde.
Dort hinten halten sie. Was flüstern sie zusammen? He?I Er will eine silberne Pfeife an die Lippen heben, läßt sie aber fallen. Nein! So tief sank er nicht. Angst! Er!! Und vor wem? Vor einigen — weißen Haarsträhnen höchstens, denn Gespenster scheut er mehr als Tod

und Teufel. Und die Weiße ist für ihn, fast! ein Gespenst. Baumzweige streifen mit kühlen Fingern sein Gesicht. Nebel huschen hin, verstecken sich und kommen als rötlicher Flimmer wieder hervor, sein Roß erschreckend. Die Hufschläge klingen hohl, als ob unter dem Boden Gewölbe wären. Verdammte Erinnerung!
Ich bin der König! Nero, du würdest mich Memme schelten. Wegen armseliger sechzig Kirchen und Dörfer I . . . Wo sind die Schurken, die Diener? Er sieht sie nicht. Sie wissen, daß sie nie ganz dicht hinter ihm reiten dürfen, das mag er nicht.
Hier im Walde ist's ihm schließlich gleichgültig. Und doch — er laßt die Geißel auf das Roß sausen, daß es dcchinzujagen beginnt — unb doch liebt er gerade diesen Wald mehr als andere Wälder seiner Besitzungen. Gerade, weil ihm hier vor Grauen das Herz oft fast stillgestanden hat. Weil hier etwas webt, nach dem es ihn mit unheimlicher Macht, mit un« erbittlicher Nötigung zieht . . .
Die kleine Troarn mit ihrem bekümmerten Gesicht taucht vor seinem inneren Blick auf ... . Ohne, daß er es gewahr geworden ist, hat sein Roß die Richtung nach dem Ufer dieses dräuenden Wäldermeeres ein» geschlagen und tänzelt in die Wiesen hinaus.
Die kleine Troarn! Glaubte er wirklich einmal, daß er sie liebe? Glaubt er jetzt, daß er sie nicht liebe? Sie ist sein Sonntag, doch alle Tage Sonntag wäre langweilig.
Verdammt, und die andere, die ihn solange warten läßt? Was denkt sie eigentlich von ihm? Kann er sie nicht in wenig Stunden in seine Macht bekommen, wenn er will? Scheut e r vor einer Möglichkeit zurück, wenn es gilt, seinen Willen durchzusetzen?
Wer sprengt da quer über die Felder herüber? Ein Bote. Rufus wendet sich unwillkürlich zurück. Seine drei reiten in einiger Eni» fernung hinter ihm her. Was will der Bote? Hat es wirklich solche Eile, daß man ihn auf seinem Spazierritt überfallen muß?
Der Kommissarius pariert sein Pferd und springt herab.
„Sir, eine Nachricht."
Ist Aufstand in Rouen ausgebrochen? Haben die Waliser sich wieder gerührt? Entfloh Robert Mowbray feiner Haft?
Rufus öffnet den Brief.
„Die Gräfin von Brav bittet Euch, Sir, ihr morgen das grüne Reis zurückzubringen, das Eure Kühnheit sich gepflückt hat. Sie freut sich. Eure Erwartungen zu erfüllen."

Der König nickt dem Voten zu und reitet langsam nach dem Schlosse.
Giffiu! Launenvollste aller Launenvollen. Weißt du denn nicht, daß ich morgen in See gehen will? Giffiu, endlich werde ich dir gegen» überstehen. Wird dein überlegenes Gesicht seinen Ausdruck behalten?
Er malte sich aus, wie er die Kraft ihrer Hände, die ihm immer imponiert hatte, erstreben wollte. Wie er ihr beweisen würde, daß es mit dieser Kraft doch nicht so weit her wäre. Freilich besitzen diese zähen, schlanken Leiber oft ungeahnte Muskelstärke. Er kann einen Denar zu» sammenbiegen: ob auch sie das konnte? Er konnte Gewichte von mächtiger Schwere vom Erdboden aufheben; ob auch sie das zu tun vermochte? Er erinnerte sich an allerlei Athletenstücke, die er in seinem Leben gesehen hatte. Dann lächelte er über sich. Welche Gedanken vor dem Besuch bei einer Freundin? Verdammt! Im Grunde war er nur sehr neugierig auf sie und hatte den Drang, sich mit ihr zu prügeln, ihr zu beweisen, daß er der Stärkere sei, wenn sie auch noch so überlegen tat. Das grüne Fetzchen aus ihrer Schleppe hatte er ja schon längst weggeworfen. O, Giffiu! Ich will dir mit der Faust unter der Nase herumfuchteln, daß du all' deine Überlegenheit verlierst!
In so zärtlichen Liebesgedanken vertieft, erwartete er den nächsten Tag.
Nicht zu Pferd wollte er kommen, sondern sich in einer Sanfte hintragen lassen, um nicht staubig und erhitzt bei ihr zu erscheinen.
Er kleidete sich in kostbare Gewänder, wählte einen dunkelblauen Leibrock mit reicher Perlenstickerei und band eins seiner kunstvollsten Wehrgehenke um. Sein rotes Haar tränkte er mit Essenzen aus Indien, deren jeder Tropfen ein kleines Kapital kostete. Dann bestieg er in höchst behaglicher Stimmung seine vergoldete Sänfte und ließ sich dem artigen Liebesabenteuer entgegentragen.
Schon erhob sich der Wald, der Bray umgab, als ein Edelmann zu Roß, einiges Dienstvolk hinter sich, der königlichen Sänfte entgegenkam. Der Herr sprang aus dem Sattel, um dem König seine Ehrerbietung zu bezeigen. Es war Fitz Haimon.
Seit jenem unliebsamen Trinkgelage hatte Rufus ihn nicht mehr gesehen.
Das ernste gefurchte Gesicht sah heute heiterer aus. Hatte er vergessen oder wollte er vergessen? Rufus freute sich, daß er so leichte Gelegenheit fand, dem Vertrauten ein paar freundliche Worte zu sagen.

„Ich will Brays überraschen," setzte er hinzu, „und hoffe, daß fein Leich»
nam diese Überraschung überstehen wird."
„O Sir," um HaimonZ Lippen zuckte ein Lächeln, „da habt Ihr Euch
einen bösen Tag ausgewählt. Seine Leute haben eben nach dem Arzt
für ihn geschickt. Ihr könnt Euch ja denken — gestern ist Frau Giffiu
mit dem byzantinischen Knäblein auf und davon gegangen."
Einen Augenblick lang starrte Rufus den Sprecher ungläubig an,
dann brach er in schallesldes Gelächter aus.
„Verdammt, daß es ein fremder Vube hat sein müssen, der mir das
witzigste Weib meines Reiches entführt hat! Diefe Unholdin! Na
warte, Schlange! Küffen könnt' ich dich für deinen Scherz! Umkehren!"
Haimon gab Rufus ein Wegstück das Geleite.
Rufus war fehr zerstreut und hatte die ganze Zeit über ein Lachen
im Gesicht.
Am andern Morgen reiste er nach der Normandie.
Er bezog seines Bruders Palast in Rouen. Die Stadt befand sich
in großer Aufregung. Diesmal waren es die Iuden, die sie hervor»
riefen.
Vor kurzem hatten einige aus ihrer Mitte sich taufen lassen und
waren zum Christentum übergetreten. Darüber entbrannten ihre
strenggläubigen Brüder in heftigen Zorn, und es gab keine will»
kommenere Nachricht für sie, als daß Wilhelm, der König von England,
in Rouen angekommen und in der herzoglichen Vurg abgestiegen sei.
Sofort begab sich eine Abordnung von ihnen zum König, schilderte
ihm in bewegten Worten die Ursache ihrer Aufregung und bot ihm eine
hohe Summe an, wenn er die verirrten Genossen wieder ihrem Glauben
zurückgeben würde. Rufus, zuerst ungeduldig, hatte ihnen zum Schlusz
seinen Beistand versprochen. War doch ein wundersames Wort er»
tlungen. Geld! Geld!!! Sofort ließ er Kommissionäre an die Ab»
trünnigen abgehen, die ihnen mit Folter und Tod drohten, wenn sie nicht
sofort zur Synagoge zurückkehrten.
Mehrere Väter, im Anblick der sie verzweifelt umgebenden Familie,
wurden weich und ließen sich überreden. Einige indessen, junge Leute,
lachten ihren Vedrohern ins Gesicht und versicherten ihnen, eher zu
sterben als der neuen Offenbarung untreu zu werden. Unter diesen be»
fand sich auch ein Iüngling, dessen Vater dem König sechzig Mark Silber

angeboten hatte, wenn er den Sohn dem heimischen Altar zurück» gewänne.
Rufus schickte seine Hascher aus und ließ den Ungetreuen holen.
Er hatte erwartet, eine vor Angst schlotternde, erbarmungswürdige Ge» stalt vor sich niederfallen Zu sehen, anstatt dessen trat ihm ein junger Mensch entgegen, dessen hageres Gesicht Entschlossenheit und Würde verriet.
„Was fällt dir ein," fuhr ihn der König an, „deinen Glauben ab» znschwören, das ist ein verdammenswertes Verbrechen, und nur durch die schleunigste Rückkehr zu den deinen machst du es wieder gut."
Der Iüngling blickte den König ruhig an. „Ein verdammend wertes Verbrechen, Sir, wäre es, aus Sorge für sich, eine Überzeugung aufzugeben."
„Was Überzeugung! Unsinn! Wir wollen nicht lange Worte machen. Du kehrst heute noch nach der Synagoge zurück und versprichst ein treuer Sohn deines Volkes zu bleiben."
„Ihr beliebt zu scherzen, Sir."
„Was?!" Rufus fühlte sein Vlut heiß werden. „Ich mit dir scherzen, du Lump? Wenn du nicht auf der Stelle gehorchst, so lasse ich dir die Augen ausreißen."
Da neigte der junge Mensch gelassen das Haupt. „Tut es, Sir, es kann ihnen keine größere Ehre geschehen."
Rufus blickte mit heimlicher Verwunderung den Iüngling an. Er fühlte es, daß hier einer von jenen stand, die auf dem glühenden Rost noch scherzten, einer mit jenem zähen Willen, der Leben und Tod über» windet mit Makkabäerwillen
Rufus schätzte solche Leute. Er schritt einige Male auf und nieder, dann sagte er über die Schulter zurück: „Mach, daß du weiter kommst."
Der Iüngling war gerettet.
Soweit wäre alles ganz gut gegangen, jetzt kommt der Humor der Begebenheit.
Der Vater, nachdem er den Ausgang der Geschichte gehört hatte, knirschte vor Wut.
Natürlich dachte er nicht daran, die sechzig Mark zu bezahlen, der König hatte ja nichts erreicht bei seinem Sohne. Rufus wartete einige Tage, dann schickte er Voten zu dem Alten. Wo die Zahlung bliebe, die er dem König zu leisten hätte. Welche Zahlung? Nun, die sechzig Mark. Der enttäuschte Greis kehrte sich empört ab. Auch noch zahlen!

Für die falsche Hoffnung, die in ihm erweckt worden wäre. Fiel ihm nicht ein!
Die Kommissäre richteten Rufus das Ergebnis der Forderung aus.
Er ließ den Vater vor sich führen.
„Du nlachst dir's ja recht bequem, mein Lieber," herrschte Rufus ihn an. „Meinst du, ich habe meine Zeit gestohlen? . . . ."
„Sir, vergebt, aber — erreicht habt Ihr doch nichts."
„Was? Nichts erreicht, nichts erreicht?" Der Schuft hat recht, dachte Rufus, aber die schönen sechzig Mark!!
„Nichts erreicht, aber in den Handel Hab' ich mich eingelassen, gib mir mindestens — dreißig Mark."
Der Hebräer sah den König vorwurfsvoll an, zog schweigend die Geldkatze und legte ihm die dreißig Mark hin.
Allerlei trug dazu bei, um Rufus hier in hellere Stimmung zu bringen. Freilich hielt sie nicht lange an.
Die Berichte über die Abenteuer und Siege der Kreuzritter de» scheuchten sie.
Warum durfte nicht auch er dort mitstreiten und sich Säckel und Taschen mit Schätzen füllen? Dazu langte noch ein Bries Roberts an, in dem er seineni Bruder mitteilte, er hätte eine wunderschöne, reiche apulische Prinzessin kennen gelernt, die er zur Herzogin zu erheben gedenke.
Robert fiel alles in den Schoß, Freiheit, Gold, Ehre. Er hingegen hatte den Schädel beständig mit Sorgen voll, mit den elendesten aller, mit Geldsorgen, und doch sparte er wie er konnte.
Es war Brauch unter seiner Regierung geworden, daß sein Dienst» volk, wenn er reiste, überall umsonst bewirtet werden mußte. Freilich wurde dabei viel Unfug verübt. (Diesen Gebrauch hatten seine Feinde ihm aufs Kerbholz geschrieben.)
Plötzlich wieder in seine alte Unzufriedenheit verfallend, reiste er nach England zurück. Unterwegs, auf dem Schiff fiel ihm ein Wort ein, das ein holder Mund einst zu ihm gesprochen hatte. Heimweh! .. .
Er riß die goldene Kette vom Hals und warf sie in die See. So taten's vor Zeiten die alten Germanen, um sich heimlich der Gunst ihrer Götter zu versichern.
In London, wo er das Hoflager aufschlagen ließ, empfingen ihn

Übereifrige mit der Nachricht, fünfzig Angelsachsen hätten in New»Forest sich an den königlichen Hirschen vergriffen. Grimm befiel ihn. Er ließ Nachforschungen anstellen und erfuhr, daß es Leute von Vermögen waren. Sofort zog er alles ein, dessen er habhaft werden konnte und ließ, um seinem Zorn gegen diesen verhaßten Volksstamm Genugtuung zu verschaffen, die unglücklichen fünfzig zur Probe des glühenden Eisens verurteilen.
Mit undurchdringlichen Mienen, fest und selbstbewußt, traten sie zwischen ihren Henkern den entsetzlichen Weg an. Nicht fünfzig waren es, hunderte, tausende, der erbangesessenen Söhne des Landes, die mit den Brüdern in diesem Augenblick, im kraftvollen Glauben an die höhere Gerechtigkeit, mit der tapferen Fanst das rote Eifen umspannten.
Unermeßlicher Iubel überflog den Richtplatz, die Straßen und pflanzte sich bis zur königlichen Burg fort.
Die Fünfzig waren heil geblieben. Rufus runzelte die Brauen.
„Und das soll ein gerechter Richter sein? Verdammt, wer das von nun an glaubt! Nach meinem Urteil soll künftig entschieden werden, nicht nach Gottes Urteil, der jedem Narren zum Wunsche ist." (Wilhelms eigne Worte.)
Es kam zu Reibereien im Volke.
Die Normannen schrien laut, daß alles Teufelsblendung gewesen wäre, indes die Angelsachsen behaupteten, die Stunde der Gerechtigkeit wäre angebrochen, bereits geschähen Wunder zu ihren Gunsten.
Gezänke und Streitigkeiten waren an der Tagesordnung.
Die Worte des Königs machten die Runde. Die einen leugneten, daß Rufus fo gesprochen habe, die andern beschworen die Tatsache als Wahrheit.
Die Minister hielten ihre Bedenken dem König gegenüber nicht zurück. Mit den Menschen möge er umgehen, wie er wolle, sie hinrichten oder laufen lassen, von ihrem Glauben aber solle er die Hände lassen, denn die Unklugheit sei das schwerste Unrecht und er wisse wohl, was er damit heraufbeschwüre, wenn er auch die Seinen gegen sich aufbringe.
Die Normannen hingen nun einmal an ihrer religiösen Tradition. Die braven Leute! war Rufus Antwort. Und wie gottesfürchtig! Das kenne er von seinen intimen Abenden her, da doch fast nur Söhne seiner Heimat ihn umgäben. Die Pläne, die da geschmiedet würden, um sich zu zerstreuen, zeigten die Aufrichtigkeit des Glaubens ....

Spitzbuben! Es gäbe nichts Equickenderes als sie, solange sie keine Larve trügen. Bänden sie die vor, dann seien sie widrig zum Anspeien.
Beim nächsten Herrenessen im kleinen Saal, glaubte Rufus Zurück» haltung und Unlust in den Mienen seiner Gäste zu erkennen. Selbst der Wasserspeier hatte sein Grinsen daheim gelassen. Herr von Nreteuil sah aus, als ob er ein Geheimnis wüßte, aber nicht sagen wolle. Ware!» wust überlegte jedes Wort, das er sprach. Bellesme und einige andere Herren tranken so viel, bis sie schließlich mit stieren Augen vor sich hin» brütend nicht mehr zu wissen schienen, wo sie waren. Herr von Sais, der wieder in Gnaden aufgenommen worden war, sprach im Flüsterton mit Flambard und wagte nicht die Augen aufzuheben. Nur Aquis war angenehm wie immer, voll guter Einfälle und bereit, alle Bosheiten höflich zurückzugeben, was der König liebte. Er plauderte mit Prinz Henry.
„Ihr seid heute aufs unterhaltendste, Herren." Rufus lächelte böse. „Meulant und Haimon fehlen, ich glaube, man hat mir übel genommen, daß ich mich als Hausherr hier zu Land fühle und fremde Ungehörig» keiten zurückweise." Er spielte auf die Geschichte mit den Angel» sachsen an.
Das gebratene Wildschwein, das hereingebracht und kunstgerecht zerteilt wurde, nahm einen Augenblick lang die Aufmerksamkeit in An« spruch. Man erwachte aus seinem Hinbrüten, ließ sich bedienen, aß und fand, daß es sich eigentlich ganz gut auf dieser Welt lebe.
„Tut nicht so bescheiden, Sir," Prinz Henry wischte sich mit dem Rücken der weißen Hand den Mund ab und blickte auf seinen Bruder, „als Hausherr fühlt sich niemand weniger als Ihr, die Würde ist auch viel zu gering, Gott sein, mit unumschränkter Macht ausgerüstet sein, wollt Ihr, wie Ihr ja auch bekannt gemacht habt."
„Der Gott einer käuflichen, heuchelnden, sich großdünkenden und klein handelnden Bande, die den Namen Menschheit führt! Keine Ehre, mein Lieber, wenn der Mensch — Ebenbild seines Schöpfers ist."
Mortimer richtete die Augen auf Rufus, verlor aber kein Wort.
Aquis sagte leise, scheinbar mehr zu sich, als zu den andern: „Es braucht durchaus ein Werk nicht seinem Schöpfer zu gleichen. Zeuxis fchuf Tierlein und war doch ein Mensch, Cäsar hat keinen Cäsar gezeugt, und die Sonne, brütet sie nicht Schlangeneier aus.
„Aber auch die Pharaonen hat sie ausgebrütet."
„O Sais, unterlaßt die schlechten Bemerkungen. Was sind die

Pharaonen heute!? (Das durfte hier nur ein Prinz von Geblüt sagen und Henry war es.) Eine vertrocknete, mißduftige Lache in einem Sarkophag verschlossen, weiter nichts."
„Eure mißduftige Herrlichkeit hat wohl Erbauungsstunden mit der frommen Oblata in Wilton gehalten."
Henrys Brauen furchten sich.
„Weder ist sie eine Oblata, Sir, noch sah ich sie seit Wochen. Die Tochter des Königs Malcolm ist zu anderm Beruf geboren, als zur Oblata."
„Weshalb sitzt sie dann hinter Klostergittern?"
„Das hat ihre kluge Mutter verfügt, die sie von der Frechheit unserer Abenteuerer schützen wollte."
Rufus kniff die Augen zusammen.
„Meint Euer Gnaden, daß ein armselig Gitter einen Mann ab» hielte, sich zu holen, was er will?"
„Aber ein Klostergitter vielleicht."
Verflucht, ist der Iunge dumm! wetterleuchteten Rufus' Augen hin» über. „Kein Gitter, noch Stand und Rang, noch Eid noch Treuschwur hinderten mich, das zu nehmen, was ich wollte."
„O Sir," Flambard machte eine sänftigende Handbewegung, „Gitter hinderten Euch wohl nicht, aber der Treuschwur gälte Euch als unzer» störbare Mauer."
In diesem Augenblick stieg in Rufus eine alte Erinnerung auf, jener wüste Einfall von neulich kreuzte wieder sein Gehirn.
Er trank hastig seinen Becher aus.
„Herren, wollt ihr am Donnerstag in Winchester eine kleine Über» raschung mit mir erleben? Ich lade dazu die Anwesenden und noch einige andere ein. Wir wollen vergnügt sein. Wer aber den Kopf- hänger spielen will, dem bleibt es unbenommen."
Was würde er aushecken?
Sie versprachen natürlich zu kommen.
Sie tranken und aßen, doch die Bissen wollten nicht mehr recht durch die Kehle gleiten.
Er aber wurde gut aufgelegt und voll übermütiger Einfälle.
Seit Anselmus' Abreise war sein Herz ganz verhärtet geworden.
Die Unruhe hatte sich verstärkt. Immer tiefer lief er in die Irre um das zu finden, was er, ohne es zu wissen, suchte

Sie hatten Hühner geschossen. Aber nie waren sie elendere Jäger gewesen. Die „Überraschung" lag ihnen in allen Gliedern und machte ihre Hände unsicher. Nach dem Essen sollte sie stattfinden. Ie heiterer der Gastgeber wurde, um so stummer wurde die Gesellschaft. Die Spaß» macher mit ihren öden Witzen, die Musik, die langatmigen Erzählungen einiger wurden als höchst lästig empfunden. Endlich Aufbruch! Oben, im ersten Stockwerk des linken Flügels lagen die intimen Gemächer des Königs, in die für gewöhnlich niemand Fremder Zutritt hatte.
Die Fackelträger gehen mit erzernen Mienen voran und bleiben in zwei Reihen in dem breiten Korridor stehen. Rufus faßt fröhlich Bellesme unterm Arm, klopft in eigentümlicher Weise an eine der Türen und stößt sie auf. Ein Schrei.
„Ihr?!"
„Ach. Kind! Ihr?!"
Bellesme ist im Augenblick die Lage klar geworden. Nicht ihn hat seine Frau erwartet. „Seid Ihr zufrieden mit mir, Bellesme? Mir angebotene Rechte weise ich an ihren rechtmäßigen Besitzer zurück." Rufus lacht, die Herren wissen nicht, um was es sich handelt, sehen bloß Bellesme in ein Gemach eintreten und folgen Rufus, der die nächste Tür öffnet.
„Vreteuil, bitte, tretet ein, dankt mir, guter Breteuil."
Wieder ein erschreckter Ausruf von innen. Einige hestig gewechselt« Worte, dann das Geräusch klatschender Ohrfeigen. Die Tür schließt sich von innen.
Wasserspeier, weshalb bist du so todesblaß?
„Mein guter Troarn, wollt Ihr anstatt meiner eine Ungeduldige grüßen?"
Rufus öffnet die Tür weit und zuckt zusammen. Älberetas Wind» spiel ist ihm ans Bein gefahren. Außer dem Hündlein ist — niemand im Gemach.
Der König hält sich die Seiten vor Lachen. Aber Troarn hat nicht mitlachen können. Mortimer hat den Umsinkenden in seinen starken Armen aufgefangen und schleppt ihn halb über die Treppe hinunter.
Die Gesellschaft fängt an zu begreifen. — Einige der Herren treten zurück, andere bemühen sich in des Königs heitere Laune einzustimmen.
Sms, die Lippen verzerrt, nähert sich Rufus.
„Ach Suis, da seid Ihr ja. Öffnet mein Ritter!"
Rufus drängt ihn nach einer Tür. Im selben Augenblick erhebt

sich Sms Hand, bevor sie jedoch des Königs Wange berührt hat, sinkt
er ins Herz getroffen tot nieder. Rufus' Dolch steckt ihm mitten in der
«ruft, ^ .^M^
„Der Iunge war betrunken."
Aquis und einige andere sind an den König herangetreten.
Vier Lakaien schaffen rasch den Leichnam weg.
Rufus lacht gezwungen.
„Weshalb sind sie nur so albern und begreifen einen harmlosen
Scherz nicht?"
Flambard hat sich schützend vor den König gestellt. Ein kleines
Getümmel ist entstanden, man sieht nichts weiter als zwei, die einen in
ein Gemach ziehen.
Haimon sagt, ohne scheinbar seine Ruhe zu verlieren:
„Gehn wir doch lieber hinab, Sir, wenn es Euch gefällt, hier oben
ist's unbehaglich."
Prinz Henrys Fanfaren.
Von unten schallt Pferdegetrappel herauf. Der König, von Hai»
mon, Aquis und Flambard dicht umgeben, begibt sich hinunter.
Er sieht verbissen drein, so wie einer, der eine Enttäuschung erlebt
hat.
» » «
Im Iuli verbreitete sich die Kunde in der Welt, daß Papst Urban
gestorben sei.
Es war ihm nicht vergönnt gewesen, den Erfolg seines großen
Werkes zu sehen, die strahlenden Siege mitzuerleben, die unten in
Syrien erkämpft wurden.
Als die Nachricht vom Ableben des Papstes auch dem König von
England gemeldet wurde, rief er unwirsch: „Ob der Alte gestorben ist
oder nicht, ist mir einerlei, der neue hingegen, was für ein Mann ist
der?"
Der Gesandte meinte, Paschalis hätte Ähnlichkeit mit Anseimus,
dem Erzbischof von Canterbury.
Darauf verzog Rufus das Gesicht und sagte:
„Dann taugt er nichts."
Kurze Zeit darauf hielt er einen Hoftag zu Westminster in der
großen Halle, die er erbaut hatte.
Die meisten Freunde, die nicht dienstlich zum Erscheinen genötigt
waren, blieben fern. Befremdet bemerkte er dies. Daß auch seine kleinen

Abende, zu denen er nur die Vertrautesten einlud, wenig besucht wurden,
ging ihm nahe. Selbst der gute Wasserspeier blieb unsichtbar.
Mortimer hatte Troarn damals heimgebracht. Er hatte seine ganze
Beredsamkeit aufbieten müssen, um den Grafen vor einem dummen
Streich zu bewahren. Tronrn wollte sich mit Rufus schlagen, von ihm
Genugtuung verlangen usw. usw.
Eins törichter als das andere, hatte Mortimer ruhig versetzt.
Rufus würde ihn zwar niederstechen, nie aber sich mit ihm schlagen.
Und was die Genugtuung beträfe, so möge er noch eine kleine Zeit
warten, sie würde ihm wie den andern zuteil werden. „Wohl haben wir
ihm den Lehnseid geleistet," fügte Mortimer verschlossen hinzu, „und
müssen zu ihm stehen, aber wenn auch w i r nicht handeln dürfen, anderer
darf sich die Vergeltung bedienen, und sie wird es in kurzem tun, seid
versichert."
Albereta hatte ihren Gemahl voll Würde enwfangen. Er war mit
funkelnden Augen auf sie zugestürzt, um sie an seine Brnst zu reißen.
Gelassen hatte sie sich aus seiner Umarmung befreit.
„Ich bitte Euch, vergeßt alles. Es war ein schlechter Scherz von
ihm, die Damen seiner Freunde zu sich zu entbieten, ich erwiderte Scherz
mit Scherz."
„Hat er auch einen Brief geschrieben?"
Und was für einen, dachte mit schneidendem Weh die Gräfin, als
ob ich die Einzige wäre, nach der er brännte und die er empfangen wollte.
„Ia, er hat mir einen Brief geschrieben, doch kann ich ihn Euch nicht
zeigen, denn ich habe ihn zerrissen."
„Und Ihr wußtet nicht, daß er auch andern so schrieb?"
Nein, das hatte sie nicht gewußt. Ihr Herz zitterte bor Leid.
„Es war ein dummer Scherz, auch Könige machen dumme Scherze."
Stellt sie sich so, oder weiß sie nicht klar, was dieser „dumme
Scherz" zu bedeuten hatte, dachte Troarn. Er fühlte, daß zu allem
andern Kummer diese neue Demütigung ihn schwer danieder warf.
Am nächsten Tag kam Aquis. Natürlich dachte Troarn, die Zähne
zusammenbeißend, er kommt ihr für ihre Treue zu danken.
Es war ein anderer Grund, der ihn herführte. Er kam ihr die
Hand zu küssen für ihren guten Witz.
„Es war feine letzte Bosheit, tröstet Euch, Gräfin."
„Was heißt das?" fuhr Albereta auf.
„Daß das Maß voll geworden ist. Oder war Euch auch dies letzte

Erlebnis noch zu wenig? Wißt Ihr nicht, daß etliche Stunden von hier
eine junge Frau an der Bahre ihres Mannes kniet, die in einigen
Wochen Mutter werden soll? Glaubt Ihr nicht, daß allein die Ver»
wünschung dieser Frau hinreichen dürfte, sein Schicksal zu besiegeln?"
„Aquis, denkt Ihr nicht mehr an die fünfzig als an die eine?
Euere Partei wird ihn morden."
„Meine Partei ist heute eine ganze Nation geworden." ....
Sie hat geweint, dachte einige Stunden später Troarn.
Weshalb hat sie geweint? — Ist er eifersüchtig geworden?
In London.
Albereta hat ihren Gemahl gedrängt, endlich fein Versprechen zu
erfüllen und sie hierher zu führen. Vor allem will sie die vor kurzem
fertig gebaute königliche Burg wenigstens von außen — sehen, deren
Mauern als unzerstörbar gelten. Man erzählt, Rufus hätte Tierblut
in den Kalk mischen lassen, um ihnen diese Stärke zu geben. Als die
Gräfin auch noch die neue Brücke über die Themse und einige andere
merkwürdige Gebäude kennen gelernt hat, will Troarn wieder heim.
Um keinen Preis möchte er zu Hofe gezogen werden — Wilhelm weilt
noch hier — es gäbe ein schweres Unglück.
Indes sie durch eine Straße reiten, begegnet ihnen — Tyrell. Sie
haben einander lange nicht gesehen, die drei. Tyrell grüßt und hält
sein Roß an. Ist es — Giffius Werk, daß er so elend aussieht, oder trägt
anderes die Schuld daran? Seine Augen brennen im Schädel.
„Woher Troarn?"
„Woher Ihr?"
„Ich komme aus der Burg."
„Wie, Ihr seid mit dem König versöhnt?"
Albereta weicht erstaunt zurück.
„In Gnaden aufgenommen worden, als ich mich zur Audienz melden
ließ."
Albereta sieht ihn unsicher an. „Bleibt Ihr jetzt hier?"
„Vis Mittwoch. Donnerstag gibts ein großes Iagen bei uns in
New»Forest."
„Was habt Ihr, Albereta?" Troarn blickt sie erschrocken an.
„O nichts." Sie ist zu Tod erblaßt. „Es überfiel mich plötzlich
ein Schwindel. Tyrell, werdet Ihr mit auf der Iagd sein?"

„Selbstverständlich, Gräfin."
„Habt Ihr — Aquis gesprochen?"
„Vor kurzem."
Sie verhüllte sich das Gesicht und blieb einige Augenblicke stumm.
Man wechselte mehrere höfliche Worte und verabschiedete sich von einander.
Etliche Stunden später schlugen Troarns den Heimweg ein.
Ein großes Essen war am Vorabend des Iagdtages in Winchester angesagt. Rufus wollte sehen, wer alles unter seinen Freunden sich der gegnerischen Partei angeschlossen hatte, wer ihm abtrünnig geworden war. Seltsamer Weise waren heute alle gekommen, selbst die, die in letzter Zeit sich zurückgezogen hatten. Auch Bellesme und Breteuil waren anwesend und taten so, als wäre zwischen ihnen und dem König nicht das geringste vorgefallen. Nur Troarn fehlte. Rufus vermißte das treue Gesicht seines ergebensten Anhängers. Es ärgerte ihn nach« träglich, daß er seiner Laune hatte die Zügel schießen lassen und die Gräfin, die er über alle andern Frauen stellte, mit in sein Experiment hineingezogen hatte. Die Frauen hätte er unbelästigt gehen lassen, denn es lag ihm wenig an ihren Gunstbezeigungen, nur die Männer hatte er demütigen und ärgern wollen, sich rächen wollen für ihre Kühn» heit, ihm Ermahnungen zu geben.
Albereta hätte er nicht verwunden dürfen. Aber, hat sie sich nicht gerächt? Die scharfen Zähne ihres Hündleins waren in sein Fleisch ein» gedrungen.
Heute bemühte er sich durch Liebenswürdigkeit seinen Gästen alles Trübe der letzten Zeit vergessen zu machen. Für jeden hatte er ein freundliches Wort, einen hellen Mick. Aber seltsam, wie ein eisiger Vann lag's auf den Leuten. Einträchtig saßen sie alle da. als hätten sie einander besucht, nicht ihn.
Und aus jedem Gesicht sprach Ernst, Zurückhaltung, etwas, über das er sich nicht klar werden konnte.
Trugen diese Menschen, die selbst voll Laster und Ungerechtigkeit waren, ihm etwa die Ereignisse der letzten Zeit nach?
Nun, der Wein würde ihre langweilige Feierlichkeit schon lösen, die sich ausnahm wie jene der vierzig Senatoren, die einst unbeweglich auf ihren Thronsesseln sitzend den Tod erwarteten. Aber — sie verschmähten

heute den Wein und keiner unter ihnen ließ sich zum zweiten Mal den Becher füllen. Die Mnsik ließ ihre heitern Weisen ertönen, köstliche Speisen wurden aufgetragen, doch die Mienen der Gäste blieben ernst und schwer. Prinz Henrys blondes Lockenhaupt war das einzige an der Tafel, von dem etwas Licht ausging. Er sollte eine sehr gute ProPhe» zeiung von jemand erhalten haben, verbreitete sich aber nicht darüber. Das Gespräch der königlichen Tafelgenossen drehte sich um das Er» eignis der Zeit, den Krieg im heiligen Land, von dem die meisten Teil» nehmer schon zurückgekehrt waren. (Herzog Robert noch nicht, der ver» gnügte sich noch unterwegs.) Rufus bemühte sich, die gewöhnliche Ton» art dieser Abende anzuschlagen, doch es wollte ihm nicht gelingen. Sein Nachbar war Haimon, der ihn immerzu heimlich ansah und zerstreute Antworten gab, wurde er von ihm angesprochen. Indessen ein neuer schwerer Wein vergeblich der Tafelrunde angeboten wurde, näherte sich einer der Diener Rufus und sagte ihm einige leise Worte.

„Der? Was will der zu dieser Stunde?" Des Königs Brauen furchten sich.

„Nur drei Worte mit Euch sprechen, Sir, doch allein."

„Ist er toll?" fuhr Rufus auf, „soll ich etwa aufstehen, um dem Herrn Pater Rede zu stehen?"

Der Diener stand mit gesenkten Augen vor Rufus und rührte sich nicht. Er wußte nicht, was er tun sollte.

Rufus wandte sich um und aß weiter.

Nun schritt der Diener hinaus, kehrte aber bald zurück. Er war bleich, denn er wußte, daß es ein Wagestück war, den König abermals zu stören, ein Wagestück, das ihn den Kopf kosten konnte. Doch er ver» suchte es.

„Sir, vergebt, der Herr Abt steht noch draußen. Es handelte sich um eine Botschaft von allergrößter Wichtigkeit."

Der König fuhr wütend herum.

„Hereinkommen."

Niemand an der Tafel hatte den Vorgang bemerkt, die Musik spielte weiter und das leise Geräusch der Löffel erklang. Da näherte sich lang» sam von der Tür her die hohe, schmale Gestalt eines Mönches, blieb be» scheiden einige Schritte hinter dem Sitz des Königs stehen und wartete.

Rufus nahm es wohl wahr, daß der Abt von Dunstaple hinter ihm stand, doch es machte ihm Freude, ihn so in der Reihe der Diener stehen zu lassen.

Endlich wandte er den Kopf über die Schulter zurück und sagte mürrisch:
„Was wollt Ihr von mir? Ietzt ist nicht die Zeit Votschaften zu bringen."
„Verzeiht, Sir," der Geistliche bediente sich der lateinischen Sprache, um von den Dienern nicht verstanden zu werden, „es ist eine Sache, die außer Euch niemand hören soll."
„Dann zum Teufel," Rufus sprang unwirsch auf und ging nach einer Fensternische, „was wollt Ihr also?"
Der Priester war ihm gefolgt und erhob jetzt das Haupt zu ihm.
„Sir, geht morgen nicht auf die Iagd, wenn Euch Euer Leben lieb ist."
„Was, nicht auf die Iagd? Weshalb nicht? Unsinn!"
„Sir, ich darf kein weiteres Wort verlieren, ich warne Euch nur, beim Leibe Christi, geht nicht auf die Iagd."
„Verrückte Zumutung! Geht nicht auf die Iagd! Geht nicht auf die Iagd! Was fällt Euch ein, mir Vorschriften machen zu wollen?"
„Es ist keine Vorschrift, Sir, es ist eine Bitte, die ich um Eueres eignen Heiles willen an Euch richte."
„Hat etwa Euer Kellermeister schwer geträumt und macht mich nun zur Veranlassung dazu?"
„Auch das ist geschehen, Sir, einer unserer Brüder hat Entsetzliches, das Euch angeht, geträumt, doch deshalb warne ich Euch nicht. Der Grund weshalb ich es tue, liegt in der Wirklichkeit. Mehr kann ich nicht sagen."
„Haltet Ihr mich für ein altes Weib, das Warnungen von eueres' gleichen Wichtigkeit beimißt?"
„Sir," der Mönch senkte die Augen, „Ihr seid ein mächtiger König. Das Wohl von Tausenden ist Euch anheim gegeben, doch glaubt mir, der geringste Diener Gottes, der sich vom Kraut seines Gärtleins nährt, steht höher als Ihr. Euere Stimme mag noch so laut rufen, ihr folgt der Herr nicht, doch das leise geflüsterte Wort des ärmlichsten Geistlichen am Altar zieht ihn von seinen Himmeln herab."
Rufus' Rechte fuhr an den Gürtel.
Der Abt lächelte. „Laßt das! Ich bin bereit dem Tod zu folgen, wenn er ruft. Mich schreckt er nicht. Meine Pflicht habe ich getan. Noch einmal wiederhole ich mein Wort: Geht nichtzur Iagd morgen."
Er verneigte sich und schritt langsam hinaus.

Man hatte zwar.hingesehen, aber nicht gehört, was die beiden sprachen.
Rufus kehrte zur Tafel zurück, leerte mehrere Becher Weins und mischte sich ins Gespräch, ohne des Auftritts zu erwähnen.
Innerlich fühlte er wohl ein leises Unbehagen, besonders berührte ihn die gezwungene Art seiner Tischgenossen seltsam, doch ging seine Ver» stimmung nicht so weit, um die getroffenen Vorbereitungen zu ändern.
Nie Herren verabschiedeten sich, wie sie gekommen waren, ernst, zurück» haltend, etwas in ihren Gesichtern, das Rufus nicht gefiel.
Donnerstag.
Das Frühstück ist beendet. Draußen kläffen die Hunde ungeduldig, die Pferde scharren, ein Troß Diener und Treiber drängt sich vorm Schloß.
Schmetternde Horntöne, die Herrschaften kommen herab. Ein buntes Getriebe beginnt. Mit Hilfe der Diener schwingen sie sich in die Sättel. Scherze, Fragen, Befehle schwirren durcheinander. Und nun geht's fort auf den lustig dahintänzclnden Pferden nach den Dämmer» hallen von New»Forest.
Es hat sich so gefügt, daß Rufus neben seinem Bruder hinreitet, der ebenfalls teil an der Iagd nimmt. Henry steckt mit seiner Munterkeit den Altern an. Er erzählt ihm allerlei tolle Streiche, die er in letzter Zeit verübte. Rufus macht lose Witze darüber, dann sprengen mehrere Herren heran und trennen die königlichen Brüder. Aquis und Tyrell ist es gelungen an die Seite des Königs zu kommen. Sie verwickeln ihn in ein Gespräch über Iagden in der Normandie, er streift allerlei merk» würdige Bräuche dort. Bald ist der Forst erreicht. Die Iagd beginnt.
Der finstere Wald hat das Häuflein Menschen verschluckt. Das Hörner» geschmetter verstummt, die Huftritte verhallen, die lauten, lustigen Stimmen verklingen.
Ein Rudel aufgescheuchter Rehe saust durch die Schatten hin, ver» scheuchte Raben flattern zwischen den Bäumen auf. Schwaches Hunde» gekläff. Kein Zweiglein regt sich. Plötzlich bemerkt Rufus. daß er allein ist. Im Eifer der Iagd hat er sich von den Übrigen getrennt. Ver» wundert blickt er um sich. Große schweigende Ruhe umgibt ihn. Zu dem lärmenden Menschentroß, der ihn noch vor kurzem umdrängt, den schmetternden Hörnern, bildet diese Todesruhe einen seltsamen Gegen» satz. Finstere Buchen stehen reglos umher. Endlose Schatten hinter

ihm, vor ihm, neben ihm. Das Leben mit seiner Helle scheint weit ab
zu liegen. Bestürzt reitet er ein Stück weiter.
Was, zum Teufel, kommt ihn an?
Der mutigste Ritter seines Volkes verläßt den Sattel und lacht mit
gezwungener Heiterkeit.
„Mir scheint gar, ich — ängstige mich . . ." Das Pferd spitzt die
Ohren und sieht nach links. Rufus will hinüber blicken, doch unterläßt
er's aus einem unklaren Grunde, greift an das goldene Horn, das er
umgehängt trägt, und bläst kräftig hinein. In einer Minute werden sie
herbeigestürmt kommen, alle seine Iagdgefährten, die sicher schon hinter
ihm her sind.
Es regt sich nichts, oder doch?
Das Roß sieht wie versteinert nach der gleichen Richtung. Dort
erhebt sich eine hohe Frauengestalt. Weiße Haarsträhne fließen ihr
vom Haupt herab. Ihre Augen sind weit geöffnet, starr, voll entsetz»
lichen Ausdrucks
Rufus wirft das zögernde Haupt herum und erblickt sie.
Nun weiß er, daß seine letzte Stunde gekommen ist.
Er reckt sich trotzig auf.
„Kann ich dafür, daß mein Vater deinen Buhlen erschlagen
hat?"
Da hebt sie den Arm auf, als gäbe sie Unsichtbaren ein Zeichen.
Ein Pfeil zischt gegen Rufus und zerreißt seine Brust. Blut
sprudelt hervor. Die Faust auf die Wunde pressend, will er fliehen.
Sein Roß ist fort. An der Stelle, wo es stand, steht wie aus Erz ge»
hämmert: Tyrell. Rufus taumelt einige Schritte zur Seite und erblickt
— Aquis, dem die Weiße einen neuen Pfeil hinreicht. Nebel steigen vor
Rufus auf, rote glühende Glocken beginnen mit furchtbarem Hall zu
läuten, brennende Scheine lecken nach ihm, er stürzt zur Erde.
„Edyth Schwanenhals . . . dein Harald ... ist gerächt.. . ."
Noch ein krampfhaftes Zucken, dann streckt sich der Körper lang.
Das Herz hat aufgehört zu schlagen.
Stunden hat es gedauert, bis sie ihn fanden. Haimon, überwältigt
beim Anblick des Toten, wollte sich neben ihn auf die Erde werfen.
Mortimer deutete kalt auf die große Blutlache.
„Ihr macht Euch schmutzig, Graf."

Gerrit Dou:
Geiger im Fenster.
(Dresden).

Meulant, Flambard und Warelwast sprangen in die Sättel und
rasten davon, Prinz Henry zu suchen. Meulant sah ihn zuerst und schrie
ihm die Nachricht zu. Henry erwiderte kein Wort, sondern preßte seinem
Roß die Sporen in die Weichen, daß es mit ihm dahinstob. Er hatte
nicht nach wie und wo gefragt. Er sauste mit keuchender Lunge Win»
chester zu, der Hut flog ihm vom Kopf, die Haare peitschten seine Stirn,
Blut floß aus den Weichen seines Tieres, er spürte den Boden nicht mehr,
er fühlte, daß er nach einigen Augenblicken mit samt seinem Roß tot zu»
summen brechen wird — da war Winchester erreicht . . .
Mit brennenden Augen will er vom Wächter die Schlüssel der
königlichen Burg heischen, ein anderer stürmt heran, fahl, schweiß»
triefend: Wilhelm von Breteuil.
„Ihr kommt zu spät, Prinz, ich war eher da, für den Altern heisch'
ich die Schlüssel. Heil König Robert I!"
„Heil Heinrich! Heil König Heinrich! . . ."
Die Henry nachgejagten Großen sind angekommen, haben dem
Wächter die Schlüssel entrissen, überreichen sie kniend dem neuen König
und huldigen ihm.
Breteuil schleicht davon.
„Herzog Robert, dein Alter gab dir das Anrecht auf Englands
Thron, doch dein Leichtsinn hat ihn verscherzt."
Adgife begoß die Blumen auf ihrem Söller, als sie ein Roß anjagen
sah. Allain von Clare sprang aus dem Sattel. Bevor sie noch ihre
Gedanken zusammengefaßt hatte, stand er vor ihr und ergriff ihre
Hättde.
„König Wilhelm ist tot, Eueres Gemahls Pfeil soll ihn getroffen
haben, flieht mit mir."
Sie sah den Boten verständnislos an, wiederholte die von Auf»
regung zerrissnen Worte und fing endlich an sie zu begreifen. —
Der König getötet und Gautier als sein Mörder genannt!
„Wird ihm — Unheil geschehen?"
Allain ließ sich aufs Knie vor ihr nieder.
„Flieht mit mir, edle Frau, er ist's nicht wert, daß Ihr um ihn
leidet. Was mit ihm geschehen wird, weiß ich nicht. König Henry kann
ihn hinrichten lassen."
Sie sah einige Augenblicke starr vor sich hin, dann ohne ein Wort

zu verlieren, schwang sie sich auf die Brüstung des Söllers und stürzte sich in die Tiefe hinab

Zu Troarn war die Nachricht später gelangt.

Es war Mortimer, der über die Wiesen gesprengt kam, und sie überbrachte. Albereta war unten auf dem Rasen und wollte eben ausreiten. Troarn sollte sie begleiten. Wie sie Mortimer vom Pferd steigen sah, eilte sie auf ihn zu und ergriff seine Hände.

„Ihr bringt Unglück, Graf, ich feh's Euch an."

Er schüttelte ihre Hände ab, wandte sich zu Troarn und streckte ihm die Rechte entgegen.

„Ilbert, es lebe König Heinrich!"

Troarn, ohne ein Wort zu erwidern, kehrte sich ab und senkte den Kopf.

So blieb er einige Augenblicke stehen. Als er sich gefaßt hatte, war Mortimer fort. Albereta lag zu seinen Füßen. Er hob sie auf. Ihr Gesicht war eiskalt, die Augen geschlossen. Er trug sie in ihre Kammer hinauf. Dort erwachte sie und richtete sich auf.

»Er ist tot, nicht wahr?"

„Er ist tot."

„Ich will zu ihm."

Sie wollte aufstehen. Troarn schlang den Arm um sie.

„Was wollt Ihr bei dem Leichnam, den Dienstvolk und Ärzte umgeben werden. Bleibt."

La brach alles, was sie seit Iahren in sich verschlossen hatte, hervor. Ihre Lippen stammelten seinen Namen voll unaussprechlicher Liebe. Alles, was er ihr angetan hatte, war nicht imstande gewesen, diese Liebe zu töten.

Troarn sah sie mit immer größer werdenden Augen an.

War es möglich, was ihm ihre Tränen verrieten?

„Und Tnrell? Aquis?"

Ach, Stufen waren sie ihr gewesen, die zuihm führten ....

Troarn erbebte unter dieser Offenbarung. Enthielt sie neues Leid für ihn?

Lag ein Hoffnungsschimmer in ihr?

„Habt Ihr .... mehr als eine Freude Eurer Augcu in Wilhelm zu beweinen?"

Ihre Reinheit verstand die Frage nicht.

„Wie die Sonne habe ich ihn geliebt, wie die Frühlingsluft. Wenn

ich ihn sah, freute sich mein Herz, und sah ich ihn nicht, so suchte ich die auf, die viel um ihn waren, um von ihm zu hören. Sein Schutzgeist zu sein und ihn dem Guten zurückzugewinnen war mein Wunsch."
Troarn neigte sich zu ihr herab.
„Albereta, ich fühle es, trotz seiner Freveltat an mir, an der seine innere Zerrüttung schuld war, ich habe ihn nicht weniger als Ihr ge» liebt, gern wäre ich anstatt seiner gestorben."
Da fühlte er, wie ihre zarten Arme sich um ihn schlossen.
„Ihr hattet ihn kieb und habt ihn noch lieb, ach, Troarn, wie seid Ihr gut! Ihr seid wohl der einzige, der ihn lieb hatte. Er ist verderbt geworden, doch wer weiß," sie schluchzte auf, „vielleicht brannte doch noch ein Fünklein der Vergangenheit in ihm. Einst soll er gut gewesen sein."
„Sorgt Euch, geliebte Frau, nicht um Dinge, die über unser Wissen hinausgehen. Eins glaubt. Ist in einem Menschenherzen auch nur noch die kleinste Regung von etwas Edlem, so wird es nicht verworfen, und wo sie nicht mehr lebt, da schweige das Mitleid. Euch aber bringe ich nach Sizilien, damit Ihr dort im Schein des blauen Himmels, im Duft Eurer Rosenbeete wieder heiter und jugendfroh werdet. Ihr braucht nicht mehr nach England zurückzukehren, wenn Ihr nicht mögt."
Sie hob den Kopf auf und versenkte ihre Augen in die Furchen seines Gesichts, in die Züge um seinen Mund, die so viel, unendlich viel Bitteres erzählten, trotz seines Schweigens.
Verächtlich war ihr der Mann erschienen, dessen Milde und Größe ihr diese Stunde verriet.
„Ihr seid mir wohl sehr gut."
Er schwieg eine Weile, dann sagte er wie zu einem Kinde:
„Sehr, sehr gut, immer mehr gut, je mehr ich durch Euch leide. So grenzenlos gut, daß ich das, was ich bisher um jeden Preis verhindern wollte, eine gänzliche Trennung von Euch, nun endlich stark genug bin, zu ertragen. Geht heim, meine kleine Albereta, die Liebe, die der fühl» baren, Gegenwart des Geliebten bedarf, ist nicht die größte."
„Ietzt heimgehen, wo meine wunde Seele Euch nötig hat? Nein, ich will bei Euch bleiben, an Euerm großen Herzen gesunden. Wollt Ihr einige Zeit Geduld mit mir haben?"
Er erwiderte nichts. Er blickte sie ruhig und gütig an. Hinter dieser Güte und Ruhe aber loderte die Hoffnung einer großen, leiden» schaftlichen Liebe

Als der Mond im Osten emporstieg, sahen die Wälder von Win.
chester einen seltsamen Zug aus ihren Schatten hervorkommen.
Auf einem von Kühen gezogenen Arbeitswagen, den allerlei Bettler
und Strolche umgaben, lag mit Lumpen zugedeckt der tote Rufus.
Hinter dem Wagen zog sich eine Spur roter Tropfen her. Keine Glocke
läutete in den Kirchspielen um Winchester, niemand lüpfte den Hut,
an dem die Leiche vorüber kam, kein Kind faltete die Hände für ihn.
Nur einer hat später unter Tränen für ihn gebetet, einer, der
fegnete, wenn man ihm fluchte, und die gegen ihn erhobene Faust durch
eine Liebkosung beruhigte: Anselmus von Canterbury.
Vier Tage später wurde Prinz Henry vom Bischof Mauritzius in
London gekrönt.
Er blieb Tyrell und Aquis gewogen, trotzdem Tyrell so kopflos
gewesen war, nach Frankreich zu fliehen. — Adgife war tot und hatte
ihm nicht mehr ratend zur Seite stehen können. — Er kehrte indes
bald wieder zurück und befand sich später unter denen, die sehr für die
junge Königin schwärmten, die König Heinrich seinem Volke gab.
Es war die liebliche Mathilde, König Malcolms Tochter

Dr. Ernst Schultze:

Geistige Ausbildung und wirtschaftlicher Erfolg

Manchem Deutschen will heute das Wort vom „Schulmeister von Sadowa" als Übertreibung erscheinen. Fremde Völker haben seine Richtigkeit — soweit eine Gruppe zusammengesetztester Erscheinungen überhaupt in ein richtiges Schlagwort zusammengepreßt werden kann — rückhaltlos anerkannt und daraus ihre Folgerungen gezogen: den Schulzwang eingeführt, soweit sie ihn noch nicht hatten, ihr höheres Schulwesen und ihre Hochschulen nach deutschem Muster umgestaltet, Gründlichkeit und Kenntnisreichtum, wie sie bestimmten Berufsklassen in Deutschland zu Ruhm und Vorteil gereichen, auch bei sich einzuführen versucht. Es kann wohl auch für niemand, der weitere volkspsychologische und kulturgeschichtliche Zusammenhänge zu überschauen gelernt hat, zweifelhaft sein, daßdieBildungshöheeinesVolkesauf seine militärischen, politischen und materiellen Erfolge fördernd einwirken muß. Im einzelnen habe ich dies für verschiedene Gebiete des Wirtschaftlebens, insbesondere für die Maschinentechnik, in meinem Büchlein „Volksbildung und Volkswohlstand" zu zeigen versucht.

Es ist heute wohl allgemein anerkannt, daß weder der dümmste Bauer die dicksten Kartoffeln hat, noch auch daß die Bildungshöhe des industriellen Arbeiters ohne Einfluß auf seine Leistungsfähigkeit ist. In den Ländern und Landesteilen mit höchster Volksbildung steht die Durchschnittsleistung des Arbeiters weit über dem, was der weniger gebildete oder gar der analphabetische Arbeiter zu schaffen vermag — zumal der letztere nie imstande ist, in größeren Massen geordnete Zusammenarbeit zu vollziehen oder selbst in kleinster Zahl ohne die beständige Aufsicht von Vorarbeitern zu bleiben.

Auf der anderen Seite sollte allerdings niemals verkannt werden? daßauch der beste Schulunterricht eine ganze Reihe von kulturellen Problemennichtzulösenvermag —

und, was noch wichtiger ist, daß kein Land den idealen Schulunterricht besitzt, den wir als Forderung aufstellen müssen, daß man im Gegenteil in vielen Ländern von dieser idealen Unterrichtsgestaltung weit entfernt geblieben ist. Überall, wo sich die Illusion festgesetzt hatte, daß schon durch die bloße Tatsache der Einführung des allgemeinen Schulunterrichts nun die Entwickelung der Menschheit eine aufsteigende Bahn einschlagen müsse, daß man gewissermaßen durch Umdrehung dieses bestimmten Hebels an der Gesetzgebungs-Maschinerie den kulturellen Fortschritt erzwingen könne, hat sich nach wenigen Iahrzehnten tiefe Enttäuschung eingefrossen. AberdieseEnttäuschungkenntmanimAus-lande noch viel mehr als in Deutschland. Namentlich wo große politische Parteien (meist waren es die Liberalen) übertriebene Hoffnungen auf die Wirkungen des allgemeinen Schulunterrichts gesetzt hatten, mußte die Ernüchterung bitter sein.

Und so kann man denn die Frage, ob es eigentlich zweckmäßig erscheine, dem Volksbildungswesen so großes Gewicht beizulegen, auch im Auslande häufig genug aufstellen hören — wenngleich sie sich hier doch fast immer mit der heimlichen Meinung mischt, daß man in Deutschland ein geheimnis-volles System zu besitzen scheine, welches die gewaltigen Fortschritte unseres Landes hauptsächlich auf dem Wege der Förderung des höheren und niederen Bildungswesens erzielt habe.

Ganz so unrecht hat diese Ansicht nicht. Und wenn auch bei uns nicht ganz selten eine Unterschätzung des Volksbildungswesens und der Folge-erscheinungen, die es herbeiführt, beobachtet werden kann, so überwiegt doch glücklicherweise die andere Meinung durchaus: die Meinung, daß jede Förderung des Volksbildungswesens der Wohlfahrt des ganzen Volkes und der Machtstellung und Kulturhöhe unseres Landes zugute komme.

Es widerspricht dieser Annahme, oder sagen wir ruhig dieser Tatsache, durchaus nicht, wenn darauf hingewiesen wird, daß eine Zunahme desWissens, ja selbst eine Zunahme der Bildung — die ja mit Wissen durchaus nicht verwechselt werden darf — keineswegs immer eine Erhöhung des Glücksgefühls bedeutet. Es gibt viele Völker und zahllose Einzelmenschen, die sich vor der Erwerbung größeren Wissens und höherer Bildung wohler gefühlt haben als nachher. Geht das aber nicht mit vielen anderen Fortschritten unserer Zeit ebenso? Hat vielleicht die Energie, mit der wir die Eisenbahnen bis in jedes Gebirgstal, bis in jede Heide und jedes Moor vorgeschoben haben, eine Steigerung des Glücksgefühls der Bevölkerung bewirkt, oder hat etwa die riesige Zunahme

materieller Güter diese Folge gehabt? Gewiß nicht. Unsere Zeit krankt an einem seelischen Unbehagen, von dem manches frühere Zeitalter nicht geplagt wurde, obwohl es technischen, wirtschaftlichen, verkehrspolitischen Zuständen unterworfen war, die mit den heutigen verglichen als geradezu erbärmlich betrachtet zu werden pflegen.

Die Zunahme des Wissens und noch mehr der Bildung pflegt schon deshalb keineswegs immer zu einer Steigerung des Glücksgefühls zu führen, weil sie dem Menschen über vieles die Augen öffnet, woran er früher achtlos vorüberging. Unzweckmäßiges, das der Ungebildete überhaupt nicht sieht, fällt dem höheren Gebildeten weit leichter auf. Ungerechtigkeiten werden von ihm weit schärfer empfunden — und nicht nur solche, die ihn selbst betreffen. Deshalb kann sowohl das Gefühl der Unzufriedenheit mit der eigenen Umgebung oder mit den Zuständen, unter denen man lebt, als auch die Empfindung, daß wir durchaus nicht die beste aller Welten haben, sondern daß in den Theorien unserer großen Pessimisten manches Körnlein Wahrheit enthalten ist, ein inneres Unbehagen hervorbringen, das durch die Erlangung höherer Bildung zwar geweckt, aber doch keineswegs veranlaßt wurde.

Nicht selten kann man gegen eine Ausdehnung der Bildungsmöglichkeiten bezw. gegen den Plan, neue Bildungsanstalten, insbesondere Hochschulen der einen oder anderen Art, zu schaffen, einwenden hören, daß damit das geistige Proletariat vermehrt werden würde und daß dies die Steigerung einer kulturellen Gefahr bedeute. So schmerzlich uns nun die Tatsache berühren muß, daß viele Tausende tüchtiger Geistesarbeiter nicht die richtige Entlohnung finden, ja daß sie vielfach selbst bei bescheidenster Lebensführung sich nicht über Wasser halten können, so ist doch das Problem des geistigen Proletariats ein viel zu kompliziertes, als daß es nur aus diesem einen Gesichtswinkel heraus beurteilt werden dürfte. Obwohl ich es in dem beschränkten Rahmen dieses Aufsatzes nur streifen kann, so möchte ich doch wenigstens auf zwei Seiten dieses Problems hinweisen, die häufig übersehen werden: auf eine biologische und auf eine gewissermaßen erporttechnische.

Der biologische Gesichtspunkt ist der folgende. Die Lebensbedingungen, in die wir durch die Natur hineingestellt sind und die wir für das Menschenleben einstweilen doch nur in sehr bescheidenem Maße haben ändern oder mildern können, fordern mit unerbittlicher Grausamkeit, daß überall mehr Keime ausgesät werden, als zur Entfaltung kommen können. Die Pflanzen und die niedersten Tiere müssen ihren

Samen in ungezählten Mengen ausstreuen, weil 999 Tausendstel oder noch mehr davon zu Grunde gehen, bevor einem die Entwickelung zum Lebewesen gelingt. Unter den lebenden Wesen aber findet beständig ein harter Kampf ums Dasein statt, der nicht bei den niederen Lebewesen Halt macht, sondern auch unter den höchstorganisierten oft genug mit furchtbarer Schärfe auftritt. Daß der Kampf ums Dasein durch all die kulturelle Entwickelung der vergangenen Iahrtausende keineswegs überwunden, sondern nur in bestimmte Bahnen gelenkt und zum Teil umgestaltet worden ist, ist bekannt. Die Waffen des Einzelmenschen gegen seinen Konkurrenten bilden heute nicht mehr die Zähne und Krallen und nicht mehr die Waffe (außer in dem organisierten Kampf ums Dasein im Völkerleben, dem Kriege), sondern Kraft, Fleiß, Geschicklichkeit, Schlauheit, Gewissenlosigkeit, Geldbesitz und manches andere — gute und schlechte Eigenschaften durcheinandergemischt. Selbst die Illusion, daß aus diesem Kampf ums Dasein im Menschenleben der Bessere hervorgehe — eine Illusion, die unmittelbar nach dem Erscheinen von Darwins Hauptwerk fast allenthalben herrschte und die heute noch weiten Kreisen heilig ist — haben wir aufgeben müssen. Es ist nichtder Bessere, und zwar weder der moralisch noch auch der physisch Bessere, der unter den heutigen Bedingungen obsiegt, überlebt und zur Fortpflanzung kommt, sondern der Passendere, der den gegenwärtigen Lebensbedingungen besser Angepaßte. Und so können sich denn auch auf geistigem Gebiet Fälle ereignen, in denen der Klügere, der moralisch Wertvollere, der Sympathischere von seinem skrupellosen Nebenbuhler geschlagen wird. So werden in das geistige Proletariat gar nicht selten ausgezeichnete Geister heruntergedrückt. Neben ihnen aber finden sich dort auch zahlreiche Männer, denen der nötige Fleiß mangelte, sodaß sie trotz guter Fähigkeiten nichts zu erreichen vermochten, oder endlich solche, die ihrenBeruf verfehlt haben, indem sie sich ohne die nötigeBefähigung einem geistigen Berufe zuwandten.

Irgend ein Mittel, das geistige Proletariat wirksam zu beschränken, kennen wir nicht. In der Berufswahl ist jeder Deutsche frei. Wünscht er, Droschkenkutscher oder Automobilführer oder Konditor oder Schlosser zu werden, so kann er dies tun. Wünscht er, zu studieren, so wird ihm auch dies ohne weiteres gestattet, wenn er in der Ablegung bestimmter Examina die geforderten Vorbedingungen erfüllt. Erhält er von den Eltern nicht das nötige Geld zum Studium, so steht es in seiner Macht, sich durch Energie und Sparsamkeit mit Hilfe von Nebenbeschäftigungen über Wasser zu halten, bis er aus-

studiert Hot. Wenn nun in einem Volke die geistigen Berufe besondere Anerkennung finden, wie dies in Deutschland noch immer der Fall ist, so daß eine Menge von kleinen Leuten ihre Söhne deshalb studieren läßt, um sie auf der sozialen Stufenleiter emporzubringen, so muß die Entstehung bezw. Erhaltung eines geistigen Proletariats die Folge sein.
Nun würde sich ein Teil des zweifellosen Überschusses von Studenten gewiß durch kluge Maßnahmen vom Studium zurückhalten lassen: z. B. dadurch, daß in den höheren Schulen (etwa von Obersekunda ab) regelmäßig Tabellen über den Zudrang zu den einzelnen akademischen Berufen und über die Zahl der zu besetzenden Stellen sowie der Bewerber, die keine Stelle finden können, aufgehängt werden. Diese auf der Hand liegende Maßregel wird meines Wissens nirgends angewandt. Abgesehen von solchen kleinen Korrektionsmaßnahmen kann jedoch durch direkte Mittel kaum auf eine Verminderung des geistigen Proletariats hingestrebt werden.
Dieses muß naturnotwendig immer wieder entstehen, ganz genau so wie auf jedem anderen Gebiete menschlicher Betätigung stets ein Überangebot von Kräften vorhanden ist. Ist es denn in irgend einem Berufe des Wirtschaftslebens anders? Wo einmal Erscheinungen auftreten, die das Überangebot aus der Welt schaffen, — wie etwa die Landflucht der landwirtschaftlichen Tagelöhner — da bringt dies sofort die schwierigsten Probleme hervor. Man kann daher vielleicht geradezu sagen, so herzlos es klingen mag, diemenschlicheGesellschaft braucht ein geistiges Proletariat, und wenn es nicht vorhanden wäre, würde sie es schaffen.
Denn was würde wohl die Folge sein, wenn nicht genügend Bewerber für die Stellen vorhanden wären, die in den geistigen Berufen zu besetzen sind ? Daß die Regelung von Angebot und Nachfrage so genau vollzogen werden könnte, daß sich beide decken, ist naturgemäß vollständig ausgeschlossen. Wenn aber das Angebot von Kräften auf geistigen, Gebiete geringer würde als die Nachfrage, so würden wir die Geistesarbeiter aus dem Auslande importieren müssen.
Dies würde aber wohl niemand als ein zu wünschendes Ziel erscheinen.
Wie die Dinge liegen, ist genau das umgekehrte Verhältnis vorhanden: wir erportieren Geistesarbeiter ins Ausland, anstatt sie von dort nach Deutschland hereinzuziehen. Die Bedeutung dieser Tatsache für unsere wirtschaftliche Wohlfahrt wie auch für unser politisches und kulturelles Leben kann kaum überschätzt werden. Leider gibt es meines Wissens eine Statistik der im Auslande lebenden deutschen Geistesarbeiter

(Ärzte, Architekten, Ingenieure, Lehrer, Künstler u. s. w.) nicht. Daß ihre Zahl sehr groß ist, weiß jeder, der verschiedene fremde Länder kennt. Sehr häufig gelingt es diesen Deutschen, wenn auch zuweilen nur nach einer Probe-undLeidenszeit, sich zu angesehenen und recht gut bezahltenStellungen emporzuschwingen. In einigen Teilen des Auslandes liegen ganze Zweige der Technik in den Händen von Deutschen. Dadurch strömen im Laufe der Zeit nicht nur nennenswerte Kapitalien nach Deutschland, sondern unser kultureller und politischer Einfluß wird dadurch gestärkt — kurzum, die Lage scheint in dieser Beziehung für uns durchaus glücklich.

Übrigens sind wir ja auch keineswegs das einzige Volk, das unter der Frage eines gelehrten Proletariats leidet. Soweit ich die Verhältnisse übersehe, ist sie in vielen fremden Ländern (in ausgeprägtestem Maße z. B. in Rußland) vorhanden und weist dort zum Teil viel schärfere Erscheinungsarten und viel üblere Seiten auf als bei uns. Am ersten kann man unser geistiges Proletariat an verhältnismäßigem Umfang und Lebenslage sowie in seinem Zusammenhang mit der geschilderten erporttechnischen Lage wohl mit dem der Siebenbürger Sachsen vergleichen, die ebenfalls seit Iahrzehnten ein umfangreiches geistiges Proletariat besitzen.

Ich wiederhole: das einzelne Glied des geistigen Proletariats mag auf das tiefste zu bedauern sein — wir werden aber nicht über die Naturnotwendigkeit einer solchen Klasse hinwegkommen, solange die sehr verbesserungsbedürftige Organisation unserer Gesellschaft nicht außergewöhnliche Fortschritte gemacht hat. Und neben den mannigfachen Schattenseiten unseres geistigen Proletariats ist doch eben mindestens die eine (erporttechnische) Lichtseite vorhanden.

Die Errichtung neuer Bildungsanstalten wird sich also über das Bedenken, daß wir dadurch das geistge Proletariat verstärken könnten, wohl oder übel hinwegsetzen müssen. Auf der anderen Seite erscheint die Verstärkung aller Bildungseinrichtungen schon deshalb als unausbleibliche Notwendigkeit, weil sich unter den heute herrschenden Verhältnissen große Erfolge des Einzelnen oder eines gan'zen Volkes ohne geistige Ausbildung nicht erzielen lassen. Gewiß kann einmal jemand durch einen merkwürdigen Glückszufall oder durch geschickte Ausnutzung bestimmter Möglichkeiten, die im Wesen unserer kapitalistischen Wirtschaftsform begründet sind, ein Millionenvermögen aufbauen, ohne daß eine Spur feinerer Geistestätigkeit dafür verwandt würde: etwa wie das des alten Rockefeller, der nur durch Schlauheit und Rücksichtslosigkeit zu seinem Milliardenvermögen gekommen

ist, über den Niederbruch Tausender von Existenzen erbarmungslos hinweg-schreitend. Aber solch ein Lebenslauf wird stets als eine Ausnahme«zu betrachten sein und, solange wir die Orientierung in der sittlichen Beur-teilung menschlicher Handlungen nicht verlieren, als eine höchst uner-wünschte Ausnahme. Die Regel wird doch die sein, daß der Aufstieg des Einzelnen wie der ganzen Völker, so sehr auch das Glück dazu beitragen, zuweilen wohl auch einmal eine überwiegende Rolle spielen mag, ohne die Ausbildung geistiger Fähigkeiten sich nicht erzielen läßt.

Nun gibt es in der Geschichte der Technik zahlreiche Beispiele dafür, daß die Praktiker den Theoretikern abhold oder gar verächtlich gegenüberstanden und jedes tiefere Nach-denken, jedes nachhaltige geistige Eindringen in ihren Beruf für überflüssig hielten. So stand England z. B. vor 100 Iahren der Theorie mit der Ver-achtung des Praktikers gegenüber. Die Tatsachen schienen ihm recht zu geben: denn im Iahre 1810 liefen dort 5000 Dampfmaschinen, während in Frankreich, das theoretisch auch den Maschinenbau weit besser durch-gebildet hatte, erst 200 Dampfmaschinen im Betrieb waren; Deutschland stand damals theoretisch wie praktisch noch ganz abseits. Aber die Engländer mußten doch bald auf mancherlei Gebieten erkennen, daß die Praris allein nicht zum vollen Erfolge führt. Die englischen Seeoffiziere jener Zeit hatten den Auftrag, französische Kriegsschiffe möglichst nicht zu rammen und nicht in den Grund zu bohren, weil die französischen Schiffbauer es durch tiefere theoretische Durchbildung ihres Berufes verstanden hatten, den Engländern durch kühne Konstruktionen und überraschende Problem-lösungen den Rang abzulaufen; die französischen Schiffe übertrafen daher die englischen nicht nur an Eleganz, sondern auch an Schnelligkeit, und deshalb mußten die Engländer darauf bedacht sein, die französischen Fahr-zeuge möglichst zu entern, um so die Geheimnisse ihrer Konstruktion für den Bau ihrer eigenen Schiffe nutzbar machen zu können.

Ähnliche Entwickelungen haben sich wiederholt abgespielt. So haben die Engländer auch auf dem Gebiete des Maschinenbaus später nachzu-holen gehabt, was sie in der ersten Zeit der Praris theoretisch ver-säumt hatten. Daß aber das alte Vorurteil der Praktiker gegen die Theoretiker sich in dem englischen Volksgeist ganz besonders tief eingenistet hatte, so daß es auch heute noch nicht vollständig beseitigt ist, muß doch wohl als ein Hauptgrund dafür betrachtet werden, daßdicenglische Industriehe uteaufvielenGebietenvonderdeutschcn überflügeltworden ist. Denn gerade die ausgezeichnete theore-

tische Durchbildung aller unserer Wirtschaftszweige ist es gewesen, was demHeutschen Wirtschaftsleben den staunenswerten Aufschwung ermöglichte, den es im letzten halben Iahrhundert erlebt hat. Der englische Kriegsminister Haldane, einer der gebildetsten und weitblickendsten Männer Großbritanniens, hat in einem seiner Bücher hierauf ganz besonders hingewiesen; er hat seinen Landsleuten klarzumachen gesucht, daß z. B. das deutsche Brauereigewerbe erst durch die ausgezeichnete wissenschaftliche Durchbildung aller einzelnen Phasen seines Betriebes zu seinen ausgezeichneten Leistungen gelangt sei. Und daß nun gar unsere Elektrotechnik, unser Maschinenbau, unsere chemische Industrie in ihrer heutigen Gestalt gar nicht denkbar wären, wenn sie nicht wissenschaftlich bis in jede Einzelheit durchdacht und durchgestaltet wären, ist eine Binsenwahrheit, über die, wenigstens im Auslande, nur eine Stimme herrscht. Die Reinheit unserer pharmazeutischen Präparate, die Zuverlässigkeit unserer Sprengstoffe sind allenthalben berühmt. Von der etwa 160 Millionen Mark jährlich umfassenden Weltproduktion an Farben stammen mindestens drei Viertel aus Deutschland. Alles das ist uns nicht von selbst in den Schoß gefallen: neben dem unendlichen Fleiß aller Kreise unseres Volkes, neben dem ehernen Pflichtbewußtsein, das den Deutschen zum mindesten in früheren Iahrzehnten auszeichnete, das allerdings jetzt — wenn man nach einigen Anzeichen urteilen darf — zum Teil verloren zu gehen droht, sind für den geschilderten Aufschwung vor allem die innige Durchdringung der Praris mit der Theorie, die beständige Einwirkung der Wissenschaft auf Technik und Wirtschaft die treibende Kraft gewesen. Deshalb wäre für unsere fernere wirtschaftliche Entwicklung nichts gefährlicher, als wenn wir uns die Überzeugung von der Ersprießlichkeit solcher geistigen Ausbildung nehmen lassen wollten. Würde doch dadurch auch das Lebenswerk einiger der größten deutschen Kulturpioniere des 19. Iahrhunderts wieder in Frage gestellt werden. Mit tausend Schmerzen haben sie den Weg gewiesen, den damals eine unverständige Menge, ja selbst ein großer Teil der wissenschaftlichen Welt noch nicht anerkennen wollte. Als Iustus von Liebig , der Begründer der Agrikulturchemie, der sein später so berühmt gewordenes Laboratorium in Gießen mit großen Opfern aus eigenen Mitteln unterhalten hatte, um Bewilligung einer staatlichen Unterstützung dafür bat, wurden ihm von manchen Seiten als Beweggründe für die Opferung eines Teiles seines Vermögens für Laboratoriumszwecke häßliche, eigennützige Motive nachgesagt. Der süddeutsche Arzt Robert Mayer, der

1842 das Gesetz von der Erhaltung der Kraft ausgesprochen und damit die theoretische Grundlage für die ganzen modernen Kraftübertragungs-anlagen geschaffen hatte, ist eine Zeitlang zwangsweise in einer Irren-anstalt festgehalten worden, weil er von der „firen Idee" besessen war, daß alle Naturkräfte auf eine einheitliche Kraft zurückgingen! Er kam als gebrochener Mann heraus und vermochte für das, was er erlitten hatte, keine Entschädigung darin zu finden, daß er nun dem Götzendienst der großen Masse preisgegeben wurde. Und Iosef von Fraunhofer, dem es in dem kurzen Zeitraum von 19 Iahren gelang, die gesamte Optik wissenschaftlich und technisch auf völlig neue Grundlagen zu stellen — nicht nur die nach ihm benannten dunklen Linien im Sonnenspektrum festzustellen, die Wellenlänge des Lichts zu berechnen, Beugungsgitter zu erfinden, die Pendelschleifmaschine und andere wertvolle Vorrichtungen zu ersinnen, Fernrohre und Mikroskope von bisher ungeahnter Vollkommen-heit herzustellen und uns von der Einfuhr optischer Gegenstände aus England freizumachen — Iosef von Fraunhofer sank im Alter von 39 Iahren ins Grab, weil man ihm in der Iugend jeden nur irgend erdenkbaren Wider-stand entgegengesetzt hatte, um ihn an der geistigen Fortbildung, nach der er dringend verlangte, zu hindern; er hatte deshalb seinen Körper durch übermenschliche Anstrengungen so schwächen müssen, daß er nur ein Alter von 39 Iahren erreichte.

Soll ich noch mehr der Beispiele anführen? Ich denke, wir werden in jenen alten Fehler der Unterschätzung der wissenschaftlichen Theorie für die Praris nicht wieder zurückfallen. Wir würden damit einen der mächtigsten Stützpfeiler untergraben, die die deutsche Kulturentwickelung des 19. Iahrhunderts für unser Wirtschaftsleben aufgebaut hat*). Nein, die Überzeugung von dem hohen Werte der Wissenschaft für Technik und Wirtschaftsleben ist heute wohl allenthalben in Deutschland verbreitet, und wenn ausländische Regierungen und Fachorganisationen immer wieder Untersuchungen darüber anstellen, worauf denn unsere Überlegenheit auf so manchem Gebiete des Wirtschaftslebens beruht, so ist das Ergebnis fast immer das: auf dem ausgezeichneten deutschen Bildungswesen,aufderDurchdringungjederwirt-schaftlichen Tätigkeit mit wissenschaftlichem Geiste.

*) Siehe Näheres in meiner Schrift „Weltanschauung und Wirtschaftsleben in der deutschen Kulturentwickelmig des 19. Iahrhunderts" (Hamburg; Guteübera»Verlag, 1910. Preis geheftet 2.- Mt.)

Selbst die praktischen Nordamerikaner, die uns auf manchen Gebieten der Technik zweifellos vorauf sind, möchten ihr technisches Bildungswesen gar zu gern nach deutschem Muster umgestalten, weil wir ihnen eben in vielen komplizierten technischen Dingen trotz alledem um mehrere Nasenlängen vorauf sind.

Wunderbar kann nur eins erscheinen: daß wir gerade in Deutschland (wenigstens teilweise) dazu übergegangen sind, fürneue Bildungsmöglichkeiten besondere Anstalten zu schaffen, statt sie an schon bestehende Bildungskörper anzugliedern. Unsere technischen Hochschulen stehen außerhalb des Rahmens unserer Universitäten, und neben beide ist im letzten Iahrzehnt mehr als ein halbes Dutzend von Handelshochschulen getreten, denen, wie es scheint, weitere Anstalten dieser und anderer Art folgen sollen. Es scheint mir, als wenn dieser Weg der Zerlegung in Einzel-Hochschulen unzweckmäßig sei. Denn ganz abgesehen von dem rein praktischen Gesichtspunkt, daß es unmöglich ist, in einer neuen, nicht mit besonders reichen Mitteln ausgestatteten Hochschule für eine Vertretung all der zahllosen Fächer zu sorgen, die im Interesse der Eingliederung des Spezialwissens in einen großen allgemeinen Rahmen erforderlich sind — abgesehen davon ferner, daß die Verwaltung mehrerer Einzel-Hochschulen teurer werden muß als die Vergrößerung schon bestehender Hochschulen — daß es ferner ganz ausgeschlossen ist, für die neuen Hochschulen in kurzer Zeit nennenswerte Bibliotheken zu schaffen, während diese an den alten Hochschulen schon vorhanden sind und leicht ausgebaut werden könnten — abgesehen von diesen rein praktischen und insbesondere auf dem Wunsche größtmöglicher Ausnutzung der verfügbaren Geldmittel beruhenden Einwänden scheint mir gegen die Gründung von Einzel-Hochschulen vor allen Dingen der überaus wichtige Gesichtspunkt zu sprechen, daß dadurch die Einheit unseres Geisteslebens allmählich verloren gehen muß.

Die unendliche Arbeitsteilung, die uns das 19. Iahrhundert auch auf wissenschaftlichem wie überhaupt auf geistigem Gebiete gebracht hat, hat eine Menge von Fächern, die noch vor 100 Iahren von einem einzigen Manne übersehen und gelehrt wurden, in zahllose Einzelfächer aufgelöst. Die Vertreter eines jeden dieser Einzelfächer, d. h. säst alle unsere Professoren, sind dadurch der Gefahr einer höchst bedrohlichen Einseitigkeit ausgesetzt. Denn je mehr sich Wissen und Forschung des Einzelnen auf ein ganz enges Gebiet beschränken, desto mehr gehen nicht nur das Interesse und der Blick für große allgemeine Zusammenhänge verloren, sondern desto mehr

gerät das Urteil dadurch auch im einzelnen Falle in Gefahr, verschroben zu werden. Wir kennen alle den Typus des Gelehrten, der nur seine Fachwissenschaft, nein, nur den allerengsten Umkreis seiner SpezialWissenschaft kennen will und es grundsätzlich ablehnt, darüber hinauszuschauen. In allen Fakultäten gibt es solche Männer — glücklicherweise jedoch einstweilen erst in geringer Zahl. Ihre Weltanschauung ist zum Teil so verstiegen, daß man darüber lachen könnte, wenn die Sache nicht so bitter ernst wäre. Denn die Gefahr ist doch wohl nicht ganz von der Hand zu weisen, daß solche Einseitigkeit und Verschrobenheit keine Ausnahmeerscheinung bleibt, sondern sich weiter ausbreiten könnte — falls nicht immer wieder auf den unendlichen Wert der Vielseitigkeit und auf die überragende Bedeutung der Zusammenfassung wissenschaftlicher Ergebnisse hingewiesen wird. In seiner Antrittsrede über die Zwecke und Ziele unserer Universitäten hat der Berliner Hygieniker Professor Rubner am 15. Oktober 1910 über diese Frage sehr beachtenswerte Worte gesprochen. Energisch hat er gegen die innere Zersplitterung in kleinere und kleinste Nebenfächer Stellung genommen: denn das Ziel der Universität seidasZusammenfassen der Tatsachen zu Gedanken.

Es bedarf keines Beweises, daß solch zusammenfassende geistige Tätigkeit an einer Spezial-Hochschule weit schwerer erreichbar ist als an einer allgemeinen Hochschule. Unsere Universitäten haben jadaherden Namen, daß sie die G esamtheitundGemeinsamkeitallerWissenschaften pflegen sollten. Sie können dieses Ziel nicht aus den Augen verlieren, ohne an innerer Bedeutung einzubüßen. Es mag zu denken geben, daß die technischen Hochschulen, so überzeugt sie ursprünglich von der Notwendigkeit ihrer Sonderstellung waren und so nützlich diese Sonderstellung sein mochte, solange die Abneigung einzelner Kreise der Wissenschaft gegen die Technik noch nicht völlig überwunden war, seither doch sämtlich das starke Bedürfnis empfunden haben, sich allgemeine Abteilungen anzugliedern, weil die Ausbildung des Studenten des Aufbaus geistiger Zusammenhänge und des Überblicks auch über andere Gebiete dringend bedarf.

Gibt es uns nicht weiter zu denken, daß namentlich in England das Ideal der Übermittelung einer geschlossenen Allgemeinbildung durch die Universitäten noch immer festgehalten wird? Nicht zum Schaden der Gesamtheit. Denn die Durchschnittsbildung des englischen Fachpolitikers und des höheren englischen

Verwaltungsbeamten steht vielleicht doch auf einer höheren Stufe als die der gleichen Kreise in Deutschland. Wenigstens ist von Sachkennern behauptet worden, daß sich Beamte von der Vielseitigkeit, dem tiefen Sachverständnis und der umfassenden Bildung, wie sie die Kaiserlich Indische Zivilverwaltung durchweg aufweist, in Deutschland in gleicher Verhältniszahl kaum in einem einzelnen Verwaltungszweige finden lassen. Gewiß haben auch wir vorzügliche Beamte — aber der Durchschnitt soll mit der genannten englischen Beamtenklasse doch nicht zu messen sein. Und daß das Niveau des englischen Parlaments über dem des deutschen Reichstages steht, muß ja wohl mit tiefem Bedauern zugegeben werden. Es war nicht immer so: in den 70er Iahren standen die Verhandlungen unseres Reichstages geistig auf wesentlich anderer Höhenlage. Aber damals saßen auch weit mehr Professoren auf den Bänken der Abgeordneten, überhaupt weit mehr Geistesarbeiter, als wir heute dort finden

Gibt es nicht ferner zu denken, daß in manchen Teilen des Auslandes im letzten I ahrzehnt die Gründung neuer Hochschulen in noch schnellerem Tempo fortgeschritten ist als in Deutschland?

In weiteren Kreisen ist bei uns leider zu wenig davon bekannt. Daß wir selbst seit 1900 7 Handelshochschulen geschaffen haben, daß in Danzig eine technische Hochschule, in Posen eine Akademie, in Frankfurt a. M. eine Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften begründet worden ist und daß man sich in Hamburg bemüht, eine Universität zustande zu bringen, wenn hier auch einstweilen dieser Name grundsätzlich vermieden wird — das wissen wir. Daß aber die Engländer gleichzeitig in Bristol, in Birmingham und in manchen anderen Städten Universitäten geschaffen, daß sie alte und neue Forschungsinstitute mit den reichsten Mitteln ausgestattet und daß sie gerade in großen kaufmännischen und industriellen Bevölkerungsmittelpunkten neue Hochschulen ins Leben gerufen haben, dienicht einen Sondercharakter tragen, sondern allgemeine Hochschulen darstellen — davon haben wir vielleicht zu wenig erfahren.

Besser ist uns schon bekannt, daß man in den Vereinigten Staaten gern neue Universitäten schafft und daß die schon bestehenden mit immer reicheren Mitteln ausgestattet werden. An den altberühmten Hochschulen des Nordostens der Union, (z. B. der Harvard- und der Pale-Universität) sind neue Lehrstühle nur so aus dem Boden gestampft worden. Von deutschen Gelehrten ist wiederholt auf die Gefahr auf-

merksam gemacht worden, daß dadurch eine Uberflügelung der deutschen Wissenschaft droht, die wohl im Augenblick noch kaum eintreten wird, die aber nach einigen Iahrzehnten in zahllosen Formen in die Erscheinung treten kann. Dann wird es zu spät sein, noch durch vorbeugende Maßnahmen des Übels Herr zu werden, und wir werden dann weit größere Mittel aufwenden müssen, um wieder an die Spitze zu gelangen, während sich dies heute noch mit verhältnismäßig kleinen Summen erzielen ließe . . .
Allerdings Hochschulen kosten Geld und kosten viel Geld. Aber ich wüßte nicht, womit man auch nur den Versuch einer Begründung dafür machen könnte, daß in Deutschland etwa nichtgenug Geld vorhanden sei, um neue und alte Hochschulen mit weit reicheren Mitteln auszustatten, als ihnen gegenwärtig zu Gebote stehen. Wenn in der Zeit unserer Urgroßväter vor 100 Iahren, als Fremdherrschaft und Kriegsunglück schwer auf Staat und Volk lasteten und als Deutschland ein bitter armes Land war, genug Geld aufgebracht werden konnte, um mitten in den Tagen der Bedrängnis die neue Universität Berlin zu schaffen, die, wie der König sagte, durch geistige Mittel ersetzen sollte, was der Allgemeinheit an materiellen verloren gegangen war — dann sollten wir, die wir ein wohlhabendes Volk geworden sind, kein Wort darüber verlieren, wenn Hochschulen und Forschungsinstitute ein paar Dutzend Millionen Mark mehr zu erhalten wünschen, als ihnen bisher bewilligt waren. Ein Volk, das sich einen so weit gespannten Lurus in Automobilen, in Kleidung, in Theaterausstattung, im Reisen, in Vergnügungen aller Art leisten kann wie das deutsche Volk der Gegenwart, wird wohl nicht zu fragen brauchen, woher es die Mittel nehmen soll, in seinem Geistesleben weiteren Aufschwung zu ermöglichen.
Das Ausland weiß sehr wohl, was es tut, wenn es eine Hochschule nach der andern schafft und den schon bestehenden reichere Mittel in den Schoß schüttet. Es weiß, daß das Wort vom Schulmeister von Sadowa keine bloße Redensart ist, sondern daß eine wuchtige Wahrheit dahinter steckt. Der Wettbewerb auf dem Weltmarkt kann nicht nur mit rein materiellen und ebensowenig lediglich mit politischen Mitteln durchgeführt werden. Nutzt England all sein politischer Einfluß und all sein Reichtum etwas dagegen, daß es in Mittel- und Südamerika vor dem deutschen Handel ständig an Boden verliert? Der deutsche Kaufmann verschmäht es eben nicht. Spanisch und Portugiesisch zu lernen, und hat damit eine geistige Waffe in der Hand, der unser in dieser Beziehung trägerer englischer Vetter nichts Gleichartiges entgegenzusetzen vermag.

Und die Güte der Waren irgendeiner Erportindustrie, von der komplizier-
testen Maschine bis herunter zum einfachsten Streichholz, wird nun einmal
von dem Bildungsgrade nicht nur der leitenden Ingenieure, sondern auch
von dem der Arbeiter mitbestimmt, wie zahllose Beobachtungen unzweifelhaft
erwiesen haben"').

Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, daß die Bewilligung von
Mitteln für wissenschaftliche und geistige Zwecke häusig nichtdannden
meisten materiellen Nutzen bringt, wenn man allzu absichtlich
auf das Ziel lossteuert, sondern wenn dem wissenschaftlichen und geistigen
Leben die Mittel ohne allzu absichtsvolle Zwecksetzung
zur Verfügung gestellt werden. Ich meine damit nicht nur, daß die Wissen-
schaft völlig frei sein muß, daß es ihren Tod bedeutet, wenn man versucht,
sie irgendwie zu hemmen oder einzuschnüren, auch wenn sie Ergebnisse
erzielen sollte, die dem Staate oder anderen Interessenten im Augenblick
überaus unerwünscht sein, ja geradezu als verderblich erscheinen sollten;
darüber ist ja in den letzten Iahren auch in Deutschland oft genug diskutiert
worden. Ebenso wichtig wie die Forderung absoluter wissenschaftlicher
Freiheit scheint mir aber zu sein, daß man eben nicht allzuschnelle direkte
Resultate materieller Art von ihr fordern sollte. Die schnellste Verbindung
zwischen zwei Punkten ist vielfach nicht die gerade Linie zwischen ihnen,
sondern ein scheinbar großer Umweg; die Eisenbahn führt uns, wenn sie
ein Gebirge übersteigen will, oft auf Kehren in einer dem Ziel abgewandten
Richtung zurück und bringt uns dadurch doch dem Ziele schnell immer
näher. Und andererseits gilt auch für die Mittel, die Hochschulen und geistigen
Zwecken im allgemeinen zugewandt werden, das wundervolle Wort als
Wahrheit, das Alerander von Humboldt vor fast einem Iahr-
hundert im „Kosmos" niederschrieb:

„Wissen und Erkennen sind die Freude und die Berechtigung der
Menschheit; sie sind Teile des Nationalreichtums, oft ein Ersatz für die
Güter, welche die Natur in allzu kärglichem Maße ausgeteilt hat
Was von diesem Wissen in das industrielle Leben
der Völker überströmt und den Gewerbfleiß erhöht,
entspringt aus der glücklichen Verkettung mensch-
licherDinge,nachderdasWahre, ErhabeneundSchöne
mitdemNützlichen, wie absichtslos, in ewigeWechsel-
wirkung trete n."

') Näheres in meinem schon angeführten Büchlein .Vollsbildung und VolKwohl»
stand. Eine Untersuchung ihrer Beziehungen" (Hamburg. Gutenoerg- Verlag).

Kurt Münzer:

Der verlassene See

Es ist der erste Dezembertag. An allen Ufern des morgendlichen Sees, an allen Schiffländen stehen in Mengen junge Leute. Reizende schmucke Iünglinge mit verführerischen kleinen Schnurrbärten und schim» merndem Scheitel, in hellen Gummimänteln, in der Hand einen allein dings recht unzulänglichen Segeltuchkoffer und neben sich eine braun oder gelb gestrichene Holztruhe. Dicht bei ihnen sitzen auf ähnlichen Kisten kokette, lachlustige Fräuleins oder plumpere und bäuerliche Land-mädchen, und etwas reserviert im Hintergrund der Wartehalle stehen würdigere und ernsthaftere Herren, glattrasiert oder vollbärtig, von Kommerzienratfülle oder Leutnantsschlankheit, eine distinguierte Tasche in der Hand. Sie warten alle auf das Schiff nach Como, und es ist das Personal der ungezählten großen Hotels, die am ersten Dezember ihren letzten Gast vor die Tür setzen.

Es sind die reizenden, liebenswürdigen, unübertrefflich dienst» bereiten Etagen» und Frühstückskellner, die schwindelnd geschickten Speisen» und Weinträger: es sind die unnachahmlich schicken, in keiner Situation versagenden und allen Zumutungen kühn gewachsenen Stubenmädchen, denen das unschuldvolle weiße Häubchen sich immer wie eine Taube der Venus in die gebrannten dunklen Locken schmiegt: es sind die in ihren unterirdischen Verließen von der Kultur und der ver» schönernden und bereichernden Liebe verschont gebliebenen Spül» und Putzmädchen, die statt des Huts noch immer das dörfliche Kopftuch tragen und noch nicht zehn französische Vokabeln in dieser ihrer ersten Saison aufgeschnappt haben; aber die reizenden Zimmerfräuleins mit den abgelegten und ihrer Straußsedern beraubten Hüten der Ladys und Kokotten sprechen ihnen aufmunternd zu: wenn sie erst im nächsten Frühjahr Nachtdienst im Grandhotel bekommen und sei's auch im Kor» ridor dervierten Etage, so werden sich schon schnell Bildung und Er-fahrung, Abenteuer und Garderobe, Trinkgelder und jene Träume ein»

stellen, in denen ein durchreisender GroMrst dem Stubenmädchen das symbolische Häubchen raubt, um ihm das Diadem in die unwider» stehlichen Locken zu drücken. Und die würdigen Herren im Hintergrund? Es sind die Köche und Herren Oberkellner, aller Sprachen mächtig, alle Formen tadellosen Anstands beherrschend, geläutert von nicht mehr zählbaren Liebesversuchen aller Baronessen und Kommerzienrätinnen, gewürdigt vom Vertrauen regierender Persönlichkeiten. Aber an diesem letzten Tage Gemeinsamkeit fallen die Schranken: auf dem Dmnpfer wirbelt alles durcheinander, der Ober scherzt mit einem Küchenjungen, das Zimmermädchen aus der ersten Etage spricht freundlich mit der Messerputzerin, und nur der süße kleine Stubenkellner, von dem sich alle Damen die Schokolade ans Bett bringen ließen, steht allein und schwer» mütig an Bord, sieht trübe in die Schiffsspur und träumt von der kaum bewältigten Saison.

Aber nur bis Como währt diese unterschiedslose Gemeinsamkeit aller. Am Hafen in Como beginnt mit viel Geschrei das Ausladen. Die kleinen Trambahnwagen werden gestürmt, und eine halbe Stunde später ist der Bahnhof oben gefüllt von unseren Freunden, deren schöne, mehr oder minder unsichtbare Geschäftigkeit fo manche Reiselast uns erleichterte. Züge fahren ein und aus, und jeder von ihnen nimmt ein Trüpplein mit. Alle Sommerfreuden, »freundschaften und »liebschaften stieben da auseinander. Aber es gibt ein unverhofftes Wiedersehen eines Frühjahrs an einem blauen See, auf einem grünen Berge, in einer alten berühmten Stadt. Sie fahren dahin nach Mailand, Florenz, Rom, in die großen Winterhotels, nach Genua, Nizza, Cannes, Antibes, hinauf auch ins Gebirge in die Karawansereien des Schnees, wo die Damen in Weißen Trikothosen mit dem Ober kokettieren und das Ski» gigerl nach dem Stubenmädchen schielt. Der kleine süße Frühstücks. kellner allein, der im Strudel seiner vielen Morgenbesuche und im Duft feiner verschütteten Schokoladen allzuspät eine neue Stellung suchte, fährt nur bis Lugano, dessen ehrbares Schweizer Winterpublikum ihm Zeit lassen wird, den Frauen von Cadenabbia nachzutrauern.

Aus allen Fenstern winken sie den Schicksalsgenossen zu. Neue Hoffnungen, Träume, Phantasien, Sehnsucht, Erwartung, ein wenig Angst — Trinkgelder, Nachtdienst, diffizile Gäste, brutaler Geschäfts- führer, mißgünstige Ober, moralische Beschließerin, verdorbenes Essen, schlechtes Bett: o wieviel Sorgen! Aber heut! Der einzige Tag, wo man selbst Gast ist und selbst Trinkgeld gibt! und was ist man nobel

im Stationsbüfett! Alle machen sich einen Herrentag! Nur unser kleiner Frühstückskellner ist schon mittags in Lugano, und abends, abends — Ja, ich verrat's, damit ihr lieb zu ihm seid, wenn ihr ihm begegnet. (Donato heißt er und stammt aus Chiavenna.) Lieb: denn er ist ein Kellner mit Seele: die vielen liebenden Damen haben sie ihm mitgeteilt. Ia, abends sitzt er oben an der Luke seiner Stube, sieht hin» über nach dem vom Mond verschleierten Monte Caprino und denkt: „Liebten sie mich? Sie freuten sich nur an mir. Keine hat mich entführt, zu sich erhöht, sich zu mir bekannt! keine hat mich geliebt! und ich? ich habe jede angebetet!" Nein, ich habe noch nicht alles gesagt: er sieht hinüber nach dem vom Mond verschleierten Monte Caprino und — soviel Seele hat er, der kleine süße Donato! — und weint!

Aber am selben Abend gibt es Sturm in Como. Der See schäumt, das letzte Platanenblatt wirbelt in die Wellen, die Zypressen schütteln sich im Frost, die letzte Kamelie fallt ab, der weite Hafenplatz ist verödet, und die wenigen schwarzen Menschenschatten auf ihm werden wie vom Sturm aus den Gassen gestoßen, über den Platz gejagt und in eine Haustür gedrückt. Nachts wird es still. Als alles schläft in dieser kleinen Stadt, geschieht das Wunder der Verwandlung: Schnee fällt.

Am Morgen ist der See grau, der Himmel tief, so tief, daß er die Gipfel der Berge bedeckt, Brunate oben auf feinem Abhang ist eingeschneit, die Zypressen sind erstarrt vor Winterschreck. Ein neuer unbekannter See liegt da und windet sich in's Gebirge hinein. Denn Italien? — Italien ist Bläue! Im Wintergran ist's ein fremdes Land. . . .

Was ist über Nacht aus dem kleinen, lebhaften, heiteren Com« geworden? Ein trübes, ödes Städtchen am Meer, denn der plötzliche Winternebel setzt den See in's Unermeßliche fort, in einen zähen, schwer bewegten Ozean. Am Broletto sitzen die feiernden Marktweiber: ihre frischen hellgelben jungen Orangen in den runden Körben scheinen ängstlich immer kleiner zu werden unter diesem unbekannten grauen Himmel, da sie doch aus der ewigen Bläue Siziliens kommen. Wenn ein Neter den schönen Dom betritt, dessen reiche Gewölbe beängstigen, dringt Frost und Schneeluft durch die schweren Vorhänge. Die schönen Madonnen des Luini und Ferrari sind bedeckt von Dunkelheit, als wollten sie aus der Kälte fliehen. Nur des heiligen Kindes nacktes blondes Körperlein leuchtet tröstlich, erhaben über alle irdischen Drang, sale. — Die Via Plinio mit ihren Bogenhallen, die Piazza Cavour liegt still wie nach einer Epidemie. Die Glocke des Schiffes gellt um»

sonst durch die Stadt. Winterschlaf ist eingefallen. Der Bursche aus dem Hotel Volta trägt meinen Koffer auf den Dampfer' dort steht der nun einfam an der Kajütentür: niemand bewundert neidvoll seine Hoteletiketten von Tunis über Palermo, Rom und Pisa nach Como. Ein Handlungsgehilfe nach Lenno findet sich noch ein: und in der zweiten Klasse hocken Bauern und Tagelöhner. So hebt die Reise an auf dem unbekannten See.

Vielleicht muß man ihn im Frühling gefehen haben, um diefe Ve» wandlung eines stürmischen Winters ganz zu begreifen, diese Verwandlung die den vertrautesten Liebhaber dieser Ufer fremde Küsten zu sehen glauben läßt. Man muß ihn wohl durchschifft haben, wenn die Flut blauer als Himmel die Gärten bespülte, wenn die rosigen Pyramiden der Riesenmagnolien ihren Duft über das Wasser schickten, die bunten Kaskaden der Kamelien zum Ufer hinabstürzten, aufge» fangen von rosenüberwucherten Terrassen, beschattet von Zedern und schwankenden Palmen. Ietzt ist der See grau, die Ufer bedeckt mit schmutzigem dunklen Grün, aber darüber, in Hochgebirgshöhe, erheben sich die weiß beschneiten Berge, allen Nebel durchleuchtend, allein ver» schönt und verklärt durch die Verzauberung des Winters. Auf den Hügeln stehen unmöglich, stillos, paradox die schwarzen Zypressen mit gespaltenen Wipfeln. Auf ihnen allein haftet der Schnee nicht. Sie sind die stolzesten aller Bäume.

Das Schiff pflügt mühsam den hochgehenden See, von Möven» schwärmen verfolgt: langsam, träge, starrend von Melancholie schieben sich die sonst von Lnst und Glück strahlenden Vorgebirge vorbei. Wie verzauberte Schönheiten ziehen die zurückbleibenden Ufer einen Schleier um sich. Hoch oben läutet ein Kirchlein im Schnee, es klingt wie der Hilferuf eines Verstiegenen. Und wahrhaft glaubt man, hoch droben in der Region des ewigen Eises zu sein. Der lange See ist dahinauf ver» setzt: denn man fährt vorüber an scheinbar ewigen Schneefeldern, ver» schneiten Gletschern, und immer höhere, wildere, grauenvollere heben sich im Hintergrunde auf. Die kleinen Ortschaften an den Ufern liegen trostlos leer, farblos und melancholisch hinter dem fallenden Schnee« schleier. Das romantische Gassengewirr von Torno ist unbetretbares Höhlendunkel. Und wie trauriges Erlebnis lastet es auf den Herzen, die weißen Villen, die die Ufer kränzen, mit verschlossenen dunklen Fensterladen, achtlos offenen Parktiiren, ohne Blüten, ohne helle Frauengewänder und ohne Vogellaut daliegen zu sehen. Nicht nur

Kurt Münzer Der verlassene See
Tod bedeuten diese Küsten, sie sind schon mehr: Auflösung. Verwesung, unkenntliche Leichen schöner angebeteter Wesen.
Eine Freiluft»Katakombe ist der See. Liebliche Villa Carlottal
Ein Grabesgewölbe ist sie, und Amor und Psyche, von keinem goldenen Licht beseelt, Grabfiguren über zerfallenen Liebenden! Aber drüben, mitten in, See, dort, wo er sich spaltet und seine Fluten in drei Täler schickt, erhebt sich über dies graue, zähe Wasser Bellagio, als hätte es auf sein hügeliges Vorgebirge einen Rest Lieblichkeit gerettet. Denn es trägt keinen Schnee auf seinen Terrassen, die Villa Serbelloni steht noch immer im dunklen Grün, als zöge sie sich vor der Sonne ins Kühle zurück.
Aber auch der Strand von Bellagio ist öde. Die kleinen Läden sind verrammelt, als sollten sie sich nie wieder öffnen, die Hotels ge» schlossen. Durch die Arkaden sanst der kalte Wind. Alles ist grau, als wäre die Farbe abgewaschen, und ein einziges rosenrotes Haus macht am Ufer schlechte Figur. Die kleinen steilen Gassen zur einzigen Straße hinauf sind ihres Lebens beraubt. Der Himmel ist nicht mehr wie hoch» zeitliche Seide über ihren schmalen Dächern ausgespannt: wie schmutzige Wäsche hängt er hinab und trieft, trieft. Die ganze Halbinsel ist erfüllt vom Geruch des nassen Lorbeers und des faulenden Laubes.
Alle Gärten stehen offen. Es gibt keine Rosenstöcke und Kamelien zu plündern und keine Fremden, die die nassen Wege betreten. Der Glückliche, der hier landet, ist also alleiniger Besitzer aller Villen und Parks. Die Zypressen der Villa Melzi halten ihn nicht auf, wenn er ihre verwachsenen Gartenwege betritt. Die Kameliensträucher der Villa Giulia, in die öden Felswände des jenseitigen Ufers hineinschauen, stehen in ihrer Nässe wie versikbert da. Aber die Villa Serbelloni mit ihren Grotten und Ruinen beschert ihm die schönste Überraschung. An den Geländern ihrer Terrassen hängen rote und gelbe Rosen, offen und in Knospe, an kahlen, dornigen Zweigen; in ihrem welken Gras stehen leuchtende Anemonen. Hortensienbüsche, vom Frost überrascht, halten krainpfhaft ihre verblaßten Mütenbüschel fest, rofa und blau und blaß» grün. Aber der schönste Zauber sind die Rosen, die an den Gittern hängen, die im Frost weiterblühen. Unsterbliche Leidenschaft, nie ge» kuhltes Blut, schöpferische Sehnsucht!
Nachts wird der Himmel über Vellagio klar. Im Süden glänzt der Orion, der Stier, im Zenith der große Vär. Wie nahe scheint der Sirius! Alle Götter strahlen hinab. Mars und Saturn, Venus, Orion,

Andromeda. Sie zittern ein wenig. Nur Mars bleibt unbewegt, er glüht, er ist rot wie von Liebe, da ihn Venus anblinzelt. Aber trotz aller Sterne kommt der neue Tag mit Sturm. Er treibt den Nander« vorwärts auf der Höhenstraße nach Civenna, wo der Blick fast schauert vor dem einsamen See von Lecco. Still wirds zwischen den Garten» mauern. Weit hinten glänzen die beschneiten Bergspitzen, über die Mauern aber hängen leere Ranken mit blassen Rosen: sanft gleitet ein Blatt hinab, wie an Sommerabenden.

Aber die Vögel schweigen, die Wege sind leer, kalter Regen fallt, die Weinberge sind wie eine ins Unkraut geschossene Saat kahler Stöcke. Und immer in der Tiefe der dunkle See mit weißen Schaum» flecken, ohne Glanz, ohne Licht, ein Unterweltsgewässer.

Nur starke leidenschaftliche Herzen ertragen das Grauen dieses winterlichen Sees, dessen vergessene Sommerwunder den Schauer nur erhöhen. Als wäre es Trug, List, Zauber einer bösen Fee, wagt die Hand nur zaghaft, angesichts der beschneiten Berge die rote Rose zu brechen. Mit welchem Liebsten wird man sein Gelüst bezahlen müssen?

Wie schauervoll und überwältigend gespenstisch sind die Nächte Weihnachten am See. Sie sind so schwarz, daß kaum die Lichter des anderen Ufers herüberglänzen, die Flut klatscht dumpf, als läge sie auf der Tiefe eines ungemessenen Abgrunds. Die Fischerboote reiben sich aneinander, als schnitte eine Säge in die Finsternis. Finsternis ist die ganz« Welt, endlose Finsternis. Ich ging in sie hinaus, an den Strand hinab und stand da, verloren in das schwarze ranschende Nichts. Der Sturm war wie ein Strudel um mich, ich wußte nicht, wo Land, wo Flut. Unter mir hob sich der Boden, ich wagte nicht, den Fuß zu heben, Grauen überzog das Herz — Ich war ein einziges Gefühl ohnmächtigen Verlorenseins des Menschen in die Nacht. Zum erstenmal empfand ich die Nacht. Es war, als hätte ich den Tod erlebt Es gab keine Zeit. nur grenzenlosen Raum, Finsternis und den unerträglichen Lärm des Schweigens.

Das Erlebnis des Todes ist das schaurige Abenteuer dieses winter» lichen Sees. Lieblichste Schönheit im Lenz, ist er erstarrte dämonische Leidenschaft im Winter. Die zarten Herzen können hier nicht schlagen. Grauen strömt aus allen Dingen, unfaßlich sind die weißen Gipfel in den grauen Wolken und ein Zwang in feine Tiefe der dunkle, weiß auf. zischende See. Ihn zu erleben, ist eine Probe auf Kraft und Nerven. Daß sie nur an ihm vorüberfahren, die lieben Reisenden! Es gibt

keine geheizten Zimmer im einzig offenen Albergo. Man hockt unten im Kamin, rechts versengt, links erstarrt. Der Wirt ist Kellner, Koch und Hausdiener, aber abends Tenor. Ich lockte ihn an mich mit einem Ritornell aus dem Trovatore: er kommt, er lächelt, ich beginne die Stratta, er reißt den Blasebalg vom Kamin, schwingt ihn als Degen, und die Leidenschaft einer kraftschwelgenden Stimme erfüllt den Raum, tönt hinaus, erreicht das hohe 0 und ist einfach nicht mehr herunterzu» bekommen! Ia, in diesen kalten Wochen werden wenigstens die Italiener wieder zu Italienern. Sie vergessen die drei deutschen und vier englischen Phrasen, die Phantasiepreise,. sie tragen wieder schmutzige Hemden, schlürfen in Pantoffeln, haben Zeit zu erzählen, zu singen, zu deklamieren und alle ihre Güte und Zärtlichkeit auf den einzigen Gast zu konzentrieren, der der Padrona den Tisch decken hilft.

„0, eb'6 Leutile, »i^nore!"

Sie bemitleiden mich im Stillen, zweifeln ein wenig an meinem Verstand, der ich nachts am Strande stehe und Woche um Woche an diesem Ufer bleibe, das wie jenseits oder unter aller Welt zu liegen scheint. Es gehört mir, das Land, die Küste, diese dämonische Phantasie, dieser rosendurchflochtene Winter, diese einzig ganze, wahre, dunkle, schaurige Nacht. Wenn die Finsternis um die Vorgebirge heult und die Welt in Grauen zerfließt, Sterne und Lichter erlöschen und mein Herz das einzig schlagende ist, weiß ich um die tiefste Empfindung des Lebens. Ihre Heimat sind die stürmischen Winternächte Vellagios, des Vor» gebirges, das die Stürme und die Wellen dreier Seen schütteln.

R u
n
s ch
a u

Über die Zukunft des Mittelstandes.

Der Kern der Mittelstandsfrage ist die Erhaltung des Mittelstandes aus eigener Kraft.*)

Mancher wird sagen, der Mittelstand kann nicht mehr, als er geleistet hat. Ich glaube, die Erörterungen des Mittelstandskongresses des Bundes haben gezeigt, daß er noch ganz anderer Anstrengungen fähig ist: gerade auf rein wirtschaftlichem Gebiete harren seiner umfassende Aufgaben. Wenn man als die großen Gefahren des Mittelstandes die Macht des Kapitals und die Macht der Konkurrenz in den eigenen Reihen bezeichnen darf, so ergibt sich von selbst, daß es der Macht des Kapitals gegenüber nur eine Rettung gibt, den im Genossenschaftswesen vorbezeichneten Weg zu betreten, und daß es der Macht der Konkurrenz gegenüber nur den anderen Weg gibt, durch möglichste Reellität der Arbeit und der Ware, durch vortrefflichen Kalkül, sparsame Wirtschaft an der Spitze zu bleiben. Beides sind jedoch Dinge, die seit langem erkannt sind. Was bringen wir, der Hansa-Bund, mit unserer Organisation Neues in die Entwicklung des Mittelstandes? Wodurch erweitern wir im Hansa-Bund das, was der Mittelstand aus eigener Kraft leisten kann?

Der Mittelstand hat bisher eine schwere Unterlassungssünde begangen. Er ist sich nicht klar geworden, wo und wie er die eigene Macht in die Wagschale zu werfen hatte. Seine politische Betätigung hat sich bisher auf das zerstreute Arbeiten in seinen Vereinigungen beschränkt. Wir im Hansa-Bunde rufen den Mittelstand zum ersten Male zu wirtschaftspolitischer gemeinsamer Arbeit auf.

Was bringt der Hansa-Bund hierbei dem Mittelstande?

Bisher stand dieser allein, agitierte und arbeitete für sich, ohne

') Dieser Artikel bringt das Schlußwort des Herrn Oberbürgermeisters Knobloch auf dem MIttelstaüdskmigref! des Hansa»Bundes am 5. und 6. November 1911.

andere Erwerbsstände zu berück-
sichtigen. Die Erfolge waren prak-
tisch geringfügig. Und der Grund
liegt auf der Hand. Eben weil
der Mittelstand nur sein Interesse
im Auge hatte, traten die anderen
Erwerbsstände nicht für die seinen
ein. Aus den Reihen der Hand-
werker und Dctaillisten gerade
wurde der Vorwurf erhoben, daß
der Großhandel, die Großindustrie,
die Großbanken sich nicht um sie
kümmerten.

Darin besteht der bahnbrechende
Wandel, den der Hansa-Bund für
den Mittelstand geschaffen hat, daß
er ein unpolitisches, wirtschaftliches
Parlament darstellt, in dem jeder
Erwerbsstand gleich dem anderen Sitz
und Stimme hat und neben seinen
eigenen Interessen auch die der
anderen Erwerbsstände abwägt und
vertritt. Der Hansa-Bund liefert
also dem Mittelstande das, was
er bisher entbehrte, das breite
Forum, die große Öffentlichkeit,
vor der er sich zur Geltung bringen,
seine Wünsche erörtern und ver-
treten kann, stellt ihm also für seine
Zwecke die mächtigste bürgerliche

Organisation Deutschlands, die, wenn und soweit seine Forderungen sich irgend mit dem allgemeinen gewerblichen Interesse vereinigen lassen, dieselben zu den ihren macht, mit ihrer unendlich viel umfassenderen Organisation, Finanzkraft und parlamentarischen Einflußsphäre verfolgt und durchzusetzen bestrebt ist. Es heißt also nichts weiter, als das .Prinzip genossenschaftlicher Kraftvermehrung durch Zusammenschluß nunmehr auf das wirtschaftspolitische Kampfgebiet übertragen, wenn der Mittelstand seine bisherige Isolierung im gewerblichen öffentlichen Leben aufgibt und den Anschluß, die Schulter- an Schulterfühlung mit den anderen Erwerbständen zum gemeinsamen Interessenschutz sucht.

Und hier liegt zweifellos seine Entwicklung und seine Zukunft. Der Mittelstand muß sich eins fühlen mit den übrigen großen Faktoren des deutschen Wirtschaftslebens und nicht nur für die eigenen, sondern auch für die Interessen der Gesamtwirtschaft politisch denken, arbeiten und eintreten. Wie kommt es denn, daß die großen politischen Erfolge der letzten Iahrzehnte den großen wirtschaftlichen Gesamtvereinigungen am letzten Ende in den Schoß gefallen sind, den Sozialdemokraten und dem Bunde der Landwirte? Eben weil sie rechtzeitig, unter Beiseitelassung aller Politik der allgemeinen staatlichen Ideale und über alle inneren Meinungsverschiedenheiten hinweg, lediglich auf dem Boden realer Machtverhältnisse fußend das Ziel verfolgt haben, den Ertrag ihrer Arbeit und ihres Gewerbes unter den Schutz der Gesetzgebung zu stellen und so hoch wie möglich zu steigern, gleichgültig, was dabei für die übrigen Berufe abfiel, — die bekannte Tendenz, die Hand leer in den großen Staatssäckel zu stecken und möglichst voll wieder herauszuziehen.

Der bürgerlichen Arbeit in Gesetzgebung und Verwaltung die gleichen Rechte wie der Arbeit der Landwirte und des Arbeiters zu schaffen, ist anerkanntermaßen die Devise des Hansa-Bundes, sein Ziel, der

Grund seines Bestehens. Erstreben muß der Mittelstand das gleiche. Aber allein erreichen kann er es niemals; dazu ist er zu schwach, numerisch und finanziell. Vereint dagegen mit allen anderen Erwerbsständen im Hansa-Bunde, erhält der Mittelstand die Möglichkeit, eine Zusammensetzung der Parlamente zu erzielen, die mehr als bisher die Erfüllung gerechter Forderungen desMittelstandes alsstaatserhaltende Arbeit ansieht und damit einer verständnisvollen Behandlung der Mittelstandsfragen auch durch die Verwaltung die Bahn bricht.

Im Hansa-Bunde mit den anderen Erwerbsständen geeint, unter Einsetzung der vollen Kraft für seine gerechten Forderungen im öffentlichen Leben nach jeder Richtung, dies zeigt den heutigen Mittelstand an der richtigen Stelle, von wo aus er in Betätigung seiner Macht, in der Verfolgung der eigenen, für wahr erkannten Ziele, reguliert und unterstützt durch die Mitarbeit des gesamten werktätigen Bürgertums, neue und, so Gott will, segensreiche, aufwärts führende Wege finden und beschreiten wird.

Oberbürgermeister Knobloch.

,'

Rundschau

Der Münchner Zoo.

Hagenbeck hat den alten Me« nageriebegriff von den Tierker» kern glücklich überwunden. Der Löwe, der Tiger, der Bär, die drei Schritte rechts und drei Schritte links machen konnten und oann allemal an die Eisenwand stießen — Bilder der Tierverzweiflung, werden jetzt ganz anders vorge» führt. Man kann die Fauna aller Zonen in breiter Gemeinsamkeit, bei angepaßtem Milieu, mit mög» lichster Bewegungsfreiheit be» obachten. Und man erhält eine ungefähr richtige Vorstellung von der natürlichen Kraft, dem Verhalten, Vertragen verwandter Tierrassen mit» und nebeneinander. Der moderne Zoo ist kein Tierbilderbuch mehr — er gibt ein Stück Leben wieder und ist wirklich interessant geworden. Auch München hat sich den Ansang eines Zoo's geleistet, der in seinem gegenwärtigen Bestand so recht charakteristisch für diese eigenartige Stadt ist. Die beiden nebcneinanderlaufenden und sich hochselten tangierenden Strömungen von München sind im Zoo beide am Wort. Die großen Vier» kapitalisten, die mit Leichtigkeit die Mittel zur Dotierung eines reichen, zeitgemäßen Tierparks schaffen könnten, haben nur pfennigweise gespendet, daher die eigentlichen Schauobjekte, die Tiere, vorläufig fast ganz fehlen — wenigstens nach den modernen Begriffen der Hagenbeckschen Vorführung. Hingegen hat sich das künstlerische München alle Mühe gegeben, die Anlage in seinem Zeichen auszugestalten, kunstgerechte Bilder zu bieten und auch im Zoo zu zeigen, daß in der Isar» stadt ungemein viel Künstlerwille, Künstlerkraft und Künstlerstreben steckt. Da es aber überall an Geld fehlte, die Künstler arbeiten zu lassen, entstanden lauter kleine, an Modelldimensionen, an Atelierarbeit, an Miniaturaufbau erinnernde Anlagen, die geradezu den Grundsätzen des Gegenwartszoo's widersprechen. Was Freiheit der Bewegung, Gemeinsamkeit einer größeren Zahl von Tieren, Schein

des überwundenen Käfigs — im Entwurf, im Plan bedeuten, ist durch den Mangel an Mitteln, durch die Engherzigkeit der Münchener Plutokratie — wieder ins Enge, Kleine, Beschränkte zusammengeschrumpft. Dazu kam noch, daß man — wieder aus Besorgnis um Geld zur Erhaltung des Wenigen — den Tierpark in ganz unfertigem Zustand eröffnen mußte, um dadurch etwas hereinzubringen. Kein Wunder also, daß die Kritik scharf ansetzte und den „Münchener Zoo ohne Tiere" verspottete.

Nach meiner Ansicht hätte sich die sonst so wünschenswerte Schaffung eines modernen Tierparks in der Fremdenstadt München ganz anders, und zwar derart einleiten lassen, daß schon die Anfänge die Linien des zeitgemäßen, im Zeichen Hagenbecks liegenden Zoo's trügen, so karg auch die vorhandenen Mittel waren. Die natürlichen Auen, der Naturpark von Hellabrun, in welchen der Zoo, allerdings etwas weit entfernt vom Weichbild der Stadt angelegt ist, hätten sich vor allem geeignet, große, schöne Hochwaldge» hege — auch mit künstlichen Fels-

anlagen für Gemsen und andere Bergtiere — zu errichten, deren zahlreiche Beschickung bei den Wildbeständen der benachbarten Alpengebiete leicht und wenig kost- spielig gewesen wäre. Mit vor» läufigem Verzicht auf einzelne, feltenere Exemplare hätten weit großzügiger und vor allem weit dichter besetzte größere Bären» zwinger, Wasservögelgehege, Bas» sins mit zahlreichen Vertretern arktischer Fauna, Pferche mit Ru» dein an Wölfen usw., kurzum billi» gere, aber en m^»»e zu sehende Tiere ausgestellt werden sollen.
Das hätte gleich den Charakter des richtigen Tierparks gekennzeich» net. Und hätte ganz gewiß das Interesse der Besucher mehr ange» regt, als die in je einem Exemplar vorhandenen, kostspieligen Tier» spezies. Und mit den künstlerisch aber miniaturhaft angelegten Zwingern hätte eher noch gewar» tet werden sollen, um später auch der breiteren Besetzung angepaßte Bauten ausführen zu können.
So ist, der modernen Zeit ent- sprechend. Unfertiges nur rasch an die Öffentlichkeit zu bringen, im Münchener Zoo auch u priori ein Torfo geschaffen worden. Da zweifellos noch andere deutsche Städte daran gehen werden, ihrer Bewohnerschaft die Annehmlichkeit eines zeitgemäßen zoologischen Gartens zu bereiten, mögen diese Andeutungen über die in Mün» chen gemachten Erfahrungen nicht ganz wertlose sein.

Eine neue französische Faustübersetzung.

„?'? »i pourwnt mk Hai«!
Hab ich doch meine Freude dran!" läßt sich hier der mephistophelische Ausspruch ins vornehm Anerken- nende umschreiben.

F » u 8 t. ^r»ß6äie. 6s Loetuo. Ilüäuoticn uouvslls cumvlöte' «trictsment conkorrus »u tsxte, ori^iu»! p»r lialpuLoclyrioli 8 « br « pp. (?»ri8, librsirio »ca> äsmiqus ?srrin ot Oi«,)

In seiner französischen Vorrede sagt der Übersetzer: „Goethe wünschte nur die Prosa-Übertragung eines Gedichtes zu lesen. Nur so, besser wie in Versen, könne man sich

versichern, ob der übersetzte Autor Ideen habe, oder ob das Reimen sein einziges Talent sei". Diesem Ausspruch hat sich Ralph Schropp in seiner mächtigen und kräftigen Art, den Faust in französischer Sprache wiederzugeben, gefügt. Und er hat bewiesen, daß die Prosa allein die einzig richtige volle Wiedertönung der Dichtung zuläßt.
„Goethe's Kunst zu schreiben, ist ganz persönlich," nach diesem Bekenntnis gab Ralph Schropp schon in den Iahren 1888 u. 89 die „Römischen Elegien" und die „Epigramme" in meisterlichem Französisch heraus. Das Persönliche über den deutschen Gelehrten, der seine Lebensarbeit an Goethe gesetzt, ist, daß er, ein geborner Berliner, von früher Iugend an im Süden Frankreichs gelebt und verschiedene deutsche Originalarbeiten veröffentlicht hat. Nun aber brachte er den Franzosen Goethe's Faust, beide Teile, mit einer gründlich deutschen Kunst, die weit über all dem steht, was seit Frau von Stoel's Fragmenten, der Darbietung Gsrard de Nervals und allen Nachfolgern bis auf den heutigen Tag an Übersetzungen existiert.

Mit großem Interesse, mit warmem Lob und vollster Anerkennung ist denn auch in Frankreich dieses, von ungemeinem liebevollen Fleiß zeugende Werk aufgenommen. Die Bibliophilen, die Goetheaner bei uns haben mit Eifer nach ihm gegriffen. Wem das Buch noch nicht zur Hand kam, der wird durch die willkürlich hier heraus-gezogenen Proben dem Erfolg zu-stimmen, den die Übersetzung hatte. Da ist Faust's überquellendes Liebesgeständnis in der Garten-fzene:
,,I^lÜ88« e« rsßar6, 1»i886 eetw
Pr688iOQ 66 Main8 ts 6ir6 06
Hui 08t inoxpriruabls:
8'ab2lläollner sntiörsmsnt 6t
bpiouvor un6 sxti>86 <zui 6oit
ötr6 6t6rn6llo! N6ru6lls! 1a üu
8er»it Is 6ö868poir! I^on, p»8
6« tin! p»8 66 tin!" und aus Gretchens Sehnsuchtsseufzern:
„II» pilUVIS t6t6 68t bou>
16V6I,866, man pauvrs 68prit 68t
moroslö", wo der Anklang einer Alliteration. Und vermißt man den Reim etwa in der wörtlich strengen und so süß klingenden Wiedergabe „sein edler Gang"
„5» Löi,6 allure, 8» i!«bl6 wills,
16 8ourir6 66 8» boucüo, I»
vui88auo6 66 868 ^6UX>" oder in dem Verzweiflungsruf: „0ü qu6
<!6 80lt <)U6^'aiÜ6; <^U6Ü6 6«ul6UI',
qU6Ü6 6l)Ul6Ur, <^U6ll6 6dulsui'
^'öprouvn ioi 6»U8 16 86iu! ^
r)61U6 8I1l8-i6 86ul6, »u! ^6 vl6Ur6,
^6 plsurs, ^6 pl6Ur6! 1^6 eosur
86 t>!-i86 6U moi!"
In der Zwiesprache von Faust und Helena im zweiten Teil bringt Ralph Schropp Verse, sie bezeugen glänzend, daß auch der Goethe'sche Reim ihm für die Übersetzung gelegen haben würde.
?2U8t: HlI8U6 16 86M, tout
6wu, 66bc>r66 66 668i<8
Nu eu6rou6. . .
2o1öll6: c^ui p»rtaß6 »V60 8oi
168 p1»i8il8.
l'»U8t: I^'2V6llir, 16 P»38L,
I»i886ilt 1'68prit P»i8ibl6.
<ü»r 16 pr656Ut . . .
II616 n 6: N6U8 otfrv NU douli6ur
iu6ioidl«.
? ilu 8 t: L^68t UN tl630r, uu ssassy,
UN dl6U, 16 plu8 u»ut ß»in.

Hlni8 <^ui M6 6oQU6I'a lil 8ÄQL-
tiou?
26I6U6: Na Mllin!

Der Faustkenner, der Goethe-schwärmer findet im Vergleich ron Original und Wiedergabe eine Fülle des Genusses. „<!'? »i pourtuut m» ^oi6!" E. Vey.

Turandot.

Turandot, die Leichtfüßige, Turandot, die Liebliche, Wider-penstige. Grausame feierte in Reinhardts Deutschem Theater ein Auferstehen. Schillers kühle und hoheitsvolle Iambenbearbeitung machte Gozzis kleine Turandot bühnentot; Vollmoeller, mehr Über-setzer, weniger Bearbeiter, kommt ihrem Wesen näher; er drängt ihr nicht die Wucht der Tragödie auf, und läßt das Spiel im Spiel.

So ist Turandot nicht mehr die bewußt Grausame, die unerklärlich Kalte, sondern ihre Grausamkeit entspringt ihrer Naivität, lediglich aus Unschuld läßt sie ihren Freiern die Köpfe abschlagen. Noch keine Sehnsucht ward in ihrem Herzen geweckt, knospengleich liegt sie in ihr verborgen. Deshalb begreift sie nicht, daß man sie besitzen will.

daß sie Besitztum sein soll; ihr Stolz lehnt sich dagegen auf. Deshalb wird sie menschlich, als Kalaf sie gewinnt, wie ein weicher Frühlingswind die Knospe zur Blüte erschließt. — Und die Naivität, die in der Gestalt der Turandot liegt, überträgt sich auf den Geist des ganzen Spieles, das schließlich auf Masle und Groteske hinausläuft.

In diesem Sinne war Regie und Darstellung der Reinhardt'schen Aufführung. Frau Eysoldt (Turandot) war ganz zierliches Püppchen; Moissi dagegen, der geborene Liebhaber und Märchenprinz, nahm stellenweise seine Rolle zu ernst, zu wahr. Die Komiker, die wie in der alten italienischen Kcmödie improvisieren durften, warcn aus einem andern Giunde nicht ganz stilrein: Sie litten an einer unglaublichen Geistesode. Komiker ohne Witz sind etwas äußerst Klägliches! Und wie kann ein Regisseur wie Reinhardt Banalitäten durchgehen lassen, die mehr Arger als Lachen erwecken? Das Ensemblespiel war dadurch nicht einwandfrei, was einer harmonischen Wirkung erheblichen Abbruch tat. F. P.

Die Wiener Hoftheater

Oper und Burg — einst zwei gesunde, pausbackige Lieblinge der Wiener — haben so lange vom eigenen Fett gezehrt, bis sie eines Tages als abgemagerte, anämische, nur mit allerlei, nicht immer einwandfreien Kraftmitteln zu erhaltende Reste einstiger Größe dastanden. Schon die ertremen Wechsel in den Leitungen dieser beiden Kunstinstitute ließen vermuten, daß man eine Gesundung nur von einer „Wundarznei" erhoffte. Im Operntheater ließ man auf die Direktion von ausschließlichen Musikern, wie Mahler und Weingartner, unter welchen die Tonkunst zwar auf ihre Kosten kam, jedoch öfters die theatralische Inszenierung litt, die administrativen und disziplinären Bande innerhalb des Institutes gelockert wurden, einen Leiter folgen, der antipodisch seine Tätigkeit mehr nach strammem Drill vor und hinter den Kulissen einzurichten scheint, denn auf künstlerische Leistung. Die Gregor-Aera, die

sich mit einem strengen Erlaß gegen die Schnurrbärte der Sänger, mit einem ziemlich überflüssigen Konflikt mit der besten Sängerin der Oper, Frau Kurz, einführte, wobei das Publikum, dem die Disziplinfrage ziemlich gleichgültig ist, um seinen Anspruch kam, die Künstlerin in einer Uraufführung zu hören, ist wieder ein Ertremversuch.

Im Burgtheater, wo das Erperimentieren nach Gesundung,nach dem weichlich-lyrischen System Wilbrandts, die Berufung des intelligenten, schneidigen, aber gänzlich theaterunkundigen Iuristen Burckhardt zeitigte, dann es wieder mit dem Iournalisten und Rezensenten Schlenther probierte, der schon berufsmäßig mehr destruktiv als konstruktiv wirken mußte, schienen die Verhältnisse günstiger zu liegen, als man sich endlich entschloß, dem in Hamburg praktisch erprobten Baron Berger die Führung anzuvertrauen. Nach allem, was jedoch das Burgthcater bisher unter dessen Leitung herausgebracht hat, fängt man an, in Wien den Eindruck zu gewinnen, daß Berger seine eigentliche Arbeits- und Echaffcnsperiode mit der Erreichung des lang cr-

sehnten Direktionsstuhlcs entweder abzuschließen oder sich wenigstens eine Pause im Racker zu gönnen gewillt ist. Man wird in Wien so leicht zum Bureaukraten, der genau ausrechnet, wann er den Scheitel seiner Hofratskurvc erreicht, von wo aus es nicht weiter hinauf geht und es unnütze Mühe wäre, aufwärts zu streben. Auch bei den einst so berühmten Bühnen ist die alte Garde tot oder invalid. Auf beiden Theatern herrscht Mangel an zureichendem jugendlichen Nachwuchs, sowie an dramatischer und musikalischer, ebenbürtiger Neuproduktion. In der Oper tastet man schon in das Gelnet der Operette hinein und über die Bretter der Burg huscht manches französische Echweinchen. Auch mit der Vorstadtposse wird zuweilen auf Blutaufbesserung hingearbeitet. DasalteTheatcrWien ist — nach üblicher Klassierung — im Rennen um dramatische Erfolge längst von Berlin überholt worden. Zeitweise muß es sogar zur Censationspeitsche greifen, um nur den zweiten Platz zu behaupten. Dabei ist es gewiß sonderbar, daß der Wiener als Publikum weit schwerer zu befriedigen ist als der Berliner. Die harmlosere, behäbig-gutmütige Art des Wieners weist ein Theaterstück glattweg ab, das in der eigenartigen Wiener Resonanz nicht klingt, indes der weit kritischere Berliner sich die Sache noch von der andern Seite ansieht und anhört und dort oft das Gute erst entdeckt. Nicht immer Personenübcrlicferungen sind es — denn die moderne Wiener Generation kennt z. B. die alte Burgtheatergarde fast nicht mehr — die hier bestimmend für das Wiener Urteil wirken, sondern weit eher eine perennierendeMilieuftimmung.Ohne diese zu treffen, hat kein Autor und kein Darsteller Aussicht auf einen tatsächlichen Wiener Erfolg. Und das Wiener Theaterpublikum hat die Gabe, das Vorhandensein dieser für Wiener Theaterleistungen unerläßlichen Qualität im Menschen vorzuerkennen. So ist es überzeugt davon, daß Baron Berger diese Gabe besitzt, und hat immer gewünscht, ihn an der Spitze des Burgtheaters zu sehn. Berliner Publikum würde ganz gewiß

— nach den bisherigen Wiener Leistungen Bergers, die etwas danach aussehen, als'schnaufte er sich nachder Hamburger Arbeit behaglich in dem endlich erreichten Dircktionsstuhl aus und beginne nach erlangtem Scheitelpunkt die österreichische Bureaukratenbahn zu — durchsitzen, an der ausgebliebenen Reform des etwas dekadent gewordenen Burgtheaters mäkeln und makeln. Der Wiener, der sonst über alles, was zwischen Himmel und Erde nach seiner Empfindung nicht richtig ist, scharf räsoniert, nimmt die Passivität seines wienerisch gestimmten Burgtheaterdirektors ohne weiteres hin, stellt sich aber dagegen ganz anders gegen den neuen Leiter der Oper, den aus Berlin verschriebenen Sachsen Gregor, dessen erste Taten schon mit großem Unmut hingenommen wurden. Gregor wnd in seinem Fach ganz wesentlich mehr leisten müssen als Berger, um Wien zu gewinnen, wenn ihm das überhaupt möglich wird.

Es wäre lächerlich, dem Wiener Publikum Kunstsinn und Kunstverständnis absprechen zu wollen, aber gesagt soll damit nur werden, daß die Kunst, auch die wahre, echte, bei weitem nicht so kosmopolitisch

ist, als man es akademisch zu erweisen sucht, daß sie auch differenziert und nur dort auf volle Aufnahme und volles Verständnis rechnen kann, wo sie bei Anreger und Empfänger adäquate Figuren hervorbringt, v. S.

„ Nathan "inden Kammerspielen.

Ob Lessing, der scharfe Kritiker, der infolge seines Religionsstreites den „Nathan" schrieb,an ein Theater der Dreihundert gedacht hat und nicht an eins der Dreitausend? Sein Werk ist zu groß für einen intimen Raum, die Tendenz zu deutlich, als daß sie nicht nach der Masse verlangte. Es ist doch kein traumhaftes Maeterlinckwerk, dessen feine Strahlungen nicht für den Durchschnitt berechnet sind; sondern stählern und hart ist es in seinem Vau, klar und konsequent in seiner Sprache.

War es vielleicht verfehlt, das Werk statt im größeren Deutschen Theater in den ihm angefügten Kammerspielen zu geben, so war es eine glückliche Idee, den heiteren Charakter des Stückes hervorzukehren. Die Tageskritik war empört darüber, — aber das macht nichts. Freilich fehlte es dabei nicht an Übertreibungen,sonst aber wurdeder Grundton richtig getroffen. Albert Basser mann spielte die Titelrolle. Woher kommt es, daß dieser ausgezeichnete Künstler in letzter Zeit so kalt läßt? Gerade vom Nathan soll Wärme ausgehen, Güte, Weisheit, Heiterkeit. Hier war es gerade umgekehrt: Kayßler (Tempelherr), hitzig, rasch, unausgeglichen, wie es der Figur zukommt. Wegen er (Derwisch), voller Humor, allerdings von Mätzchen nicht frei, Camilla Eibenschütz als Recha, ein wenig nervös und wohl nicht so, wie sie sich Lessing gedacht hat, und, nicht zu vergessen, Hans Pagay (Klosterbruder), der dem Lessingschen Geiste wohl am nächsten kam, s i e waren es, die Stimmung brachten, sie hatten mehr vom Nathan an sich als der Nathan selbst. F. P.

Hans v. Bülow, ausgewählte Schriften, herausgegeben von Marie von Bülow. Zweite ver-

mehrte Auflage, Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Für Hans von Bülows Witwe, Marie geb. Schanzer, der wir auch eine siebenbändige Ausgabe seiner Briefe verdanken, konnte es gar keine größere Genugtuung und Freude geben, als daß die von ihr besorgte Ausgabe seiner Schriften bereits wenige Iahre nach ihrem Erscheinen vergriffen war. Wenn sie sechs Jahre bis zur Herausgabe der neuen Auflage hat vergehen lassen, so ist dies ein Beweis, wie sorgsam sie diese vorbereitet hat. Nicht ohne Rührung wird man das Vorwort der tapferen Frau lesen, der hoffentlich fernere Polemiken erspart bleiben. In den Schriften erscheint Bülow bekanntlich als Streiter und Lehrer; ich muß gestehen, daß mir seine erstere Eigenschaft noch sympathischer ist als die zweite. Bedauern muß man nur, daß seine 1850 beginnende schriftstellerische Tätigkeit während der Iahre 1866 bis 1870 ganz unterbrochen war. Im allgemeinen sind die Schriften Bülows ein wichtiger Beitrag zur Musikgeschichte der zweiten Hälfte des 19. Iahrhunderts, interessant selbst, wenn es sich um

Besprechungen von Werken heute vergessener Komponisten handelt. Die heutige Generation kann jedenfalls viel daraus lernen.
W. A.

ArnoldSchering, Geschichte des Oratoriums. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Arnold Schering, dem wir u. a. bereits eine vortreffliche Geschichte des Inftrumentalkonzerts verdanken, hat sich mit diesem grundgelehrten und dabei doch durchaus lesbaren und für jeden Musikfreund verständlichen Buch in die erste Reihe der lebenden Musikhistoriker gestellt. Ein immenses Quellenstudium bietet die Grundlage zu dem mehr als 600 Seiten zählenden Werke,' das den dritten Band der von Hermann Kretzschmar herausgegebenen „Kleinen (sie!) Handbücher der Musikgeschichte nach Gattungen" bildet. Auch praktische Musiker, vor allem die Leiter der großen Chöre werden gut tun, sich mit diesem Buche zu beschäftigen, besonders um mit Unrecht in Vergessenheit geratene Oratorien kennen zu lernen. Wohltuend berührt in der Beurteilung, daß Schering z. B. die Eigenart eines Massenet durchaus aus den spezifisch französischen Verhältnissen zu erklären und zu würdigen versteht. Nirgends drängt sich in dem Buche überhaupt ein Urteil vor, das nicht historisch-objektiv begründet ist. Daß Schering übrigens auf eine Generaldefinition des auch heute noch vielfach unklaren Begriffs Oratorium verzichtet und den Oratorienbegriff von Fall zu Fall zu bestimmen sucht, wird man nur billigen können, ebenso daß er die Passionsmusiken, die älter als das gleichfalls im Schoße der Kirche entsprungene Oratorium sind, nur gelegentlich in seine Darstellung einzieht. Für diese steht übrigens Händel durchaus im Mittelpunkt. W. A.

Zu den Kunstb ei gaben.

Bilder der niederländischen Schule haben für den deutschen Betrachter immer etwas Erfreu» liches, etwas Stammverwandtes in ihrer heimatlichen Sprache: selbst dann noch, wenn ihre Maler ins Ausland gingen, läßt sich die» ser Zug nicht verkennen.

Antonis Mor (Mor, Moor), genannt van Dashorst, aus Utrecht, trat als Sechsundzwan« zigjähriger, nach andern als Sechsunddreißigjähriger in die Künstlerzunft zu Antwerpen ein. Sicher ist, daß er um 1550 als Günstling Aes Kardinals Gran» vella in Rom lebte, der ihn an den portugiesischen Hof empfahl. Dort malte er in der Folge eine Anzahl vorzüglicher Porträts, darunter das der portugiesischen Königs» familie und die im Museum zu Madrid befindlichen Bildnisse Philipps II. und Marie Tudors. EinenBeweis für seine vortreffliche, charakteristische Auffassung des Bildnisses gibt die hier beigefügte Reproduktion eines Männerpor» träts aus dem Museum zu Casscl. Sehr interessant im Gegensatz zu diesem Fürstenmaler ist das Wirken des berühmten Antwerpe- ners. Frans Hals, geboren 1584. Der damaligen Gepflogen- heit gemäß malte er eine Reihe von größeren Gruppenbildern, wie die im Harlemer Museum und Amsterdamer Rathaus

befindlichen. Ganz wundervoll in der Technik sowohl, wie auch in der vorzüglichen physiognomischen Auffassung sind seine vielen un» gemein lebendig wirkenden Einzel» studien von Menschen, die er ledig, lich aus malerischem Interesse an den Vorwürfen malte. Viele dar» unter sind mit einer so Meister» haften Technik und Pinselfüh» rung gemalt, daß sie unbedingt je» den Künstler unter den Bann sei» ner Individualität zwingen. Und es gibt nichts Lehrreicheres für die studierende Kunstjugend, als zu versuchen, gelegentlich ein paar dieser Meisterwerke zu kopieren, um dabei ein rechtes Bild auch von der unglaublichen Handgeschicklich» keit des holländischen Meisters in eigener Übung zu erhalten. Selbst die hier gebotene Wiedergabe eines seiner schwächeren Bilder, die sin» genden Knaben aus der Casseler Galerie, legt immer noch genügend Beweis von der Fanstfertigkeit des Meisters ad.

Auch der Geiger im Fenster, von Gerrit Dou (auch Gerard Dow, oder Douw), ist ein Bild zweiten Ranges, verglichen mit den anderen ganz vorzüglichen Genrebildern, dieses Rembrandt» schülers. Von Rembrandtischem Geiste ist allerdings in seinen Werken, deren Wert nach einer ganz andern Richtung hin liegt, nichts zu spüren. Aber jene bestrickende Gemütlichkeit der Schilderung, wie sie unserm Knaus eigen war, fesselt heute noch ebenso wie diese jeden ge» mütvollen Betrachter. Meister» haft ist Dou geradezu in der echt deutschen Art der intimen Klein» maierei auch der nebensächlichsten Dinge, die trotz aller Feinheit und Sorgsamkeit der Durchführung niemals den künstlerischen Ge» samteindruck stören. Interessant zu beobachten ist es, daß Maler, die bei ihren Werken Ehrlichkeit und Fleiß besonders hoch ein» schätzten, auch von den Kunstlied» habern entsprechend bewertet wur» den. So zahlte damals der Kur» fürst von der Pfalz für eins seiner Gemälde den recht annehmbaren Preis von 30 000 FI.

Eine Kunstübung, die sich so eindringlich mit dem Leben und Treiben der Menschen und der Sitten ihrer Zeit beschäftigte, mußte notwendig auch zu einer in» timeren Beobachtung der Natur und der Tierwelt gelangen. Paul Potter, der feinbeobachtende Tier» maier, war auch bodenständiger Holländer (geb. 1625 zu Enkhui» zen). Schon als Fünfzehnjähriger fand er allgemeine Anerkennung: und dem Vierundzwanzigjährigen erstand ein liebevoller Förderer und Gönner in dem kunstliebenden Oranier, durch dessen Sammel» eifer so manches gute Kunstwerk aus jener Zeit erhalten blieb.

Die Rinder und Pferde, die Zie» gen, und was sonst an Oausgetier die weiten Flächen des heimatli- chen Bodens malerisch belebte, gaben ihm immer wieder neuen Stoff für seine Bilder. Iedenfalls war er nicht nur einer der ge» suchtesten, sondern auch einer der tüchtigsten Darsteller dieses Stoff» gebietes. Sein Bild, Landschaft mit Weibevieh, veranschaulicht seine Art in guter Weise.

H. F.

W e ihna chts - Bü chermartt
Politik unö Volk5«!rt5ckatt.
Politisch-wirtschaftlich es
Kon versa tions-Lerikon.
Bearbeitet von Otto Groth
und H. G. Bayer. Stuttgart,
Verlag von Levy K Müller.
559 Seiten Oktav. — Preis
eleg. geb. Mk. 3.—

Es ist wohl selten ein Buch der Öffentlichkeit übergeben worden, das so allgemeine Beachtung verdient wie dieses politksch-wirtschaftliche Konversations-Lerikon. Gerade in der jetzigen bewegten Zeit, wo auf allen Gebieten des Staats- und öffentlichen Lebens so große und weittragende Umwälzungen vor sich gehen, wird jeder Zeitungsleser, dem an einem genauen Verständnis und einem tiefen Einblick in die brennenden Fragen der Gegenwart gelegen ist, das Erscheinen dieses direkt notwendigen Buches mit Freuden begrüßen.

In leicht verständlicher Sprache gibt das Werk in alphabetischer Reihenfolge der Stichwörter zuverlässigen, erschöpfenden und unparteiischen Aufschluß über alle im Reichstag, Landtag usw. sowie in den Zeitungen erörterten politischen und staatsbürgerlichen Fragen. So ist das Buch für jeden Zeitungsleser und Politiker ein höchst willkommenes Vademekum und wird viel zur Aufklärung des Volkes über die politischen und wirtschaftlichen Fragen der Gegenwart beitragen. Es ist aufs wärmste zu empfehlen.

Das soziale Gemeinschaftsleben im Deutschen Reich. Leitfaden der Volkswirtschaftslehre und Bürgerkunde in sozialgeschichtlichem Aufbau für höhere Schulen und zum Selbstunterricht vonElisabeth Gnauck-Kühne. 134Seiten. 8°. M.-Gladbach 1909. Volksvercins-Verlag GmbH. Preis gebunden 1 M.

Der vorliegende Leitfaden — der erste seiner Art auf dem Büchermarkt — ist zunächst für soziale Frauenschulen und für die Bildungsanstalten bestimmt, die von der Reform der höheren Mädchenschule zu erwarten sind. Er wird sich aber auch für den Sozialunterricht

an höheren Bildungsansialten für
das männliche Geschlecht brauchbar
erweisen. Von besonderem Wert
ist er für den Selbstunterricht,
wo es sich um die erste knappe
übersichtliche und leichtverständliche
Orientierung über die sozialen
Fragen handelt.
Friedrich Naumann:Geift
und Glaube. Preis 3 Mk.,
In künstlerischem, von Richard
Grimm-Sachsenberg entworfenen
Einbande 4 Mk. Fortschritt
(Buchverlag der „Hilfe"), GmbH.,
Berlin-Schöneberg.
Dieses Buch, das eine Sammlung
von Naumanns verstreuten theo-

logischen und religiösen Aufsätzen und Schriften einleitet, ist von vielen erwartet worden. Es gibt nicht wenige, die glaubten, Naumann einen Vorwurf machen zu müssen, weil er aus dem Pfarramt in die Politik überging, denn sie sahen in ihm den theologischen und religiösen Führer. Dies Buch nun zeigt, daß Naumann mitten in den politischen Kämpfen und Arbeiten den religiösen und kirchlichen Problemen zugewandt blieb, und nun seine Aufsätze gesammelt vorliegen, werden viele erstaunen über den Reichtum dieser Gedankenarbeit, die bis in die neueste Zeit hereinführt. Der glücklich gewählte Titel „Geist und Glaube" deckt die Gliederung des Buches: Glaube und Fortschritt, Glaube und Persönlichkeit, Glaube und Staat. Protestantische Philosophie, religiöse Selbstbehauptung und ein fruchtbares Nachdenken über die staatliche Gebundenheit der Religion, die kirchliche Gebundenheit des Staates geben die Linien dieses selten reichen Buches, mit dem sich die orthodore und liberale Theologie gründlich auseinandersetzen wird,das besonders aber auch bei den Pädagogen und Eltern starke Anteilnahme finden muß wegen der ausführlichen grundsätzlichen Behandlung des religiösen Unterrichts in der Schule. Gerade heute, wo durch die innere Krisis der protestantischen Kirche wie durch die geistigen Bewegungen innerhalb des Katholizismus die Sehnsucht nach neuen Prägungen des alten Glaubens in das Bewußtsein der ganzen gebildeten Schicht getreten ist, muß dieses Buch zu einem Führer werden. Es ist geschrieben in dem starken Rhythmus einer bewegten Seele, voll Anschauung, voll Bildkraft, dabei scharf, klar, durchleuchtend in der Formulierung der gewonnenen Erkenntnisse.

FriedrichNaumann: „F reihe i t s k ä m p f e". Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") GmbH., Berlin-Schöneberg. Preis br. M. 3.-, geb. Mk. 4.-

Wenn Naumann nun auch begonnen hat, seine größeren politischen Aufsätze soweit sie nicht

am aktuellen Tageskampf haften, zu sammeln, ist er einem Wunsche vieler Freunde seiner Anschauungen entgegengekommen. Es wäre schade gewesen, wenn diese Stücke, die die Belege seiner Entwicklung sind, verstreut geblieben wären. Aber man darf dieses Buch nicht nur unter dem Gesichtspunkte betrachten, daß es neues und wertvolles Material enthält, die Gedankenwelt des bekannten liberalen Politikers kennen zu lernen. Gerade jetzt in der Zeit vor der Wahlbewegung wird dieses Buch ein Anreger und Wegweiser sein, die großen geschichtlichen Perspektiven über dem Kleinkram der Agitation nicht aus dem Auge zu verlieren.

Michael der Große. Eine Kaiserbiographie der Zukunft von Ercelsior. Preis drosch, ord. 3.- Mk.

In schicksalsschwerer Zeit — drohend und glühend ist wiederholt ihre Schrift erschienen und noch drohender und glühender wird sie die nächsten Iahre erscheinen — ein Buch zur Einkehr, Einsicht und Sammlung. Es ruft unserem Volk, unseren Regierungen, unseren Regenten zu: „Vergeht die kleinen

selbstischen Interessen, umfaßt die großen, allgemeinen des Vaterlandes, es tut bitter not!" —

Ein Weckruf, aufzuwachen aus dem düsteren Ncbeltag nach bismarckscher Aera! Ein Weckruf, wieder stolz und machtvoll der Mittelpunkt Europas dem Lande und dem Geiste, der Macht nach zu sein. Das Buch wendet sich demnach an jeden. Mann und Weib, an die Alten und Iungen, an die jetzige und kommende Generation. — Soll das deutsche Volk seine Sendung vollbringen, so heißt es aufmerken! nicht stehen bleiben! sondern Ercelsior!

Oskar Kl e in-H a t t i n g e n , Geschichtedesdeutschen Liberalismus, Band 2, geheftet 6,50 Mk., gebunden 8 Mk., Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe"), Berlin-Schöneberg.

Nun liegt auch, von vielen lange erwartet, der zweite Band des großen Geschichtswerkes über den deutschen Liberalismus fertig vor. Sein Verfasser hat die Verbreitung und Wirkung dieses Buches nicht mehr erlebt; bekanntlich ist er einem ganz plötzlichen Tode erlegen. N',in muß das fertige Werk für seinen Fleiß und für seine Gesinnung zeugen. Der erste Band, unterbaut durch eine philosophische und staatsrechtliche Einleitung, verfolgte die Schicksale und Erfolge des deutschen Liberalismus bis zur Reichsgründung; hier wird der Faden wieder aufgenommen. Es ist ein Buch mit lebhaftem Temperament, dabei von großer Offenheit des Urteils und unabhängig auch in der Kritik liberaler Fehler. Darum aber auch nützlich und gut. Ein solches Buch hat es bis heute noch nicht gegeben und alle die neueren Versuche, Parteigeschichte zu geben, können sich mit dieser gründlichen Arbeit nicht vergleichen. Es ist notwendig, daß in unserm Volk der Sinn für die Geschichte, die vom Volk selber gemacht wird, erneut und vertieft werde; wo ist noch ein solch guter Mentor wie Klein-Hattingen? Das Buch erfreut durch seine vortreffliche Ausstattung, eine große Anzahl guter

Bildnisse zeigt die führenden Männer des deutschen Liberalismus. Friedrich Naumann, der Klein-Hattingen zu diesem Werke anregte, hat dem Verfasser einen feinen und geistvollen Nekrolog geschrieben. —

Natumillenlckalten.

Die Erhaltung der Le«
denskraft. Eine neue
Lehre vom gesunken und kranken Leben, zugleich ein Lösungsversuch des Problems vom Leben. Von Dr. me<l. Fr. Kleinschrod. Preis 4 Mk. Ver» lag von Otto Salle in Berlin W. 57.

Die heutige Wissenschaft sucht bekanntlich das Leben durch die Gesetze der leblosen Welt zu erklären, aus dem Schattenreiche des Todes die wahren Gesehe des Lebens zu gewinnen. Indes noch keine einzige Lebenserscheinung konnte bis jetzt mechanisch erklärt werden. Nun tritt der praktische Arzt Dr. Kleinschrod aus München mit einer neuen Lehre vom Leben hervor, in der er zeigt, daß das Leben gerade das Gegenstück der leblosen Welt ist, daß es in seinem Gesetze die mechanischen Gesetze

mittelbar oder unmittelbar auf« hebt. Leben ist Überwindung der mechanischen Gesetze der toten Welt. Ohne Lösung des Lebens» Problems läßt sich keine Weltan- schauung bilden. Es dürfte also Dieses Werk vi,. Kleindschrods in der Tat das größte Interesse zu erregen im Stande sein.

Die neue Serie der Uni» verfalbibliothek. Nr. 5321—5323. Bücher der Natur» wissenschaft, herausgegeben von Professor Dr. Siegmund Gün» ther. 1N. Band: Robert Geigel, Die Wärme. Mit 4 Tafeln und 32 Zeichnungen. Inhalt: Vor» wort. — Einleitung. — 1. Tem» peratur. — 2. Wärmemenge. — 3. Änderung des Aggregatzu» standes. — 4. Ausbreitung der Wärme. — 5. Wärme und Ar» beit. — 6. Erzeugung von Wärme. — 7. Kosmische Wär» me. — 8. Schlußbetrachtung. — Register. Geheftet 60 Pf„ geb. 1 Mk., in Leber geb. 1.75 Mk.

Die Kunst des so früh verstor» denen Dr. Robert Geigel, ord. Professors der Physik an der Forstlichen Hochschule in Aschaf» fenburg, schwierige Stoffe klar und jedem verständlich darzu» stellen, war weit bekannt (unfern Lesern schon aus „Licht und Farbe", Vücher der Naturwissen» schaft. Vd. 5, Univ.»Vibl. Nr. 5188—90) und von allen seinen Schülern gerühmt. Das von ihm hinterlassen« und von seinem Bru» ber, Herrn Professor Dr. Richard Geigel, in pietätvollster Weise vollendete kleine Werk „Die Wärme" scheut auch nicht vor der Behandlung der schwierigsten Pro» bleme, mechanische Wärmetheorie, Kinetik der Gase, Kreisprozeß zu» rück, zu denen auch der nicht Vor» gebildete von den einfachsten Ve» trachtungen an stufenweise hinge» leitet wird. Andererseits finden nicht wenige Erscheinungen der alltäglichen Erfahrung ihre Physi» kaiische Erklärung und sind gar manche Bemerkungen eingestreut, die für jeden Haushalt Praktische Bedeutung haben. Endlich wird der Blick auf die Beziehung der Wärme zum organischen Leben,

auf die Quellen der Wärme auf der Erde und im Weltall, auf dessen vermutliches Werden und Vergehen gelenkt.

Einführung in die Psy» choIogie. Von Wilhelm Wundt. KI.»8° (VIII, 129 Seiten). 1911. R. Voigt» länder's Verlag in Leipzig. Preis in Leinen geb. 2,00 Mk., ungeb. 2,— Mk. Ordentliche Veröffentlichung der „Pädago- gischen Literatur»Gesellschaft Neue Bahnen". Für Abonnen» ten der Zeitschrift „Neue Nah» nen" kostenlos.

Es ist erstaunlich, was Wundt in den engen Rahmen einer kur- zen, übersichtlich und einfach ge- schriebenen „Einführung" einzu» fügen versteht. Der Leser, der sich zunächst ganz allgemein über die Aufgabe der Psychologie orientie- ren läßt, steht Plötzlich, noch auf der ersten Seite, mitten in der ex- perimentellen Psychologie, ausge- rüstet mit seinem psychologischen Instrumentarium und unter Wundts Anleitung eifrig sekbst mit tätig, die wichtigsten Gesehe des psychischen Geschehens zu er»

forschen. Ein eigenartiges In»
strumentarium ist es, mit dem er
arbeitet: es besteht nur aus einem
einzigen Apparat, dem aus der
Mnsik wohlbekannten Metronom.
Was Wundt mit diesem einfachen
Hilfsmittel für die Ableitung
psychischer Gesetzmäßigkeit leistet,
das ist vorbildlich für jeden Lehrer
der Psychologie. Wer das Buch
gelesen hat, wird unserm Urteil
zustimmen: Wundt's „Einfüh»
rung" ist nicht eine, sondern
schlechthin die Einführung in die
Psychologie für jedermann.

Eiszeit und Urgeschichte
des Menschen. Von Herrn
Professor Dr. H. Pohlig. 180
S. mit 40 Abb. 2. Auflage.
(Wissenschaft und Bildung Vd.
8.) In Originalleinenband
1,25 Mk. Verlag von Quelle
K Meyer in Leipzig. 1911.

Die Eiszeit ist der interessan»
teste Abschnitt aus der Lebensge»
schichte unserer Mutter Erde, nicht
nur, weil wir auf Wanderungen
durch unser engeres und weiteres
Vaterland fast überall ihre Spu»
ren in Gestalt von Gletscher,
schrammen, erratischen Blöcken
usw. finden, sondern auch, weil
diese Periode die wichtigste trei»
benide Kraft zur Höherentwickelung
des jungen Menschengeschlechtes
gewesen ist: denn sie hat unseren
Ahnen Waffen und Werkzeuge in
die Hand gezwungen, damit sie im
Daseinskampfe bestehen konnten.
Dieser innere ursächliche Zusam-
menhang, zwischen Eiszeit und Ur»
geschichte ist noch nie so für jeder»
mann faßlich und anregend ge-
schildert worden, wie in diesem
Buche, das nunmehr bereits in 2.
Auflage erschienen ist. Möge das
zu Beobachtungen anspornende
Werkchen regen Eingang in die
weitesten Kreise der Liebhaber
finden.

Dornblüth, Wollen und
Können. Der Weg zum Er»
folg. 4. Auflage der „Hygiene
der geistigen Arbeit." 1911.
Deutscher Verlag für Volks»
wohlfahrt, Berlin W. 30. Bro»
schiert 4.— Mk., geb. 5.— Mk.

Die neue Auflage der ,,Hy»
giene der geistigen Arbeit", die

nach dem Vorwort den obigen
Titel deshalb erhalten hat, weil
unter dem bisherigen oft ein allzu
gelehrtes Buch verstanden wurde,
ist wiederum um ein Kapitel ver»
mehrt worden, so daß das Werk
nunmehr den stattlichen Umfang
von 272 Seiten hat.

„Knabe oder Mädchen",
d. h. die praktische Vorausbestim»
mung des Geschlechts beim Men»
schen vor der Geburt, ist das The»
ma eines umfangreichen, soeben
erschienenen Werkes, in dem der
angesehene Rottacher Badearzt
Nr. Otto Schöner in einer für
Fachmediziner wie für die gesamte
Welt der Gebildeten gleich inte»
essanten Darstellung die reichhal»
tigen und wertvollen Ergebnisse
jahrelanger Forschungen und Ex»
perimente der Öffentlichkeit vor»
legt.

Hermann von Helmholtz.
Von Leo Königsberger, Pro»
fessor an der Universität Heidel»
berg. Volksausgabe in einem
Bande. 23 Bogen 8'. Mit 2
Bildnissen. Gebunden 4,50 Mk.

Weihnachts-Büchermartt

Ein seit Jahren von vielen Seiten geäußerter Wunsch findet durch diese Oelmholtz»Viographie von mäßigem Umfang und villi» gem Preise seine Erfüllung. Die „Volksausgabe" ist ein Auszug aus desselben Verfassers berühm» tem "dreibändigen Werke; sie ent» hält alles, was weiteren gebilde» ten Kreisen von dem Leben und Werdegang des Menschen und großen Naturforschers Helmholtz wissenswert erscheinen könnte. An der gesamten Anlage der Bio» graphie ist nichts geändert wor« den; fortgelassen sind dagegen alle diejenigen Teile, welche nur für einen eng umgrenzten Leserkreis von Interesse waren, sowie die ausführlichen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, welche um» fassende mathematische und physikalische Kenntnisse voraussetzten.

Entlegene Spuren Goe» thes. Goethes Beziehungen zu der Mathematik, Physik, Chemie und zu deren Anwen» dung in der Technik, zum technischen Unterricht und zum Patentwesen. Dargelegt von Max Geitel, Geh. Regierungsrat im Kaiserl. Patentamt. Mit 32 Abb. Verlag von R. Qlden» bourg, München und Berlin.

Der Titel dieses neuesten Goethebuches wird in weiten Kreisen der großen Goethegemeinde die Frage auslösen: „Gibt es noch Spuren des Olympiers, die so ent» legen sind, daß ihnen nicht schon einer der zahllosen Goetheforscher gefolgt wäre?!" Und dennoch ist es dem Verfasser gelungen, dem „menschlichsten der Menschen" eine neue Seite abzugewinnen, die bis» her in abschließender Form noch nicht gewürdigt wurde. Neben dem Mathematiker, dem Physiker, dem Chemiker Goethe kommt dessen Interpret nur so weit zum Worte, als es für das Verständnis des eigenartigen Stoffes unbe» dingt erforderlich ist. Zweifellos bilden die „Entlegenen Spuren Goethes" eine hochbeachtenswerte Erscheinung auf dem weiten Gebiete der Goetheliteratur.

Philosophie und Philologie.

Seneca:Vomglückseligen
Leben. Herausgegeben von
Dr. H. S ch m i d t (Iena).Taschen-
ausgabe. In Leinwand gebunden
Preis 1 M.
Mit Epiktet und Mark Aurel
gehört der Erzieher Neros, Lucius
Annäus Seneca, zu den hervor-
ragendsten Vertretern und Dar-
stellern der stoischen Philosophie
in der römischen Kaiserzeit. Die
Großartigkeit seinerWeltanschauung,
die Erhabenheit seiner sittlichen For-
derungen, die dem späteren Christen-
tum das Beste seines Besitztunis
gegeben haben, machen den Stoizis-
mus schon an und für sich anziehend
genug: in Senecas Darstellung wird
sein Studium aber auch zu einem
ästhetischen Genuß.
vr Alfred Graf: Schüler-
jahre, Erlebnisse und
Urteile namhafterZeit-
genossen. Fortschritt (Buch-
verlag der „Hilfe") GmbH.,
Berlin-Schöneberg. Preis brosch.
Mk. 4— gebunden M. 5,—.
Man übertreibt wohl nicht, wenn
man sagt, daß dieses Buch von

zahllosen Menschen mit der größten Spannung erwartet wurde. Einzelne Partien sind in der gesamten deutschen Presse schon zum Abdruck gekommen, und ehe der Band ausgegeben werden konnte, hat sich um das Problem, das er behandelt, eine lebhafte Aussprache entwickelt. Wenn nicht alles täuscht, wird er bald im Mittelpunkt der psychologischen und pädagogischen Auseinandersetzungen stehen. Es ist ein gutes Zeichen, daß Männer der verschiedensten Berufe und Richtungen sich dazu entschlossen haben, vor der Öffentlichkeit ein Wort über ihre Schulerziehung zu sagen: die Mannigfaltigkeit der Anschauungen, die zum Ausdruck kommt, der Ernst, mit dem hier eine heikle Frage von berufenen Männern unfres öffentlichen und geistigen Lebens angefaßt wurde, beleuchtet genug, welche Bedeutung heute der Erziehung der gebildeten Iugend im öffentlichen Urteil zuerkannt wird. Mit Recht. Es kann hier nicht unsre Aufgabe sein, die Resultate dieser Umfrage in knappen Worten zu formulieren; jeder soll an das Urmaterial selber Herangehen und sich dort Anregung, Belehrung, Unterhaltung suchen.

Telckiclite.

Gustav Freytag, Bilder von der Entstehung des Deutschen Reichs. Herausgegeben von Wilhelm Rudeck. 496 Seiten gebunden in eleg. Original-Leinenband, Mk. 6,—. Verlag von Walther Fiedler, Leipzig.

Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", die bis 1813 heraufreichen, sind volkstümlich geworden. Gewissermaßen zum Abschluß gebracht und gekrönt werden sie durch die soeben erschienenen „Bilder von der Entstehung des Deutschen Reiches", die in noch höherem Maße verdienen, überall gelesen und geliebt zu werden. Auch dieser neue Gustav Freytag ist nicht etwa eine gelehrte Geschichte; es sind Bilder, ebenso wie seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit". Wo diese letzteren aufhören, mit 1813, genau da knüpfen die Bilder von der Ent-

stehung des Deutschen Reiches an und führen bis zum Sedanfeste 1871. Farbenreicher und lebendiger ist das 19. Iahrhundert dem Deutschen nie dargestellt worden. Alle Vorzüge der Freytagschen Darstellungsgabe sind hier vereint; die novellenartige Behandlung einzelner bedeutsamen Lebensschicksale, der grandiose Humor, die Anschaulichkeit der Bilder, die Wärme der Empfindung, das geschichtlich geschulte Urteil. Es ist ein wahrhaft gutes Buch, das in jedes deutsche Haus gehört.

Radowitz, Ausgewählte Schriften. Herausgegeben von Wil - helmCorvinus. 3 Bände
in Leinen gebunden I0 Mk.

1. Band: Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. — Frankfurt am Main. 2. Band: Deutschland und Friedrich Wilhelm IV. — Reden in der Notional-Versammlung. — Fragmente I. 3. Band: Fragmente II.

General Radowitz, der katholische Vorläufer Bismarcks, beansprucht heute mehr denn je wieder gelesen und beachtet zu werden.

Eine Auswahl seiner Schriften hat leider noch gefehlt. Um so schöner gestaltet sich seine Auferstehung. Wir wünschen der billigen Ausgabe die weiteste Verbreitung. Alle Kreise des deutschen Volkes, Katholiken wie Protestanten, vor allem Politiker, Iournalisten, Geistliche, Lehrer, ganz besonders jedoch die gebildete Iugend werden diesen werwollen Neudruckauf dasWärmste begrüßen.

Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche. Im Auftrage des Zentralkomitees für die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands von vr Iohannes B. Kißling. Drei Bände.

Über die Veranlassung und den Plan seines großangelegten Werkes berichtet im Vorwort der Verfasser, der sich als Herausgeber der letzten Bände der Brückschen „Geschichte der katholischen Kirche im 19. Iahrhundert" schon einen guten Namen erworben hat und als einer der besten Kenner der kirchenpolitischen Geschichte des letzten Säkulums gilt: „Das Interesse für die historische Würdigung des in seinen Ursachen, seinem Verlaufe und seinen Lehren so bedeutsamen deutschen Kulturkampfes braucht nicht erst geweckt zu werden. Es ist in Deutschland in reichem Maße vorhanden, und nicht etwa nur in ausschließlich katholischen Kreisen." „Daß die Zeit für ein abschließendes Werk über den Kulturkampf noch nicht gekommen ist, kann kein Historiker sich verhehlen. Anderseits wird aber auch jeder Unbefangene bereitwillig das Bestreben anerkennen wollen, das sich darauf richtet. die bislang zugänglichen, von Iahr zu Iahr wachsenden Materialien, einstweilen möglichst vollständig zusammenzufassen und darauf eine übersichtliche und objektive Darstellung jener Ereignisse zu gründen. Mit einem solchen Werke dürfte ebenso der Ietztzeit und ihrem Bedürfnisse nach historischer Belehrung wie der Geschichtsforschung der Zukunft ein Dienst geleistet sein." Von solchen Erwägungen ausgehend beschloß das Zentralkomitee für die Generalver-

sammlungen der Katholiken Deutschlands die Herausgabe einer Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche von streng wissenschaftlichem Charakter. Die Ausarbeitung des Programms hatte Herr Prälat vi Adolf Franz übernommen. Das Programm bezeichnete als nächste Aufgabe die Abfassung von Spezialgeschichten des Kulturkampfes in den einzelnen Diözesen Preußens und anderer Staaten des Deutschen Reiches. Neben diesen Spezialarbeiten war in dem Programm ein umfassendes, die kirchlichen Kämpfe im Deutschen Reiche und den einzelnen Bundesstaaten behandelndes Werk vorgesehen, dessen Abfassung das Zentralkomitee vi tkeol. I. B. Kißling in Mainz übertrug.

liunlt.

Zur modernen Malerei.

Iulius Meier-Gräfe:
C6zanne. — van Gogh.

E. H. du Quesne — van Gogh:
Persönliche Erinnerungen an Vincent van Gogh.

Erschienen bei R. Pieper Li Cie., München.

Unserer Zeit scheint auf allen

Gebieten geistiger Äußerungen der Begriff einer in sich geschlossenen Leistung verloren gegangen sein, weil den Produzierenden das Gefühl für eine Harmonie zwischen Objekt und Subjekt abhanden gekommen ist. Auf das wissenschaftliche Buch übertragen, liefert man entweder unendlich fleißige Werke, die in den Objekten wühlen und darum bis zur Unlesbarkeit anschwellen, oder ganz halt- und bodenlose Subjektivismen, Anschauungen, Meinungen, aber niemals Erkenntnisse. Diese Werke haben den Vorzug einer überaus gefälligen Lektüre, wenn man auch am Ende gewöhnlich so schlau ist wie am Anfang. Wenn ich Herrn Meier-Gräfe sage, daß man damit keine Wissenschaft macht, so wird er mir sagen, daß er stolz darauf ist Anakademiker zu sein, woraus dann die Notwendigkeit erwächst, daß seine Bücher noch einmal geschrieben werden müssen. Ich bin ungerecht gegen den Autor, denn ich beurteile ihn von einem Standpunkt, den er niemals hat einnehmen wollen oder können. Seine Arbeiten enthalten alle Vorzüge, die man ihnen nachgerühmt hat, und unter den anakademischen Kunsthistorikern gibt es wohl keinen so sprachgewandten Künstler wie ihn. Dies kann mich aber nicht hindern, als Urteil folgende Notiz aus den Tagebüchern (1838 vom 26. November) Hebbels niederzuschreiben: „Das Buch ist voll von glänzenden Ansichten, aber es ist weit mehr ein Werk kühner Phantasie als ruhigen Verstandes, und das ist dem Begriff der Wissenschaft nicht angemessen. Man wird einem solchen Buch auch eigentlich nichts schuldig; so wenig, als etwa dem Baum, dem Stein usw., die Gedanken in uns erregen. Solche Bücher sind mehr für den Verfasser als für den Leser geschrieben, sie peinigen gewaltig, wenn man sie auffassen und ausschöpfen will, sie haben nur eine Traumrealität, die für uns kaum noch eine ist. Was ihren Inhalt von dem Inhalt wirklicher Träume unterscheidet, ist das stete Streben, den Nebel des Gesichts zu durchbrechen und den

festen Boden der Ideen zu betreten."
Als Ergänzung zum Leben van Gogh mögen die persönlichen Erinnerungen sehr erwünscht sein. Man merkt an jeder Zeile, daß eine Frau dieses Buch schrieb, und das bedingt seinen Reiz. Ich wundere mich seit langem, daß keiner unserer Dramatiker diesen wahrhaft tragischen Stoff des Lebens d. h. Leidens van Goghs darstellte. Er ist der moderne Held, der sich an sich selbst verzehrt. Eine ganz vage Sehnsucht läßt ihn suchen, Beruf mit Beruf dreimal wechseln; dann wird er Künstler. Seine Kunst verzehrt ihn und er schreit nach dem Leben. Daß van Gogh zu dem Schluß von Ibsens Rubek gekommen ist, das sollte zu denken geben. Frau du Quesne- van Gogh hat gleichsam die Idlsile geschrieben, aus der diese Tragödie herauswuchs. Ietzt aber darf ein Dichter uns diese Tragödie schreiben.
M. R. Schönlank.

ChristlicheKunstimBilde.
Von Professor DlGeorgGraf Vitzthum. 96 Tafeln mit Abbildungen in Kunstdruck und 60 Seiten erklärender Tcrt. (Wissenschaft und Bildung Bd. 89.)

Weihnachts-Büchermarkt
In Originalleinenband Mk. 1^5.
Verlag von Quelle K Meyer
in Leipzig. 1911.

Wer auch nur eine Vorstellung hat vo ! der unendlichen Fülle der uns erhaltenen Kunstwerke christlichen Inhaltes und kirchlicher Bestimmung, der wird bewundern, mit welchem hervorragenden Geschick der Verfasser es verstanden hat, uns in ungefähr 130 Bildern die christliche Kunst an ihren charakteristischsten Beispielen vorzuführen, und uns zu zeigen, wie vielseitig und verschiedenartig das Christentum im Laufe der Zeiten die Kunst für seine Zwecke verwendet hat: Zum Bau seiner Kirchen und Klöster, ihrer Ausschmückung mit Gemälden und Skulpturen, ihrer Ausstattung mit gottesdienstlichen Geräten: Altären, Kanzeln, Taufbecken, Reliquienschreinen, Leuchtern und Kelchen, zu würdiger Kleidung der Geistlichen, zur Weihe der Gräber. Nicht minder lehrt er uns aber auch die Kunst als Zeugen christlicher Wahrheit und sichtbares Bekenntnis des Glaubens kennen.

LustigeBildergeschichten
und allerlei Humor e.
Gezeichnetes und Gedichtetes von Wilhelm Busch. Zweite, um einen dramatischen Scherz erweiterte, Auflage. Herausgegeben von Rudolf Will. Preis gebunden, in Leinen-Prachtband großen Forma ts,Mk. 6,—. Verlag von Walther Fiedler, Leipzig.

Dieses vor einigen Monaten erstmalig erschienene Buch ist, wie bereits viele Busch-Verehrer wissen werden, eine reiche Sammlung solcher „Bildergeschichten", die in den andern Werken des großen Humoristen nicht enthalten sind und so unbekannt waren, daß Busch selbst noch im Iahre 1906 sagen konnte: „Ia, ja, von meinen ersten Sachen weiß wohl heute außer mir keiner etwas mehr
Sic sind vergessen. Teilweise laufen sie sogar unter andern Autornamen in der Welt herum." Und das, obwohl diese köstlichen genialen Zeichnungen (beinahe 200 an der Zahl!) von Busch selbst geradezu „Delikatessen" genannt und von

ihmzu demBesten gerechnet werden, was er gemacht habe. Der Herausgeber ist mit offensichtlichem Erfolg bemüht, den von ihm gehobenen Schatz nicht nur nach jeder Richtung hin sicher zu stellen — Irrtümer in der Zuschreibung hält er heute für ausgeschlossen — sondern auch weiter zu vermehren. Und letzteres ist ihm in der jetzt schon vorliegenden zweiten Auflage in einer Weise gelungen, die allgemein die größte Überraschung sein dürfte. Er hat nämlich jetzt den vollständigen Tert einer von Busch gedichteten „Operette" mitteilen können, die am Münchner Hoftheater und am Berliner Friedrich-Wilhelmstädtischen mit Erfolg in den sechziger Iahren aufgeführt und — da Busch's Autorschaft nicht genannt war — völlig vergessen wurde: nicht einmal den Titel nennen die Erben und Biographen von Busch richtig. Die Operette, die ein echter Busch in ihren Verwicklungen, in der Meisterschaft ihrer Verse nnd sozusagen ein dramatisierter Bilderbogen ist, gehört schon dem Umfange nach zu den größten Schöpfungen des Maler-

Dichters, und schon ihretwegen wird das hier angezeigte Buch von allen Busch-Freunden freudig begrüßt werden. Daß Busch auch ein erfolgreicher Bühnendichter war, das wird man ja kaum glauben wollen und ebensowenig, daß erst in dem hier angezeigten Buche dieses Werk dem Publikum zugänglich gemacht wird.

RudolfToepffersWerke.
(Das geliebte Ding, Das kecke Lüftchen, Die Weltreise.) 3 Bände Mk. 1,80, geb. 2^0, Erich Baron, Verlag, Berlin.

Toepffers Werk kam durch Goethes Ermunterung in die Öffentlichkeit. Goethe äußert sich zu Soret bei Betrachtung der „Weltreise": „das ist ja toll," sagte er mehrmals, „der Künstler sprüht ja von Talent und Geist. Gewisse Stellen zeigen eine unnachahmbare Vollkommenheit; sie beweisen, was der Künstler machen kann, wenn er neue Themen behandelt, mit weniger Eilfertigkeit verfährt und mehr reflektiert." Mehrere Stellen in Goethes Tagebüchern zeigen, daß er sich mit Toepffer genau beschäftigt hat. Toepffer wurde von St. Beuve in Frankreich, von Zschokke in Deutschland eingeführt.

Wilhelm von Kügelgen, Iugenderinnerungen eines alten Mannes. Herausg. von Prof. vi Adolf Stern. Neue reich illustrierte Ausgabe. In Leinenband Mk. 2,50. In Geschenkband Mk. 3,—. In Liebh.-Halbfranzband Mk. 5,—. Richter, Ludwig, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Volksausgabe des Dürerbundes.) 21. bis 30. Tausend. Herausg. von H. Richter. Mit einer Einleitung v. F. Avenarius. Neue reich illustrierte Ausgabe. In Leinenband Mk. 3,—. In Geschenkband Mk. 4,—. In Liebh.-Halbfranzband Mk. 5,—. Leipzig, Hesse K Becker Verlag.

Kügelgen, Iugenderinnerungen eines alten Mannes, und Ludwig Richter, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, erscheinen in neuen reich illustrierten Ausgaben; unter den zahlreichen seltnen und interessanten Abbildungen befinden

sich trotz des billigen Preises sogar farbige Wiedergaben. Der neue Schmuck wird neue Leser zu dem alten ausgedehnten Verehrerkreise hinzuführen. Der wundervolle Inhalt verdient auch die entsprechende äußere Form. Wir haben ja nicht viel Werke in unserer an wahrhaft schönen Schriften reichen Literatur, die so zum Herzen sprechen und so zum deutschen Iugend- und Volksbuche geeignet sind, wie diese beiden Selbstbekenntnisse deutscher Maler: Es sind Haus- und Familienbücher allerersten Ranges, deren unterhaltender und erzieherischer Wert gleich groß ist.

Grimm, Ludwig Emil.
Erinnerungen aus meinem Leben.
Herausg. von Prof. Ad. Stoll.
Mit 39 Bildnissen undAbbildungcn und einer Kartenskizze. In Leinenband Mk. 3,—. In Gcschenkband Mk. 4,—. In Lieb-Haber-Halbfranzband Mk. 5,—. Leipzig, Hesse sc Becker Verlag.

Zugleich mit den Deutschen Sagen der Brüder Iacob und Wilhelm Grimm — der prächtige Märchenband ist vorausgegangen —

Weihnachts-Büchermarkt erscheinen die reich illustrierten Lebenserinnerungen des jüngsten Bruders zum ersten Male. Das Werk enthält alles, was der Titel verspricht, und mehr. Ludwig Emil war Maler und Radierer, er lebte von 1790—1863, begann sein Leben als 44 jähriger Mann zu beschreiben und stand nicht nur mit seinen berühmten Brüdern bis zu Ende im engsten Verkehr, auch Goethe und die Romantiker Arnim, Brentano, Görres, Heine u. a. traten fördernd an ihn heran; die gründlichen und reichen Anmerkungen des Herausgebers erweitern den Kreis ungemein und erhöhen den kulturhistorischen Wert. Das Schönste am Buche ist aber doch die naive Schilderung der Iugendzeit, des engen Zusammenlebens der „Republik" Brüder Grimm, des innigen Familienlebens eines wahrhaft vornehmen deutschen Bürgerhauses, die treue Liebe zum Vaterlands. Das Werk gehört zu den Biographien Kügelgens und Richters.

Simplicissimus-Kalender für 1912. Umschlagzeichnung von Th. Th. Heine. Geheftet 1 M. Verlag von Albert Langen in München.

Als gern begrüßter Gast für ein großes Publikum erschien soeben der Simplicissimus-Kalender für das nächste Iahr. Er ist wieder ausgezeichnet redigiert und kann ohne Frage den Ruhm für sich beanspruchen, der lustigste und witzigste unter sämtlichen deutschen Kalendern zu sein. Für eine Mark also bietet der Kalender eine Fülle des Anregenden und Interessanten, und niemand wird seine Anschaffung bereuen.

Victor Auburtin: Die Kunst stirbt. Geheftet 1^0 Mark. Verlag von Albert Langen, München. —

Diese Schrift, die sich auf Widerspruch gefaßt macht, will ein Wort aussprechen, das vielen wohl auf der Zunge liegt. Daß große Künste jetzt eine schwere Krisis durchmachen — so das Drama und die Malerei — muß auch dem Stumpfesten auffallen. Alle Welt sieht, daß da werwolle Kunstgüter verflachen oder

durch schamlose Entrepreneure verpöbelt werden, aber allgemein tröstet man sich mit dem Gedanken, daß solche Verdunkelung schon oft dagewesen sei und auch diesmal wieder vorübergehen werde. Auburtins Schrift sieht die Dinge schwärzer; sie formuliert den Satz, daß die ganze Kunst am Ende sei, und daß wir einer vollkommen kunstlosen Zukunft entgegengehen. Die Kunst stirbt an der Industrialisierung der Welt, an der Nützlichkeit, an dem, was wir großmäulig „die Errungenschaften" nennen. Und sie stirbt daran, daß in der immer straffer angezogenen sozialen Organisation die Persönlichkeit und die Leidenschaft ausgemerzt werden, ohne die eine Kunst nicht möglich ist.

lllteraturgelckickte.

Professor vi Wolfgang Golther: Zur deutschen Sage und Dichtung. Im 3enien-Verlag zu Leipzig. Geheftet Mk. 6,—. In Reinleinen Mk. 7M

Der Band enthält Aufsätze aus deutscher Sage und Dichtung, die alle durch einen gemeinsamen Grundgedanken, durch ihre Be-

ziehung auf Richard Wagner verbunden sind. Von Wagners Werken erscheinen Rienzi, Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, Tristan, Parsifal, deren sagengeschichtliche Grundlagen untersucht werden. Dabei ist ebensosehr der poetische Wert der Sage, der Quellen und Vorlagen hervorgehoben, als die Eigenart der Wagnerschen Neudichtung in Helles Licht gerückt. Eine besondere Abhandlung beschäftigt sich mit den verschiedenen Verdeutschungen der Edda, wobei manche Wunderlichkeit zu berichten ist. Wilhelm 'Hertz, dem schwäbischen Dichter und Gelehrten, dem Neugestaltet alter Sagen, ist ein Aufsatz gewidmet. Die letzte Gruppe der Schriften behandelt Wagners Verhältnis zu Goethe und Schiller.

vi Theodor Alt: Das „Künstlertheater". Kritik der modernen Stilbewegung in der Bühnenkunst. Heidelberg 1909, Carl Winter. Brosch. Mk, IM

Dr. Alt als hervorragender Aesthetiker und Kenner der Kunstgeschichte in wissenschaftlichen Kreisen längst bekannt, wendet sich mit dieser Arbeit an die breitere Öffentlichkeit. In gemeinfaßlicher Weise erörtert er zunächst Wesen und Zweck der Stilisierung. „Wissen Sie denn, gnädige Frau," fragt er, „was Stilisierung ist?" Er stellt diesen oft mißdeuteten Begriff klar. Die Summe seiner Beobachtungen zieht vr Alt in einer Feststellung des Verhältnisses von Naturalismus zum Realismus in der Kunst, deren wissenschaftliche Bedeutung eine außerordentliche sein dürfte. Gleichwohl ist sie, wie das ganze Werk, auf die größte Leichtigkeit des Verständnisses mit dem Erfolge berechnet worden, den nur jemand erzielen konnte, der seinen Gegenstand vollkommen beherrscht.

Wilhelm Raabe-Kolender auf das Iahr 1912. Herausgegeben von Otto Elster und Hanns Martin Elster. Groß-Oktav. Kartoniert 1,80 Mk. Berlin, G. Grote.

Der Wilhelm Raabe-Kalender, der dieses Iahr zum ersten Male an die Öffentlichkeit tritt, ist dazu bestimmt, dem Dichter, seinenWerken

und seiner Weltanschauung Freunde zu werben, den späten Ruhm, der Raabe's Lebensabend nach jahrelangen bitteren Enttäuschungen verschönte, wach zu erhalten und die Erkenntnis dieses wahren Dichters in immer weitere Kreise zu tragen.

Ein Handbuch. Noch ist kein Iahr verstrichen, seit ein von Richard Zoozmann herausgegebener Zitaten- und Sentenzenschatz der Weltliteratur erschien und schon wird eine stark vermehrte neue Auflage in gleich handlicher, praktischer Ausstattung und zu gleich billigem Preise (Leinenband 3 Mk.) auf den Markt gebracht; ein Erfolg, der sich bei Büchern dieser Art, die nicht der Mode unterworfen sind, nur aus der Güte und Preiswürdigkeit des Werkes erklären läßt. Das Buch ist gründlich bearbeitet und sehr stark vermehrt worden; um etwa ein Viertel der Bogenzahl trotz vielfacher neuer Abkürzungen und größeren Formates. Wohl an 20 000 Zitate — nach Schlagworteri geordnet — bieten „nicht eine bloße Aneinanderreihung von fremdem Geistesgute, sondern eine

Weihnachts-Büchermarkt

Übersicht über die Geifteskultur aller Zeiten und Völker durch die Gegenüberstellung von verschiedenen Erklärungen gleicher Begriffe." Der Gebildete von heute kann in Rede und Schrift das Zitat als Schmuck und Beweis nicht entbehren. Oft ist die Fassung einer Sentenz oder der genaue Name des Verfassers ungewiß — Zoozmanns Sammlung ist ein unbestechlicher Richter und nicht leicht versagender Führer.

Goethes Faust. Erster und zweiter Teil. Taschenausgabe. In Leinwand gebunden Preis 1 Mark.

Goethes Meisterwerk, dieser unerschöpfbare Born ewiger Schönheiten, soll in dieser Taschenausgabe ein ständiger Begleiter allen denen werden, die aus des Tages Last entfliehen, um in erquickender Stunde sich selbst und neue Kraft für neue Aufgaben zu suchen. Goethes „Faust" mit seinen alten und doch immer neuen Wahrheiten, mit seiner wunderbaren Klarheit und erhabenen Ruhe ist dem Frieden suchenden Menschen die Oase, die jene Erquickung und Freude gewährt, deren der Mensch heute mehr denn je bedarf. Möge diese bequem mitzuführende, wohlfeile Taschenausgabe, welcher die Ausgabe letzter Hand zugrunde gelegt ist, recht oft dazu helfen.

Das XXV. Iahr. Ein Iubiläumsbuch. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 1 Mk., Pappband Mk. 1,25.

Anläßlich der fünfundzwanzigsten Iährung des Gründungstages veröffentlicht der Verlag von S. Fischer, Berlin, ein Iubiläumsbuch unter dem Titel „Das XXV. Iahr." DieseGelegenheitspublikation unterscheidet sich von bisher erschienenen ähnlichen Veröffentlichungen durch den unverkennbar großen Wert der Beiträge.

Otto Brahm: Das Leben Heinrichs von Kleist. Neue Ausgabe. — Verlag von Egon Fleische! K Co., Berlin. — Preis: Mk. 6,-.

Die vorliegende vierte Auflage der Brahmschen Kleistbiographie ist vom Verfasser vollkommen umgearbeitet und bedeutend erweitert

worden, wie schon die fast doppelte Stärke des Bandes zeigt. Denn es galt nicht nur die Resultate der Kleistforschung, die seit Erscheinen der ersten Austage vor fünfundzwanzig Iahren recht bedeutend sind, zu verwerten, sondern auch neuen Gesichtspunkten, die sich daraus ergeben haben, gerecht zu werden. — So ist Brahms Kleistbiographie in ihrer neuen Fassung ein Werk geworden, das hoffentlich weiteren und immer weiteren Kreisen des deutschen Volkes die Erkenntnis seines größten Dramatikers erschließen wird.

Heinrich von Kleist in feinen Briefen, i Eine Charakteristik seines Lebens und Schaffens. Herausgegeben von Ernst Schur. Schillerbuchhondlung, GmbH., Verlag, Charlottenburg. Geheftet 2 M., gebunden 3 Mk.

Es ist ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit, daß sie an den persönlichen Dokumenten, an Briefen und Tagebüchern ein besonderes Interesse nimmt. Diese unmittelbaren

Weihnachts-Büchermarkt

Bekenntnisse führen sowohl in das Seelenleben der Dichter wie in die Kultur der Zeit ein und geben so dem Leser ein klareres Bild, als theoretische Einführungen es vermögen. Die Briefe Heinrich von Kleists nehmen in dieser Literatur einen besonderen Platz ein. Sie sind ganz reflerionslos, ganz Hingabe, ganz Seele. Das Innerste einer ringenden Menschennatur offenbart sich hier rückhaltlos und darum können diese Briefe, die merkwürdigerweise im größeren Publikum so wenig bekannt sind, überall auf ein unmittelbares Verständnis, ja auf eine stetig zunehmende Teilnahme rechnen. Dies um so mehr, als die Briefe einen fortlaufenden Kommentar zu den Werken bilden.

Eduard Engel: Geschichte derdeutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart. Zwei Bände mit 101 Bildnissen und 33 Handschriften. Zwölfte, durchgesehene Auflage. — (Verlag von G. Freytag in Leipzig und F. Tempsky in Wien.)

Von Eduard Engels wohlbebekannter Deutscher Literaturgeschichte erscheint soeben die 12. neu bearbeitete Auflage, also eine Art Iubiläumsausgabe schon nach fünf Iahren. In vollem Maße hat sich der Wunsch erfüllt, den der ausgezeichnete deutsche Schulmann Adolf Matthias der Engelschen Literaturgeschichte bei ihrem ersten Erscheinen mit auf den Weg gegeben: „Seit langer Zeit habe ich kein Werk gelesen, das so im besten Sinne des Wortes ein Primanerbuch zu werden verdient. — Vertrauen wir sie nur getrost der Führung dieses Buches an." Aber ein Erfolg von dem Umfange dieser Deutschen Literaturgeschichte, 12 starke Auflagen, in nur fünf Iahren ist natürlich nicht bloß dadurch zu erklären, daß es ein Primaner- oder Studentenbuch geworden; nein, es hat sich längst fest eingebürgert in den gebildetsten deutschen Familien, ist zum Ratgeber und Wegweiser derer geworden, die sich an der Hand eines erfahrenen und geschmackvollen Führers durch

den Urwald deutscher Literatur hindurchfinden wollen; ja es hat sich ebenso sehr den Deutschlehrern zu einem vertrauten Freunde gemacht und dadurch auf den deutschen Unterricht anregend und segensreich eingewirkt. Den Wert eines nützlichen Nachschlagewerkes erhöht in dieser neuen Auflage noch eine sehr dankenswerte Zugabe: eine Zeittafel der wichtigsten Ereignisse, Menschen und Bücher. Dem schönen Werke in seiner neuen Gestalt darf ein dauernder Erfolg gewünscht, ja vorausgesagt werden.

3i2ükilen«le llltsrlitur.

Charles de Co st er». Flämi» sche Legenden. Deutsch von Marie Lampina und Fr. von Oppeln»Nronikowski. Verlegt bei Eugen Diederichs, Iena.

Wer das Buch mit dem treff» lichen Titelholzschnitt im Fenster sieht und in Erinnerung an den „Ulenspiegel" begierig darnach greift, wird nicht enttäuscht sein, wenn er von vornherein bedenkt. daß die „Flämischen Legenden" 9 Jahre früher entstanden sind. Sie enthalten gleichsam das Ver» sprechen zum „Ulenspiegel". Alle

Charakterzüge und künstlerischen Fähigkeiten, die wir in dem großen Epos des flämischen Volkes bewunderten und liebten, liegen hier keimartig und beginnen sich zu entfalten. Auch die Stoffe sind hauptsächlich der glorreichen Zeit der leidensvollen Befreiungskriege entnommen und schildern den Charakter des belgischen Vol» kes. Nur ist hier alles auf ein» zelne Erzählungen aufgeteilt, ge» mäß einem Rezepte Goethes, daß der junge Künstler nur kleine Ge» genstände behandeln solle. So bieten uns diese Legenden zusammen mit dem „Ulenspiegel" den selte» nen Genuß, einen Künstler bis zum vollen, klaren und notwendi» gen Ausreifen seiner Begabung gelangen zu sehen. Sie war der» art, daß sie nur einen kleinen Kreis umspannte, den aber in vollem Umfang und reinstem Wohlklang. Darum ist seine Wiederbelebung eine Tat.
M. R. Schönlank.
„Der Charlatan", eine Er» zählung von Lydia Dan» öfen, erschien soeben bei Albert Langen.
Das sind lauter lebensvolle Menschen, die uns in diesem Buche begegnen. Keck und fröhlich ge» zeichnet. Durchaus amüsant. Ie» dem einzelnen begegnet man gerne. Ieden einzelnen glaubt man zu kennen. Der Held des Buches ist ein junger Arzt, den die Erfahrungen seines Berufes zum Charlatan machen. Seine psycho» logische Entwickelung ist ebenso wie die Charakteristik aller Per» sonen überzeugend, weil lebens» wahr. Das ganze ist eine höchst er» freuliche literarische Erscheinung von beträchtlichem künstlerischen Wert, in der sich Tiefe des In» Halts mit reizvollster Humoristik der Darstellung paart, — ein ernstes und doch überaus fröhli» ches Buch, das sich aus der Flut der modernen Durchschnittslitera» tur glänzend hervorhebt. Es weist Lydia Danöfen einen ersten Platz unter den Vertretern deut« schen Humors an. Prof. Dr. M.
Fürst Nakaschidje. Roman von Paul Lindenberg. (Berlin,

G. Bernstein, Verlagsbuchhand'
lung und Buchdruckerei.) Brosch.
3,— Mk., gebunden 4,20 Mk.
Ein Roman des bekannten und vielseitigen Schriftstellers, der auch auf diefem literarischen Felde einen berechtigten Erfolg erzielen wird. Neben erschütternden Sze» nen kommt sonniger Humor nicht zu kurz, und in den Rahmen der bewegten und erregten Handlung des Romans fügen sich landschaft» liche Gemälde voll intimer und dichterischer Schönheit. Das Buch verdient das vollste Interesse, es hebt sich vorteilhaft aus der litera» rischen Tagesflut heraus und dürfte dauernde Beachtung finden, die es durchaus verdient. Es ist zu wünschen, daß wir bald von neuem Paul Lindenberg auf dem Gebiet des Romans begegnen.

Wilhelm Arminius. Künst» lernovellen. Im Xenien»Ver» lag zu Leipzig. Geheftet 4,— Mk., in Reinleinen 5,— Mk.

Es ist eine der liebenswür» digsten Gaben, die uns Wilhelm Arminius, der bekannte Weima« rer Poet, mit den vorliegenden

Weihnachts-Büchermarkt
Künstlernovellen beschert. Der vielgelesene Verfasser der Nobel» lenbücher „Frauenkämpfe", „Der Hegereiter von Rothenburg", „Aus der Ruh!" u. a. bietet uns in diesem vorliegenden Werke vier Kabinettsstücke, deren packende Handlung in leichterem oder der» berem Humor voll tragischer Wucht oder voll süßer, herzbezwin» gender Zartheit meisterhaft borge» tragen ist.

Ionas Lie, Lindelin.
Märchen » Novellen. Leipzig. Verlag von Georg Mersebur» ger. Preis broschiert 2,50 Mk.. gebunden 3,50 Mk.

Mit diesem schön ausgestatte» ten Buche bringt die „Nordische Bücherei" einen Band der be» rühmten Lie'schen Märchen. Zum Teil sind es Märchen für Erwach- sene. Die Titelnovelle Lindelin behandelt in glänzender Form das große Pandoraproblem: Lindelin das Trollweib, die Seelen» und Gefühllose, die immer von neuem die Männer narrt, vom reichen Kaufmannssohn bis zur alten Exzellenz. Die meisterhafte Erzäh» lung ist ein klassischer Narren» spiegel zum Thema Weib. In der' Erscheinungen Flucht wird dieses Buch sicherlich seinen Platz behaup» ten, es kann mit gutem Gewissen warm empfohlen werden.

M. G.

Ionas Lie. Rutland.
Eine Seegeschichte. Leipzig. Verlag von Georg Merseburger. Preis broschiert 2.50 Mk., geb. 3,5N Mk.

Die Nordische Bücherei hat es sich gegenüber der Hochflut oft minderwertiger Übersetzungen zur Aufgabe gestellt, nur solche Werke nordischer Literatur herauszu» bringen, die als hervorragende Kunstwerke bei uns begründeten Anspruch auf Bürgerrecht haben. Daß dieser Leitsatz nicht nur Re» densart ist, hat der Verlag mit sei» nen bisherigen Veröffentlichungen bewiesen. Dieser Band: Rutland ist ein herrliches Seebuch, wie wir in unserer Literatur nur wenige aufzuweisen haben. Rutland ist kein Leihbibliotheksbuch, das man nach der Lektüre wieder abliefert,

es ist ein Buch, das man in seiner ständigen Bibliothek haben müßte, weil man immer wieder danach greifen wird. M. G.

Otto Rühle: Das prole» tarische Kind. Eine Mono» graphie. Geheftet 3,— Mk.. in Leinen gebunden 4,50 Mk. Ver» lag von Albert Langen in München.

Mit diesem Buche übergibt der bekannte Verlag allen, die noch einiges Interesse am Leben und Gedeihen unseres Volkes haben, ein ernstes, nachdenklich stimmen» des und mitleidvoll bewegendes Werk. Über den Nachwuchs der unteren Volksschichten, aus denen doch immerwährende Verjüngung steigen sollte, hat man bisher noch nie in zusammenhängender und umfassender Weise der Öffentlich» keit berichtet, ja auch den an der sozialen Fürsorgebewegung teil-nehmenden Kreisen und Faktoren sind die traurigen Tatsachen des elenden Daseins der proletarischen Kinder Wohl nur in Einzelheiten bekannt. In allen Kreisen, ja in allen Familien sollte dies Buch zu

Hause sein und sein Inhalt immer - jedem gegenwärtig, — dann könnte vieles, wenn auch nicht gleich alles, besser werden! —

Heinrich von Schoeler:
Rafael von Urbino.
Kunstgeschichtlicher Roman in Bildern. 300 Seiten mit 14 Kunstblättern. Geh. 3,50 Mk., in Leinen geb. 4,50 Mk. 1911, Leipzig. Verlagsbuchhandlung Schulze H Co.

Wie der bekannte Autor in seinem vor drei Iahren erschiene» nen und glänzend aufgenomme- nen historischen Roman „Kaiser Tiberius auf Capri" den Versuch wagte, den genialen Cäsar zu schildern, abweichend von dem Bilde, das eine unkritische Schul» tradition uns von ihm übermittelt hat, so bietet Dr. H. von Schoeler in seinem neuesten kunstgeschicht» lichen Roman „Rafael von Ur» bino" ein auf der Grundlage sorg» fältiger Studien gezeichnetes Bildnis Rafael Santis, das den großen Urbinaten der historischen Wirklichkeit entsprechend darstellt. Nur ein absoluter Beherrscher historischer Darstellungskunst konnte aus dem Vollen heraus ein solch' großzügiges Lebensbild des genialen Künstlers und zu- gleich ein wichtiges Dokument der Blüte der italienischen Renais» sancezeit schaffen.

Dmitry Mereschkowski:
„Leonardo da Vinci".
Historischer Roman aus der Wende des 15. Iahrhunderts. Vom Verfasser autorisierte deutsche Übersetzung. Erste, vollständige Ausgabe. 580 Sei» . ten mit 16 Kunstblättern, vor» nehm gebunden. Preis nur 3,—Mk. Leipzig 1911. Ver» lagsbuchhandlung Schulze K Co.

Seit einigen Iahren erfreuen sich die Literatur» und Kunst» freunde Deutschlands einer vor» züglichen, vom Verfasser autori» sierten Übersetzung des dichterisch und kulturhistorisch gleich interes» santen Romans: „Leonardo da Vinci" von Dmitry Meresch- kowski, der zu den ersten und führenden Schriftstellern des mo» dernen Rußland zählt. Es ist

nun mit aufrichtiger Freude zu begrüßen, daß sich die Verlagsbuchhandlung Schulze K Co. in Leipzig entschlossen hat, durch eine neue, vollständige und jetzt auch noch durch 16 prächtige Kunst» blatter illnstrierte Volksausgabe in geschmackvollem Geschenkband zum Preise von nur 3,— Mk. den Genuß des Romans auch den wei» testen Kreisen der Gebildeten aller Stände zu ermöglichen.

Kurt Münzer: Kinder ber Stadt. Roman. Titelbild von Professor Max Sievogt. (Vita, Deutsches Verlagshaus. Berlin»Ch.) Preis broschiert 5,— Mk., gebunden 6,50 Mk.

Kurt Münzer hat mit diesem Buch den großen Roman geschrieben, der ihn in die erste Reihe unserer Schriftsteller stellt. Er hat sich zum Thema nicht das Schicksal eines einzelnen Menschen gewählt, sondern sein Held ist eine Stadt, ist die große Stadt, ist Verlin! Die Geschichte einer Gruppe von Menschen, die im Banne der Stadt sind, geben die Momente zu der bunten und bewegten Hanl>»

lung her. Die Menschen dieses Romans sind abhängig von der Stadt, erliegen ihrer Verführung, verlieren an sie ihre Kraft, ihre Seele, oder gewinnen ihr Macht, Kräfte und Künste, Liebe und Reichtum ab. Vielleicht ist es der erste wahrhafte Roman von Berlin. In ihm gewinnt die Stadt ein oft erschreckend wahres Leben. Mit empfindlichstem Sprachge» fühl geschrieben, in seiner edlen Diktion, seinem beherrschten Ausdruck, seiner prägnanten Charakterisierung und seinen dichterischen Schilderungen erfüllt dieser Ro» man aufs schönste die früheren Versprechngcn des jungen Schriftstellers: er ist ein geklärtes, reines und darum bleibendes Kunstwerk.

Iakob Wassermann: Der goldene Spiegel. Erzählungen in einem Rahmen. (S, Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 4.50 Mk., gebunden 6,— Mk.. in Leder 7,50 Mk.

„Erzählungen in einem Rahmen" nennt Wassermann sein neues Buch. Es sind da vier junge Männer, Freunde, verschieden an Temperament und Bil» dungstendenz, die zu einer schönen Schauspielerin, Franziska, ein freundschaftliches Verhältnis haben, dessen eigentümliche Innig» keit weder durch Eifersucht, wozu sie nacheinander ein Recht hätten, noch durch das undurchsichtige Wesen der schönen Frau getrübt wird. Eines Tages verläßt Franziska mit einem Abenteurer die Stadt und vermacht den vier Freunden als Andenken einen goldenen Spiegel, ein antikes Gerät von großer Schönheit. Als sie nach Iahr und Tag wiederkommt, irgendwie verwundet in ihrem tiefsten Wesen, gerät sie auf den Einfall, den Spiegel, der inzwischen wegen der Unsicherheit des Besitzes mehr Unruhe als Freude gestiftet hat, demjenigen zuzuerkennen, der die schönste Geschichte erzählen wird. Die Gesellschaft befindet sich in der Muße des Sommeraufenthalts, man besucht einander herüber und hin» über, und es hebt ein Erzählen au, das, wie bei so jungen, geist»

reichen Leuten natürlich, des Wetteifers gar nicht mehr bedarf, um immer weiter und abenteuerlicher in sich zu greifen. Man merkt es Wassermann an, welche Freude und Genugtuung ihm fei» ne Erfindung schafft. Es ist ihm immer zu eng gewesen im Bereich eines thematisch vorgeschriebene» Plans. Ietzt kann er seiner Phan» taste, seiner Lust, durch alle Zonen und Zeiten zu schweifen, seiner Zweifelsucht und seinem Glauben die Zügel locker lassen: die Nobel» len selbst sind zum Teil Perlen seiner Kunst.

Heinrich Spiero: Verschworene der Zukunft.
Ein Roman. Im Xenien»Verlag zu Leipzig. Geh. 3.— Mk., in Leinen 4,— Mk.

Die Iahre von 1888—1890. vom Tode Kaiser Friedrichs bis zu Vismarcks Abgang, bedeuten nicht nur einen Umschwung in der hohen Politik Deutschlands und Preußens, sondern in ihnen voll» zog sich auch eine Umwandlung der Stimmung im ganzen Volke und besonders in der Iugend. In solche Kämpfe führt Spieros Ro»

man. Dem jungen Menschen, der hier vom Schüler zum Manne ein» porwächst, schlägt durch alle per» sönlichen Schickungen das lebhaf» teste, von dem im Feldzug gefalle» nen Vater überkommene Vater» Iandsgefühl bestimmend durch. Was er zwischen studentischen Zwistigkeiten und dem Sin und Her eines reichen, stillen Liebesge- schicks erlebt, ist nicht zufällige Zeitgeschichte, sondern gehört ganz und gar zu einem deutschen Leben, das sich schon in früher Iu» gend nur im Ganzen wirklich füh- len kann und mag. Die engeren Verhältnisse der ostpreußischen Heimat, die weiteren Berlins, die fremdartigen Rußlands, das alles führt ihn immer wieder auf das gleiche innerlich begriffene natio- nale Ideal, dem in bescheidener, aber kämpfevoller Stelle zu dienen er sich am Ende entschließt. So wächst er aus der in ihm leben- digen ostpreußischen Überliefe' rung, wesentlich an Treitschles Hand, hinein in das größere Deutschland.

Karl Hans Strobl: Das Frauenhaus von Bres- ci a. Halbpergamentband. Mit farbigem Umschlag. (Vita, Deut- sches Verlaghaus, Berlin-Ch.) Preis Mk. 3,—.

Mit diesem Werk, so stark in seiner Eigenart, so spannend in seiner Handlung, so vornehm und reizvoll in seiner Formgebung, ist Karl Hans Strobl in die erste Reihe der Auserwählten unter den lebenden Schriftstellern getreten. Der heikle Stoff ist von Strobl in einer schlichten, aber um so wirksameren Form und mit großer Dezenz be- handelt. In wunderbarer Plastik erstehen seine Personen zum Leben und zum Leiden.

Ein Lebensbuch. Roman von Hermine Villinge r. Preis geh. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk. Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

In einem köstlich reifen, oft von Schwermut gedämpften Ton ist dieses Schicksalsbuch dreier Ge- nerationen niedergeschrieben. Die Feder führt Hermine Villinger einer Frau, deren eigenartiges, ver-

haltenes, musikalisches Temperament Konflikte und Erlebnisse heraufbeschwört, die nur von einer selbst aus tiefster Seele Schöpfenden wiedergegeben werden können. Die Verfasserin schildert eine reizvolle Frauengestalt, die,aus guten Bürgerkreisen stammend,als Gesellschafterin zu einer alten Gräfin auf ein Schloß kommt, das der Sitz eines adelstolzen Geschlechtes ist. Nichts von öder Romantik ist bei der Schilderung der Liebe zwischen ihr und dem Grafensohn, der sie zu seiner Gattin macht, zu spüren. Hermine Villinger die sich als Schwarzwalddichterin längst einen Namen von gutem Klang erwarb, versteht es, lebenswahr die seltenen Freuden und Schmerzen dieser Frau zu schildern.

Mar Dauthendey: Raubmenschen. Roman. Geheftet Mk. 5^0, in Leinen 7 Mk., in Halbfranz 9 M. Verlag von Albert Langen in München.

In Mar Dauthendey scheint ein unaufhörlich strömender, unerschöpflicher Quell zu wohnen, so reich an dichterischen Gaben ist er geworden, und so frisch und un-

mittelbar sind seine Schöpfungen. Seine Entwicklung vom orginellen Lyriker zum feinen Novellisten und kraftvollen Dramatiker hat viele überrascht, und staunend steht man nun vor diesem großen Roman, der als neue Seite von Dauthendeys genialer Begabung zeigt, daß er auch die innerlich und äußerlich raumgroße Form dieser breiten epischen Kunstgattung mit prachtvollem Stoff vollauf zu füllen vermag.

Ludwig Finckh: Die Reise nach Tripstrill. Roman. Titelholzschnitte von Mar Wucherer. Geheftet Mk. 3,—, in Pappband gebunden Mk. 4^0, in Halbfranz Mk. 6,—. Verlag von Albert Langen in München.

Unter den beliebten schwäbischen Erzählern der Gegenwart ist Ludwig Finckh eine der sympathischsten Erscheinungen. Seine stille, feine Art hat ihm sogleich bei seinem Auftreten einen großen Kreis von Freunden und Verehrern geschaffen, der ihm bis heute unverbrüchlich treu blieb. Die herzliche Aufnahme und starke Verbreitung seiner früheren Bücher, insbesondere des „Rosendoktor", wird auch seinem neuen Roman ohne Zweifel unvermindert zuteil werden, ist es doch ein echt schwäbisches Buch, und schwäbisch ist heutzutage von vornherein eine gute Note. Finckh danken wir an diesem Roman besonders die lebendige, vielfach von echtem Humor durchglänzte Darstellung der typischen Schwabenunruh; er hat darin wieder viel Feinheit in Beobachtung und Schilderung bewiesen. So wird dieses schöne Buch allen, die Finckh schätzen, eine rechte Freude sein.

Andrö Lichten berge r:Die kleine Majestät. Roman. Geheftet Mk. 3^0, in Pappband Mk. 5.—. Verlag von Albert Langen in München.

Auch ein „Buch vom Fürsten", aber von einem noch werdenden, von einem kleinen Buben also, der bestimmt ist, ein Nachfolger hoher Ahnen zu werden, und sozusagen die Hoffnung seines Landes „Pannonien" ist. Da er vater- und mutterlos ist, wird er „von

staatswegen" erzogen und muß
furchtbar viel lernen, was ihn gar
nicht interessiert. Dabei dient
er den politischen Parteien seines
Landes als Spielball, und dem
geheimen Streben der Familie seines
Onkels hätte er fast mit Leib und
Leben weichen müssen, wenn nicht
ein berühmter Arzt in letzter Stunde
eingriffe und — alles durchschauend
— einen längeren Aufenthalt an
der Riviera vorschriebe. Licht,
Luft und Freiheit und die Freund-
schaft mit einem kleinen englischen
Mädchen stärken und ermuntern
ihn. Mit schwerem Herzen nimmt
er endlich von den sonnigen Meeres-
ufern Abschied. Der Groll und
Schmerz darüber, daß er nie nach
seinem Herzen, sondern immer nur
nach den Bestimmungen der hohen
Herren sich richten muß, weicht
allmählich anderen Empfindungen,
und der kleine König kehrt mit
festen Vorsätzen für sein eigenes und
seines Landes Wohl in seine Re-
sidenz zurück.
KorfizHolm:Die Tochter.
Roman. Zwei Bände. Geheftet
450

? Mk., in zwei Leinenbänden 10 Mk., in zwei Haifischlederbänden 15 Mk. Verlag von Albert Langen in München.

Gute Bücher legen ihren Autoren große Verpflichtungen auf, und wer den „Thomas Kerkhoven" geschrieben, hat keine Nachsicht zu erwarten bei einem neuen Werk. Und Korfiz Holm hat diese für seinen neuen Roman „Die Tochter" auch nicht nötig. Er hat mit ihm sein starkes Können aufs neue und in überraschend reichem Maße bewiesen und dürfte nunmehr der besten einer unter den ganz wenigen sein, die den realistischen Roman in der gegenwärtigen Literatur von Rang zu vertreten und zu halten vermögen. Es ist wirklich eine Erfrischung, nach all den Büchern mit neuromantischem Dunst und nach den sogenannten „stillen" Büchern wieder etwas zu lesen das wirkliches Leben bietet, menschliches, erdhaftes, in tausend Beziehungen verästeltes Dasein, Regen und Ringen, Entfaltung undKampf, Nöte und Verzweiflungen, Liebe und Haß. Daß auch ruhige, sonnige, beschauliche Partien in diesem großen Roman enthalten sind, ist bei dem feinen Realismus Holms, der alle Gegensätze und Nuancen so wohl abzuwägen und zu mischen versteht, nur natürlich.

Iens Z. Kielland: Menschenwege. Roman. Leipzig, Verlag der Nordischen Bücherei von Georg Merseburger. Pr^s Mk. 3,- brosch.; M. 4 —gbd.

Iens Kielland, der Sohn Aleranders des Großen, debütierte bei uns mit seiner Geschichte von der See „Zwei Brüder." Der Erfolg war überraschend. Dieses Buch hat ihm mit einem Schlage neben seinem großen Vater einen guten Namen verschafft, es steht bereits in allen deutschen Iugendschriftenlisten als Lektüre für die reifere Iugend und erschien soeben in zweiter Auflage. Sein Roman „Menschenwege" ist ein tiefernstes, hochbedeutsames Werk, kein Eintagsfliegenroman. Mit atemloser Spannung läßt man sich von der Erzählung fortreißen und zum Schlusse sagt man sich trotz allem

Trüben: Du hast ein wirklich gutes, bedeutsames Werk gelesen, das dich sobald nicht wieder losläßt. „Menschenwege" ist ein feines tiefes Buch, das dem Namen Kielland alle Ehre macht, es sei angelegentlich empfohlen. M. G.

Stefan Zweig: Erstes Erlebnis. Vier Geschichten aus Kinderland. Einbandzeichnungen von Emil Preetorius. Leipzig, Insel-Verlag. Geheftet Mk. 3,50, in Pappband Mk. 5,—.

Stefan Zweig, der vor mehreren Iahren durch seine tiefgedachte Charaktertragödie „Thersites" zuerst die Aufmerksamkeit erregte und seither durch seine Verhaeren-Übertragungen allgemein bekannt geworden ist, veröffentlicht in diesem Bande vier Novellen, die aufs engste zusammengehören. Ein einziges Ereignis ist es, das unter verschiedenen Verhältnissen eine wechselnde Beleuchtung erhält, nie aber seinen inneren Sinn, seine besondere Tragik verliert und so bildet dieser Zyklus eine organische Einheit, in der dem Leser das poetische Problem zu menschlicher Allgemeingültigkeit gesteigert ent-

Weihnachts-Büchermarkt
gegentritt. In das Leben der Kinder tritt das erste Erlebnis; nun sind sie nicht mehr Kinder —; nicht mehr Blumen, sondern Menschen. Lange vor den eigentlichen Übergangsjahren, in ganz zarter Lebenszeit kann das geschehen. Zweig gewinnt damit der Poesie des Kindes neue Seiten ab, die sein Werk von den verbreiteten Darstellungen anderer Autoren gänzlich unterscheiden.

Lucie Hörlyk: Die alte Plantage. Roman aus Westindien. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber. Geheftet Mk. 3^0, in Leinen Mk. 5,—. Verlag von Albert Langen in München.

Es ist sehr viel Schönes in diesem Roman enthalten, der schon seines Milieus wegen interessieren wird. Lucie Hörlyk, in ihrer Heimat hochgeschätzt, hat sich mit ihm in Deutschland sehr gut eingeführt.

Felir Galten: Das Schicksal der Agathe. Drei Novellen (Das Schicksal der Agathe. Heimfahrt. König Dietrichs Befreiung). Einbandzeichnung von Emil Preetorius. Leipzig, Insel-Verlag. Geheftet Mk. 3—, in Leinen Mk. 4^0.

Der Wiener Dichter Felir Salten hat auf den verschiedensten Gebieten der Poesie bemerkenswerte Erfolge errungen, doch darf man die Novelle als seine eigentliche Domäne bezeichnen; seine konzentrierte Erzählungskunst, seine Macht über die Stimmung, feine Neigung für Charaktere, die über dem Alltag stehen, prädestinieren ihn dafür. Diesmal kommt er mit zwei historischen Novellen zu uns, von denen die eine ein bewegtes Bild der österreichischen Kriegslager im 17. Iahrhundert entrollt, die andere die Tragödie des Herrschers von neuen, eigenartigen Seiten zeichnet. Dazwischen hat er, als ein dämonisches Intermezzo, ein Gegenwartsbild vom Mittelmeer gestellt; auf der Fahrt von Kairo nach Venedig vollzieht sich die innere Gesundung eines Mannes im erfolgreichen Ringen mit einer vom Dichter fast symbolisch gemalten Frau.

Ludwig Thoma: Der Wittiber. Roman. Gebeftet Mk. 4,—, gebunden in Leinen Mk. 5,50, in Halbfranz Mk. ?,—. Verlag von Albert Langen in München.

Es ist nicht leicht, Worte zu finden, die einfach genug wären, an die schlichte Größe dieses Buches heranzureichen. Wunderbar vollendet wiedergegeben ist die Redeweise der Bauern. Und auch wo Thoma rein erzählend das Wort nimmt, tut er es mit einer so beherrschten Einfachheit und mit einer so vollkommnen Unterwerfung unter das eigene Werk, unter dessen Milieu und dessen Menschen, daß man sich keinen Satz anders denken könnte, als er geschrieben steht. — Auf die Gefahr hin, den Autor zu kränken: Es ist bis jetzt sein bestes Werk. — Und es ist eins unserer besten Bücher überhaupt.

Musikbeigabe
3.
Usloäi«.
HnlI«ml«. ix ^.,»'
H^eÄ» 2«li«i!,!«l,c>p»l
Mt Genehmigung des Verlages der Schlesiuger'schen Buch- u. Musikhandlung (Rob. Lieüau) Verlin.

Zu der Musikbeigabe.

Aleris Hollaender.

Nachdem in letzter Zeit hier mehrfach junge noch unbekannte Tonsetzer zu Gehör gekommen sind, soll diesmal eines Komponisten gedacht werden, der bereits am 26. Ianuar des vorigen Iahres unter reger Beteiligung zahlreicher Verehrer und dankbarerSchüler seinen 7d.Geburtstag in geradezu beneidenswerter geistiger und körperlicher Frische gefeiert hat und voraussichtlich noch manches Iahr rastios tätig sein wird. Es ist dies Aleris Hollaender.

Ein Leben voller fruchtbarer Arbeit liegt hinter ihm; nur zu einem verhältnismäßig geringen Teil konnte es der Komposition zugute kommen, da es in der Hauptsache durch pädagogische, schriftstellerische und reproduzierende Tätigkeit ausgefüllt war. Verweilen wir zunächst bei letzterer, so denken wir weniger an seine Betätigung als Klavier- und Geigenspieler als an seine Tätigkeit als Dirigent von Chören. Als er noch auf dem Elisabetan in Breslau den Grund zu seiner feinen humanistischen Bildung legte, dirigierte er schon einen von ihm gegründeten Chor. In Berlin, wo er das Universitätsstudium bald zugunsten der Musik aufgegeben und in der Akademie der Künste treffliche Lehrer in E. Grell und A. W. Bach gefunden hatte, rief er hauptsächlich zur Pflege zeitgenössischer Musik den Cäcilien-Verein 1865 ins Leben, den er nach vierzigjährigem Bestehen selbst auflöste. Ihm verdanken die Berliner Erstaufführungen des „Odysseus" von Bruch, des „Requiems" von Verdi, des „Verlorenen Paradies" von Rubinstein, um nur einige Werke hervorzuheben; vor allem aber wird ihm unvergessen bleiben, daß er, obwohl er keineswegs Lisztianer war, sondern neben Iohann Sebastian Bach vor allem Mendelssohn und Schumann verehrte, Lißts „Christus" erstmalig aufführte. ^

Gern nahm er, der uns auch vortreffliche Ausgaben vor allem der Klavierwerke Schumanns geschenkt hat, auch die Feder, die uns hoffentlich auch noch seine Lebenserinnerungen schreibt, zur Hand; vor allem war er ein eifriger Mitarbeiter

ander „Neuen Zeitschrift für Musik."
Dreiundzwanzig Iahre war er erst
alt, als er die bedeutungsvolle
Forderung aufstellte: „Der Schul-
gesangunterricht muß die Grundlage
der musikalischen Erziehung bilden."
Erst 1877 wurde er dazu berufen,
diese Forderung praktisch zu ver-
wirklichen: er wurde Gesangslehrer
an der berühmten Viktoriaschule,
wo er noch heute segensreich wirkt
und auch treffliche Schülerinnen-
aufführungen zustande bringt. Der
schönste Lohn für seine gesangs-
pädagogische Tätigkeit, neben der
er stets als Klavierlehrer wirkte,
war es, daß die amtlichen Bestim-
mungen über den Gesangsunterricht
an höheren Mädchenschulen vom
Iahre 1906 durchaus seinen Vor-
schlägen entsprechen. Goldene Worte

Zu der Musikbeigabe
enthält auch seine eben erschienene kleine Broschüre „Musikalische Erziehung".
Als Komponist ist Professor Aleris Hollaender mit Chorwerken, von denen ein großes sechsstimmiges „Requiem" leider ungedruckt geblieben ist, mit Liedern, unter denen „Die Spröde" und „Die Bekehrte" (von Goethe), sowie die Baßlieder „Ablösung" und„Morgenlied" eine sehr große Verbreitung gefunden haben, mit Kammermusikwerken, darunter einem recht gelungenen „Klavierquintett" und zahlreichen Klavierstücken an die Öffentlichkeit getreten. Unter den letzteren dürften die „Variationen über ein Thema von Schubert" für 2 Klaviere wohl sein reifstes Werk sein. Wer Gelegenheit hat Kompositionen für 2 Klaviere näher kennen zu lernen, wird auch gern zu Hollaenders „Variationen über ein eigenes Thema" und seinen „Ländlern" greifen. Sehr reizende Stücke eristieren von ihm auch für Klavier zu 4 Händen. Unter den zweihändigen nenne ich in erster Linie sein geradezu populär gewordenes „Rokoko" und seine in Bachschem Stile gehaltenen Stücke. Ganz eigenartig sind zwei Hefte („Intermezzi") für die linke Hand allein. Ich wähle daraus die sehr ansprechende „Melodie" zugleich auch, um unserem Leserkreis eine Vorstellung davon zu geben, wie wohlklingend, ungekünstelt und bequem man auch für die linke Hand allein schreiben kann.
Gemeinsam allen Kompositionen Hollaenders ist stets ein wirklich empfundenes Gefühl und die deutlicheFührungder dies aussprechenden Melodie, auf die es ihm in erster Linie ankommt, die logische Ausbildung der Harmonie und die vollendete Satzkunst. Zu einer besonderen Berühmtheit unter den Fachgenossen ist er durch seine meisterhafte Beherrschung derCanon«form geworden. Auch der musikalisch architektonische Aufbau zeugt bei ihm stets von feinstem Geschmack, eine Folge seiner trotz steter Fühlung mit den Zeitgenossen beibehaltenen eingehenden Beschäftigung mit den

Klassikern, deren Wert für die
Gegenwart noch immer unerschöpf-
lich ist.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Wir dm gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. Curt Radlau«, Berlin W.. Traunsteinerstraße 3.
Druck der Schlesischen Buchdruckern v. S. Schotllacnder, A.-G., Breslau III.
Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen
nicht Rückporto bciliegt.